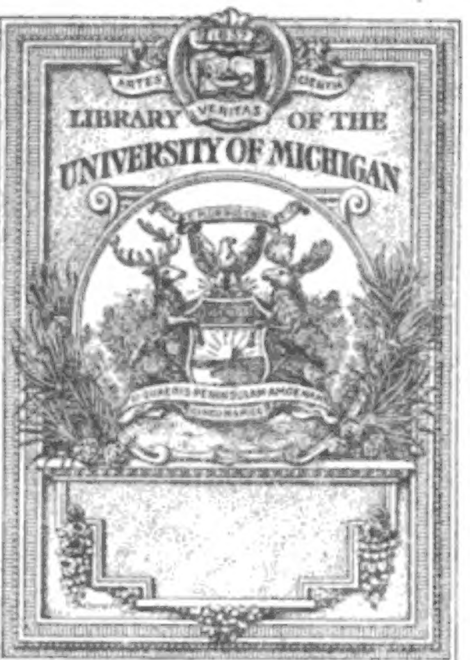


1824 v. Zürich.







Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirthschaft,

nach den

verschiedenen Abweichungen einzelner Kantone.

Nebst einer kurzen Anzeige der Merkwürdigkeiten dieser Alpen.

Von

Johann Rudolf Steinmüller,

Pfarrer der evangel. reform. Gemeinde Gaiß im Kanton Sentis.

Erstes Bändchen,

welches die Alpen- und Landwirthschaft des alten Kantons Glarus enthält.

Mit drey Kupfern.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung. 1802.

Erklärung der beygefügten drey Kupfer.

Das Titelkupfer stellt einen glarnerischen Wildheuer auf seinem verwegenen Marsch in das Hochgebirg vor, dem eine Ziege nachfolgt, die er deßwegen mit sich nimmt, um den Tag über und am Abend und Morgen mit ihrer Milch den Durst zu stillen. Auf seiner Schulter trägt er einen Heurechen und eine Sense, an denen das Wetzsteinfutter mit dem Wetzstein und ein Heugarn herabhängt. Seine Kleidung ist die gewöhnliche des glarner Aelplers, nemlich ein Hirthemd, unter dem sich eine Weste und ein Theil der Beinkleider befindet. Die Strümpfe gehen nicht bis in die Schuhe hinunter, sondern nur bis an die Knöchel. Anstatt diesen befindet sich in den Schuhen feines Heu, das über die Schuhe herausgeht. Unten an den Schuhen sind die Fußeisen befestiget. In der Abbildung stehen die eigentlichen Gebirgseisen, die der Wildheuer nur selten, immer aber der Gemsenjäger trägt. Die Fußeisen der Wildheuer heissen Träppli, haben anstatt 8 nur 4 Griffe, die zu beyden Seiten in der Mitte des Fusses eingreifen. Mehreres von dem Wildheuer steht auf S. 17 bis 20 und S. 181 bis 183.

Das zweyte Kupfer bey S. 118 stellt zur Linken eine Sennhütte und zur Rechten einen Käsgaden vor, so wie sie im Klönthal anzutreffen sind, und auf Seite 117 bis 126 beschrieben stehen.

Das dritte Kupfer bey S. 124 enthält die Abbildung des sogenannten Wellers oder der Küche der Sennhütte.— In einer Ecke derselben befindet sich der Feuerheerd, wobey das küpferne grosse Wellkessi ob dem Feuer hängt; wenn dies auf die Seite gedreht oder genommen wird, und der Senn für sich kochen will, so läßt er die oben über einen Stab geworfene Kette hernieder, und hängt das in der Oeffnung für das Tageslicht stehende kleine küpferne Kochkesseli an dieselbe über das Feuer. Auf dem Heerde steht eine grössere und eine kleinere Etschertause, und an dieser Wand hängt der Salzbeutel. Auf der andern Seite stehen in der Ecke zwey Ziegerbürre, und in einer Leiste an der Wand steckt ein Birkenbüschel (Kesselputzer), ein Paar Nidelkellen, einige Eßlöffel und ein eiserner Versuchlöffel. Nahe dabey hängt auch die Oellampe, ferner die Kübelsiene und der Ankenkübel lehnt an dieser Wand an. Oben unter dem Dache schweben zwischen zween Balken mehrere

Milchgeysen. Auf dem Boden stehen ein Paar Schweinbrennten und der Schweinnapf. Der Senn hat hier die Milchkelle in der Hand. — Die nähere Erklärung dieser Geräthschaften selbst befindet sich auf S. 126 bis 132.

Die nachstehenden, wegen der Entfernung des Verfassers vom Druckort, eingeschlichenen Druckfehler wolle jeder Leser selbst verbessern:

Seite 20 Zeile 23 lies ersteren anstatt erstere.
= 25 — 8 — niederen — niedere.
= 36 — 14 — wieder — wirede.
= 106 — 25 — Alpenfohle anstatt Alvenlohle.
= — — 26 — Senntenpfarren anstatt Senntenfarren.
= 114 — 23 — um 6 Gulden der Zentner, anstatt um 6 Gulden.
= 128 — 10 — Aelpler anstatt Belpler.
= 129 — 23 — Gasterland anstatt Glarnerland.
= 158 — 11 — ward anstatt wird.
= 171 — 10 — Alters anstatt Aelters.
= 174 — 15 — einer — einem.
= 199 — 28 — Grätli — Grütly.
= 181 — 32 soll von dem Murmelthierfett heissen, daß es seltener innerlich als äusserlich gebraucht werde. Was Ebel von dem Murmelthier im Glarnerlande sagt: steht wörtlich in den Beyträgen zur nähern Kenntniß des Schweizerlandes, von Herrn Rud. Schinz, 4tes Hft. S. 532, und soll auf die bernerische Landschaft Sanen passen.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden eingebunden:

Der Wildheuer neben den Titel.
Die Sennhütte und der Käsgaden zu S. 118.
Das Innere der Küche in der Sennhütte zu S. 124.

Vorrede.

So sehr es zwar seit einigen Jahren unter fremden Reisenden gleichsam zur Mode geworden ist, über die Schweiz und über schweizerische Gegenstände zu schreiben; so häufig es geschah, daß bald ein jeder, der nur einen Blick in die Schweiz warf, auch diesen schon beschrieb und ihn verwegen unter die Presse drängte; — eben so häufig geschah es auch, daß man einheimische Schweizer, wenn sie diese Abrisse ihres Vaterlandes oder eines Theils desselben mit ihren Gegenständen selbst verglichen, über ihre Unvollständigkeit, und — nicht selten — zugleich über ihre Unrichtigkeit in die bittersten Klagen ausbrechen hörte. — Und in der That, wie sollte der Fremdling, der ein ihm unbekanntes Land das erstemal und gewöhnlich nur vorüberfliegend bereist, aus den aller Orten

zusammengestoppelten Nachrichten ein richtiges und vollständiges Ganzes liefern können, wozu Jahrelanges Nachforschen und Selbstbeobachten erfodert wird! — Unsere nächstkommenden Reisenden werden zwar vermuthlich in ihren Schilderungen der Schweiz mehr politische als geographische Gegenstände beschreiben; allein in jedem Falle ist es zu wünschen, daß doch die grosse Zahl auswärtiger Schriftsteller und ihre litterarischen Produkte über die Schweiz durch Schweizerische Vaterlandskundige und durch ihre, aus eigenen vieljährigen Beobachtungen geflossenen Folgerungen je länger je mehr verdrängt werden, und uns immer bekannter mit einem Lande machen mögen, das uns so mütterlich nährt, und das so viele beschrieben haben, aber so wenige noch kannten. Und diesen Wunsch äussere ich um so herzhafter, einerseits: da es in unsern neuern Zeiten vorzüglich Schweizern unendlich leichter ist über Gegenstände einzelner Kantone vollständige Nachrichten einzuziehen, welches vorhin der Argwohn: man möchte das Land verrathen oder den Vortheil eines Kantons einem andern einberichten

wollen u. dgl. äusserst erschwerte, und in vielem unmöglich machte; anderseits aber: da die öffentlichen Archive Freunden der vaterländischen Geschichte williger geöffnet werden, als vor Zeiten, in welchem Fall auch ich schon unserer ehmaligen verehrungswürdigen Landesobrigkeit und nachher dem würdigen Minister der Justiz und Polizey sehr viel zu verdanken habe.

Aus allen diesen Gründen wage ich es, hiemit eine Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirthschaft in ihren verschiedenen Abweichungen, die nach und nach in einzelnen Bändchen herauskommen wird, anzukünden, und rücke in dieses erste Probe-Bändchen eine umständliche Beschreibung der Alpen- und Landwirthschaft meines unmittelbaren Vaterländchens, des ehmaligen Kantons Glarus, ein. — In wie ferne ich nun in diesem ersten Versuche über einen bis dahin so selten und so unvollständig beschriebenen Schweizergegenstand, die oben gerügten Abwege vermieden habe, oder aber auch auf dieselben verfallen sey, darüber entscheide das nachsichtsvolle Urtheil meiner

Leser, das ich von denjenigen am zuversichtlichsten verhoffe, die selbst ähnliche Versuche machten, und daher aus eigener Erfahrung wissen: wie viel dazu erfodert wird, um etwas durchaus richtiges und vollständiges der Art liefern zu können. — Bey eingeschlichenen Fehlern aber sey mir vergönnt, nur dieses einzige zu einer etwelchen Entschuldigung anführen zu dürfen: daß ich bey demjenigen, was ich nicht selbst sehen und beobachten konnte, durchaus nichts nur auf die blose Aussage eines einzigen hinschrieb, sondern erst auf völlig gleichlautende Berichte mehrerer meiner Landsleute, deren Wahrheitsliebe und Sachkenntniß mich keinen Irrthum ahnen liessen; so wie die angeführten obrigkeitlichen Verordnungen und Gesetze aus den Originalakten selbst gezogen sind.

Daß ich schon diesmal, und in Zukunft, auf alle Nebenumstände merkte, und meinen Gegenstand sehr umständlich beschreibe — wird mir verhoffentlich zu keinem Vorwurfe gereichen, indem ich durchaus nicht nur Bruchstücke zu liefern, sondern so vollständig zu seyn suche, als es mir immer

möglich ist. — Wenn einst alle einzelnen Kantone auf diese Art beschrieben sind, so scheint mir dann erst eine Uebersicht auf's Ganze möglich, die alsdann zu den wichtigsten Bemerkungen reichen Stoff darreichen kann.

Was endlich die jedem Bändchen anzuhängenden Nachrichten von den sehenswürdigsten Naturmerkwürdigkeiten in jedem Kanton anbetrifft, so hoffe ich diese werden besonders den reiselustigen Schweizern und Nichtschweizern willkommen seyn, und zwar um so mehr, da selbige immer nicht mehr als höchstens 3 bis 4 Bogen eines jeden Bändchens anfüllen werden.

Möchte es mir bey diesen meinen jugendlichen Versuchen — die ich für nichts anders zu beurtheilen bitte — gelingen: dadurch nicht allein einen etwelchen Beytrag zur nähern Kenntniß unsers Landes auch in diesem Fache, und einige Winke zu möglichen Verbesserungen hierin geliefert, sondern darin zugleich auf die Weisheit und Güte des Allvaters aufmerksam gemacht zu

haben, die sich eben so wohl auf den wilden, und scheinbar zwecklos dastehenden Alpengebirgen, als in den lachenden fruchtbaren Fluren im bewohnten Thale, offenbart!

Gaiß, den 29ten Jänner 1802.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

Die

Die Alpenwirthschaft des alten Kantons Glarus.

Der Alpen Name und Zuname.

Unter dem, gewöhnlich aus dem Zeltischen hergeleiteten Wort Alpen, versteht man eine Kette von ausserordentlichen Gebürgen, die ihren Ursprung zwischen Frankreich und Italien am mittelländischen Meere haben, beyde Länder von einander trennen, und wovon der grössere Theil einen Arm rechts der südlichen Schweiz zu bis nach Tyrol, Oesterreich und der Donau erstreckt; ein anderer Arm aber sich gerade rechts ausdehnt, und die Schweiz von Frankreich unter dem Namen Jura Gebürg scheidet. Dieses westliche Ende der Alpen gehört schon zu den Schweizergebürgen, und verbreitet sich durch einen Theil von Burgund, Franche - Comté, Ober-Elsaß und die nächstangrenzenden Gegenden der Schweiz; nordwärts geht dieses Gebürge in die schwäbischen über; ostwärts schreitet es in's Tyrolische, Salzburgische, Kerntische und Steyrische fort, und gegen Süden schließt es sich an die helvetischen Alpen, die savoyischen und Mayland an.

Jede einzelne beträchtliche Höhe oder Hervorragung dieses grossen Gebürgs könnte eine Alp genennt werden, allein weil viele davon immerwährend mit Eis und

A

Schnee bedeckt sind, und also — wenigstens dem Lande oder dem Besitzer von keinem unmittelbaren Nutzen sind, so nennt man solche Gebürgtheile in der Schweiz und also auch im Glarnerlande Firren (*) (Firn) und in einer erweiterten Bedeutung Gletscher. Mit dem Namen Alpen hingegen belegt man überhaupt alle diejenigen Weidstriche auf den Gebürgen, die des Winters wegen ihrer Entfernung, Höhe und Wildheit gewöhnlich weder von Menschen noch Vieh bewohnt werden können, und wohin deßwegen des Sommers ganze Viehheerden getrieben werden, um das Gras dort wegzufressen und zu benutzen, und daselbst entweders Gelt- und Mastvieh zu füttern, oder Butter, Käse und Zieger zuzubereiten. In der Bedeutung, in welcher die Schweizer dieses Wort nehmen, haben sie daher recht zu sagen: daß es ausser ihrem Lande und den benachbarten zu der nämlichen Gebürgsreihe gehörigen Ländern, keine Alpen giebt, weil man in der That noch von keinem Gebürge Nachricht hat, wo die Bewohner auf die nämliche Art, wie die Schweizer, von ihren Bergen leben, und die nämlichen Arten von Milchproduckten auf denselben erzielen.

Weil aber unsere Glarner Alpen verschiedene Eigenthümer haben, so sind sie daher auch in verschiedene Ab-

---

(*) Anmerkung. Ich hoffe, es werde meinen Lesern nicht zuwider seyn, wenn ich bey jedem Gegenstand die Idiotismen der Aelpler hinsetze, die bey einer vollständigen Bearbeitung meines Texts mit zum Ganzen gehören, und die ich daher jedesmal mit grösserer Schrift abdrucken lasse.

schnitte oder besondere Alpen eingetheilt, wovon eine jede auch einen besondern Zunamen hat, wie z. E. die Mürtschen-Alp, die Frohn-Alp, die Limmern-Alp, die Sand-Alp u. s. w. —

Diese einzelne Alpen sind zugleich unter sich entweder durch ungeheure Felsenwände, oder durch aus hölzernen Planken oder Latten verfertigte Zäune, oder durch trockene Mäurchen (welches die allervernünftigste und allergewöhnlichste Art ist) von einander unterschieden. —

Obrigkeitliche Schatzung der Grösse der Alpen.

Nicht alle Alpen unsers Landes sind gleich groß. Die größte, nämlich Obersee-Alp, enthält einen Raum in sich, der 786 Stössen oder Kühen Sommerfutter verschafft. Die kleinste hingegen, die Schlettern-Alp ernährt nur 13 Kühe oder Stösse. Die Grösse der Alpen wird nämlich nach Stössen bestimmt, und auch nach Stössen verkauft. Die Sommerweid für eine Kuh heißt ein Stoß; daher sagt man auch: die Alpen bestossen, d. h. Vieh in die Alpen verlegen. — Diese Alpenschatzung wurde schon in den ältesten Zeiten in unserm Lande obrigkeitlich gemacht. So findet man zum Beweis in den ältesten Rathsprotokollen des Glarner Archivs vom sechszehenten Jahrhundert Erkanntnussen über die Frage: „wie man die Alpen bestossen, „und Lehenkühe empfangen wolle?" welche lauten: „daß man aus einem jeden Tagwen (Gemeinde) ei„nem Manne die Anzahl des Viehs angeben, und dar„nach die Alpen bestossen solle"; auch wurde dann nach Maßgabe der grössern oder geringern Anzahl von Land-

vieh obrigkeitlich vestgesetzt, wie viele Stösse ausländisches Vieh in ein Sennten aufgenommen werden dürfe. Vorzüglich wurden diese Gegenstände an Landsgemeinden in Berathung gezogen, worüber aber abzuschliessen man nicht selten einem zwey- oder dreyfachen Landrath auftrug, welcher sich ehemals beynahe nach allen Landgemeinden jedesmal versammelte, und deßwegen so heißt, weil jedes ordentliche obrigkeitliche Glied noch zwey oder drey unpartheyische Männer mit sich in diesen Rath zog, die alsdann Sitz- und Stimmfähig waren. Gewöhnlich aber änderte man diese Landsgemeinds- oder Rathsschlüsse alle Jahre wiederum, welches der Obrigkeit nicht nur vielfache Bemühungen, sondern oft eben so viele Klagen und Beschwerden über ihre Verordnungen zuzog. Um nun diesem allem abzuhelfen, so wurden Ao. 1679 und 1710 auf Erkanntnuß einer gemeinen Landsgemeind (die deßwegen so genannt wird, weil derselben die Reformirten und die Katholischen, also alle Landesbewohner beywohnten) alle Alpen unsers Landes obrigkeitlich besichtigt und nach diesem eidlich vestgesetzt: mit wie viel Vieh jede Alp alle Sommer bestossen werden solle. Diese AlpenSchatzung wurde nun bis Anno 1771 unverändert beybehalten, wo einige Alp-Lehenbauren klagten, daß sie auf den meisten Alpen für mehr Stösse Lehenzins bezahlen müssen, als sie wirklich ernähren, indem selbige durch Ueberschwemmungen, Ronsen, Lauwinen, Erdschlipfe, Zerklüftungen der Kalkgebürge u. dgl. um vieles schlechter und unfruchtbarer geworden seyen, worauf obige Alpenschatzungen von Anno 1710 in einigem obrigkeitlich verändert und eingeschränkt wurden, wie in dem hinten angehängten vollständigen

Verzeichniß No. 1 selbst zu sehen ist. Diese Schatzung gründet sich eigentlich auf die Größe und Güte des Alpengrundes, (des Herrn Medikus (*) seine entgegengesetzte Meinung hierüber taugt also nicht auf unser Land) obwohl jedermann bemerken will, daß unsere Alpen noch eine grössere Einschränkung bedürften. —

Obige Bestimmung ist sehr nothwendig, weil sonst die schlechten Alpen brach liegen müßten, da hingegen alles Vieh auf die bessern und bequemern getrieben würde, woraus folgte: daß, so wie die einen Alpen nicht bestossen, so die andern überstossen, d. h. mit mehr Vieh besetzt würden, als wirklich Futter daselbst wäre, welches nicht nur den Alpengrund und seine Fruchtbarkeit verschlimmern, und viele Streitigkeiten zwischen den Alpbesitzern und ihren Lehenbauren, sondern überdieß gefährliche Viehseuchen erregen müßte. Es wurde deß-

(*) L. W. Medikus Bemerkungen über die Alpenwirthschaft, auf einer Reise durch die Schweiz gesammelt — Leipzig 1795. Eine Schrift von wichtigen Vorzügen, die ich — auch über unser Land — hin und wieder mit vielem Danke benutzte, die aber unmöglich in allem richtig und vollständig werden konnte: weil Herr Medikus sich über die schweizerische Alpenwirthschaft überhaupt ausdehnte, und nicht die eines jeden Kantons einzeln abhandelte, welche doch in vielen Stücken von einander abweicht; — und vorzüglich, weil er alle seine Bemerkungen nur auf einer einzigen Sommerreise sammeln konnte, die ihm nicht gestattete, sich an einem Orte lange aufzuhalten und genaue Untersuchungen anzustellen. —

wegen schon Anno 1735 erkennt: daß aus jedem Tagwen zwey ehrliche und verständige Männer zu Alpzählern bestellt werden, welche in Eyd genommen, das Vieh alljährlich auf den Alpen zählen und die Ueberstösser, d. h. diejenigen Bauren, welche mehr Vieh auf die Alp treiben, als die obrigkeitliche Schatzung gestattete, — alsdann anzeigen sollen; zudeme müssen die Alpenbestösser alle Herbst einer obrigkeitlichen Person bey'm Handgelübde anzeigen (anloben) ob sie den Alpenrodel beobachtet haben oder nicht, wo sie dann auf jeden Ueberstoß um 2 Kronen (eine Krone zu 24 Batzen gerechnet) gebüßt werden, das bis jetzo noch in allen Theilen geübt wird. —

Wer die Glarner Alpen nie gesehen hat, kann sich von ihrer Grösse und Ausgedehntheit keine Begriffe machen. Zwischen den Bergen, wo man oft glaubt ganz in felsigten Wüsteneyen verborgen und am Ende der Culturfähigen Welt zu seyn, eröffnen sich nicht selten dem Auge Weidstriche, die viele Stunden im Umfange haben, und dem Vieh das fürtreflichste Futter darreichen. Die zwey verdienstvollen glarnerischen Geschichtschreiber J. H. Tschudy und Ch. Trümpi nehmen an, daß alle Glarneralpen über 10000 Stösse Vieh, nebst mehr dann 4000 Stück Schafe jährlich den Sommer hindurch ernähren können, wofür in den 1770ger Jahrgängen nur der Alp Lehenzins eine Summe Gelds von mehr als 30000 fl. ausmachen mochte. Hingegen J. H. Pfändler, Pfarrer in Schwanden, behauptet in seiner gründlichen Beschreibung der hohen Berge des löbl. Orts und Lands Glarus auf 84 Seite gedruckt 1670 in 12., daß selbige damals

13000 Stösse stark gewesen seyen. (2 junge Rinder oder 7 Schafe, oder eine Kuh für einen Stoß oder 1 Pferd für 4 Stösse gerechnet). Nach dem damaligen geringen Ankauf der Alpen schlägt er einen jeden Stoß Alp für 30 fl. an (jetzo kostet einer 80 bis 100 fl.) nach welchem Ueberschlag also unsere Alpen damals 390000 fl. am Werthe hielten. — Sein Herr Großvater aber, Doktor Jost Pfändler, gewesener Landammann des Lands Glarus, meldet hievon in einem Sendschreiben an Marcum l'Escarbot (bes. dessen Tableau de la Suisse p. 52) folgendes: „Die Weite und Umkreis unserer Alpen ist so „groß, daß 15000 Stück grosses Vieh darauf den Sommer durch genugsam haben zu ihrer Unterhaltung, „die Heerden des kleinen Viehes, als der Schafe und „Geissen, hierzu nicht gerechnete; und dann so schreibt Josias Simlerus Lib. de Alpibus p. 128 nachstehendes: „Ich weiß ein Thal, welches in die Länge etwas zu „20000 Schritten hält, es ist aber an vielen Orten so „schmal, daß du vermeintest, mit einer Mußquetenkugel gar leicht von einem Ort des Bergs zu dem andern hinüber zu schiessen, jedoch aber haben glaubwürdige Leute bezeuget, daß in diesem Thal jährlich „15000 Stück grosses Vieh ernährt werden". Nach der neuesten obrigkeitlich festgesetzten Alpenschatzung von 1771 laut Beyl. No. 1. ernähren unsere Alpen 10907 1/2 Stösse, und 5145 Schafe. Wer sollte dieß wohl von einem Ländchen wie das Unsrige ist, glauben, das ungefähr 11 Stunden in der Länge und 9 Stunden in der Breite hat, und ausser zwey engen Thälern fast aus lauter Eisbergen zu bestehen scheint.

Von der Fruchtbarkeit und Eintheilung der einzelnen Alpen.

In Ansehung der Fruchtbarkeit unserer Alpen findet sich zwischen diesen und unsern Wiesen und Bergen ein grosser Unterschied. So wie unsre gedüngten Wiesen und Berge an hohem und fettem Gras den besten gleichkommen, so sind hingegen unsere, besonders höhern Alpen nur mit niederm Gras überwachsen, welches ein mageres trockenes Aussehen hat, so daß die Fruchtbarkeit derselben nicht so wohl in ihren hohen nnd breiten Grasarten, als in der ausserordentlichen Kraft derselben besteht, welches wirklich auch in Ansehung der Milch statt findet, indem die Aelpler nicht sowohl auf die Menge der Alpenmilch als auf die Güte derselben sehen, welche besonders auf den obersten und höchsten Alpentheilen ganz verdickt, gelblicht, und wie Nideln (Rahm) ist, die gar nicht einem jeden Magen wohlbekommt. Herrn Pfarrer Stalders Anmerkung in seinen Fragmenten über Entlibuch, Zürich 1797 1ter Thl. p. 232 ist also ganz richtig, nur glaube ich, irre er sich darin, daß er von der butterreichern Alpenmilch behauptet: „sie sey spezifisch schwerer, so daß eine Maß dieser Milch etwelche Loth gewichtiger seye, als eine Maß Milch auf einer schlechtern Weide oder selbst auf einer Wiese im Thal", — da ich mit Recht hierin gerade das Gegentheil glaube, indem die öligen Theile immer leichter als die wässerigen seyn müssen. — Derjenige also, der auf den Alpen eine solche Grasmenge erwartet, daß er sich vorstellt, die Kühe müßten wenigstens bis an den Bauch im Gras waden (das bey so vielen Fremden

schon der Fall war) irrt sich sehr, und seine Verwunderung steigt noch viel höher, wenn er auf solchen Alpen Kühe mit vollen Bäuchen und Eutern antrift, wo er so kurzes Gras sieht, daß es ihm beynahe unmöglich scheinet, wie es die Kühe abbeissen können.

Doch auch in Ansehung der Fruchtbarkeit unserer Alpen ist noch ein grosser Unterschied zu machen, der nicht nur darin besteht, daß einige Alpen steinigter und wilder als andere sind, sondern auch selbst die verschiedene Stäfel einer jeden Alp gehen hierin von einander ab. Alle Alpen sind nämlich in besondere Abtheilungen oder Stäfel eingetheilt. Gewöhnlich hat man deren zwey oder drey; den untersten, den mittlern, und den obersten Stafel. — Zu allererst fährt man mit dem Vieh (auf Alp, oder ab Alp fahren ist ein unsern Aelplern eigener Ausdruck, und bedeutet: das Vieh auf die Alp oder von der Alp treiben) in den untersten Stafel, weil es der unterste Theil der Alp ist, und also dort der Schnee am frühesten wegschmilzt. — Die Alpauffahrt ist gewöhnlich zu Ende des Mays oder zu Anfange des Brachmonats; zu Ende des letztern gehts in den mittlern Stafel, und erst zu Ende des Heumonats können die obersten Stäfel bezogen werden. Die Auffahrt und Abfahrt ist hier sehr gefährlich, und auf einigen wilden Alpen sind die Wege, die auf die obersten Stäfel führen, so holperigt und steil, daß das Vieh oft einen ganzen Tag unter Wegs seyn muß, um dahin zu gelangen, obschon ihre Entfernung nur eine oder zwey Stunden ausmacht, welches einzig daher kommt, weil man dasselbe nicht treiben darf, sondern weil man es ganz nach seiner Willkühr gehen lassen

muß (*). Ueberhaupt ist es beynahe unglaublich, durch was für unzugänglich scheinende Wege das Vieh auf die steilsten Triften hinaufgeführt wird, und man muß sich recht wundern, daß so wenige Stücke auf denselben verunglücken. Das Vieh sucht wirklich aus einem innern natürlichen Triebe das Hochgebürg, weßwegen die Viehzucht in den Gebürgen auch überall am besten betrieben wird. — Der Aufenthalt auf diesen obersten Stäfeln wird dann gänzlich durch die Witterung bestimmt; giebts einen trocknen und warmen August, so bleibt der Senn mit seinem Vieh bis über die Mitte des Augusts darauf; ist er aber naß, so muß er oft schnell auf die untern Stä-

(*) In einem interessanten Manuscript von dem berühmten Naturforscher J. J. Wagner steht folgende Stelle: „Die Alpen oder Hochgebürge in Helvetien sind an „ihrer Gestalt veränderlich und ungleich; dann so man „dieselbige anschauet, sind ihre höchste Gipfel oder „Spitze nakend, rauh und unfruchtbar; etwann sind „sie stotzachtig, und ihre Wand auf der einen Seite, „oft auch auf beyden Seiten so beschaffen, als wenn „sie mit einem Hobel geschürft und geebnet worden, „da man alsdann das Vieh mit Seilern in die Höhe „hinauf ziehet, und damit wieder hinunter lassen „muß, wie unter anderm in der Schwendi geschieht, „in dem Glarnerland, und auf einer Alp, die Ahorner Alp genannt". Allein diese Nachricht ist ganz falsch, und wird durchaus durch keine Beyspiele bestättigt; einzig ist am Wiggisgebürg bey Glarus eine schroffe Felsenwand, woran eine hölzerne Leiter hängt, auf der die Wildheuer hinaufsteigen, und die Ziege, die sie mit sich nehmen, um Milch davon zu erhalten, auf dem Rücken hinauftragen.

fel herabfahren, weil es — so bald es zu dieser Zeit nur ein wenig anhaltend regnet, sicher an diesen Orten schuhtiefen Schnee wirft, wodurch schon öfters Menschen und Vieh in die gefahrvollste Lage versetzt wurden.

Auf obigen verschiedenen Ståflen ist nun — wie schon gesagt — in Ansehung der Fruchtbarkeit ein grosser Unterschied. Die untersten Ståfel haben noch das långste und breiteste Futter, so daß man an einigen Orten — besonders um die Hütten herum, wo es sehr fett ist — durch hohes Gras und einige Dünger liebende Pflanzen tief waden muß. Hingegen je höher man hinauf kommt, desto kürzer aber dichter in einander gewachsen ist es, und vorzüglich hier findet man die eigentlichen Alpenpflanzen, die eine der vorzüglichsten Ursachen der besondern Güte des Alpenfutters sind. — Das Alpengras besteht meistens aus den nämlichen Grasarten, die auf den niedern Wiesen im Thal wachsen, nur erreicht es — vorzüglich auf den obern Alpståflen kaum den dritten Theil der Höhe, die es auf den Wiesen zu haben pflegt, und unterscheidet sich auch zugleich durch seine ungleich hellere Farbe, womit es das Aug eines jeden erquikt. — Die Kräuter, welche die Glarnersennen für die Milch-, oder besser für die Butterreichsten halten, sind auch — wie aller Orten in der Schweiz — die Mutten oder Muttern, Muttern (Phellandrium Mutellina L.) und die sogenannten unserer lieben Frauen Mänteli (Alchemilla vulgaris L.) die Allerorten, und also auch im Thale wachsen; denen man noch beyfügen kann: den Alpenwegerich (Plantago Alp. L.) Pimpinella alp. L. Alchemilla Alp.

L. Aretia helv. et Alp. L. Trifolium Alp. L. Astragalus alpin. L. u. a. m. —

Ueber die Ursachen der besondern Kraft des Alpengrases, erlaube man mir gerade des Herrn Medikus fürtrefliche Gedanken hierüber hersetzen zu dürfen. — „Man schreibt mit Recht" — dieß sind seine eigenen Worte, „dem Umstand viel zu, daß der Alpengrund „durch die vielen Wolken, die häufig auf diesen Bergen „liegen, durch den starken Thau, und durch die vielen „Bäche, welche die Alpen durchrieseln, so wie durch das „Schmelzungswasser des Schnees in der beständigen, „aber nicht überflüssigen Feuchtigkeit erhalten werde, „welche gerade zur Beförderung des Wachsthums der „Pflanzen am tauglichsten ist. Durch die so viele hundert „Jahre her immer auf einander gefaulten Graswurzeln, „auch durch den Dünger, den das weidende Vieh fallen läßt, ist der Alpengrund meistens fett; jedoch ist „dieser Boden auf der andern Seite nicht tief, so wie „auch das Klima der Alpen, das meistens kalt, höchstens gemässigt ist, den Graswuchs zurückhält, daher „diese Gräser nicht so hoch werden können. Wegen „diesem Umstand, und wegen der Abwesenheit der grossen Hitze auf den Alpen, welche die Pflanzen zur starken Ausdünstung ihrer Säfte reitzet, oder sie ausdorret, sind diese mehr konzentrirt in denselben, und „müssen daher nothwendig, sowohl von einer höhern „Farbe, als auch von grösserer innerer Kraft seyn (*).

(*) Die Bauren in Norwegen glauben, das Gras, das zu oberst auf den Bergen wächst, sey ein Polichrestmittel wider Viehkrankheiten; daher klettern sie oft

Da unsere Gebürge ebenfalls an Arzneykräutern aller Art höchst reichhaltig sind, so ist unser Glarnerland vorzüglich der Geburtsort des überall bekannten Schweizerthees (*), der aus vielerley Alpenpflanzen besteht, welche den Sommer hindurch gesammelt, in Päckchen vertheilt, und von dem überall spekulirenden Glarner in die entferntesten Gegenden von Europa versandt wird. — Nur Schade ist's hiebey, daß die Auswahl der Pflanzen nicht immer die beßte ist, und die Verbesserung derselben verdiente wirklich eine reiflichere Beherzigung sowohl unserer Aerzte als aber der Sanitätsräthe des Kantons. — Vorzüglich seit einigen Jahren wird auch bey uns ein nicht unwichtiger Handel mit gedörrten medizinischen Alpenkräutern und Wurzeln verschiedener Art gegen das Ausland, z. E. nach Straßburg und anderswohin getrieben, welche auf den Alpen nicht nur gegraben oder abgehauen, sondern auch meistens daselbst, im Schatten, gedörrt werden (**). — Eben so gräbt man alljährlich

---

nicht ohne Lebensgefahr auf die höchsten Berge, schneiden das Gras ab, das sich daselbst findet, und tragen es auf dem Rücken herunter; so wichtig scheint es ihnen, immer solch Gras gegen den Winter in Bereitschaft zu halten.

(*) S. Thea alpino montana glaronensium, oder hochgebürgisches Glarnerthee, d. i. Wund- und Falltrank-Species, von den Medicis daselbst aufgesetzt A. 1712 in 4. 8. S.; und Ch. Trümpi Glarner Chronik S. 33-34. — Storrs Alpenreise vom Jahr 1781. 1ter Th. S. XL.

(**) Diese neueste Beobachtung würde für unsere Sennen höchst beherzigungswerth seyn, daß der Lichen

eine ansehnliche Menge Entian- und Strentzen-wurzeln (R. gentiana lutea et magisteria L.), deren Kraut das Rindvieh nicht frißt, woraus gleichfalls auf den Alpen in kleinen sogenannten Entiunenhüttlenen ein feuriger Geist (Entiunenwasser) gebrannt wird, den unsere Bauern und Bäurinnen an Schmackhaftigkeit nicht nur den beßten gebrannten Wassern vorziehen, sondern ihme sogar noch Magenstärkende und der Gesundheit zuträgliche Kräfte zuschreiben; wobey aber vermuthlich mancher Fremde, der Gebrauch davon machte, ausrufen möchte: de gustibus non est disputandum! — Ein halber Centner Wurzeln giebt gewöhnlich 1 Maß Geist, (1 Maß 4 Pf. à 36 Loth) die um 1 1/2 bis 2 fl. verkauft wird.

Endlich findet man auf unsern Alpen auch sehr viele Giftpflanzen, und vorzüglich in grosser Menge das in der Schweiz sogenannte Eisenhütli (Aconitum napellus L.), welches am häufigsten in dem fetten Boden um die Sennhütten herum wächst; Wolfswurz (Aconitum licoctonum L.); stinkende schwarze Nießwurz (Helleborus fœtidus L.); Jägerkraut (Ranunculus alpestris L.); weisse Nießwurz (Veratrum album L.), und dergleichen; allein kein Stück Vieh wird diese und ähnliche Pflanzen jemals

Islandicus, der auf unsern Alpen so häufig wächst, und den man nur für die Apotheken einsammelt, Schweine, Pferde und alles Vieh (selbst das Federvieh) geschwind fett mache. Dieses Moos in der Schotte gekocht, könnte, nach obiger Anzeige, äusserst wohlthätig werden.

fressen. — Würde man sie als Futterkräuter gebrauchen, so entstühnde daraus der größte Nachtheil, so wie sie uns hingegen in vielen Krankheiten die beßten Dienste leisten, und uns also auf diese Weise von ihrer Nutzbarkeit überzeugen.

Beynahe die meisten obersten Stäfel der Glarneralpen sind über der Region des Holzwuchses. Mit größter Mühe müssen daher die Aelpler sowohl ihr Brenn- als aber auch ihr Bauholz zu ihren Hütten von den untern Stäfeln auf dem Rücken hinauftragen, oder mit Pferden hinaufsaumen, das eine äusserst beschwerliche Arbeit ist, zumal da die Aelpler sehr viel Brennholz brauchen, indem sie, wegen den kalten Nächten, beynahe Tag und Nacht daselbst feuern. — Nichts als niedere Alpenpflanzen und einige wenige Alpensträuche, vorzüglich Rhododendron hirs. et alpin. L. sind hier anzutreffen. Daher kommt es, daß die Gipfel der schweizerischen Gebirgsketten sich auch durch ihre äussere Aussicht vor andern auszeichnen, indem sie dem Auge nichts als kahle, an vielen Orten immerwährend mit Eis und Schnee bedeckte Felsengerippe darbieten. — Merkwürdig ist es, daß man auf diesen obersten Stäfeln, wo itzt kein Holz mehr wächst, grosse halbverfaulte Holzstämme findet, das beynahe glauben läßt, diese Alpentheile haben ehemals wirklich eine mildere Luft genossen. Das Holz würde übrigens an solchen Orten, wo man es nicht ohne übertriebene Arbeit und Kosten in's Thal herabbringen kann, von wenigem Nutzen, sondern vielmehr von grossem Schaden seyn, indem es die Viehweiden verstellen, schattiger und daher im Graswachse unfruchtbarer machen würde. — Am meisten muß man

sich aber darüber wundern, daß selbst auf vielen mittlern Alpenstäfeln im Vorgebürge ungemein viele Tannenbäume, die entweder Alters wegen verdorrt, oder von heftigen Sturmwinden umgeworfen worden sind, auf der Oberfläche oder in der Erde verfaulen, und oft ganze ungeheure Hochwaldungen unbenutzt bleiben, da doch von diesen Gegenden sehr viele Bäche und Ströhme nach allen Seiten abfliessen, die größtentheils zum Holzflössen geschickt sind oder doch dazu eingerichtet werden könnten. Wahrlich! ein Gegenstand, der aller Beherzigung werth ist, und der gewiß bey dem immer allgemeiner werdenden Holzmangel, wozu die vielen Fabriken, Ziegelbrennereyen u. dgl., so wie auch die freye Ausfuhr des Holzes in alle Kantone der Schweiz, die vorhin eingeschränkt war, nicht wenig beytragen muß, besser berathen werden wird. — Nur selten ist es der Fall, daß einige der größten und schönsten Tannenbäume in diesen Gegenden von unsern nach Holland reisenden Handelsleuten um einen sehr geringen Preis erkauft, dann auf den Alpen in dünne Bretter geschnitten, als solche in's Thal herabgebracht, und alsdann in entfernte Gegenden geführt und daselbst verhandelt werden.

Einzeln stehende sehr grosse Tannen auf den mittlern Stäfeln heissen Wettertannen, weil sich das Vieh bey einem entstehenden Ungewitter Heerdenweise darunter versammelt, und gegen den Platzregen oder Hagel Schutz sucht; eben deßwegen dürfen sie bey obrigkeitlicher Strafe nicht beschädiget noch umgehauen werden. Der Wahn, daß der Blitz in keine Tannenbäume schlage, herrscht übrigens unter unsern Bauern gar nicht. Häufige theils zersplitterte theils abgebrannte Tannenbäume,

auf

auf die man in unsern mittlern Alpen stößt, überzeugen jeden eben so wohl als die öftere augenscheinliche Erfahrung, daß das Nadelholz eben so gut, als die Laubbäume dem Blitz ausgesetzt sey. — So wie das Vieh also bey einem entstehenden Hagelwetter unter einer solchen grossen Tanne geschützt ist, so ist es auf der andern Seite in desto grösserer Gefahr, von dem Blitz getroffen und getödtet zu werden; und in einem unserer Jahrzeitbücher finde ich wirklich ein warnendes Beyspiel der Art beschrieben, daß sich nämlich 1741 der Ziegenhirt der Gemeinde Mollis bey einem entstandenen Ungewitter mit seiner Heerde unter eine solche Wettertanne geflüchtet, welche ein Blitz getroffen, 30 Ziegen getödtet, und den Hirt, wie todt zu Boden geschlagen hatte, der sich aber nach einer langen Betäubung wiederum glücklich erhohlte (*).

Von dem Wildheu.

Ein gutes Winterfutter, vorzüglich für's Shmalvieh, erhalten unsere Glarner von denjenigen Orten, die theils auf den höchsten Gipfeln der Alpen, theils zwischen schroffen Felsen, an der Seite unermeßlicher Abgründe liegen, und die meistens so gefährlich sind, daß keine Thiere — die leichte Gemse ausgenommen — selbiges wegätzen könnten. Selbst an diesen höchst steilen Felsenwänden — die dem Auge in der Entfernung durch-

(*) Dieses und unzählige andere ähnliche Beyspiele könnten ein etwelcher Beytrag zur bestimmten Beantwortung jener Anfrage seyn, welche im Reichs-Anzeiger Ao. 1797, No. 69 steht: „Ob der Blitz auch Tannenbäume ergreiffe und beschädige?" —

aus unzugänglich scheinen — klettert der kühne Gebirgsmann mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr auf seinen Fußeisen (Crampons) herum, und sammelt fröhlich das Futter ein, das zwischen dem Abhange dieser Felsen wächst, und das man Wildheu nennt. Vorzüglich ist dieß eine Nothhülfe für den ärmern Theil, der wenig oder keinen eigenen Wieswachs hat, und einige Ziegen wintern will; oder aber — um einen guten Taglohn zu machen, keine Mühe und keine Gefahr scheut. Eine jede Gemeinde hat daher einen eigenen sogenannten Wildheuet, d. h. eigene Gebirgsgegenden, die von Niemand, als von ihren Gemeindsgenossen benutzt werden sollten, und erst vom ersten Tag des Augstmonats — nicht früher darf dieses Heu eingesammelt werden. Von dieser Zeit an wimmelts aller Orten in unsern Gebirgen mit solchen Wildheuern, und besonders des Morgens bey Tagesanbruch sucht einer den andern durch gegenseitiges Juhehen (Heuern) auszukundschaften, obschon aus einer Haushaltung nicht mehr als Einem Mann dahin zu gehen erlaubt ist. Dieses Wildheu hat getröcknet einen besonders starken gewürzhaften Geruch, da es aus lauter Alpenkräutern besteht, und ist daher — von den höchsten Orten her — besonders kräftig. Es wird, wenn die Witterung schön ist — den einen Tag gemäht, den andern darauf gedörrt in Heugarne oder Tücher eingesammelt, und theils über die Felsenwände hinunter geworfen, theils mit unglaublicher Sicherheit und Leichtigkeit in die tieferliegenden Alpengegenden oder Berge auf dem Kopf und Rücken herabgetragen; welches entweders daselbst in eigentlich zu dem Gebrauch gebauten kleinen Hütten

(Gäden) den Herbst über aufbehalten, und erst des Winters bey Schlittbahn weggeführt — oder aber von dort aus völlig zu den Wohnungen getragen, oder auf kleinen Horn-Schlitten heruntergezogen wird. — Je heiterer und wärmer daher die Witterung des Augst- und Herbstmonats ist, desto reichlicher fällt auch die Wildheuerndte aus, da hingegen das Gegentheil der Wildheuerndte sehr nachtheilig ist. Ein starker Wind jagt das gemähte Gras davon, und der Regen hindert das Tröcknen, und schwemmt es nicht selten über die Felsen herab. — Einen Tag in den andern gerechnet, kann ein beherzter Wildheuer täglich einen Zentner gedörrtes Wildheu bekommen, der ihm gewöhnlich 1 fl. oder 1 1/4 fl. am Werth erträgt.

Unter den Wildheuern selbst entstehen oft die blutigsten Kämpfe wegen den Grenzen, denn wer zuerst Besitz von einem Platz genommen hat, demselben gehört alsdann das Gras, auch werden diese oft dadurch erregt, wenn ein Wildheuer in dem Bezirk einer fremden Gemeinde ertappt wird. — Sehr oft gerathen auch die Alp-Besitzer mit jenen in Streit, da die Wildheuer bisweilen die Rechte der Alp, oder die Aelpler die Rechte der Wildheuer zu schmälern suchen. —

Uebrigens vergeht im Glarnerland beynah kein Jahr, wo man nicht mehr oder minder traurige Beyspiele verunglückter und erfallener Wildheuer bekommt. — Sogar das Herabziehen des Wildheus im Winter ist wegen den häufigen Schneelauwinen mit der größten Lebensgefahr verbunden. Auf diese traurige Art büßten drey von den stärksten jungen Männern aus der Gemeinde Schwanden (zwey Brüder und ihr Schwager) den 4. Decemb. 1795

ihr Leben ein. -- Sie giengen, nebst 6 andern Gefährten, auf die Guppenalp, um das den Sommer durch dort hingeführte Wildheu herunterzuziehen. Da sie die Höhe erreicht hatten, so entstand plötzlich, zu ihrer nicht geringen Bestürzung, ein gewaltiger Fönwind (Südwind), der den Schnee in wolkenähnlichen Staubmassen allenthalben hin und her wirbelte. Indessen wollten sie nicht vergeblich hinaufgegangen seyn, und jeder faßte daher 2 Bündel ein. Mit diesen machten sie sich alle gemeinsam in Einer Reihe unter beständigem Stürmen und Brausen auf den Heimweg; allein kaum hatten sie eine Strecke davon zurückgelegt, als plötzlich vom nahen Felsen eine heftige Staublauwine herabrollte, und jene schon genannten Unglücklichen gänzlich überschüttete, die andern hingegen, theils bis an den Hals, theils bis an die Brust in Schutt und Schnee versenkte, so daß sich diese nur mit äusserster Anstrengung herauswinden und retten konnten; jene erstere hingegen wurden erst des folgenden Tags todt herausgegraben. Einer davon lag knieend nur etwa 1 1/2 Schuh, die zwey andern hingegen lagen auf dem Rücken -- der Länge nach -- mehr als 6 Schuh tief unter dem Schutt.

Die fruchtbarsten Jahrgänge für das Alpengras und das Wildheu.

In denjenigen Jahrgängen sind unsere Alpen und Gebirgsabhänge — besonders die höher liegenden Stäfel — am Grasreichsten, wenn es den Winter hindurch einen tiefen Schnee legte, und dieser bis zu Anfange des Brachmonats liegen bleibt, und dann bey vermehrter Sommerhitze plötzlich wegschmilzt. Hierzu ist besonders

auch noch der Föhn — ein warmer aber ungestümer Südwind — sehr behülflich, der vorzüglich auf den Glarner Gebirgen und zwar am häufigsten im Frühjahr weht, und bisweilen in 2 — 3 Tagen ganze Alpen vom Schnee befreyt, die ohne ihn lange oder gar beständig damit bedeckt geblieben wären. — Dieses Schneewasser macht den Boden, anstatt des Düngers fett und fruchtbar, und so wie der Schnee weicht, so trittet an dessen Stelle — gleichsam zusehends — das Alpengras hervor. — Giebt es hingegen den Winter durch keinen tiefen Schnee, und schmilzt dieser schon im Anfange des Frühlings weg, so daß die Frühlingsreifen auf den blossen Boden fallen, so ist auf den Alpen aller Orten Grasmangel, und selbst das Gras, das noch daselbst wachst, ist beyweitem nicht so Butterreich. — Dieß war besonders in dem vorigen 1797ger Sommer auf den höher liegenden Alpen der Fall. — Hagelwetter, die auf den hohen Alpen wirklich viel gewöhnlicher und heftiger sind, als in den Bergthälern — können daselbst auch empfindlich schaden, und die grasreichsten Plätze, die von Hagel getroffen sind, verdorren entweder gänzlich — oder, wenn noch einiges Gras überbleibt, so gewinnt man davon beynahe keinen Butter, welcher zudem noch äusserst schlecht, weiß und schmierig ist. — Auf offen dastehenden Bergabhängen, oder auf der Oberfläche derselben, worüber die rauhen Winde ungehindert hinwehen können, trifft man häufige Stellen an, wo man nichts, als den kahlen Boden sieht, aus dem die Winde alle Pflanzen und Wurzlen weggerissen hatten.

Mögliche und nothwendige Verbesserungen auf unsern Alpen.

Anstatt nützlicher Verbesserungen auf unsern Alpen, wird man vielmehr aller Orten von einer Verschlimmerung derselben überzeugt. Auf allen denjenigen Alpen, welche an dem Fusse irgend eines Gebürggipfels liegen, sieht man: daß sich die Gebürge allmälig zertrümmern. Natürliche Spalten oder Zerklüftungen in den Felsenmassen; die Veränderlichkeit der Temperatur der Atmosphäre; das Eindringen des Wassers in diese Felsenspalten; die heftigen Winde; die Schwerkraft; und die allmälige aber immer fortwirkende Verwitterung aller irdischen Dinge und folglich auch aller Felsenmassen — alles dieses zusammen genommen, nagt unaufhörlich an den tiefern Gebürgen, und zerstört sie allmälig; wodurch der Alpengrund theils von grossen herabgestürzten Felsenmassen, theils von ganzen Schuttkeglen überdeckt wird. — Ferner werden die Alpen durch alljährliche Lauwinen, gewichene Erdschlüpfe und Ueberschwemmungen des Waldwassers häufig beschädigt. Durch Grabung tiefer Canäle, welche das in den Weiden versessene, und dieselben versaurende, ja selbige nicht selten (was man an so hohen Orten nicht suchte) in völlige Sümpfe und Moräste verwandlende Gewässer abführten — durch Zusammenlesung der aller Orten herumliegenden Steine — durch Ausreutung wilder Gesträucher und Verbrennung derselben — und durch alljährliches Zerschlagen der Misthäufen der Kühe — könnten diese Beschädigungen immer wieder um vieles vergütet, und die Alpen überhaupt augenscheinlich verbessert werden. Allein — dieß

wären auch, nach meinem Bedünken — die einzigen möglichen und zugleich nothwendigen Verbesserungen, und alle andern Pläne, und vorzüglich die, welche die niedern Alpweiden in Heu- und Oemtwiesen verwandeln, schöne, aber in unserm Land unausführbare Entwürfe. Das größte Hinderniß bey einer jeden andern Verbesserung oder wirklichen Umschaffung unserer Alpen in Wiesen ist ihre allzu hohe und wilde Lage, so daß man im Frühling, Herbst und Winter das Heu nicht mit dem Vieh wegätzen, und deßwegen auch keinen Dünger gewinnen könnte. Dieser letztere allein ist im Stande, magere Weiden in fette Wiesen zu verwandeln. Wie sollte es aber möglich seyn, in diesen — auch auf den untersten Stäflen, wilden und entfernten Gegenden, so viel Dünger zu erhalten, als zu Fettmachung derselben gebraucht würde? — Ställe hat man auf unsern meisten Alpen keine, und wo noch solche sind, (mir ist ein einziger in der Neuenalp auf der Grenzscheide des Bergs und der Alp bekannt) so macht man nicht diesen Gebrauch davon, daß man das Vieh des Nachts oder bey ungünstiger Witterung hineintreibe, und auf diese Art Dünger gewinne. Man sammelt auch für die Kühe auf rauhes Wetter hin kein Heu ein, indem, wenn dieses erfolgt, mit dem Vieh von den höhern Alpen auf die niedern, und, wann's gar zu rauh ist — besonders im Anfang des Herbsts — von diesen in's Thal gefahren wird. — Es sind mir äusserst wenige Beyspiele bekannt, daß man im Frühling, nach einer allzufrühen Alpfahrt bey eingefallenem grossem Schnee aus der Tiefe Heu in die Alpen getragen hatte, um das Vieh vor dem Hunger zu retten. — Auch müßte man Stroh oder Laub und

Farnkraut zum Dünger auf einigen Alpen mit übertriebener Mühe hertragen, oder aber eingesammeltes Alpenheu dazu gebrauchen. — Es wäre in allweg sehr zu wünschen, daß auf einer jeden Alp Ställe wären, in die man das Vieh in kalten Nächten, oder bey rauher und ungünstiger Witterung einige Stunden einstellen könnte, wie dieß in den Alpen des alten Kantons Appenzell der Fall ist, aber nicht so wohl um Verbesserung der Alp willen durch ihren Dünger, sondern um dadurch häufigen Seuchen und Krankheiten, die das Vieh aus Ermanglung derselben sich zuzieht, vorzubeugen. — Die wichtigsten Gründe, die unsere Bauren wider die Einstellung der Kühe des Nachts in Ställen auf den Alpen anführen, sind nicht sowohl der von Hrn. Medikus berührte, weil sie einander zu heiß machen würden; sondern weil das Vieh an heissen und schwülen Sommertagen von den Insekten und von der Wärme geplagt wird, daß es sich dannzumal nur unter den Bäumen und schattigten Orten aufhaltet, und erst des Abends bis in die späte Nacht und des Morgens bey anbrechendem Tag weidet und frißt. Auch will man allgemein behaupten, daß keine Kuh, die des Sommers die Nacht durch auf den Alpen eingeschlossen ist (würde ihr auch noch so viel dürres oder grünes Futter gegeben werden) so viel Milch sammelt, als wenn sie auf dem freyen Feld ist, und nach Gutdünken weiden kann. Allein — wenn man sie des Nachts spät in die Ställe hinein bindet, und des Morgens, bey Tages Anbruch wieder auf die Weide läßt, so verlieren diese Gründe alle ihre Kraft. —

Ist eine Alp in einem Jahrgang allzu stark bestossen

worden, so geschieht es nicht selten, daß sie der Eigenthümer derselben deßwegen im künftigen Jahr nur mit der Hälfte oder dem 2/3 Vieh bestößt, wodurch dann der Boden sich wieder um vieles erholen kann, und durch das nicht abgeätzte und stehen gebliebene Gras auf das künftige Jahr gleichsam wie gedüngt wird.

Die Berge.

Wenn unsere niedere Alpen so beschaffen wären, daß man des Winters oder zu Anfange des Frühlings mit dem Vieh hinkommen, das den Sommer hindurch eingesammelte Heu damit wegfüttern, und auf diese Weise Dünger auf die Zukunft machen könnte, so würden gewiß diese Gegenden schon längstens in Berge und Matten verwandelt worden seyn, welches gerade zu das Beyspiel, das Herr Medikus von unserm Ländchen (p. 154) anführt, beweist, wodurch bestätigt wird: daß beynahe auf allen Glarner Alpen die untersten Theile derselben verbessert und gedüngt, in Wiesen verwandelt und mit dem Namen Berge belegt worden sind. Allenthalben, man mag daher auf was für eine Alp es immer seyn mag, gehen wollen, wird man zuerst auf solche Heureiche Berge stossen, davon wir beynahe eben so viele als Alpen zählen, wie z. E. die Niederurner- die Ennet- die Schlatt- die Braunwalder- die Auen- die Weissen- Berge und viele a. m. —

Man hatte auch wirklich schon von Alters her Landesgesetze hierüber. So wurde Ao. 1688 geboten: — „In'skünftig keine Winterig mehr, d. h. keine Wie„sen und Berge zur Sommerig, d. h. zu Alpbo„den zu machen, weil wir letztere viel häufiger als er-

„stere haben, bey 100 Cronen (eine Crone à 24 Batz.) „unnachläßlicher Buß". Auch ward schon Ao. 1694 das Gesetz gemacht — das noch immer in Kräften ist — „Daß, wenn man in's künftig in den Alpen heuen soll- „te, das Heu nicht von den Alpen ab- und hinweggeführt „werden, sondern dem Vieh gegeben und aufgeätzt „werden solle, bey 5 Cronen Buß". — Ao. 1699 ward erkennt: „Daß in's künftig alljährlich in allen Al- „pen unsers Lands von den Besitzern derselben auf „10 Stösse ein Knecht geschickt werden solle, um die „Alp mit einander zu säubern, zu reuten und „zu putzen, auch so viel offen zu behalten als „möglich". —

Gewöhnlich werden obige Berge jährlich nur einmal geheuet, das Frühlingsgras hingegen mit dem Vieh vor der Alpfahrt, und das Herbstgras nach der Alpfahrt abgeätzt. — Es giebt aber auch Ausnahmen, wo man wirklich Heu- und Oemt dörrt und einsammelt, und doch noch etwas Herbstgras gewinnt.

Auf jedem dieser Berge steht, ausser einem Heu- und Kühstall, ein grösseres oder kleineres Berghäuschen, wovon einige das ganze Jahr hindurch, andere nur so lange bewohnt sind, so lange ihre Viehheerde sich daselbst befindet, um das Heu wegzufressen. — Im erstern Falle hat ihre Bauart beynahe völlige Aehnlichkeit mit den Baurenhäusern im Thale, welche viereckigt, gewöhnlich zwey Stock hoch, entweder ganz hölzern, oder so weit das untere Stockwerk geht mit Steinen aufgemaurt, und nur mit einem beynahe platten Schindeldache bedeckt sind, welche von grossen Steinen beschwert sind, damit der Wind sie nicht fortwehe. — Im letz-

tern Falle hingegen sind die Berghütten nur einen Stock hoch, und bestehen aus einer niedern Stube mit einem Ofen und Schlafgemach (dieses leztere fehlt bey vielen) aus der Küche, in die man sogleich bey'm Eintritt kommt, und die mit den meisten Alpgeräthen angefüllt ist, und einem guten Keller, der Norden zu liegt, und gewöhnlich einen guten Luftzug oder kaltes durchfliessendes Wasser hat, damit die darin gestellte Milch frisch bleibe. Bey der Lage dieser Berghüttchen muß der Bauer vorzüglich darauf sehen, daß er sie auf solche Pläze baue, die nicht am Fuß einer Felsenwand liegen, und daher vor Schneelauwinen sicher sind; indem ungeachtet aller angewandten Behutsamkeit hierin unbeschreiblich viele traurige Beyspiele bekannt sind, daß Schneelauwinen grosse Bergháuschen und Bergställe, mit ganzen Haushaltungen, oder einzelnen Menschen, und einzelne Stücke, oder grosse Heerden Viehs mit sich fortriessen und überschütteten. So wurde z. E. Ao. 1651 den 27. Hornung zu Matt ein Stall, mit einigen Stücken grossem und kleinem Vieh fortgewälzt. — Anno 1659 wurde bey Dießbach ein Stall mit 28 Stück Vieh durch eine Lauwine unsichtbar gemacht. — Anno 1687 wollten einige Männer einer Berghütte in den Läugeln-Bergen gegen die Schneelauwinen zu Hülfe eilen, und wurden unterwegs selbst von einer Lauwine ergriffen, wobey zwey um ihr Leben kamen, die übrigen aber noch herausgerissen werden konnten. Ao. 1720 den 15. Hornung wurde in den Ennetbergen von einer solchen ein Stall sammt dem Bergháuslein und kleinem und grossem Vieh zerstossen, dabey zwey Männer ihr Leben eingebüßt. — Den 7ten gleichen Jahrs hat

eine solche Lauwine zu Engi im Gufel ein Haus mit einer grossen Haushaltung von 10 Personen, auch Stall und Vieh fortgestossen, und mit Schutt bedeckt. Der Vater war mit vier Kindern todt, die Mutter aber übel zerstossen konnte noch mit vier Kindern lebendig herausgegraben werden. — Ao. 1738 hat eine Lauwine im Linttbal zwey Ställe mit Vieh fortgerissen, und das letztere getödtet. Am gleichen Tag brach auf Fittern ob Engi eine Lauwine los, die in ihrem Fortwälzen ein Stück Wald mitgerissen, einige Ställe mit Vieh und Heu weggeschleppt, und endlich auf der Ebene ein von zwey Haushaltungen bewohntes Haus mit Schutt bedeckt hat; ein bald gefundener Knabe lebte noch wenige Stunden, acht Personen wurden des folgenden Tags entseelt hervorgegraben, ein Mann aber erst nach vier Tagen todt gefunden. Ao. 1739 den 20ten Jänner wurden von den Läuggelen-Bergen 10 Gebäude nebst vieler Waldung auf die Matten hinabgetragen, und in den Schwendiner Bergen viele Ställe unbrauchbar gemacht. Am gleichen Tag ergriff eine Lauwine im Brendlen zu Elm ein Haus mit Mann, Weib und drey Kindern, nebst Ställen und Vieh, wo Menschen und Thiere ihr Leben auf's traurigste einbüssen mußten. Ao. 1749 wurde durch Schneelauwinen ob Luchsingen ein Stall mit Vieh, und in der Schwendi bey Elm ein Haus mit den Leuten fortgewälzt, wobey aber die Menschen noch lebend herausgegraben werden konnten; anderer ähnlicher unzählbarer Beyspiele nicht zu gedenken.

Die Eigenthümer und Bestösser der Alpen.

Alle unsere Alpen gehören theils einzelnen Privat-

männern, die Landleute d. h. wirkliche Glarner sind — (dann einem Fremden oder Hinter- und Beysäß durfte bey der vorigen Verfassung — keine Alp verkauft werden) — das besonders in den vorigen Jahrhunderten der gewöhnlichste Fall war — theils ganzen Dorfschaften oder Tagwen, die in den neueren Zeiten immer mehr an sich zogen — gegenwärtig aber wieder sehr viel von ihren Gemeindsgütern und Alpen verkaufen, um die fürchterlichen Gemeindskösten, welche während der unglücklichen Schweizer-Revolution aufgelaufen, aus dem Erlösten zu bezahlen. (Wahrlich, eine sehr traurige Folge jener Umwälzung aller Dinge, worauf die Obrigkeit all zu wenig Rücksicht nahm!)

Alle Alpen werden an Landleute meistens verlehnt (selten ist ein Bauer zugleich Eigenthümer einer Alp) wo dann das für die Gemeinalpen erlöste Lehengeld von den letztern entweder alljährlich unter die Gemeindsgenossen ausgetheilt (so hat z. B. die in die Pfarrey Kerenzen gehörige kleine Dorfschaft Filzbach (Vilenspach) Dorfswegen so viele Alpen, daß ein Jahr in das andere gerechten ein jeder Haushalter — nach Abzug aller übrigen Kösten mit Verbesserung oder Aufbauung der Hütten u. dgl. — 25 bis 28 fl. alljährlich zu beziehen hat) — oder aber in die Tagwens- oder Gemeinds-Cassa zu Aeufnung des Fonds oder zu Bestreitung verschiedener nöthiger Ausgaben, gethan wird.

Gewöhnlich werden die grossen Alpen nicht nur von Einem Senntenbaur allein, sondern von mehrern in Lehenzins genommen, die dann entweder Geschäffte, Hütten, Nutzen und Schaden gemeinschaftlich theilen, oder aber ein jeder für sich allein mit seinen Kühen

sennt net. Obschon dann bey diesen die Kühe einer solchen vertheilten Sennerey meistens gemeinschaftlich weiden, so hat doch ein jeder Senn seine eigene Hütte und Alpengeräthe, weßwegen man auf manchen Alpen 4, 5 bis 10 Hütten antrifft. Bestößt der Eine seine in Besitz genommene Stösse nicht alle, so überläßt er öfters die nicht benutzten Stösse einem andern Mitsenn; worüber sie dann einander nach geendigter Alpfahrt, an einer sogenannten Alprechnung entschädigen, der immer ein Rathsglied beywohnt, woran sie auch einander abstrafen, so sie Ueberstösse gehabt, d. h. mehr Kühe auf die Alp getrieben als sie, nach dem Alprodel Futter dazu in Empfang genommen hatten; und ist hier über dieses Landsgesetz: wenn einer von seiner im Lehen habenden Alp einige oder alle Stösse theurer, als er solche empfieng verlehnet, so ist er auf jeden Stoß eine Crone Buß verfallen.

Die Behauptung von Herrn Medikus: daß ein Besitzer von 40 Stössen Alp ein sehr reicher Mann sey, ist ganz irrig, wie aus nachstehendem Preisverzeichniß der Alpen erhellet. Es giebt bey uns einzelne Privatmänner, welche 100 bis 200 Stösse Alp und mehrere besitzen, ohne eben ihren größten Reichthum darin stecken zu haben. Einige Gemeinden benutzen auch einzelne kleine Alpen zum Wildheuen; so wie auch wiederum andere tiefliegende zu Allmenten gebraucht, und so wie die im Thal benutzt werden; worüber mir erlaubt sey, nur im Vorbeygang einige flüchtige Bemerkungen mitzutheilen.

Von den Allmenten.

Schon oft mußte ich mir unsers würdigen Herrn Dok-

tors u. Chorrichter Schindlers in Mollis seine Worte (*) bey dem Anblick unsrer Allmenten (Allmeinden) in's Gedächtniß zurückrufen, und zu mir selbst sagen: „Ich „kann es nicht begreiffen, wie es möglich ist, daß ver„nünftige Menschen, die ihren eigenen Nutzen so wohl „kennen und lieben, ihn vom allgemeinen Beßten so sehr „söndern zu können glauben, und daß die gemeinschaft„liche Nutzung der Allmenten einigen fast nicht in die „Augen leuchtet, und andern so wenig zu Herzen geht". Die Allmenten machen durch unser ganzes Land hin völlig den dritten Theil des schönsten und flächsten Wieswachses aus; und jedem unpartheyischen Beobachter drängt sich bey der Vergleichung dieser dürren Heyden mit den hart daran gränzenden fetten und grasreichen Wiesen, die aller Orten mit trockenen Mäurchen von

(*) In seinem vortreflichen höchstbeherzigungswerthen nnd in unserm Land allzuwenig beherzigten Schriftgen: „Aufweckungen zur Verbesserung der „Sitten und Landwirthschaft zu Mollis, „und an sehr vielen Oertern, durch einen „ehrlichen Landmann zu Glarus, Anno „1771", worin er besonders diesen Gegenstand sehr ausgedehnt behandelt, weßwegen ich in diesem Stück nur sehr kurz seyn, und mich ganz auf dasselbe beziehen will. Auch kann man sowohl hierüber, als über die Alpenwirthschaft des Bernergebiets eben so zahlreiche, als schätzbare Bemerkungen hin und wieder in den berühmten Sammlungen von landwirthschaftlichen Dingen, von der ökonomischen Gesellschaft in Bern herausgegeben, lesen.

einander unterschieden sind, der Wunsch unwidersteblich auf: daß doch auch diese bald jenen gleich gemacht würden!

Die Hauptbestimmung dieser Gemeindsweiden besteht darin: einem jeden Haushalter, der eine Kuh zu besitzen oder zu entlehnen vermögend ist, selbige des Sommers 18 und an vielen Orten wo man wegen Mangel an Futter, die Küh 4 bis 5 Wochen zu Haus füttern muß (welches man frieden heißt) nur 13 oder 14 Wochen kümmerlich zu ernähren.

Ein jeder Flecken oder Dorf hat mehrere solche Allmenten, und sie liegen zugleich an verschiedenen Orten. Wenn daher die Kühe, die man Allmeind- oder Heimkühe nennt, auf der einen Allment das Futter geätzt haben, so werden sie wiederum auf eine andere getrieben u. s. w. Bis alle abgeätzt sind, haben sich die erstern wiederum erholt, worauf man sie zum zweytenmal benützt. Die Kühe bleiben auf den meisten bey gutem wie bey rauhem Wetter Tag und Nacht, im offnen Felde, ohne daß man sie in einen Stall führt, und werden von einem oder zwey Kühhirten bewacht. Morgens und Abends läßt man sie von einigen sogenannten Kühmelkern melken, (Kühmelchern melchen) die in grossen Tausen, (Taasen) die zusammengegossene Milch in's Dorf tragen; und einem jeden seine ihm gehörige in's Haus bringen. — Nicht selten melkt in den Baurengemeinden der Eigenthümer selbst seine Kuh. Der Sommerlohn eines Kühhirten und eines Kühmelkers ist in den Gemeinden sehr verschieden. In den angesehensten hat ersterer 2 — 3 fl. und letzterer, der gewöhnlich 5, 8 bis 12 Stück über sich

neh-

nehmen kann, von einer jeden Kuh ungefähr 5 bis 7 fl. Sommerlohn (*).

Rechnet man nun die 6 bis 8 fl., die ein jeder, der eine Kuh auf die Allment treibt, in die Gemeindskasse zah-

(*) Des Winters werden die Kühe in den auf den Wiesen sich befindenden Ställen, mit dem den Sommer über eingesammelten Heu und Oemt gefüttert, wo man in einem Stalle oft 10 bis 15 Kühe zusammen einstellt. Die Hirtengeschäffte verrichtet wiederum, wann der Besitzer des Heues nicht zugleich ein Bauer ist, ein gedungener Hirt oder Kühmelker, der in einem Winter, nebst dem Licht und Salz von einer jeden Kuh 3 — 4 fl. Lohn hat. Für eine Kuh Winterfutter rechnet man gewöhnlich 5 bis 7 Klafter Heu, (ein Klafter zu 6 Pariserschuh gerechnet) wofür man jetzt bey dem viel theurer gewordenen Heu im Durchschnitt 56 bis 63 fl. bezahlt, welches freylich bey einer schlechten Kuh theure Milch verursacht. Heinzmann sagt in seiner Beschreibung von Bern: „Zwanzig Zentner an Heu und Oemt wird auf eine „Milchkuh von mittlerer Grösse auf achtzig Winter„tage lang gerechnet".) Man bemerkt übrigens allgemein, daß man an den Orten, wo man 7 Klafter braucht, allzugut füttert, das dem Vieh eben so nachtheilig sey, als wenn man ihm zu wenig gebe, indem es dadurch nur leckerhaft werde, und deßwegen vieles Heu, das es sonst mit Nutzen gefressen hätte, liegen lasse und zu Grund richte. Auch das Heu wurde bisweilen obrigkeitlich taxirt; seine Ausfuhr hingegen ist bey der alten Staatsverfassung, so wie die Ausfuhr des Rieth-Strohs bey 50 Cronen Buß verboten gewesen.

len, das Futter, so man dem Vieh zur Zeit, wenn Grasmangel ist, zutragen muß, die gemeinen Werke, (Frohndienste um die Allmenten zu säubern, die Misthäufen darauf zu verschlagen rc.) die es einem jeden auf seine Kuh trifft, den Hüterlohn, Verlust des Düngers, u. a. m., so könnte beynahe ein jeder aus den Kosten, die auf den Allmenten verursacht werden, diese Zeit hindurch eine Kuh mit beßter Bequemlichkeit, mit vielem Baugewinn und andern Vortheilen zu Hause erhalten; wenn wir auch dieß nicht erwägen wollen: daß die Kühe selbst, wenn sie auch nur einige Tage Hunger leiden, grossen Schaden davon ziehen, oft krank werden, die Milch verlieren, welche sie hernach bey dem beßten Futter nicht sogleich wieder erhalten, das besonders auf unsern Allmenten völlig der Fall ist; und daß die Unsauberkeit dieser Weiden, die oft mit Spinnweben und ungesundem Thau und Reifen ganz überzogen sind, und das Gras, das mit Erde vermischt ist, nicht anders als dem Vieh höchst ungesund seyn muß. — Die Aermern hingegen, die keine Kuh zu erhalten vermögen, erhalten dafür aus der Gemeindskasse 2 1/2 fl. Welch ein Ersatz für diese — und welch eine Nutzniessung für die erstern, von einer so unübersehbaren Strecke grasreichen Bodens, der der fetteste und fruchtbarste im Lande seyn könnte! — „Die Allmenten", sagt ein berühmter Schriftsteller, „sind eigentlich weiter nichts, als verlassenes Land, sie sind eben das, was alles Land überhaupt gewesen, alldieweil die Menschen noch wild waren; oder auf's höchste, was es unter Völkern war, die von dem Kriege, der Viehzucht und der Jagd lebten". — Und doch bey allem dem, hängt der gemeine

Mann (im beßten und weitläufigsten Sinn des Worts genommen) so unerschütterlich fest an diesen Allmenten, und widersetzt sich hartnäckig allen Verbesserungen derselben; worüber sich noch um so mehr zu verwundern ist: da nämlich auf unsern Alpen grosse Weidstriche durch die häufigen Zerkluftungen unserer Kalkgebürge in blosse Schuttkegel, und die fruchtbarsten Wiesen im Unterland durch die immer nachtheiliger werdenden Austretungen des Wallenstattersees und der Linth, worüber schon so viele patriotische Auffoderungen und — leider! auch die vortrefflichen Vorschläge des Herrn Eschers (*) fruchtlos verhallten, in unfruchtbare Moräste und Sümpfe verwandelt werden, welches also unsern Wieswachs nicht vergrössert, sondern immer mehr verkleinert.

Es ist zwar wahr: daß diese verhoffentlich bald zurückgelegten theuren Jahre, und die dadurch bey vielen sehr hochgestiegene Noth und Armuth, die allmächtige Bezwingerin eingewurzelter Vorurtheile, uns in diesem Stücke etwas weiser machten, und die meisten Gemeinden nöthigten, von ihren vielen Allmenten, besonders den Aermern zur Erleichterung, mehrere Gemeindstheile zum Anpflanzen verschiedener Saatenfrüchten auszutheilen.

So hat z. B. in dem Tagwen Näfels ein jeder Haushalter einige hundert Klafter eigenen Allmentsbo-

(*) Siehe die Humaniora, 6tes Stück 1797 pag. 425, 476 „über einige Bergthäler der östlichen Schweiz", nach denen die Linth in einem neuen Bette unten, dem Fusse des Walenbergs nach, in den See geführt werden sollte.

den anzupflanzen, die ihm beynahe so viel Früchte aller Art: Korn, Gersten, Bohnen, Erdäpfel u. dgl. liefern, was er mit seiner Haushaltung nur bedarf. — Welch eine reichliche Unterstützung für diese Leute! Allein soll uns dieser grosse Nutzen, den die ausgetheilten Allmentstheile — die ein jeder nach Willkühr anpflanzen kann — gewähren, soll er uns nicht den natürlichen Wunsch ablocken: daß doch die übrigen beynahe brach liegenden Gemeindsgüter auch vernünftiger benutzt werden möchten? Wie könnte dieser edle Endzweck aber besser erreicht werden, als wenn alle nähern Viehweiden unter die antheilsfähigen Haushalter vertheilt — die entfernten aber verlehnt, und die Lehenzinse wirede unter diese alljährlich ausgetheilt würden? Wenn dann ein Besitzer von einem solchen Gemeindstheil stürbe, so würde selbiger der Wittwe, und im Fall der Verstorbene keine hinterliesse, oder auch diese stürbe, wiederum der Gemeinde zufallen, wo dann diese von Zeit zu Zeit den neuen Haushaltern angewiesen würden; auch müßte man bey der ersten Vertheilung noch eine ziemliche Strecke Bodens übrig behalten, damit davon den neuen Haushaltern ebenfalls solche Gemeindstheile gegeben werden könnten, wenn anders nicht genug durch den Tod anderer der Gemeinde zurückfielen. Was für einen mehr als zwanzigfach grössern Nutzen müßte besonders der weniger vermöglichere Theil unsers Landvolkes von diesen, ihme gegenwärtig fast ganz tod liegenden, Gemeindsgütern ziehen, die gewiß einen jeden in den Stand setzten, seine Kuh entweders selbst bey Hause zu sommern oder sommern zu lassen, oder aber hinlänglich Milch für seine Haushaltung zu

kaufen, und wenn unsere grosse Milchmaß auch 9 Schillinge (50 Schillinge zu 1 fl. gerechnet) kosten sollte. — Daß man im Thale Sommers und Winters die Milch noch weit ehender zu kaufen bekäme, wenn unsere Allmenten in Wiesen umgeschaffen, und der Heuwachs dadurch ungemein stark vermehrt würde, versteht sich von selbst. Auch könnte den Sennten-Bauern, denen man die Gemeindsalpen, welche zuvor als Allment benutzt wurden, verlehnte, anbedungen werden: daß sie die Hälfte oder alle Milch von ihrem Sennten um einen festgesetzten billigen Tax in's Dorf bringen und daselbst verkaufen müßten, wie dieses letztere in den meisten Schweizerstädten üblich ist. Vorzüglich im Sommer ist die Milch auch im Glarnerländchen, so wie überhaupt im ganzen Gebiete der Alpen, bey weitem nicht so häufig, wie man glauben möchte, weil nämlich die Bauren ihre Kühe auf den Alpen haben, von welchen durchaus keine Milch in's Thal gebracht, sondern alle in Butter oder Käs verwandelt wird. Aus dieser Ursache werden bey uns in jedem Dorfe grosse Ziegenheerden gehalten, die man alle Abend aus dem Hochgebürge wieder zum Melken herabtreibt, und die den Milchmangel einigermassen erleichtern, obschon es ganze Haushaltungen gibt, die viele Tage hintereinander ihre Zichorien- oder Erbsenbrühe, mit etwas wenigem Kaffee vermischt, ganz ohne Milch hineinschlürfen; ein um so schädlicheres und elenderes Geschläpp! — Es ist sich daher wirklich recht zu verwundern, daß die Sennen der zunächst vor den Dörfern liegenden Alpen nicht lieber einen Theil ihrer Milch im Thale verkaufen, indem sie bey dem hohen Preise, den die Milch gilt, eine Glarner Milchmaß von

7 Pfund, à 36 Loth das Pfund, um 8 bis 10 Schilling, gewiß den meisten Nutzen auf diese Art daraus ziehen würden. (Gewöhnlich wurde auch die Milch seit den ältesten Zeiten bis zum Ende unserer alten Verfassung alle Jahre obrigkeitlich taxirt.)

Das einzige Gesetz, die Allmenten betreffend, wurde an den Landsgemeinden der Jahre 1692 und 1699 abgefaßt: „Daß keine Güter (Wiesen) mehr weder zu Tagwens- noch Privatallmenten angekauft werden sollen, weil solches die so sehr benöthigte Winterung verschmälert". — Und Ao. 1787 ward dieses Gesetz noch mehr bestimmt: „Daß künftighin allen Gemeinden, Tagwen, Privatgesellschaften und einzelnen Personen, bey 100 Thalern Buß und Zurückstellung des Guts, verboten seyn solle: Aus Winterig Sommerig zu machen, damit nicht mehr aus schönen Gütern und Bergen Allmenten oder schlechte Weiden gemacht werden können, wie zum allgemeinen Schaden geschehen ist." Allein, möchte unser Volk in diesem Stücke doch noch weiter gehen! Wir wären doch zuverlässig nicht mehr die Ersten, die Neuerungen und Verbesserungen von der Art getroffen, sondern an vielen hundert Orten in Deutschland und zum Theil auch in der Schweiz sehen wir Beyspiele hievon, die der beßte Erfolg rechtfertigte, und die gewiß unserer Nachahmung höchst würdig wären. — Ja! mit größtem Rechte könnte das Meiste davon alsdann auch auf unsere Gemeindsweiden angewendet werden, was der würdige Hr. Diakon Stapfer (*) von einigen im Kanton Bern sagt: „Wenn die „Allmenten unter ihre Besitzer ausgetheilt würden, so

(*) S. Sammlung von landwirthschaftlichen Dingen

„würde man sehen schöne, fruchtbare, mit Getreide,
„Erdfrüchten und fettem Gras bewachsene Güter da ent-
„stehen, wo jetzo nichts als magere und übel in Ehren
„gehaltene Weiden sind. Denn wie mancher Vater,
„der etliche Söhne und nur eine kleine Besitzung hat,
„würde froh seyn, wenn er seinen Antheil an der All-
„ment einem oder zween übergeben könnte, damit sie
„denselben anbauen und sich daraus nähren könnten.
„Der Taglöhner, der jetzund mit der Armuth kämpft,
„und keinen andern Nutzen von der Allment hat, als
„daß er etwa 5 Monate im Jahr eine Kuh darauf kann
„lassen Hunger leiden, würde auf einmal zu einer be-
„trächtlichen Besitzung gelangen, auf welcher er für
„sich und sein Haus Getreide und andere Lebensmittel
„pflanzen, und seine Kuh oder mehr Vieh das ganze
„Jahr hindurch erhalten könnte. Diejenigen, welche
„ihren Antheil von der Allment für sich selbst nicht nö-
„thig hätten, weil sie schon genug Land besitzen, könn-
„ten denselben andern verkaufen, die keines haben, oder
„Lehen daraus machen, wodurch wiederum viele unbe-
„mittelte Personen ihre Nahrung finden könnten, an-
„statt sie in fremden Ländern zu suchen. Mit einem
„Wort: unser Land dürfte noch mehr bevölkert werden,
„als es wirklich ist; es könnte noch mehrere Einwoh-
„ner ernähren".

Die Gründe, warum die Austheilung unserer Gemeindsgüter und die viel bessere Benutzung derselben bisdahin nur hie und da von einzelnen vernünftig Den-

---

der schweizer- ökonomischen Gesellschaft in Bern. 1ter Theil. 1tes St. pag. 89.

kenden gewünscht, aber noch niemalen bewirkt worden, liegen nicht sowohl in den zwey Hindernissen, welche Hr. Medikus (pag. 157) angiebt: „Daß nämlich der „Bürger der kleinen Kantone kein öffentliches Staats„vermögen besitzt, auch keine Beyträge zu Anstalten der „Art geben will". — Beydes ist in unserem Lande nicht der Fall! — Auch will ich die Ursache nicht in einem übelverstandenen Eigennutz und Mißgunst suchen, sondern vielmehr in Nachstehendem:

1) Es hält äusserst schwer da, wo ein jeder seine Stimme und Meynung zu geben hat, den grossen Haufen von der Schädlichkeit einer Sache zu überzeugen, die von ihm, seinen Vätern und Großvätern schon lange ist geübt worden; oder wenn er auch davon überzeugt ist, ihn zu bewegen, das Alte zu verlassen und etwas Neues, wäre es auch noch so vortheilhaft, anzunehmen. „Wir „wollen bey'm Alten bleiben; nur keine Neuerungen!" Diese Sprache wird bey einer jeden vorgeschlagenen Veränderung aller Orten ertönen, und manchen Keim nützlicher Anstalten gleich in seiner Geburt wieder ersticken.

2) Da, wo es auf die Verbesserung und Vertheilung solcher im Thale liegenden Allmenten ankommt, die hin und wieder mit Hecken und Gesträuchen überwachsen sind, und worauf die Ziegenheerde der Gemeinde einige Wochen zu weiden das Recht hat, da sind nicht selten die Bauern, ihrer Ziegen wegen, wider solche Pläne. Dieß ist zum Beyspiel in dem Kerenzer-Tagwen der Fall, wo in dem sogenannten Kolerthal und an andern Orten viele tausend Klafter jetzt unfruchtbaren Bodens in die schönsten Wiesen, Baum-

gärten und Akerfelder umgeschaffen werden könnten, und dieß zwar alles, ohne daß die Ziegenheerde dadurch in Futtermangel versetzt würde, da sich in den übrigen höherliegenden Gegenden noch immer hinreichendes Futter für sie finden liesse. Indessen lernt man dieß immer besser einsehen, und die kleinen Anfänge, die man in Verbesserungen der Art getroffen, erregen nicht nur den Wunsch, sondern die gegründete Hoffnung, sie möchten in der Folge immer grössere und allgemeinere nach sich ziehen; nur ist sehr zu bedauren: daß so ansehnliche und grosse Strecken von den Allmenten und Gemeindswaldungen, an einzelne Privatmänner verkauft werden, um aus dem erlösten Geld die unzähligen Gemeindsunkösten zu bezahlen, welche die unglücklichen Kriegsauftritte im Jahr 1799, in der östlichen Schweiz verursachten, wodurch die ärmere Klasse der Gemeindsgenossen, die während der Revolution ohnehin mit Einquartierungen rc. in diesen Gegenden am allermeisten gelitten hatte, für sie und ihre Nachkommen gedoppelt und unersetzlich geschädiget wird.

Ein drittes und vorzügliches Hinderniß an der bessern Benutzung der Allmenten sind aber unstreitig unsere Baumwollengewerbe und Druckereyen, die unserm an diese Art von Arbeit ganz gewöhnten Volke in verdienstvollen Zeiten auf eine viel leichtere Art reichlichere Einkünfte verschaffen, als wenn sie sich mit der Landökonomie abgeben. Mögen nur immer fruchtbare und wohlfeile Zeiten diese unsere Handlungsart rechtfertigen, und uns niemalen durch die entgegengesetzte traurige Erfahrung lehren: „daß dasjenige Volk in Zeiten „der Theure, der Paßsperrungen und des Mißwachses „das unglücklichste sey, welches nicht genug inländische

„Lebensmittel hat, sondern sie von aussen her beziehen „muß!" Doch wenn auch wirklich solche klemme Zeiten eingetroffen, so vergißt der grosse Haufe dieselben so leicht, so bald er sich wiederum in bessern Umständen befindet, und vertauscht die Feldhacke und Schaufel sogleich wiederum mit dem Baumwollenrad, oder dem Weberkeller, so bald ihm diese für den gegenwärtigen Augenblick mehreres und leichter erworbenes Einkommen versprechen.

4) Fehlt es uns an patriotischen und landwirthschaftlichen Gesellschaften, deren Mitglieder sich's zu ihrem verdienstvollen Geschäffte anrechneten, wider die Vorurtheile des Landvolks weise und vernünftig zu streiten, und nützliche Verbesserungen aller Art gemeinschaftlich anzupreisen, zu befördern, und zu bewürken. Es fehlt uns zwar an geschickten und verdienstvollen Männern in diesem Fache keineswegs; möchte nur ein edler Gemeingeist, der seit einigen Jahren so viele wohlthätige Gesellschaften in Helvetiens berühmtesten Städten gründete, auch die Bewohner der ehmals kleinern Kantone beseelen, und unter ihnen ähnliche Verbindungen stiften, die das wichtigste Werk für die menschliche Gesellschaft unternähmen — nämlich: Veraltete Vorurtheile und Irrthümer zu bestreiten, zu vertreiben! Und endlich

5) Fehlte es bis dahin an obrigkeitlichem Einfluß, Verfügungen und Gesetze hierüber. Ueber bessere Aufsicht über die Gemeindswaldungen, über zweckmässigere Benutzung der Allmenten, über Einschränkungen der Ziegenweiden, über Viehassekuranzanstalten, über die Ableitung des Wallensees und der Linth ꝛc. sollten sich unsere künftigen Obrigkeiten thätiger, als bis dahin

geschah verwenden, und alle Hindernisse, die Vorurtheile, Bosheit oder Eigennutz entgegesetzen wollen, muthiger verfolgen und besiegen! (*)

(*) Ein dringendes Bedürfniß wären vorzüglich auch bessere Forstanstalten. Das Ganze der Landesverordnungen über die Wälder besteht in folgendem: „Wer aus „einem Partikularwald, oder aus einem Gemeinds-„wald, darin er nicht Tagwensgenössig ist, Holz „entwendet, solle als ein Dieb abgestraft werden; „und wer aus einem Gemeindswald, darin er „Tagwensgenössig ist, Holz entwendet, solle als ein „Frevler gestraft, und in beyden Fällen zum Er-„satz des Schadens angehalten werden; auch solle „zur Ueberweisung des Thäters der Besitzer des Par-„tikularwalds sowohl als andere Leute, als eine tüch-„tige Kundschaft angesehen werden; und wo sonst ver-„dächtiges Holz gefunden würde, solle ein solcher „dem Partikular wie dem Tagwen zu zeigen schuldig „seyn, woher er solches habe?" — „Anno 1787 ist „Memorialmässig angebracht worden: wie daß meine „Gnädigen Herren und Obern zu guter Fortpflanzung „der je länger je mehr ausstockenden Wälder für nö-„thig und nützlich hielten, zu einem allgemeinen Ge-„setz aufzunehmen, daß künftighin in neuausgestockte „Wälder 10 Jahre lang niemand keine Schafe noch „Geissen, unangesehen der habenden Rechtsammen, „treiben, auch darin weder mähen noch sichlen solle; „nach Verfluß der 10 Jahre aber sollen dann in sol-„chen Wäldern wiederum diejenigen Rechte benutzet „und ausgeübt werden, welche die ehrsamen Tagwen „und Privaten laut Siegel und Briefen haben mögen, „bevor aber nicht. Worüber die Herren Landleute an „einer Landsgemeinde erkennt: daß dießfalls jedem

Doch, genug über unsere Allmenten. Es ist Zeit, daß ich von meiner beynahe zu lang gewordenen Ausschweifung wieder zu meinem Hauptgegenstand zurückkehre!

Von dem Preis der Alpen.

Der Ankauf aller unserer Alpen ist seit 20 Jahren um mehr als die Hälfte gestiegen; das Gleiche betrifft auch die Wiesen im Thal. Ein Stoß Alp, der damals 50 fl. kostete, wird jetzo kaum um 100 fl. erkauft werden können (*). Die Ursachen hievon sind manigfaltig. Eine der vorzüglichsten in Ansehung des Aufschlags der Alpen ist unläugbar die allgemeine Theure aller Lebensmittel, die besonders auch den Preis der Alpenproduckte erhöhte. Auch hatte der grüne Schabzieger damals bey weitem keinen so starken Abgang in fremde Gegenden, wie jetzo. Das Pfund Butter kostete 7 Schilling, jetzt 17. 20. bis 28 ß. (50 ß. zu einem fl. gerechnet) und 75 Pf. roher Alpenzieger kostete ehmals 2 fl. 15 ß. und Ao. 1798 fl. 6. Die Wiesen im Thal wurden hauptsächlich deßwegen theurer, weil die Zinse, so die Bauren von den Kapitalien, welche sie auf ihre Güter entlehnt, immer in dem nämlichen niedern Grade blieben, hingegen das

„ehrsamen Tagwen überlassen seyn solle, das Gutfindende zu verordnen, in der Hoffnung: derselbe werde zu beförderlichem Aufwachs der Wälder genugsame Vorsehung thun."

(*) Diese Nachricht war vor zwey Jahren noch ganz richtig; allein seit unserer Revolution, wo die Handlung so schlecht, und das baare Geld so rar ist, sind die Alpen und Wiesen um vieles wolfeiler geworden.

Vieh, und alles, was von ihm herkommt, immer höher im Preis stieg. So kostete z. B. vor 20 Jahren, eine vortreffliche Milchkuh 40, 50 fl. und hingegen jetzo 100 bis 110 fl. (*). Ein zweyjähriges Rind 24 fl. und jetzo 63 fl. Welch ein wichtiger Unterscheid, der nothwendig einen solchen Aufschlag an den Wiesen bewürken mußte, wozu denn freylich die immer grössere Vermehrung des Volks, die guten verdienstvollen Zeiten, die ansehnliche Zunahme des Reichthums im Land u. a. m. mitgewürkt haben mag. (**)

Von dem Lehenzins der Alpen.

Alljährlicher Lehenzins wird von einem Stoß Alp bezahlt: auf den beßten Alpen 8, 9 fl. und auf den schlechtern 2 3/4 bis 3 fl. So zahlte man z. B. Ao. 1797 in meiner ehmaligen Gemeinde Kerentzen auf der Obergschwend-Alp 9 fl. 6 Batzen vom Stoß. In der Thal-Alp 8 1/2 fl. Hingegen auf Mürtschen, einer wildern-Alp Einen Kronenthaler. Ehmals bekam man den Stoß Alp gerne um 27 bis höchstens um 40 Batz. in den Lehenzins.

Von dem Rindvieh.

Der Aelpler muß natürlicher Weise ebenfalls von da

(*) Des Herrn Medikus seine Behauptung, wo er sagt: „bey der gegenwärtigen so starken Theurung koste in der Schweiz eine schöne Kuh 20 bis 24 Louisd'or, und auch in wohlfeilern Zeiten könne man den Preis von 8 Louisd'or als den Mittelpreis annehmen" — scheinet mir daher, selbst für diejenigen Schweizergegenden, wo das größte Rindvieh gehalten, im Durchschnitt, übersetzt zu seyn.

(**) Siehe Schweizer-Museum 1785. S. 661.

ausgehen, wohin sich nun auch die gelehrte Landwirthschaft hingearbeitet hat, nämlich: die Grundlage seines Wohlstandes in der Aufnahme seines Viehstandes zu suchen. Dieß ist der erste Gegenstand seiner Betriebsamkeit, bey dem alle seine Angelegenheiten und Wünsche, Aberglaube, Einsichten und Erfindungen zusammentreffen. Der Viehzustand der Glarner könnte zwar noch um sehr vieles verbessert werden, ist aber doch bey vielen Bauren besser als mittelmässig. Ich kenne solche, die ganze Ställe voll Kühe halten, und dennoch den Winter durch sehr wenig Butter machen, indem sie viele Kälber absäugen, und sich dadurch zugleich am allermeisten bereichern.

Indessen da kein Bauer so viel eigenes Rindvieh hat, als zur Bestossung der meisten Alpen erfodert wird, so werden die Kühe in den Sommerlehenzins genommen, den die Beschaffenheit der Kühe bestimmt. Aus Mangel an innländischen Kühen besteht daher mehr als die Hälfte aus fremden, meist aus den ehmaligen Landvogteyen Utznacht, Gaster, Werdenberg und Sargans. Alle Kühe der benachbarten Gegenden taugen auf unsere Alpen, ausgenommen die aus dem Toggenburg und Appenzellerland durchaus nicht, indem sie an das Uebernachten auf dem freyen Feld nicht gewöhnt sind, und überhaupt viel besser verpflegt werden. Dieser Mangel an eigenen Milchkühen herrschte zwar schon in unsern ältesten Zeiten, obwohl nicht in einem so hohen Grade. So finden wir z. E. schon 1572 eine Landsgemeindserkanntnuß, welche erlaubt: „daß in ein jedes Sännten 8 Stück ausländisches Vieh genommen werden dürfe; wenn ein Bauer aber mehrere Sännten hätte, müßte er es auch

nur bey diesem bewenden lassen." Anno 1576 wurde dieses Gesetz auf 12 Stücke ausgedehnt u. s. w.

Stück für Stück in einander gerechnet zahlt man dießmal Sommerzins von einer Kuh 18 bis 21 fl. Einige kosten die Bauren 12 — 15 fl., andere aber auch 25 bis 30 fl. Ehemals wurde für eine Kuh nie mehr Gulden Lehenzins bezahlt, als das Pfund Butter Schillinge galt, also 7 bis 9 fl., allein jetzo gilt diese Regel nichts mehr. Diejenigen Kühe bezahlen die Bauren mit dem höchsten Lehenzins, die, wie sie sagen, den ganzen Nutzen geben, d. h. tragend (trähged) auf die Alp kommen, und Anfangs des Brachmonats kalben (kalbern), wo das Kalb denn auch dem Alpenbauer gehört. Es geht übrigens das in den Lehenzins gemiethete Milchvieh, wie auch das um den Sommerzins angenommene Mast- oder Geltvieh (Galtveeh) wenn es erfallt, oder unter eine Schneelauwine kommt, oder verlauft, nicht dem Senntenbaur, der sie in Lehenzins nahm, sondern dem Eigenthümer, der sie um den Lehenzins hergab, zu Grunde. In die zähmern Alpen bekommt man diese daher viel leichter, als in die fälligen, d. h. in solche, welche viele gähe Felsenabhänge und dergleichen haben, wo das Vieh leicht hinabfallen könnte.

Die Ursachen, warum zu Bestossung unserer Alpen nicht genug inländisches Vieh vorhanden ist, mögen vorzüglich hierin liegen: Theils, da ein jeder nur mittelmässig vermöglicher Mann des Sommers eine Kuh auf die Allment treibt, um davon Milch für seinen Hausgebrauch zu erhalten (denn von unsern Alpen wird gar keine Milch in's Thal gebracht) die er

dann auch in den Ställen wintert, so wird das innländische Heu meistens von diesen aufgebraucht, so daß man für die Alpenkühe des Winters an allen benachbarten auswärtigen Orten schwerlich genug Heu aufkaufen könnte; Theils, besuchen sehr viele unserer Landleute den Welschländer oder Lauisser Viehmarkt, wohin aus unserm Land auch etliche hundert halbgewachsene Stiere getrieben und verkauft werden, weßwegen man viel mehr solche als Kuhkälber absäugt. Aus diesem Grunde war es daher schon von jeher der Wunsch aller unbefangenen Sachkenner, daß dem nachtheiligen Uebertriebe des Viehs auf diesem Markte könnte obrigkeitlich Einhalt gethan, und demselben durch ein allgemeines Gesetz für alle Schweizergegenden, die diesen Markt besuchen, wohlthätige Schranken gesetzt werden. Sehr oft schwebte dieser Gegenstand vor den ehmaligen Rathsversammlungen und Landsgemeinden. So steht z. B. in dem Protokoll der gemeinen Landsgemeindsverhandlungen vom Jahr 1787 nachstehender Gesetzesvorschlag zu Vermehrung der beträchtlich verminderten Viehzucht unsers Lands von dem Rath entworfen, und dem Landvolk an der Landsgemeind vorgelegt, welchen dasselbe in allem genehmigte und in Ao. 1789 erneuerte und bestättigte. Er lautet also: „Ferners ist ein hochobrigkeitliches Gutachten belesen worden, welcher Gestalten zum allgemeinen Beßten, die beträchtlich verminderte Viehzucht wiederum vermehrt, und dem daraus entstandenen Mangel und Theurung an Anken, Milch, Fleisch und andern dergleichen Lebensmitteln so viel möglich gesteurt werden möchte, ohne damit jemand allzusehr zu drücken oder zu benachtheiligen, welches Gutachten für

Ein Jahr lang, auf eine Probe hin, in folgenden Punkten besteht:

1) „Solle alles Striehvieh (Milchkühe) nicht „allein nach Italien, sondern überhaupt Frömden und „Heimschen (Einheimischen) aussert unser Land zu „fertigen, verboten seyn, bey Verlurst des Viehs und „noch auf jedes Stück 6 Cronen Buß, wovon dem Klä„ger die Hälfte gehören solle; einzig ausgenommen solle „auf 20 Hauptvieh eine Melchkuh denen Welschlän„dern zu Erhaltung ihrer Knechte mitzunehmen, er„laubt seyn."

2) „Solle auch nach Italien noch sonsten aussert „Lands, kein Mastvieh noch Kolben, auch keine Kalb„stieren gefertiget werden; einzig und allein an unsern „öffentlichen Jahrmärkten, solle den Frömden erlaubt „seyn: Mastvieh und Kolben zu kaufen, zu andern Zei„ten aber nicht, den Uebertretern bey Verlust des „Viehs, und obbestimmter Buß; mit dem Beysatz: daß „wenn die Frömden an den erlaubten Tägen, nämlich „an unsern Jahrmärkten Mastvieh und Kolben aufkau„fen wollten, so sollen sie obrigkeitliche Zeugnisse mit„bringen, daß sie das Vieh nicht in das Wälschland zu „fertigen aufkaufen; zu dem Ende die Lauffer an den „Märkten auf die frömden Käufer Aufsicht halten, und „ehe sie das Vieh fortnehmen, zu Vorweisung ihrer Zeug„nisse zu S. T. Herrn Amts-Landammann weisen sollen; „und damit von unsern Wälschländern keinerley Vor„wände mehr gebraucht werden können, so solle darunter „alles im 1ten und 2ten Artikel benannte Vieh ver„standen seyn, sie mögen solches hier im Land oder ab „aussern Orten abgekauft haben.

D

3) „Hat man auch in Absäugung der Kälbern dahin
„Vorsehung thun wollen, daß diejenigen, welche mehr
„als zwey Kälber jährlich absäugen, schuldig seyn sollen,
„je das andere ein Kühtsche (ein Kuhkalb) abzusau-
„gen, und soll hierin kein Unterschied beobachtet wer-
„den, sie möchten die Kälber kaufen woher sie wollten
„oder von ihren eigenen Kühen haben — den Ueber-
„tretern auf jedes Kälbli bey 2 Cronen Buß, wovon
„dem Kläger die Hälfte gehören soll. — Worüber die
„Herren Landleute erkennt: daß dieses Gutachten in
„seinem gänzlichen Inhalt gutgeheissen und bestätiget
„seyn, somit solches von jedermann bey Vermeidung
„obbestimmter Bussen genau befolgt werden soll." —
Ao. 1793 wurde die einzige Veränderung darin getrof-
fen: „daß zu den Kalb- und Mäßstieren an unsern
„öffentlichen Jahrmärkten jedem Landmann oder Frem-
„den der Freykauf und Verkauf offen stehen solle." —
Ao. 1794 wurde auch bey Ehr und Eyd verboten:
„Kühe von den unsrigen aussert Lands zu verlehnen."

Bey unserm grossen Mangel an eigenem Milchvieh
müßte es übrigens gewiß von äusserst grossem Nutzen
seyn, wenn man nicht nur durch ernsthaftere und stren-
gere Mittel der Gesetzwidrigen Ueberstossung der Alpen
vorbaute, die beynahe aller Orten immer mehr überhand
nimmt, sondern einer jeden Alp noch etliche Stösse ab-
nähme. Nicht nur würde das Geld, das für die über-
flüssigen fremden Kühe ausgegeben wird, im Land blei-
ben, sondern der Nutzen, den man von den Alpen zieht,
würde viel grösser werden, da das Vieh viel reichliche-
res Futter hätte, und also auch viel reichlicher Milch
gäbe; nichts von dem zu sagen: daß das Vieh dadurch

von vielen Krankheiten befreyt bliebe, die ihm der Hunger oder das schlechte Futter zuzieht, und daß die Alpen auf die Art unendlich verbessert und fruchtbarer gemacht würden.

Im Allgemeinen betrachtet, sind unsere Landkühe von mittelmässiger Grösse, und wiegen im Durchschnitt 4 bis 5 Zentner; 6 Zentner schwere Milchkühe sind selten. Hingegen Mastvieh wird grosses und fettes aufgezogen und geschlachtet, doch für unsern Landgebrauch bey weitem nicht genug. Die Oberländer Kühe aus den schon genannten alten Vogteyen sind sehr klein und wiegen 3 bis 4 Zentner. Unsere Bauren ziehen aber überhaupt auf den Alpen die Kühe von mittelmässiger Grösse den schwerern vor, indem jene viel sicherer auf den steilen Gebirgen gehen und also weniger verunglücken. Die Haupturfache, warum unser Rindvieh nicht so groß ist, als das einiger anderer Kantone, ist diese: weil man den Kuhkälbern (Rindern) den Stier gemeiniglich nach dem ersten Erwachen ihres Instinkts, also gewöhnlich schon im zweyten Jahr zuläßt, obwohl es auch solche giebt, die erst im dritten Jahr reitig (u h-rühbig d. h. unruhig) werden. Die Stiere, welche auch Pfaaren, Sännten-Pfaaren oder Schellstieren genennt werden, sind von mittelmässiger Grösse, und haben das gleiche Sommer- und Winterfutter, wie die Kühe. Auf 30 oder 40 Kühe rechnet man gewöhnlich einen Stier zur Befruchtung hinreichend, obwohl ein Gesetz von 1701 vorhanden ist, welches enthält: „daß jede Alp auf 25 Kühe einen Sänntenpfaaren ha-„ben solle."

Im Sommer werden unsere Kühe weder auf den Al-

menten noch auf den Alpen des Nachts oder bey ungünstiger Witterung in Ställe gesperrt, sondern sie müssen Tag und Nacht auf dem offenen Felde weiden und liegen (*). Im Frühling und Herbst hält man sie gewöhnlich auf den Wiesen, und im Winter futtert man sie beynahe allerorten mit nichts anders als Heu, wo man ihnen dann alle Tage ein- oder zweymal Salz giebt. Auch milkt man sie überall des Tags nur zweymal: Morgens und Abends.

Im Ganzen genommen giebt es in unserm Land recht gute Milchkühe, die täglich 35, 45 bis 50 Pf. (ein Pfund zu 36 Loth) Milch geben; doch gewöhnlich mehr oder minder nach Proportion ihrer Grösse; denn obschon man auf die Verbesserung unsers Rindviehs allzuwenig bedacht ist, so ists doch ein allgemein angenommener Grundsatz: je grösser die Kuh, desto mehr gebe sie gewöhnlich Milch; oder, wie der Bauer sich ausdrückt: „wo viel Futter hineingeht, da kommt wieder „viel Milch heraus."

Gemeiniglich läßt man unsere Kühe 8 bis 10 Jahr alt werden, doch findet man nicht selten 15 bis 20 jährige gute Milchkühe. Die beßten sind die 3, 4 bis 6 kälbrigen, d. h. solche, welche 3, 4 bis 6mal gekalbet haben. Von der Mitte des Brachmonats bis zu Ende des Heumonats geben die Kühe dem Aelpler den reichlichsten Nutzen. Bey anhaltendem Regenwetter, das gewöhnlich auf den Alpen mit Frost und Kälte begleitet ist, und wodurch das Futter seine Kraft verliert, ist der Alpnutzen am kleinsten, da hingegen die schwülste

(*) Siehe oben S. 29 — 30.

Sommerhitze, die in diesen Gegenden ohnehin gemässigter ist, den beßten Einfluß auf denselben hat, weil die Kühe vorzüglich Morgens bey Tages Anbruch und Abends bis in die späte Nacht weiden.

Was die Farbe des Rindviehs im Glarnerland anbetrifft, so ist diese unsern Bauren beynahe gleichgültig, doch sieht man am meisten heller oder dunkelbraune, und am wenigsten gefleckte, oder wie mans nennt geschiltete. Auch hat man gar keine besondern charakteristischen Kennzeichen, woran man eine gute Milchkuh vor einer schlechten zu unterscheiden glaubt. Ist eine Kuh nicht alt, und nicht mager am Leibe, hat sie ein vollkommenes und gesundes Euter, das an allen Strichen Milch giebt, und bringt sie zu einer gelegenen Jahrszeit ein Kalb, so hat die Kuh alle empfehlende Eigenschaften.

Unter der glücklichen Zusammenwirkung so mancher Begünstigungen, entwickeln sich wirklich im Alpenvieh Naturtriebe, die sonst in der Rindsgattung unerwartet sind. Jedes Stück erkennt sich an dem ihm beygelegten eigenen Namen bey dem sie der Senn mitten aus der Heerde herausrufen kann. Durch freudige Sprünge und ein liebkosendes Zudringen bey der Ankunft eines Fremdlings in ihren einsamen Weidplätzen wissen sie sogar Gefühle der vertraulichsten Zuthätigkeit unverkennbar auszudrücken. Neuzusammengekommene Heerden vereinigen sich über die Ansprüche der einzelnen Weidgenossen erst, nachdem fast allgemeine Kämpfe die gegenseitigen Kräfte bestimmt haben; allmählig treten nun einige von ihnen wieder friedlich zusammen; es sammeln sich kleine Gesellschaften, die ihre eigenen Plätze auf der

Weide behaupten, und unzertrennlich zusammenhalten, auch gemeinschaftlich an- und abziehen, so daß die schon gemolkenen die übrigen von ihrer Gesellschaft erwarten. Die stärksten Kühe leiten die übrigen aus ihrer Gesellschaft, führen sie an die ergiebigen Plätze zur Weide, und an die schattigten, stillen zur Ruhe, und werden immer bey der Heerde an der Spitze stehen; so wie sie aber auch bey jeder Alpenwanderung die Ehre haben, den Zug anzuführen, und die grosse, an einem buntgestickten, oft kostbaren Halsbande hangende Alpschelle, mit auszeichnenden Blumenkränzen geschmückt, zu tragen.

Eine Kuh, die um ihre Hörner gekommen ist, nennt man einen Mutsch. Ein 3 jähriges Rind eine Zeitkuh. Ein 2 jähriges Rind eine Määß. Ein einjähriges verschnittenes (geputztes) oder ganzes Stierkalb einen Kalbstier; (diejenigen Stierkälber, welche während dem Abtränken verschnitten werden, heissen Milchheiler.) Einen 2 jährigen verschnittenen Stier einen Määßstier, oder einen Wälschländer, weil man meistens solche von diesem Alter dahin auf den Markt treibt. Einen 3jährigen verschnittenen Stier einen Zeitstier; und einen mehr als 3jährigen Ochs. Ein Stier aber, der erst, nachdem er ein- oder mehrere Jahre alt war, verschnitten wurde, wird immer ein Kolb genennt. Bisweilen giebt es sowohl beym Rindvieh, als bey den Ziegen Zwitterarten; ein solches Thier heißt ein Zwick. Bey dem erstern sieht man dieß bisweilen gleich nach der Geburt, wo man dann ein solches Kalb abschlachtet; bisweilen aber erkennt man sie erst im 3ten und 4ten Jahr. Ich sah in Schweitz ein solches Thier von ausserordentlicher Grösse, wobey mich

der Eigenthümer versicherte: daß es vor einen Wagen gespannt, eine Last, die 2 Pferden schwer genug wäre, wegführe.

Alle Kälber werden sogleich nach der Geburt, nachdem sie die Mutter abgeleckt hat, von derselben abgesöndert, und im Thal in den sogenannten Zugaden (Nebenstall) gethan. Diejenigen Kälber, welche der Bauer groß ziehen will, läßt man dann nicht länger als 8 oder 14 Tage an der Kuh saugen, wo man sie dann abtränkt. Hat man Kühe, die nahe am kalbern (kalben) sind, und daher bald trocken (galt) stehen müssen, oder wie der Bauer sagt: alte Milch geben, so tränkt man sie mit dieser ab, weil sie viel fetter als die der Neumelchen d. h. derer, welche vor kurzem gekalbet haben, ist; auch glauben unsere Leute, die letzte Hälfte der Milch, welche von einer Kuh gemolken wird, die sie die Nachmilch heissen, sey viel stärker und nahrhafter als die erste, und reichen also selbige ihren Saugkälbern. Man giebt ihnen gewöhnlich 8 bis 10 Wochen lang Milch, die auf die Letzte mit immer mehr Wasser vermischt wird, und gleich nach den ersten 3 oder 4 Wochen legt man ihnen etwas Heu vor, um sie dadurch, gleichsam nur spielend, an das fressen zu gewöhnen.

Die Stierkälber, welche für den Lauisser Markt bestimmt sind, werden immer in den ersten Monaten ihres Alters verschnitten; diejenigen Kälber hingen, welche der Bauer nicht aufzuziehen gedenkt, und sie daher schon in den ersten 8 oder 14 Tagen an die Metzger verkauft, tränkt man nicht ab, sondern läßt sie an der Kuh saugen, indem sie dadurch fetter werden.

Die obrigkeitlich festgesetzte Fleischordnung suchte vor-

züglich dem Metzgen allzu junger Kälber, das Beyspiellos geübt wird, vorzubeugen, allein sie konnte das Uebel doch niemals gänzlich heben. Die Hauptsache von dieser alten Fleischordnung ist nachstehendes: „Der Fleisch-„tax solle von M. Gnd. Hrn. alle Jahr gemacht wer-„den, so oft sie es nöthig finden. Wer den Fleischtax „nicht haltet, soll jedesmal 2 Cronen Buß erlegen. „Und wer in unserm Land ein Kalb, ehe es 14 Tag alt „ist, an die Metzger verkauft, solle der Käufer und Ver-„käufer ein jeder 2 Cronen gestraft werden. In Anse-„hung der auswärtigen Kälbern werden M. Gnd. Hrn. „mit löbl. Stand Schweitz eine gute Ordnung zu er-„richten besorgt seyn." Ao. 1790 ist erkennt worden: „Daß die Metzgermeister bey der alljährlichen Citation „sowohl wegen der Befolgung des Fleischtaxes, als auch „Schlachtung der frühzeitigen Kälber, gleich wie in „Ansehung des kranken und ungesunden Viehs bey'm „Eydsgelübd erforschet, und die Uebertreter Gesetzmäs-„sig bestraft werden sollen, mit dem Anhang: daß auch „die Bauren wegen dem Gesetzwidrigen Verkauf der „Kälber auf erfolgende Klägden citirt, und gehörig „gestraft werden sollen. Wer hirnwüthiges oder um-„gehendes, oder finniges Vieh auswiegt und verkauft, „der ist schuldig, solches jedem, so viel oder wenig da-„von nimmt, vorher anzuzeigen, auf jedes Stück bey „10 Cronen Buß; anderley ungesundes oder krankes „Vieh solle gar keines bey höchster Strafe verkauft wer-„den, worüber die Metzger alljährlich beym Eydes-„gelübd werden erforschet, und die Zwischenklägden „gleicher Gestalten untersucht werden." -- Die Ausfuhr des Unschlitts ward auch von Zeit zu Zeit

verboten, wie auch der Preis desselben alljährlich taxiert.

Die Küh- und Stierkälber, auch Ziegen, welche man überhaupt Schmahlveeh oder G'schlüächt nennt, werden auf einigen Alpen von den Milchkühen abgesöndert, und in die schlechtesten Weidstriche verwiesen, welche unter der Aufsicht eines Rinderers (Hirtenbuben) stehen, der sie hütet.

Es giebt auch wirklich einige wenige eigentliche Ochsenalpen, wie z. B. Tschinglen u. a., die unter die beßten gerechnet werden, worauf nicht mehr als 20 Ziegen, und auf 2 Knechte nicht mehr als 3 Milchküh, auf 3 Knecht 4, auf 4 Knecht 6 aussert den Ochsen (bisweilen auch Pferden) getrieben werden sollten, also geradezu so viel Milchvieh, als zur Ernährung des Aelplers vonnöthen ist. An solchen Orten wird daß Mastvieh den Sommer hindurch äusserst schwer, aber niemals ausgemästet, so daß es erst noch des Herbsts und Winters in den Ställen fett gemacht wird. Das Schlachtvieh, das auf den Alpen weidete, soll ein vorzüglich zartes und weiches Fleisch bekommen, am fettesten aber auf denjenigen Alpen werden, wo man ihm ausser der Weide Morgens und Abends noch genug eingesammeltes gedörrtes Wildheu vorlegt, das bey einigen Bauren üblich ist. Ueberhaupt wird in unserem Land das Mastvieh beynahe mit nichts anderem, als mit grünem und gedörrtem Heu gefüttert und fett gemacht.

Je nachdem der Lehenzins, den die Bauren von einem Stoß Alp geben müssen, beschaffen ist, je nachdem wird dann auch der Sommerzins von einem Stoß Schmahl- oder Geld- und Mastvieh oder von Pferden,

so man auf die Alpen treibt, und wovon der Alpeninhaber keinen Nutzen zieht, bestimmt. Hat man aber Ochsen, Schaafe, Ziegen oder Pferde auf einer Kühalp, so wird eine Mastkuh für 1 1/2 Stoß, ein grosses Rind für 1 Stoß, 2 Määßen oder Määßstieren für 1 Stoß 4 Kälber für 1 Stoß, 5 Schafe für 1 Stoß, 1 Pferd für 4 Stösse, und 10 Ziegen für 1 Stoß gerechnet; nur zahlt man von diesen noch einen viertels Gulden mehr vom Stoß Acht-oder Hüterlohn (Trinkgeld) als von den Gelten-Kühen und Rindern.

Wenn einer ein Stück Mastvieh verkauft, und es zeigt sich, nachdem es geschlachtet ist, daß es Finnen hat, so muß der Verkäufer dem Käufer auf jeden Gulden, so dieser dafür bezahlt, einen 1/4 fl. zurücklassen. Giebt der Verkäufer aber jemand ein Stück Vieh zu kaufen, nicht nach Landrechten, sondern Halfternlang, wie der Bauer sagt, d. h. so wie er es vor sich sieht, so muß er dasselbe ohne einige Entschädigung behalten, und wenn er auch nachher noch so viele Mängel an ihm entdeckte.

Allem unserm Rindvieh wird Morgens oder Abends, wöchentlich 3 oder 4 mal (den Kühen nachdem sie gemolken sind) ungefähr eine Handvoll mit Kleyen vermischtes oder aber den 5ten Theil weniger unvermischtes Salz auf den Rücken hingestreut, das sie daselbst ablecken. Bey kaltem und regnerischem Wetter wiederholt man dieses öfters, als in heitern und warmen Tagen, weil man es für sehr gesund, und besonders für ein Verwahrungsmittel gegen Viehseuchen und Krankheiten aller Art hält; doch ist hierin auch unter den Kühen selbst ein grosser Unterschied, indem einige

äusserst begierig darnach lecken, andere hingegen nach demselben gar nicht verlangen. Auch können Kühe zu gewissen Zeiten das Salz überaus lieben, und zu andern hingegen ganz gleichgültig dafür seyn. — Dem trocken stehenden Vieh wird weniger Salz gegeben, als dem zu melkenden. — Es ist übrigens wirklich ein obrigkeitliches Gesetz vorhanden, das gebietet: „daß man alles Vieh unpartheyisch belecke;" d. h. einem jeden Stück Vieh das nöthige Salz in gleich grosser Menge darreiche.

Auf den meisten von unsern Alpen findet das Vieh gutes Wasser; ein wesentliches Mittel zur Erhaltung seiner Gesundheit. Vorzüglich trifft man auch daselbst sehr viele sogenante Maybrunnen an, d. h. aussetzende Quellen, die erst bey eingetroffener Frühlingswärme fliessen, indem sie meistens aus Schneewasser vom Hochgebürge bestehen.

Wenn auf den Alpen unerwartet Schnee einfällt, so daß das Vieh wirklich ab Alp fahren, oder aber eine Nacht oder einen Tag lang ohne Nahrung im Schnee stehen muß, so nimmt es unbegreiflich schnell und viel an der Milch und am schönen Aussehen ab, und besonders alsdann verspürt man den grossen Nachtheil des Mangels an Ställen daselbst.

Wenn auf dem Gebürge ein Gewitter entsteht, das Hagel drohet, der in diesen Gegenden sehr häufig und heftig einfällt, so müssen die Aelpler das Rindvieh zusammen treiben. Ist es alsdann an einem Haufen, so erstellt es sich, d. h. es steht ganz unbeweglich mit starren Augen und herabhängendem Kopfe auf seiner Stelle, die es nicht verläßt, wenn es auch noch so stark

hagelte. Würde man sie nicht zusammentreiben, so schlössen sie bey'm entstehenden Hagelwetter die Augen zu, rennten in gerader Linie vor sich hin, und würden sich blindlings über die Felsen herabstürzen, wie dieses z. B. schon mit vielen Stieren auf der Auerenalp der Fall war. Wenn's hagelt, so nimmt der Kühbube, der sie zusammentreiben muß, eine Milchgepse über den Kopf, um unbeschädigt zu bleiben.

Sobald, in den Zeiten der vorigen Regierungsform, auf irgend einer Alp unter dem Rindvieh ein Veeh-presten entstand, so mußte es sogleich der Obrigkeit angezeigt werden. Diese traf dann die zweckmässigsten Anstalten dagegen, und bezahlte alle deswegen aufgeloffene Kosten aus der Staatskasse; verordnete eine eigene Commission dazu, die meist aus Aerzten bestand; bestimmte beeidigte Aufseher, die täglich von dem Zustand des Viehes dem Ausschusse Bericht ertheilen mußten; verschrieb Arzneyen; ließ das kranke und angegriffene Vieh von dem gesunden absöndern; verkündigte Paßsperrungen und dergleichen; kurz! sie that alles Mögliche, um das Uebel, so schnell es nur immer seyn konnte, wiederum zu verdrängen. Bey unserer jetzigen Verfassung besteht nun in jedem schweizerischen Kanton eine eigens ernannte Sanitätscommission, die ganz im Geiste oben beschriebener Ausschüsse verfährt.

Die gewöhnlichen Epizotien, welche im Glarnerland pestartig um sich grieffen, sind nachstehende: (*)

(*) Bey diesen kurzen Nachrichten von den Hausthieren erlaube man mir anzumerken: daß man ja nicht von mir glaube, als wähne ich dadurch eine vollständige

1. Die Lunggensucht (Lungensucht). Sie ist zweyerley Art, theils die schwarze, dürre oder trockene, und die weisse oder nasse. Bey der erstern haben die Kühe in der Lunge schwarze Verhärtungen, wie gedörrte Birnen; bey der letztern ist die Lunge mit einem zähen Schleim umgeben. Der Anfang dieser beyden Krankheiten äussert sich mit einem starken Zittern an allen Gliedern, und nachher mit einem vermehrten, heftigen und schnellen Herzklopfen an der linken Seite. Die Bauern behaupten: die dürre Lungensucht entstehe aus einem hitzigen Geblüte, die nasse hingegen durch ungesunde Lüfte, schädlichen Mehlthau, unreine Getränke und dergleichen.

2. Die eigentliche Hornviehseuche oder Uebergällegi (die Löserdürre). Diese ließ bis dahin die Glarnergegenden unergriffen, hingegen wurde in den 1770ger Jahrgängen sehr viel Glarnervieh, das man auf den Lauiser Markt trieb, davon zu Grunde gerichtet, und dadurch ihre Eigenthümer äusserst stark beschädiget.

Unter die Beschreibung einer jeden ansteckenden Viehkrankheit will ich auch ein Verzeichniß der verschiedenen Jahrgänge, in welchen selbige nicht nur im Glarnerland, sondern in den verschiedenen Gegenden der ganzen

---

Naturgeschichte derselben geliefert zu haben. Dieß war gar nicht meine Absicht; sondern ich wollte nur das Auszeichnende der Behandlung und der Beschaffenheit dieser Thiere im Glarnerland einigermassen beschreiben. Aus der Ursache setze ich daher auch vor jede Krankheit die Provinzialbenennung hin.

Schweiz herrschten, hinsetzen, auch die darüber bekannt gemachten schweizerischen Druckschriften und Proklamationen anführen. Da aber dasselbe noch äusserst unvollständig ist, und ich Hoffnung habe, hin und wieder Beyträge zu dessen Vervollständigung zu erhalten, so verspreche ich, in den folgenden Bändchen Nachträge dazu zu liefern; so wie gerade dies, um nämlich meinen Freunden von dem, was mir schon jetzo bekannt ist, Nachricht zu geben, und sie dadurch in den Stand zu setzen, selbiges immer mehr erweitern zu können, die einzige Ursache ist, warum ich dieses Verzeichniß jetzo schon abdrucken lasse.

Der Viehpresten, worunter meistens die Lungensucht, seltener die Löserdürre, verstanden wird, ward in nachstehenden Gegenden und Jahrgängen mehr oder weniger verspürt:

Ao. 1043 war im Appenzellerland ein nasser Sommer und eine schreckliche Viehseuche, und fällte das meiste Vieh.

S. Walsers Appenzellerchronik. S. 141.

Ao. 1233 war ein entsetzlicher Viehpresten im Appenzellerland und hin und wieder in der Schweiz, daß fast alles Vieh gefallen ist.

S. Walsers Appenzellerchronik. S. 154.

Ao. 1362 und 1363 herrschte im Appenzellerland und hin und wieder eine schreckliche Viehseuche.

S. Walsers Appenzellerchronik. S. 184.

Ao. 1609. Im Glarnerland auf der Alp Ennesewen die Lungensucht den ganzen Sommer durch, daß fast alles Vieh daselbst fiel.

S. Tschudis Glarnerchronik. S. 749.

Ao. 1645. An einigen Orten des Glarnerlandes der Viehpresten, der bald wieder nachließ.

S. Tschudis Glarnerchronik. S. 582. und S. Trümpis Glarnerchr. S. 360.

Ao. 1664. Zu Uri während der Hitze die Lungenseuche.

Aus einem obrigkeitl. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1669 war ein ungewohnt heisser Sommer, daher im Brachmonat im Appenzellerland, Toggenburg, Rheinthal und Thurgau unter Roß und Hornvieh ein schädlicher Presten entstand.

S. Walsers Appenzellerchronik. S. 644.

Ao. 1669 erweckte die nämliche Ursache den Viehpresten im Glarnerland.

S. Trümpis Chronik. S. 377.

Ao. 1682. An abstract of a letter from D. Winkler. Dated December 22. 1682. etc.

S. Hallers Schweizerbibliothek. 1ter Bd. S. 401.

Ao. 1682. Viehseuche zu Lauis.

S. ein Verbot den Lauiser Jahrmarkt zu besuchen, von löblichen Orten der Eidsgenossen, sub d. 5ten Sept. 1682.

Ao. 1691 der Viehpresten in dem Luzernergebiet.

S. Langens Beschreib. des Viehprestens. S. 212.

Ao. 1698. Zu Uri während der Hitze die Lungenseuche.

Aus einem obrigk. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1702. Die thurgauischen Pflugochsen will die Stadt St. Gallen nicht passieren lassen, weil im Thurgau der Viehpresten grassirt.

Aus einem obrigkeitlichen Schreiben an den Stand Appenzell.

Ao. 1704. Im Appenzellerland in Hundweil und Heiden des Winters die Lungensucht.

S. Walsers Appenzellerchr. S. 704.

Ao. 1709. Im Appenzellerland in der Gemeinde Teufen und im Thurthal die Lungensucht.

S. Walsers Appenzellerchr. S. 713.

Ao. 1710. Der Viehpresten im Toggenburg.

Aus einem obrigkeitl. Schreiben an den Stand Appenzell.

Ao. 1710. In der Herrschaft Sax die Viehseuche.

Aus einem obrigkeitl. Schreiben an den Stand Appenzell.

Ao. 1712. Der Viehpresten zu Interlaken.

S. Eigentlicher Bericht und sicher Rezept über den dießmalen zu Interlaken und anderswo grassierenden Viehpresten. 1712. S. 88.

Ao. 1712. Der Viehpresten im Toggenburg.

Aus einem obrigkeitl. Schreiben an den Stand Appenzell.

Ao. 1712. Im Rheinthal und Thurgau.

Ebendas.

Ao. 1713. Der Viehpresten im Bernergebiet.

S. C. N. Langens Beschreibung des Viehprestens, so seither 1711 bis auf dieses Jahr 1714 in den vornehmsten Provinzen unserer werthen Christenheit entsetzlich gewüthet hat, darin sein Ursprung und Ursach begriffen, die äusserliche und innerliche, sowohl Heilungs- als Bewahrungsmittel angezeiget, und die nöthigen Vorsorgen zu Beschützung ganzer Länder angezogen sind. — Aus hochobrigkeitlichem Befehl zu Hülfe und Trost eines ganzen untergebenen Lands zusammengetragen

tragen und an Tag gegeben. Luzern, bey Heinrich Renmo-Wissing. 1714. 8. S. 213. — Carl N. Langens Beschreibung der Kornzapfen, wobey auch von dem entsetzlichen Schaden des vergifteten Mihltaus, daraus auch öfters der Viehpresten entsteht, gehandelt wird. Luzern. Ebend. 1717. S. 266.

Ao. 1715 auf dem Büttisholzern Moos.

Ebendas. S. 148.

Ao. 1715 im Rheinthal der Viehpresten unter Vieh und Pferden.

Aus einem obrigkeitl. Schreiben an den Stand Appenzell.

Ao. 1717 entstand eine Lungensucht unter dem Vieh in Luzern auf dem Willisauer Moos, woran über 50 Stück Kühe und Pferde gefallen.

S. Langs Beschreib. der Kornzapfen. S. 148.

Ao. 1718 im Rheinthal und Oberland der Viehpresten.

Aus einem obrigkeitlichen Schreiben an den Stand Appenzell.

Ao. 1718 eine hitzige Fieberkrankheit unter dem Vieh in Interlaken.

S. ein Rezept dagegen von dem Sanitätsrath in Bern, das etlich hundert kranken Stücken half; de dato 1718, und erneuert den 22. Augst 1736.

Ao. 1719 und 1720 unter Rindvieh und Pferden, (selbst Schweine und Hüner wurden davon ergriffen) in Bünden.

Aus einem obrigk. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1726 in Balgach, Widnau und Schmidten die Viehseuche.

S. ein obrigk. Schreiben an den Stand Appenzell.

Ao. 1726 die Lungensucht in Bünden.

S. ein obrigk. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1727 die Viehseuche in Gams im Toggenburg.

S. ein obrigk. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1730 die Lungensucht in Bünden, vorzüglich in Mayenfeld.

L. einem obrigk. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1732 im März die Viehseuche in Kaltbrunnen und Schännis.

S. ein obrigk. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1735 der Viehpresten in Bünden.

S. ein obrigk. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1737 im Oktober in Appenzell Innerrooden und an einigen ausserroodischen Grenzen die Lungensucht.

S. Walsers fortgesetzte Appenzellerchr. Manuscr.

Ao. 1738 die Lungensucht in Bünden. — Im Appenzellerland wurde damals obrigkeitlich, bey Lebensstrafe, verboten, Vieh aus dem Bündner- in's Appenzellerland zu führen.

S. Ebendas. und aus einem Rathsprotokoll.

Ao. 1738 die Seuche unter Rindvieh und Pferden in Werdenberg und Sargans. Auch zu Fläsch, Mayenfeld, Zizers und Chur unter den Ochsen.

S. ein obrigk. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1739 war viel krankes Rindvieh und Pferde auf dem Grabser Rieth, Landvogtey Werdenberg.

S. ein obrigk. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1743 im Sundgau.

Laut einem obrigk. Schreiben an den Stand Appenzell.

Ao. 1744 die Lungensucht in der Grafschaft Baaden,

zu Gippingen im Amt Leüggern — und im Amt Castelen und in der Grafschaft Lenzburg.

Aus einem obrigkeitlichen Schreiben des Stands Appenzell.

Laut einer Sperrproklamation des Landvogts zu Baaden, sub d. 23ten Octob. 1744. — Ferners: Laut einer gedruckten Proklamation des Stands Bern sub d. 15ten Jänner 1745, und einer andern vom Landvogt zu Baaden, unter dem erstern Dat. und unter dieser Aufschrift: Präservativ- oder Bewahrungsmittel; als solche von dem Sanitätsrath hochlöbl. Standes Bern zu Gutem des Publici, bey Anlaß hin und wieder grassierenden s. v. Viehprestens mitgetheilt, und in ihren eigenen Landen dem gesunden und kranken Vieh zu gebrauchen, gut befunden worden.

Ao. 1744 in Grabs eine Viehseuche wegen schlechtem Wasser.

Aus einem Schreiben an den Stand Appenzell.

Ao. 1747 in Liechtensteig die Viehseuche.

Laut einem Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1748 in Herisau die Lungensucht.

Aus einem Protokoll daselbst.

Ao. 1749 zu Bernek, Balgach, Wiednau, Lustnau, kam eine schreckliche Seuche unter die Pferde und das Hornvieh; sie wurden an der Brust geschwollen, und hernach in 3 Stunden waren sie todt.

S. Walsers Appenzellerchr. Manuscr.

Ao. 1749 in Räffz die Lungenseuche.

Aus einem Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1750. Die gleiche Viehkrankheit wurde in diesem Jahr wieder in Berneck, Balgach ꝛc. recitiv.

S. ein obrigk. Schreiben an den Stand Appenzell.

Ao. 1750 der Viehpresten im Freyamt, in Diessenhofen im Thurgäu, in Regensperg in der Landschaft Liffenen, und Oberwinterthur — vorzüglich in der Gem. Buchs.

S. nützliche Anleitung wie man bey grassierendem Viehpresten sich zu verhalten habe, samt kurzgefaßtem Unterricht: wie die Lungenseuche unter dem Hornvieh zu erkennen und zu heilen seye; auf hochobrigk. Befehl zum Druck befördert. 4to. 2 Bogen. 1751. Vergl. monatl. Nachrichten. 1751. S. 27 und 41.

Ao. 1759 in Räffs die Lungensucht, an der 12 Pferde und 10 Kühe fielen.

Aus einem Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1759 auf dem Grabserrieth, in der Buchser Auw, zu Saletz und Haag eine Lungenseuche.

Laut einem obrigk. Schreib. an den St. Glarus.

Ao. 1764 die Lungensucht auf den Gränzen des Cantons Bern.

S. Nachricht von dem Lungenpresten unter dem Hornvieh, und von den Mitteln dieser Seuche vorzubeugen und dieselbe zu kuriren. 4. 8. S.

Ao. 1764 bis 66 herrschte in verschiedenen Alpen und Gegenden des Landes Glarus eine gefährliche Lungenseuche.

S. Trümpis Glarnerchr. S. 647.

Ao. 1768 die Hornviehseuche in dem Abtsstadel auf Bischär im Sarganserland.

Aus einem obrigk. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1770 die Lungensucht in Kaltbrunn und in ober und unter Terzen unter dem Vieh, das von der Alp Trisen und Balzers jenseits des Rheins zurückkam — in Murg und Quarten, und im Thurthal.

S. ein obrig. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1773 die Viehseuche in Wallis, in den freyen Aemtern rc. zu Sülens im Amte Grandson, im Amte Reuß rc.

S. Abhandlung von der Viehseuche; auf hohen Befehl verfaßt und zum Beßten des Landes bekannt gemacht, den 28sten Sept. 1773. Bern, in der obrigk. Druckerey. 8. S. 47.

Ao. 1776 im Stand Unterwalden eine Lungenseuche.

Aus einem Glarner Rathsprotokoll.

Ao. 1776 im Sarganserland.

Ebendas.

Ao. 1776 auf der Zschingleralp.

Ebendas.

Ao. 1776 in den 3 Bünden.

Ebendas.

Ao. 1776 im Canton Zürich.

Ebendas.

Ao. 1776 zu Gählingen im Schafhausergebiet.

Ebendas.

Ao. 1776 nahe bey Baaden.

Ebendas.

Ao. 1776 die Lungensucht in der Glarneralp Ramin, die viel Vieh tödete.

S. ein obrigk. Schreiben vom Stand Glarus.

Ao. 1779 auf der Alp Zschinglen.

Aus einem Glarner Rathsprotokoll.

Ao. 1779 die Lungenseuche in der Alp des Bischoffs zu Chur und hin und wieder in Bünden.

S. ein obrigk. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1782 die Lungenseuche unter Rindvieh und Pferden, überall im Rheinthal ausgebreitet.

S. monatl. Nachrichten. 1782. S. 156.

Ao. 1794 im August in der Weißtanneralp Valtnov der sogenannte gelbe Knopf; das Vieh bekommt an der Brust faustgrosse Geschwulsten, hat trübe, wässerige Augen, giebt minder Milch ohne Schaum, und hat ein angegriffenes Milz, aus dem eine schwarze Materie läuft. 4 Kühe fielen daran miteinander.

Laut einem obrigkeitl. Schreiben an den Stand Glarus.

Ao. 1795 die Lungensucht im Toggenburg.

Ebendas.

Ao. 1796 Ebend. Horn- und Viehseuche — woran Viele fielen.

Ebendas.

Ao. 1796 in Appenzell Innerrooden die Lungensucht, woran 3 Kühe gefallen.

Ebendas.

Ao. 1796 auch in St. Gallen nur in 2 Ställen.

Ebendas.

Ao. 1796 die Hornviehseuche im Prettigäu.

Ebendas.

Ao. 1796 die Rindviehpest zu Hendschiken, Amts Lenzburg — im Freyamt zu Mellingen — im Canton Zürich zu Sümiken im Wenthal, und Rümligen, Amts Eglisau — im Thurgäu im Kloster Paradies — im Canton Schafhausen in der Hauptstadt selbst, zu Fi-

schenhausen, Ossingen, Trütiken, Lörlingen, Beringen, Sibingen, Hemmenthal und Schleitheim.

Laut einer Proklamation der Sanitätskommission Berns unterm 11ten Nov. 1796 und einer andern unterm 23ten dieß.

Ao. 1797 die Lungensucht zu Malans, Sewis, Untervatz und Igis.

Ebendas.

Ao. 1797 im Augstmonat die Viehpest im Baslergebiet zu Liestal und Mutenz.

Ebendas.

Ao. 1797 brach den 3ten September die Rindviehpest in den Aemtern Schenkenberg und Kastelen aus, dauerte bis in das Jahr 1798, und raffte entsetzlich viel Vieh weg.

Siehe gemeinnützige Nachrichten und Bemerkungen für Freunde der Naturgeschichte und der Landwirthschaft. Herausgegeben auf Veranstaltung der physisch-ökonomischen Gesellschaft in Bern. 2ter Jahrg. 1797. 7tes St.

D. A. Höpfners helvetische Monatschrift. 3tes Hft. Bern und Winterthur. 1800. S. 104.

Polizeyordnung der Central-Sanitätskommission des Cantons Bern, zu Verhütung und Tilgung der Rindviehpest. Bern 1798. 4to. 64. S.

Noth und Hülfstafel zu Verhütung der Rindviehpest oder Viehseuche. Luzern. 1798. 4to. 8 S.

Verordnung zu Abhaltung der Viehseuche. Bern in der Hochobrigk. Druckerey. 1797. 4to. 16 S.

Anleitung in Bezug auf die grassierende Hornviehseuche. Zürich. 1796. 4to. 15 S.

Anleitung gegen die Rindviehpest, von der Sani-

tätskommission des Cantons Zürich herausgegeben, s. d. des 6. Julii 1799. Vergl. wöchentliche Nachrichten schweizer. Neuheiten. 1799. S. 133.

Anleitung für das Landvolk in Absicht der an so vielen Orten unter dem Hornvieh herrschenden pestilenzialischen Seuche. Zu Trogen gedruckt. 1796. 8. 22 S. (In den monatlichen Nachrichten schweizerischer Neuheiten. Zürich 1796, Seite 170 wird diese Schrift fälschlich dem Hrn. Seckelmeister Scheüß in Teufen zugeschrieben.)

Unterricht über die Viehseuche, und wie ihr am kräftigsten zu wehren sey. — Eine Volksschrift. St. Gallen 1795. 8vo. 56 Seiten. (Von Müller Friedberg.)

Ao. 1799 im November ist die Lungensucht in Trogen, im Canton Appenzell, in einem einzigen Stalle ausgebrochen, ohne weiter um sich zu greiffen.

Ao. 1799 die Viehseuche in einigen Gegenden des Thurgäus.

S. ein Mandat des Standes Appenzell, sub d. 18. Sept. 1799.

Ao. 1800 im Thurgäu die Viehpest.

Laut einer Proklamation vom B. Regierungsstatthalter des Cantons Säntis. s. d. d. 14. May 1800.

Ao. 1800 die Löserdürre in den Distrikten Einsiedeln, Schwyz und Zug — durch Ansteckung französischer Schlachtochsen.

S. eine Proklamation des B. Regierungsstatthalters Heer. sub d. 18 Junii 1800. Vergl. Wöchentl. Nachrichten. 1800. S. 197.

Ao. 1800 die Rindviehpest in einigen angrenzenden

Gemeinden des Cantons Linth im Distrikt Lichtensteig.

S. eine Proklamation vom B. Regierungsstatthalter Bolt, den 19. Julii 1800.

Ao. 1800 die Löserdürre im Distrikt Mels und Werdenberg. — Nur das kleine am Wallensee liegende Dörfchen Mols verlor über 170 Stück Rindvieh, da die Bewohner ihre Kühe zu dem Zuchtstier auf die Molseralp führten, wo der Viehpresten war. Die Gemeinde Sargans verlor über 80 Stück, und andere Gemeinden verhältnißmässig gleich viel.

S. eine Proklamation vom B. Regierungsstatthalter Heer, sub d. 9. May 1800.

Ao. 1800 im Distrikt Schwanden auf der Urneralp die Löserdürre.

S. eine Proklamation von B. Regierungsstatthalter Heer, sub d. 16. Junii 1800.

Ferners de d. 2ten Julii 1800, und Auffoderung deswegen an alle H. Pfarrer de d. 2. Jul. 1800.

Ao. 1800 und 1801 im Distrikt Oberrheinthal die Viehseuche.

S. B. D. Nef an seine Mitbürger. Altstetten den 22. Jänner 1801. 8vo. 8 S.

Ao. 1801 im Distrikt Teufen und Oberrheinthal.

Laut einer Proklamation vom B. Regierungsstatthalter Bolt, sub d. 16. Jänner 1801, und sub d. 26. Februar 1801.

Ao. 1801 in den Gemeinden Bischofzell, Hauptweil, Gottshaus, Freyheiten und Schweizerhaus die Löserdürre.

S. eine Proklamation vom B. Regierungsstatthalter Bolt, sub d. 10. Jänner 1801.

Ao. 1801 die Löserdürre in Graubünden.

S. eine Proklamation vom Regierungsstatthalter Bolt, sub d. 16. Jänner 1801.

Ao. 1801 die Löserdürre im Canton Schafhausen.

Nachstehende Druckschriften hängen mit dem Obigen ebenfalls zusammen:

Réglement, concernant le Bétail-à-Cornes, pour le Pays-de-Vaud, en date du 12. Août 1765. A Berne de l'imprimerie de LL. EE. MDCCLXV. 4to. S. 47.

Reglement, die Bergfarth und das Vieh ansehend, für ihr Gnaden deutsche Lande. Bern im Hornung 1772. 4to. 22 S. und dessen Anhang im Jänner 1777 und dessen neuen Anhang vom 17. Christm. 1783. 4to.

Verhalt für diejenigen, denen die Zeichnung des Viehs und die Ertheilung der Gesundheitsscheine für dasselbe anvertraut ist. Bern, Sanitätskanzley, vom 24. Novemb. 1794. 4to. 4 S.

Ueber den nämlichen Gegenstand bes. eine Proklamation von der Hochfürstl. Canzley des ehem. Stifts St. Gallen, unterm 20. Oktober 1784.

Instruktion für die Wasenmeister in ihr Gnaden deutschen Landen. Geben den 24. Sept. 1786. Bern 1786. 4to. 6 S.

Nützliche Anleitung, wie man sich bey grassierendem Viehpresten zu verhalten habe. Auf Hochobrigkeitlichen Befehl gedruckt. Zürich 1755.

Anleitung, wie man durch Verbesserung der nassen Weidgänge, und vernünftige Sorgfalt im Handel, Verpflegung und Gebrauch des Viehes den Viehseuchen vorbauen könne. — Auf Hochobrigk. Befehl zum Druck be-

fördert. Zurich 1760. 4to. 20 S. Und: Mandat hierüber 1760.

Mandat wegen Uebung der Vieharzneykunst Ao. 1776. Zürich, nebst Patents-Formular für neuangehende Vieharzte.

Ein bewährtes und leichtes Mittel wider alle Entzündung und Fäulung des Geblüts bey'm Vieh. S. den bündnerischen Sammler. 1ter Jahrg. S. 40 und 4ter Jahrg. S. 258 bis 263.

Ueber die Ansteckung der Rindviehseuche durch Häute. Ebend. S. 33.

Ao. 1780, den 18ten April, legte Hr. Landvogt Hs. Rheinhardt den regierenden Ständen eine allgemeine Landesordnung für die Landgrafschaft Thurgäu, in Absicht auf die Sanitätsanstalten, vor; ob sie angenommen und gedruckt wurde, ist mir unbekannt.

Die rheinthalische Sanitätsordnung, die Viehseuche betreffend, mit einigen eingeschaltenen Zusätzen. Bes. den Bündner Sammler. 4ter Jahrg. S. 105.

Von der ehemaligen Obrigkeit des Kantons Zürich kenne ich nachstehende Verordnungen, den Kauf und Verkauf des Rindviehs betreffend, von den Jahrgängen 1770, 1779, 1781 und 1790. Besiehe Sammlungen der bürgerl. Ordnungen der Stadt Zürich. Orell &c. 6 Bände.

Eine Metzgerordnung vom Jahr 1770. Das Kalbfleisch betreffend vom Jahr 1778. Das Schweinsfleisch betreffend vom Jahr 1791. S. ebendas.

Von der ehemaligen Obrigkeit des Kantons Bern kenne ich nachstehende einzeln gedruckte Verordnungen, den Kauf und Verkauf des

Rindviehs betreffend, von dem 11. May 1762; von dem 11. Augstmonat 1762; von dem 9. März 1763; von dem 15. May 1770; von dem 13. Heumonat 1770; von dem 17. Jänner 1772; von dem 14. August 1772; von dem 21. und 24. May 1773; von dem 3. März 1775; von dem 13. März 1786; und von dem 24. Jän. 1787.

Zu den ansteckenden Viehkrankheiten zähle ich 3tens die Lafren oder den Zungenkrebs oder das fliegende Feuer. (Trümpi nennt ihn in seiner Glarnerchronik, S. 531, den fliegenden Krebs) Er besteht aus kleinen weissen Körnchen an der Zunge und dem Zahnfleisch des Rindviehs, verwandelt sich zuletzt nur in eine schwarze oder schwarzblaue Blase, und die Zunge wird nach und nach ganz hart wie Horn, so daß das Vieh durchaus nichts mehr fressen kann, und — wenn man dem Uebel nicht entgegen arbeitet, daran zu Grunde geht. Man schneidet dem Vieh, das von dieser Krankheit befallen wird, mit einem silbernen säge- oder löffelförmigen Instrument, welche die Obrigkeit in eine jede Gemeinde des Landes sandte, die Blattern an der Zunge auf, macht Ueberschläge darüber, und zieht den sich darin befindenden giftigen Schleim heraus, und erweicht auf diese Art die verhärtete Zunge. Hr. Landvogt Escher zu Frauenfeld meldete unterm 12. März 1732 dem ehemaligen Stand Glarus in einem Schreiben: daß ein Vieharzt zu Zell am Untersee ein Instrument aus Versehen in den Mund genommen habe, mit dem er einer vom Zungenkrebs angegriffenen Kuh die Zunge aufgeritzt habe, und davon todt hingefallen sey.

Der Zungenkrebs wüthete:

Ao. 1682 im Appenzellerland allgemein.

S. Walsers Appenzellerchr. S. 661.

Ao. 1732 überall in der ganzen Schweiz, wo er sich in kurzer Zeit allgemein verbreitete.

S. Fliegender Zungenkrebs, eine Viehseuche, welche Ao. 1732 die eydgenössischen Lande ergriffen; beschrieben von J. J. Scheuchzer. Zürich 1732. 4to. 60 S.

Kurz begreiffenliche Anleitung, wie die diesmalen unter dem Hornvieh und Pferden grassierende Seuche zu erkennen und zu heilen sey. Zürich 1732. 4to. 4 S.

Fernere Anleitung, wie der jezo grassierenden leidigen Viehseuche mit dienlichen Heilsmitteln zu begegnen. Zürich 1743. 4to. 4 S.

Dritte Nachricht, wie man sich zu verhalten habe bey jezt grassierender Viehseuche. Zürich den 20. März 1732. 4to. 4 S.

Ordnungen, welche bey dem grassierenden Zungenkrebs sollen beobachtet werden. Zürich 1763. 4to. 4 S.

Anleitung wie man den, unter den Pferden und Hornvieh, 'grassierenden Zungenkrebs erkennen und heilen könne, mit einem Anhang von der Besorgung der hier und dort sich äussernden hizigen Krankheiten des Viehes. 4to. Zürich 1763. 8 S. Das Gleiche in dem fürstl. Stifte St. Gallen gedruckt. 4to. 1763. 8 S.

Rezept wider die Viehkrankheit, so der fliegende Krebs oder Zungenpresten genannt wird, und für-

nemlich die Stiere, Kühe, Kälber, Pferde, Maulthiere, Esel, Geissen und Schweine angreift. In folio 1 S.

Bewahrungsmittel wider den Viehpresten. In 4to 1 S.

Die verschiedenen, mehr oder minder gefährlichen Krankheiten, welche einzelne Stücke Rindvieh befallen, können unter nachstehende Numern gebracht werden:

1. Die sogenannte Plag (Knotenkrankheit). Diese verursacht der Stich oder Biß eines Thiers (man vermuthet allgemein einer Schlangen-, Nattern- oder Mäuseart), worüber man aber durchaus nichts gewisses erfahren kann. Es entstehen an verschiedenen Theilen des Körpers, vorzüglich an den Füssen und auf dem Rücken (an diesem leztern Orte müssen die Kühe liegend verwundet werden) grosse Knoten, die eine gelbe Feuchtigkeit in sich enthalten, und wenn man sie nicht gleich im Anfange aufschneiden und selbige herausziehen kann, so dringt sie durch das ganze Glied, welches völlig schwarz wird, und in Zeit von 36 Stunden ist das Stück Vieh todt. Diese Krankheit bricht im August aus, vorzüglich wenn's warmes und heisses Wetter ist, und der sogenannte Föhnwind wehet — in regnerischen, rauhen Jahrgängen ist sie weit seltener. Sie rafft aus unsern Alpen äusserst viel Vieh weg; so wurden im Sommer Ao. 1796 nur allein auf der Böß- oder Schwanden-Bächialp 36 Stücke Rindvieh davon getödtet, und an vielen andern Orten herrschte das gleiche Uebel. Doch wollen unsere Bauern allgemein behaupten, daß nur gewisse Stellen auf den Alpen seyen, worauf das

Vieh davon befallen werde, auf andern könne es sicher davor weiden. Auch wird nur meistens junges Rindvieh, *selten* altes davon ergriffen.

2. Die Winde. Diese Krankheit ist in unserem Lande die allergewöhnlichste. Ehemals schrieb der Aberglaube dieselbe den Wirkungen der Hexerey zu, wo es hieß: das Stück Vieh sey in einen bösen Wind oder in eine Windsbraut gekommen; jetzt aber ist's doch beynahe allgemein angenommen: daß diese Krankheit eine Folge von kalten und unreinen Lüften sey. Sie schlägt dem Vieh entweders in den Leib, und entzündet die kleinen Gedärme heftig, welches am gefährlichsten ist — man nimmt Holderblüthe und andere Kräuter mit Asche vermischt, und giebt's dem Vieh zu trinken, worauf gewöhnlich die Besserung erfolgt — oder sie schlägt in den Kopf, worauf sie nichts mehr sehen, in den Zähnen alle Festigkeit verlieren, und an der Nase stark triefen; man öffnet ihnen alsdann meistens am Schwanze eine Ader, und schüttet kaltes Wasser über sie. Diese letztere Art nennt man Wasserwinde, und sie sind nicht so gefährlich wie die ersteren. — Nicht selten schlägt ihnen diese Krankheit auch in die Euter, welche Geschwülste und Verhärtungen bekommen, wenn man sie nicht frühe durch Ueberschläge vertheilen kann, so daß entweder ganze Stücke oder gar das völlige Euter wegfault. Solche angegriffene Kühe werden, wenn sie geheilt sind, gemästet und geschlachtet, obwol sie oft sehr lange daran krank bleiben.

3. Das Blähen, die Bölle (das Auflauffen). Diese Krankheit herrscht unter unserem Rindviehe des Frühlings und Herbsts äusserst häufig, und befällt oft

ganze Heerden. — Sie entsteht, wenn es auf den Wiesen im Thale entweder das erste junge und fette Gras, das vor dem Sommerheu wächst, oder das letzte nach dem Oemt mit gierigem Heißhunger wegfrißt, welches in eine starke Gährung geräth, ihnen im ersten Magen bleibt, und sie heftig aufblähet. Je nachdem auf den Wiesen gewisse Pflanzenarten wachsen, soll diese Krankheit häufiger oder seltener seyn. Auch wollen einige unserer Bauern versichern: daß sie im Frühlinge auf denjenigen Wiesen, auf welchen im Winter grosse Eisblatten gelegen seyen, viel gewöhnlicher entstehe. Das einfachste und sicherste Mittel, das man dagegen anwendet, ist dieß: daß man in den wie eine Trommel ausgedehnten Leib, auf der linken Seite zwischen der letzten Rippe, dem Huft- und Kreuzknochen in der Mitte der Weiche, mit einem Messer senkrecht eine Oeffnung hinein schneidet, durch welche der Wind herausgeht, das Blähen aufhört, und die Wunde sich von selbst wiederum zuschließt.

4. Die Bauseuche, (das Lendenblut) wo sie Blut misten. Die Ursache dieser Krankheit suchen unsere Leute im kalten Trinken bey hitzigem Wetter, und in dem Genuß giftiger Pflanzen, z. E. des Eisenhütlis und anderer. Auch kleine Sauerampfer sollen hiezu vieles beytragen. Diese Krankheit rafft alljährlich in unserem Lande viel Rindvieh weg; obschon dabey anzumerken, daß sie auf einigen Alpen viel häufiger als auf andern entsteht, welches vermuthlich daher kommt, weil die benannten Pflanzen nicht überall gleich häufig wachsen.

5. Das Blutanstossen (die Herzkröte). Wenn man ihnen nicht geschwind auf dem Schwanz oder auf

den

den Ohren eine Ader öffnet, so fallen sie nieder und sind wie vom Schlage gerührt, tod. — Diese Krankheit äussert sich durch ein schreckliches Blöken der Kühe.

6. Der Wurm (die ordentliche und äusserliche Krötte). Bey dieser Krankheit schwillt den Thieren der angegriffene Theil, entweders der Kopf, oder die Füsse, oder der ganze Körper stark auf. — Sie ist übrigens gar leicht damit zu heilen, daß man die Geschwulst mit einer spitzigen Nadel oder Ahle aufsticht, und die grünlicht gelbe Feuchtigkeit daraus drückt.

7. Die Darmgicht nennt man bey uns das Wurmbeissen, weil man glaubt, die Intestinalwürmer verursachen sie. Das Vieh wälzt sich dabey schrecklich, und frißt und sauft nicht. Eine Handvoll Salz, dem kranken Vieh eingegeben, soll es sogleich gesund machen.

8. Die Blutseuche, die Sieche, das Blutharnen (*). Diese Krankheit befällt das Vieh besonders alsdann, wenn es in waldigen und gesträuchereichen Gegenden weidet. Einige Naturforscher behaupten: wenn das Vieh im Frühjahr solche Kräuter fresse, auf welche der Blumenstaub der Fichten und Kiefern gefallen ist, so verursache es selbige; andere geben dem allzuvielen Fressen des Erdbeerkrauts die Schuld. Das Vieh wird davon immer mägerer, und meistens ist sie tödtlich.

9. Die Grassieche (**) (der Durchfall). Er ent-

(*) S. den bündner. Sammler; 2ter Jahrg. S. 1. Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 2ter Bd. S. 354.

(**) S. Abhandlung der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 2ter Bd. S. 353.

stehet gewöhnlich aus überflüssigem kaltem Trinken, und schwächt das Vieh am Körper und an der Milch. — Eine Handvoll Steinfarlen oder wildes Mayorankraut soll ein bewährtes Mittel dagegen seyn.

10. Bisweilen giebt es auch Rindvieh, welches dem Scharbock unterworfen ist, der aus einem hitzigen Geblüt entsteht.

11. Die sogenannte Gelte ist auch eine gewöhnliche Krankheit unsers Rindviehs. Die Milch verfällt den Kühen in den Eutern ganz, und diese werden heftig angeschwollen. Wenn diese eine Kuh unter einer Heerde befällt, so bekommen sie meistens mehrere, auf 10 Stücke immer 1 oder 2, welches uns die Zahl unserer Milchkühe von Zeit zu Zeit gewaltig verringert, indem die davon angegriffenen selten wieder zur Milch kommen, sondern gemästet und geschlachtet werden müssen.

12. Die Finnen oder Pfinnen (*) finden sich bey unsern Kühen nicht selten. Man erkennt aber diese Krankheit erst, wenn das Vieh geschlachtet und geöffnet ist. Ein heftiger Husten einer Kuh ist bisweilen, aber nicht immer, ein Kennzeichen, daß sie finnig seye.

13. Der Trümmel, der Trümmelwind, das Stürmischseyn, das Umgänth (die Hirnwuth) ist die gleiche Krankheit, welche man bey den Schafen das Drehen nennt (**). Das Vieh hängt den Kopf auf die eine Seite, und geht bisweilen rings in einem

(*) S. Abhandl. der Naturforschenden Gesellsch. 2ter Bd. S. 352.

(**) S. Abhandl. der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 2ter Bd. S. 354.

Kreise herum, welches von den sogenannten Blasenwürmern, die im Gehirn in gewissen Wasserblasen ihren Sitz haben, und ihnen grossen Schmerzen verursachen, entsteht. In gewissen Jahrgängen herrscht diese Krankheit ziemlich häufig unter unserem Vieh, und bisweilen zieht sie demselben den Tod zu. Sie ist bey dem Vieh ein Hauptmangel, und muß daher, nach einem Landesgesetz, dem Käufer einer solchen Kuh angezeigt werden. — Die Trepanation oder Durchbohrung der Hirnschale hebt bisweilen dieses Uebel (*).

14. Den unfruchtbaren Kühen, die nicht mehr tragend werden wollen, und alle 3 bis 4 Wochen läufig werden, (also die Stiersucht oder die Franzosenkrankheit haben), giebt man etliche spanische Fliegen (Cantharides) ein — hilft dieß nichts, so mästet und schlachtet man sie (**).

15. Wenn eine Kuh bey einer strengen Geburt den Leib (Uterus) ganz herausdrückt (***), so ist's ziemlich gefährlich, und man muß ihn wieder hineinzudrücken suchen, woraus dann, aber selten, der Fall entsteht, daß er bey einer solchen Kuh gleichsam unwillkürlich von Zeit zu Zeit herauskommt.

16. Die Entzündung des Euters, die sogenannten

(*) S. T. J. Scheuchzers Beschreibung der Naturgesch. des Schweizerlandes. 1ter Theil Zür. 1706. pag. 15, 16.

(**) S. Abhandlungen der Naturf. Gesellschaft in Zürich. 2ter Bd. S. 354.

(***) S. den bündner. Sammler. 2ter Jahrg. S. 49. Abhandlungen der Naturf. Gesellschaft in Zürich. 2ter Bd. S. 353.

Hitzblattern auf demselben, und das Aufspringen der Striche (*), welchen Uebeln die Kühe im Sommer häufig ausgesetzt sind, vertreibt man durch Bestreichung mit gesalzener Butter, die in dem Melkstuhlfuß aufbewahrt wird.

17. Eine Haarkugel findet sich selten in dem Magen dieser Thiere, welche aus den Haaren zusammengeballt ist, die sie sich ablecken und verschluken.

18. Wenn ein Stück Vieh unter einer Heerde räudig (schäbig) wird, so werden, wenn man's nicht im Anfange bemerkt und das angesteckte absöndert, sogleich alle davon angegriffen, und es hält sehr schwer sie schnell wieder zu heilen. Die Kälber sind überdieß noch einer andern Art Raud unterworfen, die man Muscheln nennt; sie bekommen dann nur hie und da einzelne Raudflecken. Beydes sucht man gewöhnlich durch eine aus Schwefelblust und Butter verfertigte Salbe zu vertreiben.

19. Die Warzen bindet man mit einem Pferdehaar weg, weil sie besonders dem Vieh, das nach Lauis verkauft wird, an äusserem Ansehen schaden.

20. Die Kühmilbe, Hundemilbe, Kälberlaus (Pediculus vituli; sie hat einen breiten zugespitzten Hinterleib von blauer Farbe) ist dem Rindvieh oft so schädlich als eine Krankheit. Die Kälber besonders werden von diesen im Winter geplagt. — Man siedet entweders starken Taback in Buttermilch, destillirt es

(*) S. Abhandl. der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 2ter Bd. S. 355.

ein paar Tage auf einem warmen Ofen und wascht dann das Vieh damit, oder man tödtet sie durch Quecksilbersalbe.

21. Alle unsere Kühe, und vorzüglich die auf den Alpen, bekommen des Sommers, meistens auf dem Rücken häufige Geschwulsten, die von der sich zwischen der Haut befindenden Larve (Engerlinge) der Ochsenafter-Bremse (Oestrus bovis L.) herrühren, und besonders dem kränklichen Vieh sehr nachtheilig sind. Die sogenannten Werren läßt man entweders im Frühlinge von sich selbst aufgehen und verschwinden, oder, will man dieß etwas früher bewürken, so wascht man dieselben einigemal mit warmem Wasser. Merkwürdig ist hiebey, daß diese Bremsen ihre Brut nur in die erwachsenen Kuhhäute legen, und die Kälber und anderes Vieh unbeschädigt lassen.

22. Zur Seltenheit herrscht unter unserem Vieh auch die Milzseuche oder der Milzbrand, die oft sehr schnell und sehr viele Thiere tödten. Bey'm Anfange der Krankheit wird das Vieh mit einem Zittern und allgemeinen Schauer ergriffen, der gar nicht lange anhält. Sie verlieren ihre Munterkeit, sehen starr an einen Ort hin, und bekommen nasse Augen. Die Zunge ist mit Schleim überzogen, das Haar börstet sich auf, die Ohren hängen schief herab, und Hörner und Ohren sind an ihren Enden kalt. Der Mistabgang ist ordentlich, der Harn fließt in geringerer Menge ab, und die Kühe verlieren nicht sogleich ihre Milch.

Ao. 1794, den 5. August, berichtete Hr. Landvogt Letter von Sargans dem löbl. Stande Glarus: „daß im „Juli auf der Alp Valtnov im Weißtanner

„Thal von dem Sennten 8 Kühe nacheinander gefal-
„len, und ungefehr 8 bis 10 krank wurden. Innerlich
„war das Milz ganz faul, denn da man solches auf-
„schnit, floß eine dicke, schwarze Materie gleich einer
„Holderlattwerge heraus, und die Haut war einem lee-
„ren Seckel ähnlich. Der Vieharzt heißt's den gelben
„Knopf, denn die angegriffenen Kühe bekommen ei-
„nige an der Brust, einige an der Kehle eine Geschwulst,
„einer Faust groß, haben trübe, wässerige Augen, einen
„unterlassenden Puls, und geben minder Milch ohne
„Schaum".

S. Anleitung wider die Milzkrankheit, von der Sanitätsgesellschaft in Zürich. 1768. — Kurzer Bericht und nothwendige Anweisung von der Milzkrankheit und der sogenannten weissen und gelben Hüntshe an den Pferden und am Rindvieh. 4to. 11 S. Und der Bündnersamml. 4ter Jahrg. S. 117. 120.

23. Bisweilen entsteht bey unserem Rindvieh auch die Klauenseuche oder das Fußweh, wo die Thiere auf einmal zu hinken anfangen. Hieraus entstehen nach 3 bis 4 Tagen im Spalte der Klauen oder um die Krone derselben, oder auch an beyden Orten Geschwüre, welche eine stinkende Materie enthalten. — Die Krankheit bricht in sehr heissen Sommern aus, und muß mit grosser Sorgfalt behandelt und geheilt werden.

24. Endlich will ich noch bemerken, daß es im Winter schon oft geschehen ist, daß eine Kuh mit dem Kopf zu der andern in ihre Kette geschlossen ist, das nicht anders als mit dem äusserstem Zwange geschehen konnte, indem die Kette gewöhnlich aufgefeilt werden mußte. — Man hat auch schon Beyspiele, daß

man die Kühe wirklich auf diese Weise sich selbst erwürgt und todt liegend im Stalle antraf. Der leichtgläubige Bauer schreibt dieses natürliche Ereigniß dem Einflusse der Hexerey zu.

Von den Glarner- oder Landschafen.

In den wildesten Alpen unsers Landes werden auf den Felsenwänden und allzusteilen Orten, wohin die Kühe nicht kommen können, viele hundert Schafe gesommert. Man söndert sie nicht nur deßwegen von den Kühen ab, um auch diese Plätze zu benutzen, sondern weil man glaubt, daß es für die Kühalpen sehr nachtheilig seye, und sie dadurch sehr verdorben werden, weil sie das Gras nebst den Wurzeln, die ohnehin nicht tief in den Boden hinabgehen, abfressen, auch die Kühe den Schafen nicht gerne nachweiden.

Diese Schafheerden werden von einem eigenen Schäfer gehütet, der sich dann dabey vorzüglich in zweyen Stücken in Acht nehmen muß, theils daß er seine Heerde auf keine Gletscherfirn treibe, indem sie auf denselben gar keine Festigkeit haben, schneeblind werden, und ganze Heerden von 2 bis 300 Stücken über dieselben herabstürzen, dadurch Schneelauwinen verursachen, und dann in dem Schnee und Erdschutt derselben auf immer vergraben werden können. So steht z. E. in einem unserer Jahrzeitbüchern: „daß Ao. 1679 den 27. Brach„monat, nachdem die Nacht vorher ein grosser Schnee „eingefallen, viele hundert Schafe unsers Landes von

„den Lauwinen ergriffen und zu Grunde gerichtet wor„den seyen. In der einzigen Niedernalp hatte dieses Un„glück über 200, und in einer andern Alp eben so viele „getroffen"; — theils, daß er, wenn die Witterung abzufallen droht, noch vorher mit denselben die Höhe verlasse, indem die Schafe auf den Höhen sogleich, sobald es schneit und der Boden mit Schnee bedeckt ist, in demselben niederliegen, und lieber Hungers sterben oder erfrieren, als ihre Stelle verlassen.

Den Schafen wird alle Abend Salz gegeben, das man ihnen auf den Boden hinstreut, worauf sie dann die Nacht durch desto lieber weiden. Giebt man ihnen hingegen des Morgens Salz, so werden sie den Tag überdrüssig, saufen zu viel Wasser oder leken Eis und Schnee, und weiden viel weniger, das ihnen daher sehr ungesund ist. Sie fressen das kurze, frisch gewachsene Gras am allerliebsten. — Gewöhnlich zahlt man von einem Stück Schaf einen halben Gulden Sommerzins; die Lämmer hingegen, die auf den Alpen geworfen werden, sind zechfrey.

Unsere inländische Schafzucht ist zwar jetzo sehr unbedeutend, das in ältern Zeiten gerade umgekehrt gewesen seyn muß, da Glarus, als es noch dem Stift Sekingen zugehörte, demselben jährlich 5 bis 600 Schafe als Abgabe geben mußte; man treibt aber dagegen einen desto grössern Handel mit ausländischen Schafen. Im Frühling und Sommer werden viele 1000 Stück aus Bünden und Italien in unser Land gebracht, und auf den Alpen fett gemacht, welche später hinaus theils nach Zürich, Basel, Mühlhausen und andern Schweizerstädten verkauft, theils im Lande verspiesen werden.

Die Glarnerschafe sind zwischen den Bündner- (*) und Bergamaskerschafen eine Mittelart, sind einige Pfund schwerer und also etwas grösser als die erstern, haben sehr schmackhaftes Fleisch und eine Wolle, die zärter und besser als beyder ausländischer Arten ist. Viele Glarner- (auch Bündner-) Schafe haben Hörner, welche den Bergamaskerschafen fehlen. — Die Zuchtschafe und Lämmer, die man den Winter durch behält, werden dannzumal in den Ställen mit Heu gefüttert. — Nirgends in unserem Land werden die Schafe gemolken, also auch keine Schafkäse zubereitet. Ein weibliches junges Lamm nennt man eine Kilber, oder ein Auli (Autschli), hat es aber schon gelammert, nur schlechtweg eine Auw — das männliche, wie überall, Widder. Ein jüngeres oder älteres weibliches Schaf oder Ziege heißt im Glarnerland auch ein Nos oder ein Nösli.

Von Hauptkrankheiten, die in unserem Lande ganze Schafheerden oder einzelne befallen, weiß man nichts. Die Ringkrankheit oder das Drehen verursacht diesen Thieren grosse Schmerzen, doch ist sie gar nicht häufig.

Wenn ein Schaf unter einer Heerde von der Raud angesteckt ist, so muß man dasselbe schleunig von den reinen absöndern, sonst werden alle davon ergriffen. Um ihnen selbige zu vertreiben, wascht man sie einigemal

(*) Ueber die Bündnerschafe siehe den Bündnersammler. 2ter Jahrg. S. 313. Ferners 3ter Jahrg. in verschiedenen Aufsätzen.

mit Wasser, worin stark gebeizter Tabak gesotten worden (*).

Die Schafzecken, eine Art Holzläuse, (Hypobosca ovina L.) die den Schafen eine grosse Plage, besonders des Winters in Ställen sind, werden wie die der Kälber getödtet.

Am gewöhnlichsten sind unsere Schafe den Eglen (Egelschnecken, Leberwürmern) unterworfen, welches ovale, platte, bräunliche Würmer sind, die sich in der Leber befinden, und nach der Meinung unserer Leute die Folge eines sauren und moosigten Futters seyen. Sie werden davon mager, und sollen, wenn ihre Leber davon angesteckt ist, kaum länger als ein halbes Jahr leben (**).

Von den Bergamasker-Schafen. (†)

Alle Schäfer oder Besitzer der Schafheerden, welche in die Bündner Alpen kommen, sind in der Gegend von

(*) Mittel wider die Raud. S. Bündner. Sammler. 1ter Jahrg. S. 79.

(**) Siehe hierüber bewährtes Mittel wider die Lebersucht und Aeglen für Hornvieh und Schafe. 4to. Bern den 18. May 1759, und erneuert den 13ten May 1778. 4 S. Vergl. auch Bündner. Sammler. 1ter Jahrg. S. 213.

(†) Da die Bergamaskerschafe aus Bünden häufig in unser Land geführt, den Sommer durch ein Paar Monate auf unsern Alpen gemästet, und alsdann im Lande verspiesen oder verkauft werden, so rücke ich gerade hier eine kurze Beschreibung derselben und ihrer

Bergamo zu Hause; sie sind beynahe alle miteinander verwandt, und haben meistens ihre Heerden ererbt; denn diese Art die Bündneralpen zu benutzen ist schon seit Jahrhunderten gewöhnlich, und hat sich meist unter den Nachkommen des gleichen Hauses erhalten.

Eine Heerde gehört mehreren Eigenthümern in Gemeinschaft, so daß einer mehr, der andere weniger Schafe bey derselben, und jeder, nach Verhältniß seiner Anzahl, Schaden und Nutzen zu tragen hat; kurz, sie stehen zusammen in einem wirklichen Societätshandel.

Sie haben zwar auch gemiethete Knechte, verrichten aber auch selbst wechselseitig Knechtsdienste, wovon allein derjenige ausgenommen ist, welcher als Direktor oder Aufseher zum Verkaufen der Schafe, Einkaufen der Lebensmittel, Pachtung der Alpen und zu Besorgung aller übrigen Ausgaben und Einnahmen bestellt wird. Dieser ist weder zum Käsen, noch zum Hüten der Schafe gehalten.

Alle andern müssen, die Essenszeit ausgenommen,

Behandlungsart in Bünden ein, die ich meistens dem Hrn. G. P. Albertini von Tamins verdanke. S. den Bündner. Sammler. 3ter Jahrg. 1781. Storrs Alpenreise. 2ter Thl. S. 224. Heigelins Briefe über Graubünden. S. 134. — Wenn ich einst die Alpenwirthschaft von Bünden beschreibe, so kann ich vielleicht alsdann einen Nachtrag hiezu liefern, zu dessen Verfertigung ich vorzüglich ein paar bündnerische Naturforscher und Landwirthe auffodern werde, weswegen ich das, was mir gegenwärtig darüber bekannt ist, auch jetzo schon abdrucken lasse.

den ganzen Tag über, und oft noch halbe Nächte durch, unter freyem Himmel bey den Schafen zubringen.

Ihre Nahrung besteht Tag für Tag in nichts anderem als in einer Wasserpolenta und einem Stück Käs des Abends und des Morgens. Ihr alleiniges Getränk ist Wasser und Schotten. Brod, Butter, Suppe, Gebackenes oder auch andere ganz gemeine Speisen kommen, so lange sie in der Alp sind, nicht über ihre Zunge, und dennoch besitzen sie genugsames Vermögen, um sich ein vollkommenes Wohlleben zu verschaffen, denn nicht selten sind solche unter ihnen, welche viele tausende besitzen.

Ihre Kleidung ist ebenfalls äusserst einfach; gewöhnlich besteht sie in braunrothen, wollenen Röken und Beinkleidern, weiswollenen Westen und dergleichen Camaschen ohne Strümpfe; andere haben eben diesen ganzen Habit aus weissem Tuch.

Bey kaltem oder nassem Wetter hängen sie einen weissen Mantel um, das ist ihre beständige Uniform; dabey haben sie immer weisse reine Hemden, und wissen sich auf's sorgfältigste gegen Ungeziefer und Unreinlichkeit, sowohl in ihrer Kleidung als auch in ihrem Molken zu schützen.

So wie ihre Nahrung und Kleidung armselig und bedürftig ist, eben so schlecht und hart sind ihre Better eingerichtet.

Diejenigen, welche ich gesehen habe, waren durch vier Pfeiler von der Erde erhaben, und das sämtliche Bettzeug bestand in so vielen Decken als Personen waren, die darin schliefen; der Leib ruhet auf altem Heu, und ihr Rok ist ihr Kopfküssen.

Die Anzahl der sämtlichen Schafe auf dem Splügnerberg belauft sich, Ao. 1781, auf 900. Mit diesen kommen die Schäfer Anfangs Junii aus Piemont auf bemeldten Berg. Wenn es warm ist, oder nicht regnet, reisen sie mit den Heerden meist bey Nachtzeit, und dennoch verlieren sie von denselben wenige oder keine, welches sie vorzüglich ihren Schäferhunden zu verdanken haben.

Dieß ist eine Art grosser, mit wollenähnlichen langen Haaren bedeckter Hunde; und einen solchen, wenn er wohl abgerichtet ist, tauschen sie oft gerne gegen 2 grosse Schafe ein; die ganze Nahrung dieser Hunde besteht in Grüschen (Kleien) und Wasser.

Ausserdem, daß sie ihren Patronen als gute Vertheidiger der Schafe gegen Anfälle der Wölfe oder anderer reissender Thiere dienen, vertreten sie die Stelle treuer Hirten und Treiber. Auf ihren Wanderungen vertrauen sie jedem Hunde einen Trupp Schafe an, die er an den Ort ihrer Bestimmung, unter dem Befehl seines Herrn, bringt, und das mit einer Sorgfalt, daß wer nur ein Schaf berühren wollte, gewiß seinen Zähnen nicht entgehen würde.

Für ihren Durchzug durch fremde Länder müssen sie beträchtliche Zölle und Passagegelder an die Landesherrn entrichten. Sobald sie auf der Alp angekommen sind, vertheilen sie die Schafe in 4 verschiedene Haufen, als nämlich erstens die Auen, die noch saugende Lämmer haben; zweytens die Castraten oder Schlachtschafe; drittens die uncastrirten Widder und jungen Auen; viertens die Auen, so keine saugenden Lämmer haben und gemolken werden, samt einigen uncastrirten Widdern.

Diese verschiedenen Abtheilungen kommen den ganzen Sommer, bis sie den Berg wieder verlassen, nicht zusammen, sondern werden in verschiedenen Gegenden des Berges durch einen Schäfer jeder Haufe gehütet, und diese, wenn sie von der Haupthütte weit entfernt sind, haben ihre eigene kleinere Hütten; die Provision aber, und ihr Vorrath an Käs und Zieger ist in der Haupthütte aufgehoben, und in dieser allein wird gekäset; sie dienet dem Prinzipal und dem Senn für beständig, den andern Schäfern aber nur dann zur Wohnung, wenn diese ihre Heerden in der Nähe haben.

Zum Behuf der ganzen Haushaltung hat die Hütte drey Abtheilungen; die erste stellt die Küche vor, die zweyte das Schlafzimmer und die dritte den Keller.

Ihren Nutzen ziehen diese Schäfer aus den verschnittenen Widdern, der Wolle, dem Zieger und dem Käs den sie machen, welches alles sie genugsamen Anlaß haben für baares Geld zu verkaufen. Denn kaum sind sie in der Alp, so kommen Metzger von Zürich und Glarus, um fette Widder abzukaufen, und bezahlen das Paar verschnittene 3jährige Widder mit 40 bis 46 Lire di Milano (*). Wie viel Wolle an Gewicht ein Schaf bey jeder Schur abwirft, wissen die Schäfer selbst nicht, da sie alle zusammen nach Rupen verkaufen.

Die Auen oder Mutterschafe geben ihren doppelten Nutzen; erstlich Lämmer, und säugen sie diese nicht mehr, so werden sie Abends und Morgens gemolken,

(*) Ein Lira di Milano hat 24 Blutzger (17 kr. Reichsvaluta), folglich kommt das Stück auf 7 bis 8 fl.

doch nicht länger als von der Zeit an, da sie in die Alp kommen, bis Mitte Augusts.

Da ein sehr gutes Schaf nur 5 bis 6 Eßlöffelvoll Milch des Tags giebt, und also etwa 300 nur ein kleines Geschirr oder Gebse füllen mögen, so nehmen sie Kühemilch dazu, indem sie immer 12 bis 15 Kühe um die Milch in die Alp nehmen, und von 4 Gebsen, die sie jedesmal zum Käsen nehmen, sind 3 Kühemilch und nur eine Schafmilch; dem ungeachtet nennt man den Zieger Schafzieger, und den Käs Schafkäs, und zwar in so weit mit Recht, da die grosse Delikatesse, die niemand läugnet der frische Schafzieger geessen, vorzüglich der Schafmilch zukommt, und die Kühmilch nur das Allzustarke und Scharfe ein wenig mildert.

Weil sie keine Butter machen, sondern fett käsen, so lassen sie die Milch nicht länger als vom Morgen bis auf den Abend stehen, und käsen also 3 bis 4 Geschirre alle Tage.

Die Form der Käse ist rund, oben und unten flach wie diejenigen, die man in den Alpen gewöhnlich macht; einer davon mag 2 Pfund wägen. Die Zieger aber haben die Form eines Cilinders, und an beyden Enden sind sie ein wenig geründet.

Von 4 Gebsen, die sie jedesmal zum Käsen nehmen, machen sie 12 bis 14 Ziegerchen von einem halben Pfund das Stück.

Um die Zieger vom Käs im Kessel zu scheiden, giessen sie sehr wenig Magen und gar keine Säure hinzu, weil die Mischung der Schafmilch die Säure ganz entbehrlich macht; das übrige Verfahren bey'm Käsen haben sie mit dem Fettkäsen unserer Sennen

und

völlig gleich, nur mit dem Unterschied, daß weil die Schafzieger ungemein zart sind und zerstücken würden, sie in Form der Zieger kleine, von weisser Leinewand sehr fein genähte Säcke haben, in welchen sie selbige einige Stunden lassen, bis sie ein wenig fester geworden sind.

Um nun jeden Zieger aus seinem Sack herausnehmen zu können, ohne ihn zu zerdrücken, tauchen sie einen nach dem andern in eine Schüssel warm Wasser, da sie ihn dann unversehrt und leicht herausbringen, was ohne diese Vorsicht unmöglich wäre, ohne alles zu zerstücken.

Viele von diesen Ziegern werden frisch an die Wirthe oder auch an Reisende, das Stück zu 6 Bluzger, verkauft.

Bey nicht allzuwarmem Wetter, wenn sie mit Plakten gut eingepakt werden, kann man sie auf viele Stunden weit verschicken.

Diejenigen, welche nicht frisch verkauft werden, salzen die Schäfer ein, und führen sie so wie den Käs mit sich nach Italien.

Das Melken der Schafe geht so zu: Nicht weit von der Haupthütte ist ein mit Mauern umgebener runder Platz mit 2 Eingängen; durch einen von diesen werden die Schafe hineingetrieben, und zu beyden Seiten des andern setzen sich 2 Schäfer; sobald ein Schaf herausgeht, packen sie selbiges bey'm Schwanz, ziehen es an sich und melken es nur mit dem Daumen und dem ersten Finger.

Während dem Melken halten die Hunde sorgfältige Wache um den Einfang herum, und wenn alle gemol-

ken sind, werden sie auf ihre Weide geführt, und die Milch wird durch ein Leintuch in Gebsen gegossen.

Ihr Aufenthalt auf dem Splügnerberg dauert gewöhnlich von Anfang Juni bis in den September, und bevor sie den Berg verlassen, entrichten sie richtig, baar und ohne Widerrede den Alpzins, und so geht es fort Jahr für Jahr, ohne daß der Eigenthümer der Alp Sorge, Verdruß oder andere Ungelegenheiten hätte, als die Hütten auszubessern und ihnen die Schlüssel einzuhändigen.

Der ganze Zins der Schäfer auf dem Splügnerberg ist 400 fl. Wollte man wissen, wie viel dieses auf ein Schaf (davon sie über 900 haben) trifft, so müßte man die Pferde, deren sie 100 bis 150 Stück zur Sommerung annehmen, und für jedes, wenn es den ganzen Sommer dorten bleibt, 7 1/2 Pfund, zu 24 Blutzger jedes, nehmen, abziehen; es zeigt sich, daß sie damit allein fast den ganzen Alpzins gewinnen können.

Ist die Alpweide zu Ende und alles berichtiget, so ziehen sie in der nemlichen Ordnung, in welcher sie gekommen, wieder nach Piemont ihrem Winteraufenthalt zu. Auf dieser Rückreise aber verweilen sie sich mit ihrer Heerde an dem Ort Burgofesio, um die Schafe scheren zu lassen.

Hier treffen um die gleiche Zeit alle dergleichen Heerden ein.

Nachdem sie an bemeldtem Orte geschoren worden sind, wird die Wolle erst gewaschen und dann an die Tuchmanufakturen verkauft, welche sie zu Uniformen für die Italiänischen Armeen verarbeiten.

Alle diese Art Schafe sind zweyschürig, die Wolle ist

ergiebig, dick und in aller Rücksicht gut zu verarbeiten für gemeine Tücher, sie ist meist alle weiß, und ganz schwarze Schafe giebt es in diesen Heerden wenige oder gar keine.

Die Gestalt der Bergamaskerschafe ist weit ansehnlicher, als der gewöhnlichen Schafe ihre. Sie sind sehr groß und ein ordinärer 3jähriger kastrirter Widder wiegt 80 bis 90 Pfund; sie sind gut geschwungen, tragen den Kopf hoch, haben die Nase stark gewölbt, aber ihre Ohren hängen ihnen wie gelähmt dem Kopf nach herunter; von der Brust bis an das Untermaul hängt ihnen eine grosse Wampe, bey uns Lempen genannt, gleich den Kühen und anderem Hornvieh herunter. Ihr Fleisch ist äusserst fett, aber grob, und bey weitem nicht so schmackhaft, wie das Fleisch der Bündner- und Glarnerschafe. Sie werfen sehr selten mehr als ein Lamm auf einmal, und ausser wenn die Auschafe ihren Lämmern rufen, hört man nicht bald eines blöken.

Bey kaltem oder auch nassem Wetter schmiegen sie sich ganz stille zusammen an einen Stein oder Felsen, und bleiben da unbeweglich, so daß sie oft beschneit werden, sobald aber das Wetter sich wieder aufklärt, wissen sie selbst bey ziemlichem Schnee ihre Nahrung hervor zu suchen, bey gar zu grossem Schnee aber müssen sie ganze Tage ohne Futter und ohne Obdach zubringen; dem ungeachtet, weil die Schafe von Natur hitzig sind und an alle Art von Wetter gewöhnt werden, erkranken sie weit weniger als die Bündner Landschafe, die den Winter durch in heissen Ställen schwitzen, und dadurch gegen die kalten, selbst nur frischen Lüfte, empfindlich werden.

Jedes Schaf hat an den Ohren das Zeichen, wem von der Societät es zugehört.

Das gemeinste Uebel, oder die gewöhnlichste Krankheit, mit der diese Schafe befallen werden, ist la rogna, oder der Schab; dieser schadet so wohl an der Wolle, als am Fleisch und Wachsthum.

Indessen haben die Schäfer dagegen folgendes bewährtes Mittel: sie kauen meist alle Tabak, und die, welche keinen kauen, müssen ihn kochen und mit dem Saft davon schmieren sie die räudigen Schafe.

Sonst wenn sie etwa Wunden bekommen oder ein Bein brechen, werden sie durch ihre gute Natur oder dadurch, daß sie sich selbst beleken, bald wieder geheilt.

Wenn diese Schafe zu Anfange des Sommers aus ihrem warmen Geburtsorte in unsere kältern Alpen gebracht werden, so bekommen sie häufig den Frörer, d. h. das eigentliche kalte Fieber, das aber wieder von sich selbst verschwindet.

Zur Erhaltung der Gesundheit und zum Zunehmen bekommen sie wöchentlich zweymal Salz.

In Piemont haben sie grosse Auen gepachtet, in denen sie ihre Schafe, so wie in der Alp vertheilen, nur mit dem Unterschied, daß sie solche des Abends in Horden oder Einzäunungen einschliessen, und durch die Hunde bewachen lassen, übrigens lassen sie solche auch im Winter unter freyem Himmel, ausgenommen, wenn es recht schlechte rauhe Nächte giebt, da sie die Schafe in grosse geräumige Ställe führen, die aber nicht so dämpfig und mit so viel Mist angefüllt sind, wie die in unserem Land zu seyn pflegen.

Den Winter und Sommer durch gehen die Schäfer

wechselsweise auf einige Zeit aus Piemont nach Haus, die Schafe aber kommen das ganze Jahr nicht in ihrer Patronen Vaterland.

Dieses ist nun die ganze Haushaltung und Lebensart so wohl der Schäfer selbst, als auch der Bergamasker Schafe.

Von den Schweinen.

Man trifft ebenfalls auch auf allen Alpen und vorzüglich da, wo man Käse macht, eine kleinere oder grössere Heerde junge und alte Mast- und Zuchtschweine an, die bey schönem Wetter den Tag über gewöhnlich in den sumpfigen und kothigen Plätzen ausser der Hütte herum liegen, und den ankommenden Fremdling zu allererst bewillkommen, bey ungünstiger Witterung und des Nachts aber in die Ställe unter das Tril (so heißt der Ort, wo die Sennen schlafen) eingesperrt werden.

Jeder aber darf so viel solcher Thiere auf seiner Alp halten, als er will, oder in den Lehenzins bekommt.

Mastungszins wird auf einer Alp den Sommer über bezahlt: für eine junge Sau oder einen sogenannten Fehg 2 Gulden; für ein altes (die weiblichen heissen, wenn sie unverschnitten sind Loos — die männlichen Eber) 4 bis 5 Gulden. Ehmals war der Preis vom ersten 1 1/2 Gulden; vom letztern 3 Gulden. Jeder Senntenbauer mästet auch jährlich etliche eigene Schweine — Man füttert sie vorzüglich mit dem Abgange vom Käse- und Ziegermachen, also mit Schotten

(Käsmolke) womit zuerst die Käsekübel und alle andere Milchgefässe gereinigt, und welches dann erst den Schweinen in ihre Tröge geschüttet wird, das besonders den jungen gar wohlbekommt. Sie fressen zwar auch Gras, aber das Nahrhafte der Käse- und Buttertheilchen, die in der Schotte stecken, macht doch ihre Hauptnahrung aus. Damit sie übrigens die Alpen nicht durchwühlen, so hängt man ihnen Drahtringe durch den Rüssel, wodurch sie sich verletzen, wenn sie die Erde aufstossen wollen. — Sie werden indessen auf diese Art niemals ausgemästet, das erst im Herbst und Winter, vorzüglich mit Erdäpfeln, Griesmehl und Kleyen geschieht; doch behaupten unsere Bauern: daß der Speck derjenigen, die den Sommer über auf den Alpen gewesen, viel schmackhafter seye, als derer, die nur im Thal gesommert wurden. — Die alten Mastschweine erwachsen zu einer Grösse von 3 1/2 bis 4 Zentner. Am häufigsten aber schlachtet man die jungen einjährigen verschnittenen Schweine, (die Jähgen) welche 1 bis 1 1/2, selten 2 Zentner wiegen. — Die Jungen werden sogleich in den ersten 3 Wochen verschnitten, und mit Milch, Schotten und Erdäpfeln gefüttert. — Spanferkel werden im Glarnerland höchst selten verspiesen.

Die Schweine sind den Finnen, der Raud und dem Drehen bey uns unterworfen, und die grosse und breite Schweinslaus (Pediculus suis Lin.) macht ihnen Plage (*).

(*) Siehe von der Schädlichkeit des Pfeffers für die

Von den Ziegen — (Geissen.)

Man hält auch auf allen Alpen mehr oder minder Milch- und Galteziegen, wobey das Landgesetz ist, daß einer so viel Ziegen auf der Alp sommern könne, (ohne sie als Stösse anzusehen) so viel er an der Zahl wintert. -- Auch ist verboten vor alten St. Urbanstag fremde Schmalviehheerden, (Schafe, Ziegen und Kälber) in's Land zu kauffen, auf jedes Stück bey drey Batzen Buß. Den erstern wird Morgens und Abends bey der Hütte Salz gegeben, damit sie alle Abend desto sicherer wiederum zurückkommen, um dort gemolken werden zu können. —

Vorzüglich aber weiden auf den Alpen sehr viele verschnittene Böcke, die äusserst fett werden, und deren Fleisch seinen natürlichen unangenehmen Geruch und Geschmack beynahe ganz verliert.

Eine weibliche Ziege, die keine Hörner hat, nennt man einen Mutsch — Geißmutsch. Eine drey jährige Ziege, die noch nie gebocket, d. h. die noch nie keine Ziege geworfen, heißt eine Zeitgeiß. Ein junges ohne Unterschied des Geschlechts heißt ein Gitzi. Ein junges weibliches ein Negeli, ein männliches ein Gitziböckli. Bisweilen hat man auch in den Pferd-

Schweine. Bündner Sammler 1ter Jahrgang S. 217, ferners 3ter Jahrgang. Anleitung, wie man sich bey dem Brandblut unter den Schweinen zu verhalten habe. Zürich 1763 von dem Sanitätsrath daselbst.

ställen Böcke, die sich daselbst sehr wohl befinden, und das, was die Pferde von ihrem Futter herab fallen lassen, aufsuchen und verzehren; diese heissen Roßböcke. In der finstern Vorzeit des Aberglaubens wurden diese Thiere deßwegen bey den Pferden gehalten, damit sie vor allem bösen Einfluß behütet bleiben. Eben so hat man des Winters bisweilen auch Schafe in den Viehställen, neben demselben, deren Name: Veehschafe ist.

Vorzüglich werden das ganze Jahr hindurch im Thal eine äusserst grosse Menge Milchgeissen gehalten. Des Sommers läßt man sie alle Morgen von einem Hirten (Geisser) aus einem jeden Dörfchen in die höheren Waldungen und Alpen (wo sie beynahe aller Orten das Weidrecht haben) treiben, und Abends kehren sie wieder nach Hause, wo man sie die Nacht durch in kleine, meist nur dazu gebaute Ställe, (Geißgäden) verschließt, und ihnen Morgens und Abends jedesmal nach dem Melken Salz giebt, das sie antreibt, desto lieber wieder nach Haus zu kehren. Ein solcher Hirt hat in einem Jahrgang vom Stück 2 1/2 bis 3 Batzen Hüterlohn, nebst hinlänglicher Nahrung so lange er ausfährt, indem er von einem Ziegenbesitzer (Geißbauer) zum andern gespiesen wird. Des Winters werden sie entweders geschlachtet, oder aber in den Ställen gefüttert, wo sie mit gedörrten Stauden und ihren Blättern, und anderer geringer Nahrung fürlieb nehmen. Ob der in allweg wichtige Nutzen, den diese Thiere auf diese Art, vorzüglich dem ärmern Theil unsers Volks, leisten, den grossen Schaden aufwiege, den sie in den Waldungen in den jungen Holzschlägen anrichten, darüber wage ich es nicht zu entscheiden. Aber herzlich wäre

bey dem, auch bey uns immer mehr einreissenden Holzmangel zu wünschen, daß in diesem Stück wenigstens wohlthätige Einschränkungen getroffen werden möchten. Dieser Gegenstand wurde zwar öfters von einzelnen Oekonomen den Landsgemeinden zur Beherzigung vorgelegt; allein, weil die Parthey zugleich Richter und Gesetzgeber war, so wurde leider, wie es nicht selten geschah, der zukünftige allgemeine Vortheil dem gegenwärtigen Privatnutzen aufgeopfert. Ao. 1791 hat ein dreyfacher Landrath, dem ebenfalls hierüber abzuschliessen aufgetragen war, einzig dieß Gesetz gemacht: „Daß alle Neben- und Privatziegenheerden bey 10 Kronen Buß verboten seyn sollen".

Die Ziegen sind nicht so vielen Krankheiten ausgesetzt, wie die Schafe. Ausser der Raud sind sie vorzüglich der Gelte, oder der sogenannten Sucht, die in den Kopf und das Euter schlägt, unterworfen. Sie verursacht, daß diese Ziegen keine Milch mehr geben, und bisweilen deßwegen gar zu Grund gehen. Diese Krankheit ist wirklich anstekend, und wenn sie unter einer Heerde von 7 bis 800 nur eine einzige befällt, so ergreift sie darauf alle. — Sie sind auch wie die Schafe und Kühe dem Drehen ausgesetzt. — Am Wallenstadter Seeufer machte man auch noch häufig die Beobachtung, daß alle diejenigen Ziegen, welche im Frühling von der mitternächtlichen Seite des Sees, nämlich von Ammonn, Bethlis, Wesen und andern Orten, auf unsern gegen Mittag liegenden Kerenzerberg gebracht, und in die hart am See liegenden Gesträuche gejagt werden, zu Grunde gehen; das auch, obwohl viel seltener, bey den unsrigen und denen von andern Orten der Fall ist.

Kann man sie aber in die höhern Gebirge zu Weide treiben, so bleiben sie gesund. — Sehr oft bekommen die Ziegen auf ihrem Weidgang durch Dörne und Distel zwischen ihren Klauen Spreissen, die eytern, und wann man sie nicht berathet, sie 3 bis 4 Wochen hinkend macht; diese Krankheit nennt man den Nigel. Unsere Bauern heilen sie damit, daß sie ihnen, wie sie sagen, das Wäseli schneiden, d. h. sie hauen zwischen den verwundeten Klauen ein Stückchen Haut heraus, und reiben die Wunde mit einem frischherausgestochenen Rasen, waschen selbige fleissig aus, und hängen darauf den Rasen in den Rauchfang.

Eine Art von weißgelber Milbe plagt sie auch stark.

Von den Pferden.

Auf vielen Glarner Alpen werden auch mehr oder weniger Pferde gesommert, die besonders in sumpfigten Alpengegenden sehr vortheilhaft sind, indem sie das saure Riethgras, das die Kühe stehen lassen, noch ziemlich gerne fressen. Hat man das Geltvieh von den Milchkühen abgesöndert, und in eigene Alpenplätze oder Rinderweiden verwiesen, so befinden sie sich unter diesen, oder aber unter den Ochsenalpen, die nur allein für die Ochsen bestimmt sind. Von diesen haben wir zwar einige, allein sie werden jezo nicht mehr wie ehmals einzig mit Ochsen benuzt.

Die Pferdezucht ist, zu unserm größten Nachtheil, bey uns sehr unbeträchtlich; und die Gemeinden Nie-

derurnen und Bilten, welche ansehnliche Trattrechte oder Gemeindsweiden haben, geben sich am meisten — obwohl nur im Kleinen, damit ab. Ehmals wurden gewöhnlich 2 bis 300 Stück nach Lauis auf den Markt getrieben; jezt aber seit einigen Jahren, da sie so theuer und seltener zu bekommen waren, kaum die Hälfte, worunter viele auswärtige aus den benachbarten Landvogteyen waren, die den unsrigen ziemlich ähnlich und von mittelmässiger Schönheit und Grösse sind. — Diese Thiere gedeihen auf den Alpen vorzüglich, einige werden zwar nicht groß, aber desto rascher, schlanker und lebhafter. Man striegelt sie niemalen, hingegen giebt man ihnen öfters und zu Ende der Alpfahrt alle Tage einmal Salz, wodurch sie feinhaariger und glätter, und also ansehnlicher, scheinbarer und verkäuflicher werden. Ein erwachsenes altes Pferd wird, wie schon oben gesagt, für 4 Stösse gerechnet, und bezahlt 10 bis 12 fl., ein zweyiähriges Füllen aber macht nur 2 Stösse aus und bezahlt 5 bis 6 fl. Sommerzins, je nachdem die Alp besser oder schlechter ist. Ein junges Füllen, das noch an der Stutte saugt (ein Suger) ist kostfrey. Sie werden in ihrem ersten Jahr, gewöhnlich im März oder April, verschnitten (verheilt oder gepuzt.) Man hält auch fast auf allen Alpen eine sogenannte Alpenlohle oder eine Stutte. Diese werden bey den Angaben der Alpenbestossung wie die Senntenkarren nicht gezählt. Leztere werden Saumrosse (Packpferde) genennt, und zu Wegsaumung der Alpenprodukte gebraucht. Recht erstaunen muß man über den sichern Gang dieser Alpenpferde, die schwerbeladen, (meistens bindet man ihnen 4 Kübel auf, die mehr als 1 1/2

Centner wiegen) auf einem oft nur Handbreiten Fußweg, Bergab oder Bergauf ohne zu stolpern fortgehen, an dessen Rand sich oftmals zu beyden Seiten dieschrecklichsten Abgründe eröffnen. Jauchzend und Johlend, mitten zwischen den 4 Butterkübeln auf dem Pferd sitzend, mit Alpensträussen bekränzt, gallopiert der muntere Alpenknecht in den niedern Thälern durch die Dörfer, den jeder, dem er den Butter bringt, mit allen Freuden empfängt.

Sehr wenigen Krankheiten sind unsere Pferde ausgesetzt. Die vier sogenannten Hauptmängel unter denselben heissen: Krämpfig, dämpfig, stättig und spättig. —

Kauft einer ein Pferd das diese Mängel an sich trägt, so muß es der Verkäufer nach einem Landgesetz wiederum zu Handen nehmen. Selten sollen sie auch auf einigen Alpen der Plag (Knotenkrankheit) unterworfen seyn. Vorzüglich wenn die Pferde im Reif oder bey anhaltendem nassen Wetter weiden müssen, bekommen sie auch den Strengel, und nicht selten von schlechtem Futter die Darmgicht — das man bey uns (fälschlich) das Wiflen (den Feivel) nennt. — Ao. 1732 und 1763 wurden auch diese Thiere von dem ansteckenden (fliegenden) Zungenkrebs ergriffen. — Herr Landvogt Escher zu Frauenfeld berichtete damals an den Stand Glarus, daß die Pferde bey dieser Krankheit, neben der Zunge, auch noch an den Geschlechtstheilen mit den giftigen Blattern befallen werden, die ebenfalls mit silbernen Instrumenten geöffnet und die Stellen gesäubert wurden.

Siehe von den Pferden: Verordnung wegen den haupt-

würdigen, rotzigen und strenglichten Pferden. Gegeben den 6. Herbstmonat 1776. Vermehrt den 1ten Herbstmonat 1777, und 19ten Herbstmonat 1782. Bern 4to. S. 11.

Vorschrift wegen Reinigung der Pferdställe, den 19ten September 1782. 4to, Bern.

Verordnung, ansehend die Ställe und Brünnen auf den Haupt- und andern Routen. Bern 3ten April 1786. 4to. S. 4.

Der Bündner-Sammler. 2ter Jahrg. S. 305 bis 308. Ferners 3ter und 4ter Jahrgang.

Nächstehende zwey Briefe der Sanitätskommission der Verwaltungskammer des Kantons Basel an die Sanitätskommission in Bern, über Vergiftung von Pferden und anderm Vieh durch schädliches Futter — verdienen hier mit Recht eine Stelle.

1ter Brief. Basel den 23ten Junii 1801.

Bürger Kommittirte!

Vor etwa 4 Wochen erkaufte der hiesige Bärenwirth Merian, und zu gleicher Zeit der Bürger Burkard im Kirschgarten von Boosin von Breitenbach, Distrikts Dornach, Kantons Solothurn, Futter. Gleich darnach erkrankten und fielen nicht nur die Pferde der B. Merian und Burkard, sondern auch mehrere, die im Wirthshaus vom gleichen Futter gefressen hatten. Der hiesige Scharfrichter rapportierte der Sanitätskommission, daß die Krankheit der Milzbrand sey; da aber noch mehrere erkrankten und dahin fielen, die ebenfalls in obgemeldtem Wirthshaus gefüttert hatten, so mußte der Verdacht auf das Wirthshaus fallen. Nun erfuhr man, daß

das erkaufte Futter an einem ungesunden Orte gewachsen sey, bey Mörspach, und daß deßhalb mehrere Pferde, Rindvieh und Schafe gefallen seyen.

Nähere Untersuchungen bestätigten obige Aussage, bestätigten, daß viele giftige, den Thieren schädliche Pflanzen daselbst wachsen, und daß schon seit geraumer Zeit gewisse Plätze dieser Gegend, weil sie schädliches Futter liefern, von Obrigkeitswegen eingebannt gewesen seyen. Dem ungeachtet hat der Eigenthümer dieses schädlichen Futters davon abgegeben, und es ist jetzo beynahe keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die gefallenen Pferde, die bey B. Merian zum Bären gefüttert hatten, von dem Genuß des Futters vergiftet worden seyen.

Die Sanitätskommission hat, um nun der Wahrheit näher zu kommen, die Einrichtung getroffen, daß an Pferden und Schafen Versuche mit dem Futter angestellt werden sollen, wodurch nicht allein die Krankheit und der Gang derselben weiter bestimmt, sondern auch eine etwannige Kurmethode aufgestellt werden könnte.

Wir zeigen ihnen dieses an, damit sie nicht durch andere Nachrichten irre geführt werden möchten, so wie wir zu seiner Zeit den weitern Verlauf ebenfalls anzeigen werden.

Sign. Stehlin, Verwalter.

Zweyter Brief, Basel den 21ten Julii 1801.

Bürger, Freunde und Brüder!

Wenn wir Ihnen das Schreiben vom 16ten hujus verdanken, so fahren wir zugleich fort, Ihnen von den bisher gemachten Untersuchungen und Proben nebst deren Erfolg Nachricht zu geben.

Es ist Ihnen bereits angezeigt worden, daß wir die Ursachen der Krankheit so vieler gefallenen Pferde in einem schädlichen Futter zu finden glaubten, daher nicht nur das hier liegende dürre Heu, von welchem die gefallenen Pferde gefressen haben, von unsern Botanikern untersucht worden, sondern es haben sich auch sogleich einige Sachverständige Männer auf den Platz begeben, wo das Quæst. Futter gewachsen, und uns die dort gefundenen giftigen Pflanzen in Natura mitgebracht, von welchen besonders bemerkt worden:

1. Ranunculus acris L. Brennender Mattenhahnenfuß.
2. — — Flamirta. L. — — Wasserhahnenfuß.
3. Cholchicum autumnale. L. — Zeitlosen, Kiltblume.
4. Aethusa cynopium. L. — Hundspeterlin.
5. Helleborus Foetidus. Brennende, stinkende schwarze Nießwurzel. L.
6. Caris quadrifolia. Brennendes Einblatt.
7. Missotis scorpioides palustris. Blaues Wassermausöhrlein. Vergißnichtmein.
8. Mercurialis perennis. Wild Ringelkraut.

Da dieses Futter an einem schattigten Ort und auf moosigtem Boden gewachsen, so sollen auch obbemeldte Pflanzen nach dem Urtheile der Botaniker desto schädlicher und giftiger werden.

Schon bey der ersten Muthmassung liessen wir sogleich alles Futter verbannen, welches mit dem verdächtigen hätte vermischt werden können, und gleich nach der Untersuchung liessen wir es sammethaft auf's Feld führen und verbrennen, mit Ausnahme circa 8 Zentner, die

auf einen abgesonderten Stall gebracht wurden, um damit zwey alte, aber noch gesunde Pferde, nebst einem Schafe zu füttern.

Das einte dieser Pferde lebte 12, und das andere 16 Tage; das Schaf ist durch einen andern Zufall darauf gegangen, ohne Folgen des Futters. Die Pferde wurden in Beyseyn einiger unserer Mitglieder geöffnet, und die darüber vorgelegten visa et reperta zeigen, daß eine ausgetretene coagulierte Limphe hauptsächlich den Tod dieser Thiere verursacht hat; an dem einten war besonders der Schlund seiner ganzen Länge noch einen ganzen Zoll dick umgeben; die Lunge, die innere Fläche des Magens, und die Gedärme waren in einem entzündlichen Zustande, Milz, Leber und Herz, samt den Nieren waren gesund.

Am andern war auch der Magen gesund, die Gedärme aber waren mit ausgetretnem schwarzem Blut und coagulirter Limphe umgeben.

Die meisten Berichte, so wir von den in unserem Kanton gefallenen Pferden haben, stimmen mit obigen mehr oder weniger überein, bey verschiedenen aber war das Milz aufgetrieben, deßwegen auch die Krankheit mit dem allgemeinen Namen Milzbrand benennt wurde. Das Uebel selbst scheint eine Folge schädlicher Fütterung zu seyn, dessen Gift sich den Nahrungssäften schnell mittheilt, und eine tödtend zerstörende Krankheit hervorbringt.

Wir haben nicht ermangelt, dem Minister der innern Angelegenheiten hievon gebührend Theil zu geben, und sind nun im Begriff, demselben den Erfolg der Untersuchungen und Proben, so wie die darüber vorgelegten

visa et reperta im Original einzusenden, und dieser Behörde zu überlassen, die gutfindenden Verfügungen, sowohl in Rücksicht der Ursachen des Uebels, als in Hinsicht der erzeugten unglücklichen Folgen zu treffen.

Noch sind wir nicht im Stande, die Anzahl der in unserm Kanton gefallenen Pferde genau anzugeben, und eben so wenig eine zuverlässige Kurmethode festzusetzen; sowohl die Symptomen der kranken Thiere, als die hinterlassenen Spuren der getödteten, beweisen, daß ein scharfes und ein betäubendes Gift die Ursache des Todes sey; allein unsere Erfahrungen sind noch nicht hinlänglich, um es wagen zu dürfen, ein Mittel anzurathen, das im Stande wäre, einem heilsamen Zwecke zu entsprechen.

Wir wünschen, Bürger, Freunde und Brüder! Sie möchten sich diesen Gegenstand zu einem Vorwurf Ihres Nachdenkens machen, und uns dasjenige gütigst mittheilen, was Ihnen Kenntnisse und Erfahrung zu Hebung eines solchen Uebels an die Hand bieten, versichern Sie auch in jedem Fall unsrer gegenseitigen Bereitwilligkeit und sind mit Gruß und Bruderliebe.

Sign. Stehlin, Verwalter.
Herbort, Sanit. Secretair.

Ueber den Inhalt dieser zwey Briefe, welche in den gemeinnützigen helvetischen Nachrichten No. 14, den 15ten August, 1801, abgedruckt sind, rückte Höpfner ebendaselbst in den vier folgenden Numern einige Bemerkungen ein, woraus ich nur noch ein Paar Stellen aushebe.

Jeder nur halbaufmerksame Bergreiser der Gebirge kann sich davon stündlich überzeugen, wenn er auf den

Weiden

Weiden mehrere giftige Pflanzen, wie Aconitum napellus, Aconitum Lycoctonum etc.; isolirt und unangetastet mit einem Kranz von frischem Grase umgeben, antrifft, daß das Vieh, von einem natürlichen Instinkt geleitet, selbiges nicht frißt. Allein wenn diese Pflanzen gedörrt sind, so verläßt sie derselbe; und neben dem ist es unmöglich dieselben aus dem trocknen Heu herauszusuchen. Eine Wiese, die solche Pflanzen enthält, sollte daher niemals zu Heu gelassen, wohl aber kann sie abgeweidet werden. . . . Im Oberland, vorzüglich im Grindelwald sind die meisten Matten mit gelbem Eisenhütlein beblümt. Auf dem Kilenberg im Siebenthal sind ganze Jucharten mit stinkendem Nießwurz so angefüllt, daß kein Vieh mehr dort weiden kann, also daß sie verlassen stehen; und ob Leissigen an dem Thunersee sind ganze Strecken voll Küchenschelle. (Fällt auf dem Jura trocken Wetter ein, so flüchtet sich das Vieh in die Wälder, dort ist ihnen das saftige Waldglöckli (Anemone nemorosa) für den Gaumen ein angenehmes Labsal; allein gemeiniglich bekömmt dasselbe auch das Rothe, die Ruhr oder Blutlauf darauf. Diesem helfen die Hirten meistens mit in Milch gekochter sogenannten braunen Betonie (Betonia officinalis).

Allein nicht blos giftige Pflanzen sind der Viehzucht schädlich, sondern es giebt Pflanzen, deren Genuß auf die Viehnutzungsfabrikation eben einen so bestimmten Nachtheil äussern. So wird auf dem Feuersteinberg, ohnweit dem Chaßeral die Milch der Kühe safrangelb, schmeckt nach Zwiebeln, und kann nicht zu Butter und Käse gemacht werden,

wenn die Kühe in einem gewissen Bezirke weiden, wo mehrere Arten von Orchides (Stendeln) wachsen. Eben so wird die Milch blau, und Käs und Butter erhalten einen vanille Geruch, wenn im Bernerischen Oberlande die Kühe vom schwarz Stendelwurz, bey uns Brändli genannt (Satyrio nigro) geniessen u. s. w.

Diesem allem könnte leicht abgeholfen werden, wenn der Alpenhirt, der neben seinen gewöhnlichen Beschäfftigungen so viel müssige Zeit hat, nur im Spazieren alle die Pflanzen, welche ihm sein Vieh durch das Stehenlassen bezeichnet, vor ihrer Blüthezeit abschneidet, oder Falls sie dauernde Wurzeln hat, mit dem Spaten ausgräbt, auf einen Haufen trägt, und sie zusammen verbrennt, wofür ihn die stark allkalische Asche hinlänglich entschädigen würde. So sind auf dem Jura mächtige Strecken von den beßten Weiden mit Enzianen (Gentiana lutea, purpurea, acaulis und verna) gleichsam übersäet. Das Vieh läßt sie stehen. Die Wurzelngräber aber finden bessere Nahrung dabey; man kann sich von der erstaunlichen Menge dieser Wurzeln dadurch einen Begriff machen, da dieselben den Materialisten in Deutschland dürr und frey Schafhausen und Basel um 6 Gulden geliefert werden.

Was Hr. Doktor Höpfner ferners über die Nothwendigkeit von Viehassekuranzkassen (*), über das Bedürf-

---

(*) Bes. auch hierüber D. A. Höpfners, helvetische Monatschrift. 3tes Heft. S. 95 — 104.

Gemeinnützige Nachrichten und Bemerkungen für Freunde der Naturgeschichte und der Landwirthschaft. Bern 2ter Jahrgang 1797, 7tes St. S. 97.

niß wirklicher Vieharzte, über die Heilungsart vergifteter Thiere, über die Verbesserung, neue Auflegung und allgemeine Verbreitung der selten gewordenen zweckmässigen Druckschrift des verstorbenen Rathsherrn und Apotheker Kochs von Thun, eines Busenfreunds des grossen Hallers: Kurze Abhandlung derjenigen innländischen Pflanzen, durch deren unvorsichtigen Gebrauch bey Menschen und Vieh grosser Schade, ja der Tod selbsten veranlaßt werden kann. Bern, 8. 1774, S. 48., schreibt, das mag der Leser in seiner Zeitung selbst nachlesen.

In der Beylage No. 11, füge ich diesen Bemerkungen eine tabellarische Uebersicht des Viehstands unsers Landes bey, die ziemlich zuverlässig ist, nur bitte ich dabey zu bedenken, daß sie im Winter des 1796ger Jahrs, also zu einer solchen Zeit aufgenommen worden, wo die zum Verkauf bestimmten Schafe und Pferde, und alles sogenannte Welschländer Vieh verkauft, wie auch das meiste Schlachtvieh geschlachtet war.

Von den Bienen.

Die Ursache, warum ich auch der Bienenzucht in diesem Auffatze gedenke, ist nicht sowohl diese, weil die Bienen aus dem Thal täglich bey schönem Wetter in die höhern Regionen fliegen, und auf den Alpenblüthen den stärksten und beßten Honig sammeln; sondern weil man wirklich an einigen Orten zu Anfang des Sommers die Bienenstöcke in die untern Alpen und Berge — wie z. E.

auf die Ennetberge, in's Clönthal u. dgl. trägt, wo sie vortrefflich gedeihen; nur hat man öfters den Nachtheil davon, daß man die jungen Schwärme nicht bemerkt und also verliert. — Hin und wieder findet man Bienenstöcke in unserm Land die 10 und mehr Jahre alt sind, und niemalen geschwärmt (gestossen) haben. Man sagte mir: wenn solche im Alter noch etwa einmal schwärmen, so müssen sie bald darauf sterben. Unsere Bienenzucht ist übrigens gar nicht wichtig, und reicht lange nicht zu, uns mit hinlänglichem Honig zu versehen.

Man faßt sie in Strohkörbe, oder in länglichte und viereckigte hölzerne Kistchen (Fäßli). Erstern giebt man bisweilen hölzerne Untersätze.

Von der Alpen Auf- und Abfahrt.

Nicht alle Alpen werden zu gleicher Zeit im Jahr befahren, und auch nicht alle zu gleicher Zeit verlassen, weil einige höher, andere tiefer liegen, und weil dies vorzüglich von der gelindern oder rauhern Witterung abhängt. Gewöhnlich geschieht die Alpenauffahrt zu Anfang des Brachmonats (*), und zu Ende des Herbstmonats oder spätestens bis auf St. Michaelstag müssen alle Alpen — nach obrigkeitlicher Verordnung geräumt seyn.

Ein wahrer Freudentag ist die Alpenauffahrt für alle Sennen und Alpenknechte. Mit Johlen und Jauchzen, und Absingung des bernerischen oder appenzellerischen

(*) Siehe hierüber schon oben S. 9.

Kühreihens (wir Glarner haben keinen eigenen) — Allerorten mit Blumensträussen, die von Flittergold glänzen, überhängt, welche die Braut ihrem Bräutigam, die Schwester ihrem Bruder aufgenäht hat; — suchen sie von ihrer Freude jedermann zu überzeugen, und das Gekl'mper der grossen Alpschelle, die den fettesten und größten Kühen, welche den andern vorangehen, angehängt werden, machen alles auf sie aufmerksam; da hingegen die gleichen des Herbsts, besonders wenn rauhe Witterung sie nöthigt, die Alpen vor der gewohnten Zeit zu verlassen, stumm und traurig hinter ihrer Heerde drein gehen. Es ist daher eine alte Volkssage: „Wenn der Senn auf die Alp fahre, und man ihn frage: „wohin? so johle er: Ha, Ha! auf Alp, auf Alp; „wenn man ihm aber wieder bey seiner Rückkunft die „Frage vorlege: woher? so sage er ganz traurig und „still: ab Alp"! —

Von der Sennerey und dem Senntenbauer.

Ein jeder, der eine grosse oder kleine Alp, entweder allein, oder mit einem oder mehrern Theilhabern mit genugsamem Viehe bestost, hat eine Sennerey oder ein Kühsennten, und heißt daher ein Senntenbauer; oder man sagt von ihm: er senntnet.

Die Beschreibung der Sennhütten.

Der Platz um die Hütte herum, worauf gemolken

wird, ist auf einigen Alpen eingezäunt, und heißt der Hof oder der Ferig. Auf diesen Plätzen wird der Boden nun freylich äusserst fett, allein Hrn. Pfarrer Sprünglis Vorschlag zu Verbesserung der Alpen (*), worin er anräth, die Sennhütten von Zeit zu Zeit zu verändern, und auf die unfruchtbarsten Oerter der Alp zu stellen, um sie fetter zu machen, ist in unserem Lande nicht allein deßwegen unanwendbar, weil die öftere Veränderung einer solchen Hütte mit grossen Kösten begleitet wäre, sondern auch, weil der Bauer bey dem Hüttenplatz vorzüglich auf ein taugliches Milchgemach Rücksicht zu nehmen hat, wozu eben nicht jede Stelle zu gebrauchen ist; auch muß er seine Hütten auf solche Stellen hinbauen, wo sie vor herabstürzenden Schneelauwinen oder losgerissenen Felsenstücken am sichersten sind. — Auf Schafalpen, d. h. auf solchen, wo man entweder neben dem Rindvieh Schafe, oder nur allein Schafe sommert, trifft man auch hart bey der Hütte Plätze an, die mit einem niedern trockenen Mäurchen umgeben sind, wohin man die Schafe einsperrt, wenn man sie zählen will, indem man dann nur eins nach dem andern aus demselben herausläßt.

Die kleinen Wohnungen der Aelpler oder Alpenbewohner, worin die Alpenprodukte verarbeitet werden, heissen also Sennhütten oder nur schlechtweg Hütten, wovon sich auf einem jeden Alpenstafel 1, 2, 3, bis 10 befinden, je nachdem auf der gleichen Alp mehrere oder wenigere Theilhaber senntnen, und je nachdem

(*) Berner ökonomische Sammlungen vom Jahr 1760. 4tes Stück.



sie groß oder klein ist. Es ist wirklich ein äusserst auffallender Anblik, wenn man auf einer Alp so viele Hütten beyeinander stehen sieht, die gleichsam ein ganzes Sennendörfchen bilden, das besonders auf der Obersee-Alp -- ob Näfels, der Fall ist.

Diese Sennhütten sind gewöhnlich 40 bis 50 Werkschuhe lang und 14 bis 20 Schuhe breit, also nicht viereckigt, und 12 bis 14 Schuh hoch.

Bey dem Platz, worauf die Hütte gebaut wird, sieht man, wie schon gesagt — vorzüglich darauf, daß sich daselbst eine gute Lage zu einem kalten Milchgemach finde.

Die Bauart einer solchen Hütte stimmt ganz mit der Lebensart, den Sitten, und den Hausräthlichkeiten der Aelpler überein — sie ist äusserst einfach. Sie wird sehr oft so gestellt, daß der hintere Theil derselben an einen vorschiessenden kleinen Hügel oder Berg zu stehen kommt, der derselben anstatt der Wand dienet, daher man dann oben von dem Hügel her, ebenen Wegs auf das Dach hinlaufen kann. — Auf den höchsten Alpenstäflen, die ausser der Region des Holzwuchses sind, besteht das ganze äussere Gebäude nur aus trocknen auf einander gelegten steinernen Mäurchen, die statt des Mörtels durch eingesteckte kleine Steinchen bevestigt sind; selten ist es der Fall, daß wirklich Kalk hinaufgetragen, und mit Kalk gemauert wird. -- Inwendig ist die Hütte mit einigen wenigen hölzernen Balken ausgebaut; auf den niedern Alpen hingegen macht man die meisten aus übereinander gelegten Balken, deren Zwischenräume bisweilen mit Tannenrinden bedeckt, oder mit Moos ausgefüllt sind, damit der Wind nicht in das Innere der

Hütte eindringen könne. -- Das hölzerne, fast ganz platte Dach wird überall mit tannhölzernen Schindeln bedeckt, die einige darauf gelegte Felsenstücke beschweren und gegen heftige Windstösse sichern. Weil kein eigentliches Kamin gemacht wird, so ist entweders in dem Dach oder unter demselben in der Mauer eine hinlängliche Oeffnung gelassen, wo der Rauch seinen Ausgang hat, der sich freylich öfters in der Hütte versteckt und alles anschwärzt. An denjenigen Orten, wo der Senn vorzüglich reinlich ist, wird der Küchebođen mit steinernen Blatten, der übrige Hüttenboden aber mit hölzernen Balken belegt; es giebt aber auch Hütten, in denen beydes mangelt, worin es also überaus kothig ist. Ueberhaupt sind unsere Aelpler in Ansehung der Reinlichkeit ihrer Hütten sehr nachlässig, da es hingegen bey den Milchgefässen — an den meisten Orten — in diesem Stück viel besser aussieht, worauf der Senn, selbst wenn es wider seine Neigung wäre — alle mögliche Mühe verwenden muß, indem die Unreinlichkeit der Geschirre und der Gefässe sogleich alle Milch sauer und geronnen machen, und ihm dadurch grossen Schaden verursachen würde.

Obwohl auch in dem Innern der Alphütten unsers Lands einige Verschiedenheit herrscht, so sind doch gewöhnlich alle in 3 Theile abgetheilt. Der

Erste Theil heißt das Molchendach.

Dieser Theil der Hütte macht oft gerade die Hälfte des Ganzen aus, und besteht zu vorderst aus dem breiten Gang, der durch dieselbe führt, worein man sogleich beym Eintritt in die Hütte kommt, den zwey Gitterthüren schliessen, die vorzüglich deßwegen so groß und

mit weiten Oeffnungen versehen sind, weil dieß gewöhnlich der einzige Weg ist, der dem Licht einigen Eingang verschafft. In diesen Gang wird an den meisten Orten eine Kuh nach der andern gerufen, und daselbst gemolken. Neben dem nöthigen Raum zum Melken, besteht dann dieser Theil auch noch aus 2 oder 3 neben einander stehenden Schweinställen, die die halbe Höhe der Hütte haben, ausser denen noch in dem breiten Gang ein Trog stehet, woraus die Schweine ihre Schotte einschlürfen. Ueber diese Schweinställe sind einige hölzerne Balken gelegt, welches das Schlafgemach der sämtlichen Alpenbewohner ausmacht, und das Tril oder die Trileten heißt.

Nur an wenigen Orten — wie z. E. auf der Othey-enalp ist das Tril gerade auf dem Boden in einem Theil der Küche. — Auf dieß trägt der Aelpler hinlänglich gedörrtes Heu, dehnt ein Heu- oder Leintuch darüber aus, legt sich des Nachts darauf, deckt sich dann mit einer sogenannten Schnetzlidecke zu, die aus vielfach aufeinander genähten Leintüchern besteht, und einer Sommerdecke gleich ist, und auf diesem Lager schlafen die Söhne der Natur eben so sanft, als der verwöhnte Städter und Dorfbewohner in seinen weichen Federbetten. — Das Auf- und Absteigen dahin geschieht auf einer Leiter, von 8 bis 10 Sprossen.

Das, was fremden Alpreisenden, denen der gutmüthige Senn herzlich gern ein Plätzchen auf seinem Lager abtrittet — daselbst das Unangenehmste ist, sind die widrigen Ausdünstungen, die von den untern Schlafkameraden in die Höhe steigen, wie auch ihr anhaltendes Grunzen; obwohl bey warmer Witterung der Senn

dieselben nicht selten ausser der Hütte im freyen Feld läßt, und sie also auch des Nachts nicht einsperrt. — Wer sich aber überhaupt an diesen und andern Unbequemlichkeiten, denen man sich auf den Alpen ausgesetzt sieht, stößt, der gehe ja nicht auf dieselben, und entbehre dagegen auch die vielen reichlich entschädigenden Freuden, die sie einem Fremdling gewähren. Und in der That — man verzeihe mir gütigst diese Ausschweifung — es ist ein ganz eigenes Vergnügen, welches der Thalbewohner oder der Fremdling von einer solchen Alpenreise zieht, das ihm die vielen immer abwechselnden reichhaltigen Gegenstände verschaffen, und das weit besser gefühlt, als beschrieben werden kann. Die Freude sich auf den, unsern Augen im Thal unbesteiglich geschienenen Felsengerippen zu befinden; — die unvergleichlichen Aussichten, die man auf denselben über die tieferliegenden Gegenden genießt; die Nähe von ganzen Eisfeldern, in der man sich nicht selten befindet, die uns einen geheimen Schauer einflößen, und aus denen sich unzählige Bergspitzen erheben; die weidenden Vieheerden, von deren Gebrüll und dem Getöß ihrer Schellen die Gebirge wiederhallen, womit bisweilen der frohe Gesang des aufgeweckten Aelplers, oder das Geschrey der Alpenthiere abwechselt; — die einfache natürliche Lebensart der Alpenbewohner, ihre unverstellte Freundschaft, mit der sie jedem begegnen, ihre Bereitwilligkeit, alles was sie haben zu theilen; dieß, und unendlich viel mehreres, das sich unsern Sinnen auf einer Alpenreise darbietet, hält gewiß jeden reichlich für die Mühe und Anstrengung schadlos, mit der diese Vergnügungen erkauft werden müssen, und

erweckt öfters ganz neue Empfindungen in unserer Seele. Wie schön drückt dieß besonders Hr. Pfarrer Wittenbach von Bern aus, wenn er sagt: „Ueberhaupt „sind tausend Gegenstände auf den Alpen zu beobach„ten, die dem Reisenden unterrichtende Ergötzungen „verschaffen, und ihm bey jedem Schritte, neue ganz „unerwartete Dinge vor Augen stellen. Die Höhe „der Gipfel; die Tiefe der Abgründe, und die über „dieselben oft mit grosser Kunst gesprengten Brüken; „die Winde, die Wolken, die oft unter den Füssen „des Wanderers den Donner formiren; die Wald„wasser; die prächtigen Wasserfälle; die Seen; die „Wälder; die Feinheit der Luft; die weitausgedehn„ten Aussichten — Alles — alles ziert daselbst den „Schauplatz; alles kündigt die fast unendliche Ver„schiedenheit der Natur und Schöpfung an, welche „auf den Alpen, mitten unter den häufigsten Hinder„nissen, mitten unter den stärksten Veränderungen, „die wunderbarsten und verwickeltesten Erscheinun„gen gebieret. Nichts erhebt mehr die Seele des „Weisen, als diese einsamen Oerter, wo eine be„geisternde Stille herrscht, und ihm die lebhaftesten „Empfindungen von der unumschränkten Allmacht und „Weisheit des Schöpfers einflößt. Von dannen sieht „er mit einem Blicke tausend Berge, die gleich stol„zen Colossen den Wolken drohen; er betrachtet das „unabsehliche Schaugerüste, mit Millionen Wundern „ausgeziert, vor seinen Füssen, und kehret dann, — „sein Nichts empfindend — andächtig in sich selbst zu„rück"! — So weit Wittenbach. Und in der That, man kann die begeistertste Entzückung bey De Luc

nicht verkennen, mit der er die rührenden Scenen schildert, die nur auf den Alpen entstehen können; — mit welcher süssen Schwärmerey mahlt Rousseau den da empfundenen überirdischen Zustand! — und wie gefühlvoll redet Graß über den nämlichen Gegenstand: „Berge! Berge! (dieß sind seine eigenen Worte) auf „euren Gipfeln wird Körper und Geist gestärkt, und „das Herz wird groß. Daß ich euch alle, ihr kleinli„chen, ihr kraftlosen, ihr sybaritischen Menschen! auf „ein Hochgebürg zaubern, und euch in die Seele ru„fen könnte: Seyd nicht mehr so klein; erhebt euch „zur Einfachheit, zur Seelenkraft; werdet Menschen; „werdet natürlich"!

Nach dieser kleinen Ausschweifung kehre ich nun wieder zur fernern Beschreibung der Beschaffenheit unserer Alpenhütten zurücke. Der

Zweyte Theil der Hütte heißt der Weller.

Dieser Name kommt von Milcherwellen, d. h. Milch siedend oder aufwallend machen, her, indem dieser Theil eigentlich die Küche ausmacht, wo die Milch verarbeitet, und in Butter, Käse oder Zieger verwandelt wird. Man trifft daher den Feuerheerd und die meisten Alpengeräthschaften darin an. Wegen dem schlechten Rauchfang ist diese gewöhnlich dunkel, rauchicht und rusig. Der

Dritte Theil der Hütte besteht endlich in der Milchkammer oder in dem Milchgemach.

Das vorzüglich an einem kalten Ort, Norden zu, woher die kalten unterirdischen Lüfte wehen, öfters einige Schuhe tief in den Boden gegraben ist. Dieser Theil bestimmt, wie schon bemerkt, vorzüglich den



Ort, wohin die ganze Hütte gebaut werden soll, wobey der Bauer darauf sieht, ob er in seiner Milchkammer einen unterirdischen Luftzug oder Quellwasser bekomme, um darin die Milch frisch und unversauert zu erhalten. Diese Luft, die an einigen Orten, vorzüglich nahe bey Gletschern, durch gemachte Oeffnungen, ganz aus dem Boden herausweht, dient zugleich den Aelplern anstatt des untrüglichsten Wetterglases, indem sich dieselbe, wenn die Witterung regnerisch werden will, schon einen Tag vorher gänzlich setzt; sobald sie sich aber wiederum aufheitert, heftig zu blasen anfängt, das so lang der Himmel heiter bleibt, fortdauert. — An einigen Orten, wo keine solche Luftlöcher zu bekommen sind (denn nicht an allen Orten findet man dergleichen; so giebt's z. E. auf der Murtschenalp keine, hingegen gerade gegen über auf der Mehren- auch auf der alten Stafelalp genug) setzt man das Milchgemach dahin, wo eine Wasserquelle entspringt oder durchfließt; oder es wird solches in Teucheln dahin geführt, um die Milchgebsen darein stellen zu können. Ersterer heißt dann ein Luftkeller, letzterer ein Wasserkeller. Man hat auch wirklich an einigen Orten, wo man obige Erfodernisse nicht fand, abgesönderte in Berge und Gletscherfirn eingegrabene Milchlöcher, die aber gleichwohl nicht viele Schritte von der Sennhütte entfernt sind. Die Thürenschlösser und Riegel an allen drey Theilen der Hütte sind alle von Holz gemacht, und so, daß sie jeder öffnen kann; ein Anblick, der uns eigentlich beschämt, wenn wir an die Sorgfalt gedenken, mit welcher wir unser Eigenthum in Städten und

Dörfern verschliessen müssen, — und uns einen wehmüthigen Seufzer über die Ausartung so vieler Menschen ablockt!

Eine solche Sennhütte kostet gewöhnlich in ihrem vollkommnen Zustand 50, 70 bis 90 Gulden. — Diese, so wie Hauptverbesserungen in denselben müssen immer von den Eigenthümern der Alpen gebaut werden.

Beschreibung eines Käsespeichers (Käsgaden.)

Nicht weit von der Sennhütte ist an den Orten, wo man Käse macht (käset), (denn dieß geschieht nicht auf allen Alpen) ein Käsegaden oder Käsespeicher, welcher viereckigt, aus in einander gefügten Balken bestehend, und oben mit einem Schindelndach, wie die Sennhütten, bedeckt ist. Damit kein Ungeziefer und keine Mäuse hineinkommen, muß alles wohl in einander gefügt, und gut beschlossen seyn. Inwendig sind breite Gesteller, worauf die Käse können gelegt werden; auch sind an zwey Seiten Oeffnungen mit Läden angebracht, die man des Nachts aufthut, damit die Luft dadurch ziehen kann. In diese Käsespeicher geht der Senn alle Tage, um die Käse zu wenden, zu schaben, mit Salzwasser abzuwaschen, und wieder aufs neue einzusalzen.

Die Alpengeräthe.

Die Alpengeräthe, welche der Aelpler Senn- und Mennzeug nennt, bestehen aus folgenden unent-

behrlichen meistens hölzernen Stücken; die uns auf's neue überzeugen: daß die Natur mit wenigem zufrieden sey. —

Ein grosses küpfernes Senn- oder Wellkessi, welches 15 bis 20 Milchgepsen voll Milch in sich fassen mag. Dieses ist das köstlichste in der Hütte, und wird meistens von dem Eigenthümer der Alp angeschafft.

Ein kleinerer küpferner Kochkessel, um die Alpenspeisen darin kochen zu können. Diese beyden Kessel, (das grosse oft nur an seinem eigenen eisernen Ring) hängt man an einer eisernen Kette an den sogenannten Thurner, der aus einem hölzernen Balken mit einem Arm (Hebel) besteht, und oben in die Wand und unten in einem auf dem Boden ruhenden Stein befestiget ist. An diesen hervorragenden Arm wird der Kessel gehängt, der sich hin und her wenden läßt, daher auch der Kessel an demselben auf das Feuer, und wieder von demselben gezogen werden kann.

Einige einfüssige Melkstühle, die der Hirt mit einem ledernen Gürtel, der daran hängt, an sich befestigen kann. Um den niedrigen Fuß sind kleine eingehauene Vertiefungen, oder an demselben nur ein kleines hölzernes Schüsselchen angebracht, welches — wie die erstern, mit Butter angefüllt wird, um damit den Kühen, wie schon bemerkt, im Fall sie entzündete Euter haben, selbige einschmieren zu können.

Eine oder zwey Melktern, worein die Milch gemolken wird.

Eine Milchkelle, Schaumkelle, um damit den Schaum von der frisch gemolkenen Milch abzuheben, der vorher entweders ob dem Feuer gesotten oder auch ungesotten geessen wird. —

Zwey oder drey Milcheimer, die zwey bis dreymal grösser sind, als die Melktern ist. Aus dieser leztern schüttet man die abgeschaumte gemolkene Milch in die erstern.

Milcheimer oder abgesägte Holzklöze versehen dem Belpler Stühle und Bänke; leztere auch die Stelle der Tische.

Einige Milchgepsen, die im Durchmesser zwey bis zwey und einen halben Schuh weit, aber nur einige Zoll hoch sind, worin man die frische Milch in das Milchgemach stellt, damit sich darin auf der Milch der Rahm oder Nidel sammle.

Eine Milchsiene, das ein unten mit Tannenreisen belegter Seigetrichter ist, wodurch man die Milch in die Milchgepsen schüttet.

Ein Nideleimer, worein man den Rahm schöpft oder abnidelt.

Eine Nidelkelle, die sehr breit, beynahe einem halben Zirkel ähnlich, oben in gerader Linie abgeschnitten und fast ganz flach ist, womit der Nidel von den Milchgepsen rein abgenommen wird.

Ein cylindrisches Butterfaß (Ankenkübel) nebst der Kübelsiene, das ein hölzerner Trichter ist, wodurch der Nidel in's Faß geschüttet wird. Ersteres hat Herr Medikus sehr genau beschrieben. Es ist noch einmal so breit als hoch, und liegt auf der schmalen Seite auf zwey an der Wand anliegenden

Balken

Balken, oder auf einer gewöhnlichen an die Wand angelehnt stehenden Leiter, wo so viele Sprossen, als wegen des Butterfasses erforderlich ist, herausgenommen sind. Der Cylinder ist 1 1/2 Schuh breit oder hoch, und sein Durchmesser noch einmal so stark. — Durch die Achse desselben geht ein viereckigter Balke, der in demselben bevestigt ist, und an dem sich eine Kurbel befindet, vermittelst welcher das ganze Butterfaß herumgetrieben werden kann. In seinem Innern befinden sich in den Winkeln des gleichseitigen Dreyecks 3 Fächer oder Brettchen von der Breite des ganzen Butterfasses, die in dem Umkreise des Cylinders bevestigt sind und gegen den Mittelpunkt hinlaufen; sie sind ungefähr halb so lang, als der Halbmesser. Unten in jedem Brettgen, in der Mitte seiner Breite, befindet sich ein rundes Loch, und die beyden Ecken desselben sind auch bogenförmig ausgeschnitten. Die Gewalt dieses Butterfasses ist sehr stark, da bey der Bewegung desselben der Nidel an diesen 3 Fächern anschlägt. Vorzüglich bey den neuen Butterfässern muß der Aelpler alle mögliche Sorgfalt anwenden, daß er sie täglich rein auswasche, damit sie ihm nicht räch- oder rantzig werden. —

Ein Eßgepsli (im Sarganser- und Glarnerland: Freßmütteli) worin die warme Milch, Schotten oder Sauffen, die für die Aelpler oder für Fremde bestimmt ist, geschüttet und aufgetischt wird. Sie sind 2 bis 3mal kleiner als die Milchgepsen.

Einige hölzerne oder stürzene Eßlöffel — Gabeln braucht der Aelpler keine, und Messer hat ein jeder eines bey sich in der Tasche.

Ein eisener Versuchlöffel.

Ein Mehlbehältniß.

Ein Salzbeutel, der in der Form eines aufgezogenen Beutels aus Tannrinden gemacht ist, und an einem Schnürchen bey'm Eingange des Molkendachs hängt.

Drey bis 4 Schweingepsen oder Schweinbrennten zur Schweinkost, nebst einem Napf oder grosser Kelle, womit sie aus dem Sennkessel heraus geschöpft wird.

Ein oder zwey Tausenvoll Etscher oder Sauer — oder auch Etscher Brienken, zu Scheidung oder Gerinnung der Milch, oder zum Ziegern, worin unten ein Hahne bevestigt ist, dadurch man nach belieben — mehr oder weniger herauslassen kann, und die man immer an die Wärme, nahe zur Feuerstatt hinstellt.

Ein Lupptausli oder eine Luppblater, worin das Lupp zum Käsemachen oder Käsen aufbehalten wird.
Ferners gebraucht man zum Käsemachen:

Einen Käserührer, Käsebrecher, zum herumrühren der Käsemilch.

Einige Leintücher, worein die neugemachten Käse gelegt werden.

Ein Käsebrett, worauf der neue Käs im Tuch gelegt wird, und das, von der Ründung des Käses weg, einige eingeschnittene Fugen hat, in welche die noch übrig gebliebene Syrte lauft, und dadurch abgeführt wird.

Ein Käseyirb, das ein hölzerner 3 oder 4 Finger breiter Ring ist, damit die Käse umfasset, und in die runde Form gebracht werden.

Ein Brett oben auf den Käs zu legen, oder eine Thonschieferblatte, die mit dem

Käsladsteine, der von vielem Gewicht ist, beschwert wird, damit alle im Käs zurückgebliebene Feuchtigkeit ausgepreßt werde.

Ferners braucht man auf jeder Alp:

Ein grösseres und kleineres Ziegerbürr, worein der Zieger gethan und aufbehalten wird. Ersteres hat die Höhe und Weite eines grossen Weinfasses, und ist aus Tannenrinden gemacht. Ein solches Bürr hält über 40 Centner Zieger in sich — Letzteres hat die gleiche Form, wie das erstere, ausgenommen, daß es viel kleiner ist, und nicht mehr als etwa 70 Pfund in sich enthält. Man nennt dieß Gefäß Schörz.

Ein Fuchsschaber oder Kesselputzer, das ein breites, scharfes, aus einem Holzklötzchen hervorragendes Stück Blech ist, um damit den Kessel, wenn sich etwas an dem Rand oder Boden angesetzt hat, ausschaben zu können. Man gebraucht auch an dessen statt an vielen Orten nur ein Büschel zusammengebundener Birkenreiser.

Eine Holzaxt, Holzsäge, eiserne Nägel, Bohrer und Sense. — Letztere zum Einsammeln des Wildheus. Es giebt nämlich einige Alpen, wie z. E. die Guppenalp, wozu eigene Wildheuplätze gehören, die nur allein von den Inhabern der Alp, neben ihren Alpengeschäfften geheuet werden.

Einige Stücke Sailer, auch zu obigem Gebrauch ein Paar Heu-Garn oder Heu-Tücher.

Ein Paar alte Leintücher, zu Handlumpen.

Einen Calender (eine Brattick) und bisweilen ein Andachtsbuch und eine Bibel.

Der Alpenbewohner Anzahl, Name, Belohnung und Charakter.

Alle unsere Alpengeschäffte werden durch Niemand anders als durch Mannsleute besorgt; denn Weiber sieht man auf unsern Alpen gar keine, und hier scheint wirklich der Mangel der Weiber dem Glück der Menschen nicht den geringsten Abbruch zu thun. Der Senn ist allein auf seiner Alp, und läßt seine Familie und Haushaltung im Thal zurück. -- Wenn derjenige, der die Alp besitzt, oder um den Lehenzins empfieng, selbst ein Bauer ist, so versieht er mit seinen Söhnen — wenn er solche hat — die Alpengeschäffte; wo nicht, so hält er, welches der gewöhnlichste Fall ist, Knechte. Nachstehende Leute werden zu einer grössern oder kleinern Sennerey erfordert:

Ein Senn; der hat gegenwärtig zum Jahrlohn 20 bis 30 fl.

Ein Zusenn, 20 bis 25 fl.

Ein Kühbub oder Junger, der die Heerde hütet, damit sie sich nicht auf dem Abhang verliere, und auf gefährlichen Stellen verirre. Er heißt auch bisweilen ein Gaumer, von Gaumen, d. h. hüten, her. Er hat Sommerlohn 13 bis 18 fl.

Wo man Schafe hält muß auch ein Schäfer seyn; der hat Belohnung 20 bis 25 fl.

Wo man Ochsen oder Rinder hält findet man endlich einen Rinderer, der 18 bis 20 fl. Sommerlohn hat.

Diese sind meistens starke, heitere, offenherzige und biedere Leute, die mehr als andere Menschen in einer glücklichen Sorglosigkeit zu leben scheinen, und das Gepräge des Naturmenschen in seiner liebenswürdigsten Gestalt an sich tragen, wovon sie jeden fremden Ankömmling sogleich bey dem ersten Eintritt in seine freundliche Hütte überzeugen. -- Durch keinen Argwohn einiger Ungleichheit unter den Menschen geblendet oder schüchtern gemacht, empfangt der freundliche Senn jeden Ankömmling mit einem treuherzigen Handschlag, den ein freudiges mit lauter Stimme zugerufenes: „Sind willkumm zü-nis"! begleitet, worauf er sogleich in seine Küche und Milchkammer eilt, um daselbst Alpenspeisen zuzubereiten, die er seinen Gästen vorsetzt, und nicht ermangelt ihren Appetit von Zeit zu Zeit mit der Aufforderung anzufrischen: „Sind so gut, und lünd ächs doch au blieben"! —

Die Gründe von dieser ihrer Gastfreundschaft gegen Fremde, suche ich — bey der Mehrzahl derselben, nicht einzig in dem Eigennutz, der sie hoffen läßt, es werde ihnen alles bezahlt; sondern auch wirklich in ihrer Entfernung von der menschlichen Gesellschaft, die ihnen jeden Menschen schäzbar macht, den sie in ihrer Einsamkeit antreffen. Dieß bestätigt vorzüglich auch ihre ausserordentliche Gutmüthigkeit, die sie gegen Arme und Bettler aller Art, wie auch gegen arme Wildschützen — die zu ihnen kommen, bezeigen, indem sie dieselben alle unentgeldlich mit Speisen und Getränken sättigen. — Ehmals war bey den Aelplern unsers Lands der vorzüg-

liche Sitz des Aberglaubens anzutreffen. Eine Menge Hexen- und Zaubergeschichten, wo Vieh und Menschen, durch den Einfluß böser Geister, die durch boshafte Menschen wirkten, unglücklich geworden seyn sollten, wußten sie zu erzählen; und eine jede Krankheit, die dem Vieh, und nicht selten den Menschen begegnete, mußte — leider! eine Folge von Hexerey seyn. Sie nahmen daher bey derselben nicht sowohl zu natürlichen Hülfsmitteln als aber vorzüglich zu übernatürlichen, zu Geisterbeschwörern, Lachsnern, und wie die Unholde alle — im geweihten und ungeweihten Gewande — heissen mochten, ihre Zuflucht, die die Einfalt dieser guten Leute aus keiner andern Ursache äfften, als um von ihnen Geld und Geldwerths zu bekommen -- uneingedenk des unverantwortlichen Schadens, den sie dadurch diesem oder jenem rechtschaffenen Nebenmenschen zufügten, der durch ihre Bosheit in den Argwohn eines solchen Unglückstifters gerieth. Allein — Gott Lob! sie sind auch in unserem Land bald völlig verschwunden, jene finstern Zeiten des Aberglaubens, die da sogleich Hexerey und übernatürliche Wirkungen ahndeten, wo man hingegen itzt -- bey genauerer Prüfung, nichts als natürliche Ursachen sieht; und es macht jedem Menschenfreund nicht wenig Freude, wenn er seine Mitbrüder von dem allergrößten und einzigen Ungeheuer, dem Aberglauben, selbst befreyt sieht, wodurch so viele Menschen auf dem Erdboden sich und andere unglücklich machten. — Nur noch hie und da zeigt sich ein schwacher Schatten von Ueberbleibseln der Art unter unserem Volk; und das Beyspiel des vernünftigen und weit grössern Theils derjenigen, die davon befreyt sind, und die wohlthäti-

gen Verwendungen der Regierung und aller Volkslehrer, werden auch diesen hoffentlich bald völlig zernichten! —

Der Aelpler Kleidung.

Die Kleidung der Aelpler ist leicht und schlecht, und besteht aus Hemd, Weste, Hosen, einer ledernen Mütze oder einem Lamphut, aus Halbstrümpfen, die nur bis an die Schuhe gehen, und aus ledernen (nicht hölzernen) mit Nägeln überschlagenen Schuhen. — Gewöhnlich haben sie noch über ihre Oberkleider ein zwilchenes sogenanntes Hirthemd (Hemdrock) das gewöhnlich bis unter die Knie geht. Oben hängt an demselben eine Kappe, die sie bey ungünstigem Wetter oder des Morgens über den Kopf und die Mütze ziehen.

Der Aelpler Nahrungsmittel.

Die Nahrung der Aelpler besteht nicht nur in Butterbrod (Ankenbräuten oder schlechtweg Bräuten) frischgemachten Zieger und Schotten, Käsesyrte oder Syrpe und ein Paar Mehlspeisen, sondern sie wissen auch ihnen selbst und fremden ankommenden Gästen verschiedene andere Speisen zu zubereiten. — Sie essen täglich dreymal — des Morgens nachdem es gemolken ist, geniessen sie das Frühstück, welches aus Butterbrod (wenn sie Brod haben) und Milch oder

Schotten oder aus diesem allein besteht. Mittags wird ein Rührum, Fenzzieger, kurz! etwas gekochtes verspiesen; und des Nachts was des Morgens. Die gewöhnlichen Alpenspeisen werden auf nachstehende Weise zubereitet:

Zu einem Fenz nimmt man ungefähr 1 Pfund frische Butter. Wenn diese ob dem Feuer zerschmolzen, so werden etwa 3 grosse Löffel voll Mehl dareingerührt, darauf Schotten oder rechte Milch oder Buttermilch nachgeschüttet, und so lang bey einem gelinden Feuer gekocht, bis er in der Dicke einem Brey ähnlich ist, und eine gelbe Farbe, und unten eine braune Kruste hat.

Zu einem Ruhrum oder Kium (von Umkeien — das heißt umwerfen) nimmt man guten Rahm, macht ihn ob dem Feuer siedend heiß, darauf wird er vom Feuer genommen, die Hälfte davon in ein anderes Gefäß geschüttet, in die übrig gebliebene Hälfte hingegen so viel Mehl gerührt, bis er sich an der Kelle ganz in der Pfanne herumdreht. Nach diesem wird er wieder über ein gelindes Feuer gethan, die andere Hälfte nachgeschüttet, gesalzen, gerührt, und so lange bey wenigem Feuer gekocht, bis er gelb ist, und eine braune Rinde hat. -- Scheüchzers Bemerkung (*): „daß wenn diese „Breyart einen solch hohen Grad der Hitze erreicht habe, „daß sie Zunge und Hals verbrennen würde, der oben-

(*) Siehe J. J. Scheüchzers Naturgeschichte des Schweizerlands — herausgegeben von J. G. Sulzer, Zürich 1746. 1ter Theil, S. 63, worin auch viele nicht unwichtige Nachrichten über die Schweizeralpenwirthschaft enthalten sind.

„auf schwimmende Butterförmige Nidel nur lau ist,
„und ohne Gefahr Löffelvollweise kann geessen werden."
— ist ganz richtig, und ist ein redender Beweis davon, daß einige Körper die Hitze mehr an sich ziehen, als andere.

Zu einer ganzen Suffen nimmt man gute Milch, und scheidet sie mit ein wenig Etscher oder Saur. Dieß ist auch im Sommer eine gewöhnliche Nachtspeise der Thalbewohner.

Zu einem gekochten Zieger nimmt man Butter, zerschmelzt diese, thut weissen Zieger darein, salzt ihn, und siedet ihn bey einem gelinden Feuer so lange, bis er gelb oder braun ist.

Zu Milchmüsern (Kinderpapp) nehmen die Aelpler, ausser dem Mehl halb Milch und halb Nidel, die daher vorzüglich fett und schmackhaft werden.

Zum Nidelbrod nimmt man puren Nidel oder halb Nidel und halb Milch, und stellt dieß über's Feuer; wann's siedet, wird — wie zu einer gewöhnlichen Suppe — geschnittenes Brod hineingeworfen (nahm man Milch und Nidel, so vermengt man beydes mit ein wenig Mehl) gesalzen, und nach und nach gelb gebraten.

Auf die rechte Zubereitung dieser Speisen bildet sich der Senn, der diese Kunst versteht, würklich viel ein, indem sie leicht anbrennen, und nicht jedem gerathen; er fordert daher auch mit Recht von jedem Gast, dem er sie auftischt, daß er sie gut heisse und rühme. Weil aber diese Alpenspeisen äusserst fett und unverdaulich sind, so taugen sie nicht für einen jeden Magen. Vorzüglich aber müssen sich Fremde vor der sehr starken

Alpenmilch, Käse-Sorten und Schotten in Acht nehmen, daß sie dieselbe nur sparsam geniessen, indem sie äusserst heftige Blähungen verursachen können, die übrigens sehr leicht mit etwas Kirschengeist gedämpft werden, wovon jeder Alpenwanderer ein Fläschgen bey sich tragen sollte.

Die Aelpler machen auch bisweilen zu ihrem Hausgebrauch Saurkäs, der aus saurer (gelieferter) abgeniedelter Milch zubereitet ist, welcher mit Lupp geschieden, gesalzen, sogleich in ein leinen Kästuch gethan, auf ein Gestell neben dem Rauchfang gelegt, und den gleichen Tag noch angehauen und täglich davon geessen wird. Dieß ist der einzige Gebrauch, den der Aelpler für sich von der sauren Milch macht. Er hält den Genuß dieser Milch sogar für schädlich und glaubt die Schotte ersetze ihm völlig die Erquickung, welche ihm diese bey der oft sengenden Hitze im Gebirge gewähren würde.

Bisweilen schwingen die Aelpler fremden Gästen, denen sie eine vorzügliche Ehre erweisen wollen, einen Nidel, etwas, das im Thal an Winterabenden, besonders von ledigen Leuten, häufig geessen und gebrannte Geister darauf getrunken werden. Man gießt nemlich puren Nidel in ein grosses Gefäß, geht damit in eine kalte Milchkammer (an einem warmen Ort geht der Nidel nicht auf) und schwingt ihn mit zusammengebundenen Birkenreisern so lange, bis er nichts als Schaum geworden, und um 5/6 Theil sich vermehret hat. Fremde Speisen oder Getränke, z. E. Gemüse, Fleisch, oder Caffee, Wein und dergleichen, nehmen unsere Aelpler durchaus keine mit sich.

Ich muß hier auch noch der dreyerley Speisen erwähnen, die fast ausschliessend im Glarnerland üblich sind, und nicht selten von den Aelplern, vorzüglich aber im Thal — meistens aus Alpprodukten verfertiget werden. Diese sind:

1tens. Die sogenannte Piestdorte, welche ein gewöhnlich im Stuben- oder Beckerofen gekochter allgemein gutgeheissener, aber — bey näherer Untersuchung — sehr eckelhafter und ungesunder Brey ist, der aus Mehl, Eyern und vorzüglich aus der ersten dicken Milch einer Kalberkuh besteht.

2tens. Die Ziegerschwetti: man nimmt dazu Mehl in eine Pfanne, und röscht dasselbe im Butter; nach diesem werden gleichviel roher, weisser Zieger und gekochte Aepfel- oder Birnenschnitz, hinzugethan und gekocht.

3tens. Die Käsuppe. Man schneidet dazu gleichviel Käs und Brod, thuts in eine Pfanne, gießt Wasser daran, schmelzts und kochts (*).

Nachstehendes Schweizerlied im Volkston von unserem vortrefflichen Schweizerbarden dem Hr. Pfarrer Häfliger im Hochdorf, Kanton Luzern, steht hier ganz an seinem rechten Platz.

(*) Ueber die verschiedenen Milchspeisen der Entlibucher (welche ich am gehörigen Orte benutzen werde) findet man sehr ausführliche Beschreibungen in J. H. Schneiders Beschreibungen etlicher Berge des Entlibuchs 1tes Hft. S. 9, 2tes Hft. S. 19, und von ebendemselben im Schweizermuseum, 1784. 2tes St. S. 133.

Was brucht má ih der Schwytz?
Was brucht má ih dem Schwytzerland?
Heysasa! o Vaterland!
Was brucht má ih der Schwytz?

1.

Ae Milch die süß, nid sur,
Darvo der Schwytzer-Bur
Viel hundert Zäntner Anken macht,
Darus die beßte Küchli bacht.
Chor. Das brucht má ih der Schwytz.

2.

Ae gutá altá Chäs,
Dem Schwytzer-Bur ist gfräs;
Der Lyb und Seel zusammá bindt,
Am jüngste Tag im Buch no findt.
Chor. Das brucht má ih der Schwytz.

3.

Der Zieger ist au gut
Und kühlt is üsers Blut;
Hätt einá gutá Appätit,
So frißt er, bis er niderlidt.
Chor. Das brucht má ih der Schwytz.

4.

Ae schöná kühlá Wy,
Ae gutá Fründ daby;
Do ist má lustig mitánand
Und druckt änand á chly ad' Wand.
Chor. Das brucht má ih der Schwytz.

5.

Gott! Fried und Einigkeit,
Und Muth und Tapferkeit:

Dä sind mer jo die frinsten Lüt,
Und fürchtid d'Stuck und Büchsä nüt.
Chor. Das brucht mä ih der Schwytz.

6.

Sust bruchid mer nüt meh,
Als Gsundheit eüserm Veh,
Und eüsä Wyberä au däheim,
Und dir, und mir, und eüser eim.
Chor. Das brucht mä ih der Schwytz.

Das nachstehende ungedruckte Baurenlied ist ebenfalls von dem gleichen Verfasser.

1.

Wer luegt de Bur für öppis a?
Mi Kittel ist se schlächt,
Und doch bin ich e richen Ma
Und b'sitz mi Sach mit Rächt.

2.

I bin am Morgen zytli flick
Und spanne d'Stieren y,
Und seyg der Näbel no se dick,
Se fahri Fueren dry.

3.

I raufen eis, und luegem zue,
Und denken so a Gott,
Und sägem Dank für Schlaf und Ruh
Und bät um's täglich Brodt.

4.

Und wenn ich ihn vergessen wett,
 Se tönid d'Vögel uf,
Und führid mi, daß ich en sott
 Abeten, ordli druf.

5.

Eüs glizret d'Sunnen au id Welt!
 Me ka nüd schöners g'seh;
So kauft me nüd um bares Geld
 Key Künig heddech meh.

6.

Und wenn de Somen füren kund,
 Wie Schnittlauch stod er do,
Im Heuwet god ech wie ne Stund
 E Tag se kurz defo.

7.

Wer das nid weis, der folg mim Roth,
 Er findts jo ufem Land,
Verwütscht Gott d'sägen uf der Thot,
 Mit Sägen i der Hand.

8.

Er rührt sy Sägen glichsam us,
 Und hed d'Hand eisdig voll;
Und giddis allen z'essen dr'us
 Bis gnue es jedes Mohl.

9.

Er giddis frili z'essen, Er
 Doch mümmer öppis thue,
Sy Hand ist für en Trömel leer,
 Und s'thued em si au gnue.

10.

Der Müssiggang ist, wie me seyd,
  Der Anfang aller Sünd,
Der Tüfel hed sy grössti Freud,
  Woner e Fülerech findt.

11.

Mir macht der Tüfel gar nid bang
  I dröschene schier s'tod,
Und fahr, und werch, und grab so lang
  Bis er mi lod enod.

12.

Und wo's mi öppen z'härt will ha,
  Und s'macht mi afig laß,
Wenn i nu drüber schlafen ka,
  Se wirds mer wieder bas.

13.

Am Morgen heni wieder Mueth,
  Und schaffen halt uf's neu,
Für Wyb und Kind, und wenns mi brucht,
  Se rüefts mer nummen Hey.

14.

I ha seviel daß mienen ist,
  I hone guten Schick;
Nur dir, der du im Himmel bist,
  Dank ich elei mis Glück.

15.

Bewahr mi du a Seel und Lyb
  Vergis mi's Bübli nid;
Und ist er groß, gib ihm es Wyb,
  Das ähnli d'Mutter gidt! —

Freuden und Leiden des Hirtenlebens, besonders des Aelplers.

Jeder Stand, jede Lebensart hat sein Angenehmes aber auch sein Unangenehmes. Selbst bey der gefährlichsten Lebensart muß doch noch etwas Reizendes und Anzügliches seyn, wie würden sich sonst Menschen finden, die sich ihr unterzögen, ja sogar mit besonderem Trieb nach ihr strebten! Aber eben so wenig giebt es einen Stand oder eine Lebensart, mit der nichts als ruhiger Genuß und Freude verknüpft wäre. — Dieses gilt von allen Ständen, also auch von dem Hirtenstand und insbesondere von dem Alpleben. Wir wollen die Freuden und Leiden desselben, sein Angenehmes und sein Unangenehmes etwas näher kennen lernen.

Die Vorzüge und Annehmlichkeiten des Alpenlebens.

Das Hirtenvolk unserer Alpen, das gleich entfernt von roher Verwilderung und erkünstelter Ausartung ist — scheint unstreitig unter die glücklichsten Völker des Erdbodens zu gehören.

Obschon ich zwar weiß, daß auch die Aelpler in grösserer Nähe verlieren, und daß sie nicht alle so glücklich sind, als sie es seyn könnten, weil sie es nicht oder zu wenig wissen; so hat ihre Lebensart dennoch äusserst viel Anzügliches für sie, und es ist unbeschreiblich, mit welcher Anhänglichkeit — sie — derselben zugethan sind. Ich sah einst einen Senn, der durch Krankheit verhindert wurde, im Anfang die Alpen zu beziehen,

und

und nachher keinen Bauer mehr bekam, der ihn miethete, in heisse Thränen ausbrechen, da man mit ihm vom Alpenleben redete.

1.

Wer wollte es nicht unter die ersten Vorzüge des Alpenlebens rechnen, daß man hieroben, entfernt von dem Geräusche der Welt, in einer reinen gesunden Luft, rings um sich die zahllosen Schönheiten der Natur übersehen, und unter lauter gutmüthigen Geschöpfen leben kann? So wahr es zwar ist, daß man durch dasjenige, was man immer vor sich hat, weit weniger gerührt wird, als durch ausserordentliche Erscheinungen, und daß vorzüglich der Aelpler bey'm Anblick der Naturschönheiten nicht so viel fühlt, als er fühlen könnte und sollte, so ist er doch nichts weniger als gefühllos gegen dieselben.

Was für einen entzückenden Anblick gewährt ihm die auf- und niedergehende Sonne, die hier in verdoppelter Grösse und Schönheit erscheint! Welch eine majestätische Scene ist dieß, wenn sich am Abhang der Gebirge Gewitterwolken bilden, deren verheerende Blitze die Thäler durchkreuzen, und Schrecken und Angst um sich her verbreiten; während dem sie oben ruhig den heitern Himmel über sich, und unter ihren Füssen die dunkle Nacht im Thale sehen.

Der frohe Gesang der Sänger der Lüfte, die uns so oft Freude in's Herz singen können, wird auch hier angetroffen. Die Schöpfung ist hier nicht wie man glauben sollte, leer an glücklichen Geschöpfen, — Ueberall regt sich's, webt und lebet es. Bald das Schreyen der Bergdohlen, bald das Ruffen und Hacken der Spechte

und Tannheher, das Wirbeln der Flühlerche, das Girren der Tauben, und das für die Schneehüner so furchtbare Schreyen und Pfeiffen des Geyers und anderer Raubvögel; der Anblick einer Heerde munterer aber schüchterner Gemsen; das Pfeiffen und Rufen des Murmelthiers, das dem Pfeiffen eines lustigen Alpenjungen gleicht; die muntern Spiele der Frechheit und Schlauheit des Fuchses, der sich oft der Hütte naht oder einen zitternden und ängstlichen Hasen verfolgt; — dieß und noch vieles andere gewährt dem Aelpler Unterhaltung und Aufmunterung.

Mit frohem Herzen blickt er von der Höhe in's lachende Thal, in die weite Schöpfung hin, und er weiß seine schwachen Empfindungen durch nichts besser, als durch lautes Singen und Jubeln an den Tag zu legen; ja nicht selten hörte ich schon aus dem Munde fröhlicher Aelpler Psalmen und Lobgesänge zur Ehre des Schöpfers der Natur ertönen, die mir selbst den wärmsten Antheil daran ablockten.

2.

Was für einen wohlthätigen Einfluß hat theils die reine Luft, die man auf den Alpen einhaucht, theils die einfache und unschuldige Lebensart der Aelpler auf ihre körperliche Gesundheit. — Es bedarf ja nur, daß man an den Leuten auf den Alpen ihre vollen Gesichter, ihre nervigten Arme und Schenkel, und die frohe Heiterkeit und Zufriedenheit sehe, um sich davon zu überzeugen: daß hier Gesundheit des Körpers und wahres Wohlergehen miteinander auf's glücklichste gepaaret seyen. Wo kann man gesundere, frohere und herzlichere Menschen sehen, als hier; wo alle günstigen Umstände zu-

sammen treffen, die glücklichste Ausbildung des Körpers zu bewürken!

3.

Auch jener wohlthätige Einfluß, den diese Lebensart auf den Charakter und die Gemüthsart derjenigen hat, die sich ihr wiedmen, darf nicht verkennt werden.

Hier giebt es weniger Veranlassung zum Streit, zur Unzufriedenheit mit den Menschen. Hier herrscht keine Gelegenheit zu Ausschweiffungen und aller Art Unordnungen, denen sich so manche ergeben, weil sich ihnen die Gelegenheit dazu anbietet, weil sie gar zu mächtige Versuchungen haben, und nicht Herrschaft genug über sich selbst besitzen, ihnen auszuweichen. In Unschuld werden hier die schönen Tage des Sommers durchlebt. Ordnung und Mässigkeit werden hier zur Gewohnheit und bald zum Bedürfniß. Jede Stunde des Tags hat ihre bestimmten Geschäffte. Müde legt er sich nieder des Abends; und freudig beginnt er des Morgens seine neue Arbeit.

Endlich die Bemerkung: daß einzelne Menschen, so wie ganze Völker, die sich ausschliessend mit Viehzucht, mit Wartung und Verpflegung jener sanftern Thiere, wie Kühe, Schafe und Ziegen sind, beschäfftigen, auch im Ganzen genommen gutmüthiger, freundlicher, herzlicher sind, als solche, die sich mit der Jagd oder dem Fischfang oder andern Lebensarten abgeben; diese Bemerkung — sage ich, liest man in allen Büchern, und Vernunft und Erfahrung bestätigen sie. Man darf nur einmal auf einer Alp gewesen seyn, und das zutrauliche, neugierige, harmlose Betragen der Thiere, besonders der Kühe und Schafe beobachtet haben; — wie sie sich

um einen versammeln, jeden voll Neuzier bewundern; wie sie so freundlich unter- und miteinander leben, Junge und Alte, Ziegen, Schafe und Kühe; wie sie der Stimme ihres Hüters willig gehorchen; und man wird sich überzeugen können: daß der so weiche und biegsame Charakter des Menschen nach und nach vieles von jenem gutmüthigen Wesen der Thiere annehmen muß. Die Erfahrung aller Zeiten und die Geschichte der Hirtenvölker bestättigt dieß hinlänglich. Reisebeschreiber rühmen nur noch die Gastfreyheit, die Gutmüthigkeit und das freundliche Betragen nomadischer, besonders wilder Völker.

4.

Welche unschuldige und grosse Freude gewährt dem Aelpler der Anblick seines gesunden und durch nahrhaftes und wohlschmeckendes Gras gesättigten Viehs! — Welche Freude gewährt ihm die gewonnene Milch und die daraus verfertigten Käse und Butter, und die dadurch wachsende Hoffnung seines steigenden Wohlstandes und eines Mittels, für sich und die Seinen die Bedürfnisse seines Lebens befriedigen zu können! Wahrlich! die Liebe des Arabers zu seinem Pferde kann nicht grösser seyn, als des Aelplers Anhänglichkeit an seine Heerde! — Selbst der Umgang mit den Thieren hat für ihn etwas äusserst erfreuliches, und er findet in demselben nicht nur eine Art von Ersatz für die Entbehrung des Umgangs mit Menschen; er findet noch mehr; — eine Art von Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter und eine immer gleiche Anhänglichkeit. Nicht selten hört man den zufriedenen Bauer lange Unterredungen mit seinen liebenLooben halten; (die liebenLooben, oder

das liebe Veeh — ein Ausdruck, womit der eigentliche Glarnerbauer noch jetzo seine Kühe und sein Vieh bezeichnet) und je rauher und abgelegener die Gegend ist, desto grösser ist sicher auch die Freundschaft der Menschen mit den Thieren; sogar in der Sprache liegt eine Nachahmung ihrer stummen und dann und wann rauhe Töne ausstossenden Gefährten.

5.

Endlich geben die geselligen Freuden dem Alpenleben einen wichtigen Reiz. Den Tag über geht zwar jeder seinen angewiesenen Geschäfften nach; allein bey einbrechender Nacht sammeln sie sich allmählig in der Küche, und während dem Verspeisen der Nachtmahlzeit und noch ein Stündchen nach demselben, bey'm Feuerherd — pflegen sie eigentlich freundschaftlichen Gesprächen, deren Hauptinhalt, Scherz und Ernst, Krieg und Friede, Regierungssachen, Bauernangelegenheiten und dergleichen ausmachen, die nicht selten durch die naivsten Einfälle gewürzt sind. — Frey und offen, ohne Verstellung — redet der Mund, was das Herz denkt, und unter diesen Leuten ist's, wo man theilnehmende eigentliche Freundschaft findet.

Der unverhoffte Besuch ihrer Anverwandten, ihrer Kinder, ihrer Bräute, die ihnen viele Grüsse, Familiennachrichten, Tagesneuheiten — überbringen, verschafft dem Aelpler ebenfalls grosse Freude.

Eben so angenehm für den Aelpler ist der Besuch von Fremden, die oft hundert Meilen und noch weiter herkommen, um sich von der glücklichen Lage der Alpenbewohner mit eigenen Augen zu überzeugen, sie durch allerhand Fragen von ihren Geschäfften und von ihrer

Lebensart unterhalten, die ganz unwissend hierin gegen einen solchen Aelpler sind, oft die einfältigsten Fragen thun, die ihnen der Aelpler dann — zwar lächelnd aber doch gutmüthig — beantwortet, mit dem Bedenken: daß man wohl sehen könne, er verstehe sein Handwerk. Hier macht dieser sonst so unwissend geschienene Bauer den Lehrer und der Fremde seinen noch unwissenden Schüler. Das muß ihm doch auch Freude machen, denn das Gefühl von Ehre liegt doch tief in jedem Menschenherz. Geschenke und Belohnungen, die dann und wann von Fremden und Reisenden für ihn abfallen, pflegt er nicht aus der Acht zu lassen, und bittet bey'm Abschied freundlich bald wieder zu kommen.

Endlich sind diejenigen Täge vorzüglich erfreulich für den Aelpler, wo sie entweders am Sonntag in's Dorf zur Kirche gehen (womit sie unter sich abwechseln) oder die verfertigten Alpenprodukte dahin bringen, oder gar des Herbst's von der Alp ziehen und ihre lang entbehrten Bequemlichkeiten, ihre alte Wohnungen wieder beziehen, und in den Schoos ihrer Familie reich und beladen zurückkehren können. Da erfahren sie dann alle die tausend Kleinigkeiten, die sich während ihrer Abwesenheit zugetragen haben, und die ihnen alle wichtig sind, weil sie ihnen von werthen Personen, von der Frau, von der Braut oder von Kindern erzählt werden; wogegen sie dann ebenfalls dasjenige hersagen, was ihnen und ihrem Vieh bey ihrem Aufenthalt auf der Alp merkwürdiges und wichtiges begegnet ist. Und so fühlt der Mann und der Sohn wiederum auf's neue das Glück an ihrem Vaterherd sitzen, und im Schoos ihrer Familien ausruhen zu können.

Unannehmlichkeiten und Gefahren des Alpenlebens.

Aber auch dieser Stand hat mancherley Unbequemlichkeiten, Gefahren und Unannehmlichkeiten, die den oben angeführten Annehmlichkeiten desselben in vielen das Gleichgewicht halten.

1.

Ungünstige Witterung verursacht dem Aelpler grossen Schaden. -- Aeusserst unangenehm und mit grossem Schaden und Nachtheil verbunden ist's: wenn sie wegen grossem Schnee und Frost die Alpen ein Paar Wochen später als gewöhnlich befahren können, oder wenn ein plötzlich fallender Schnee sie nöthigt, gleich nach der Alpfahrt mit dem Vieh wieder herab in's Thal zu kommen; (wobey es nicht zu begreiffen ist, wie viel die Milchkühe an einem einzigen solchen Tage an der Milch und an gutem Aussehen abnehmen) oder wenn heftige Windstösse die Hütte oder das Dach zerreissen, oder starke Wassergüsse, theils die Hütte, theils ganze Rasenplätze über- oder fortschwemmen; oder wenn überhaupt ein nasser und kalter Sommer ihren Gewinn schmälert, sie auch zu einer frühern Abalpfahrt nöthigt als die Landesgesetze bestimmen; oder wenn herabrauschender Hagel alles Gras verschlägt und Menschen und Vieh in Lebensgefahr versetzt. Der Aelpler nimmt die Alp und die Kühe in der Hoffnung eines guten Sommers in den Lehenzins, trittet alsdann das Entgegengesetzte ein, so leidet er Schaden. Ueberdieß verringern Nässe, Kälte und regnerische Witterung um vieles die Freuden dieser Lebensart; während daß wir unten

im Thale in einer gemässigten Luft, um uns her den Gesang der Vögel, und den Anblick blühender und Früchte tragender Bäume haben, müssen sie oben die empfindlichste Kälte aushalten.

2.

Oft stürzen bey heftigen Stürmen nach einem starken Regen oder nach dem Schmelzen des Schnees losgerissene Felsenstücke herab; oder es kann sich bey aller Vorsichtigkeit in Anlegung der Hütten ereignen, daß von unschädlich gewähnten Stellen herabrollende Schneeballen und Lauwinen auf die Hütte losstürzen, und so durch beydes, Menschen und Vieh mit Angst und Schrecken erfüllen; oder nicht selten verwunden und tödten.

3.

Bey plötzlichen Krankheiten der Menschen, wo oft nur schleunige Hülfe retten kann, durch ein Aderlassen, ein Brechmittel bey Giften u. s. w. ist hier keine Hülfe zu haben, so wie einer ebenfalls, wenn er von Felsen herabstürzt und so verwundet wird, daß er nicht mehr weiters gehen kann — ganze halbe Täge vergebens um Hülfe rufen muß.

4.

Wenn zwey oder drey Sennten eine Alp besitzen, so kann oft Uneinigkeit und Streit entstehen, wegen der Auf- und Abfahrt auf den Stäfeln; der eine will noch ein Paar Tage unten bleiben, der andere will hinauf. Auch unter den Kühbuben einer solchen Alp entstehen bisweilen heftige Zänkereyen, daß nemlich einer ein Stück Vieh von des andern Heerde für das Seinige anspricht. So trifft man jetzo noch auf einem Hügel

der Langeneckalp einen Kreuzstein zum Denkmal an: daß sich einst ein Paar Hirten, wegen eines Kalbes, das beyde sich anmaßten, so derb geschlagen hatten, daß beyde auf derselben Stelle tod gefunden wurden. — Endlich leben die Aelpler und Wildheuer fast in einem beständigen Streit, der gar oft mit blutigen Schlägereyen endigt. — So sucht man also auch hier den allgemeinen Frieden vergeblich!

5.

Auf einigen Alpen, die nicht die beßten Milchkeller haben, wird ihnen bisweilen die Milch sauer — das die Zufriedenheit des Aelplers, wegen dem daraus entstehenden Schaden, ebenfalls stört.

6.

Ein Raubthier — ein Wolf, Bär oder Luchs — zerreißt ein Thier, oder zersprengt sie doch (welches auch mit Jagdhunden der Fall seyn könnte, daher das Gesetz: „daß hier nicht mit Jagdhunden gejagd werden darf") und nie darf er hie im Lande, wegen der Nähe der Bündner- und Tyrolergebirge von jenen ungebetenen Gästen sicher seyn, welches in Absicht der Schafe ebenfalls wegen den grossen Raubvögeln der Fall ist, da ein auf der Alp geworfenes Lamm wegen dem Lämmergeyer und dem gemeinen Adler höchst selten mit dem Leben davon kömmt.

Ungeachtet alles angewendeten Fleisses bey'm Kühhüten, kann sich doch eine Kuh verirren, so daß sie auf eine Zeit lang verloren geht.

Bey aller Vorsicht in Umzäunung gefährlicher Oerter kann doch ein Thier hinabstürzen und zu Tode fallen.

Nicht selten entsteht bey'm Vieh diese oder jene Un-

päßlichkeiten und Krankheiten, so wie bisweilen eine Kuh, wofür der Bauer 3 und noch mehr Louisd'or Lehenzins versprochen hat, im Kalben unglücklich seyn kann.

Endlich kann gar der Fall eintreten — wie das in jedem Jahrzehend an den mehresten Orten einmal — an manchen noch öfters geschieht, daß Viehseuchen ausbrechen, die bey allen Vorkehrungen und angewandten Gegenmitteln, oft die traurigsten Verheerungen in einem Lande und in einem Sennten anrichten.

In allen diesen Fällen hat der Aelpler — obschon er für eine verunglückte Lehenkuh nicht haften muß, dennoch grossen Schaden, indem er den gehofften Nutzen von solchem Vieh nicht erhält, hingegen den verabredeten Lehenzins dennoch davon zahlen muß, wodurch seine Zufriedenheit nicht wenig gestört wird.

7.

Oft verursachen dem Aelpler diebische Menschen — durch Entwendung eines oder mehrerer Stücke Viehs, dieser oder jener Alpengeräthe oder Alpenprodukte grossen Nachtheil und Verdruß.

8.

Der Transport des Holzes auf die obersten Stäfel ist ebenfalls äusserst mühsam und beschwerlich.

9.

Bey unserer vorigen Regierungsverfassung verbot ein Landesgesetz die Ausfuhr der Butter und setzte den Tax dafür oft allzuniedrig und zu partheyisch an, wodurch der Bauer nicht nur zur Unzufriedenheit, sondern oft zu Gesetzwidrigen schlechten und krummen Wegen und Vortheilen seine Zuflucht zu nehmen, sich verleiten ließ.

10.

Bey aller Sanftheit und Gutmüthigkeit der Alpenthiere, ist es doch auch der Fall, daß es bisweilen gegen den Aelpler ergrimmet und ihn stoßt, heftig verwundet, oder ihn — doch höchst selten — gar tödtet.

Beschäfftigungen des Senn's und Zusenn's.

Nachdem des Morgens von den Sennen die Kühe gemolken sind, die erhaltene Milch im Milchgemach verwahret und das Frühstück verzehrt ist, so geht's an das sogenannte Sennen; d. h. sie suchen aus der Milch, oder wie der Aelpler sich ausdrückt: aus dem Mulchen Butter, Zieger oder Käse zuzubereiten, und söndern dadurch die ölichten, käsigten und wässerigten Theile von einander ab. Die Verfahrungsart dabey ist nachfolgende:

Anken.

Das Anken, das heißt, das Buttern oder Buttermachen ist gemeiniglich das Geschäfft des Zusenn's. Wenn die Milch in dem Milchgemach 8 bis 10 Tage gestanden, (früher wird sie nicht abgenidelt) (*) so ist

(*) Die Holländer nehmen die Nideln schon nach 24 Stunden ab, weil sie glauben, daß sie zwar etwas an der Butter verlieren, aber an Vortrefflichkeit und Süsse derselben es wieder gewinnen, indem sich, wie es ganz richtig ist, manche scharfe und käsigte Theile

dann der Nidel von dieser völlig geschieden. (Ist das Milchgemach gut, so bleibt die Milch 3 bis 4 Wochen darin süß und schimmelte ehnder, als daß sie sauer würde.) Er wird alsdann aus den Milchgepsen mit der Nidelkelle behutsam in den Niedeleimer geschöpft, und darauf durch die Kübelsiene in das Butterfaß geschüttet, das so lang herumgetrieben wird, bis der Nidel gebrochen, und die Butter und die Buttermilch (Schlägmilch) von einander geschieden ist. Ist das Milchgemach, wie gewöhnlich, kalt, so wird vor dem Nidel zuerst siedendes Wasser in den Butterkübel gegossen, um ihn dadurch zu erwärmen, auch schüttet man öfters, wenn er sich lange nicht scheiden will, siedendheisse Milch in den Niedel, das die Scheidung befördert. Hingegen goß man auch schon an Orten, wo man warme Milchgemächer hatte, und der Nidel keine 2 Tag alt war, kaltes Wasser in denselben, und bekam doch noch keine feste Butter (Anken). (*)

Ist dieser in dem Kübel so geworden, wie er seyn soll, so wird er herausgenommen, die Milch mehr oder weniger daraus geballt, und in einen Kübel gethan, dessen in sich gefaßte Buttermasse, ein Halbeanken heist, und ungefähr 40 Pfund wieget. In einem gewöhnlichen Butterfaß kann auf einmal 25 bis 30 Pfund

---

in der Milch entwikeln, wenn sie lange steht. Im Glarnerland heißt der Rahm, welcher nach 24 Stunden abgenommen wird, ein junger Nidel.

(*) Diesen Namen giebt man im Glarnerland der frischen und ausgesottenen Butter, nur daß man erstere: den neuen Anken und leztere den alten Anken nennt.

Butter gemacht werden. Will der Bauer bey seiner Butter betrügen (denn leider! ist zwischen Bauer und Bauer ein eben so grosser Unterschied, wie zwischen Butter und Butter) so schüttet er nicht allen Nidel in einemmal in's Butterfaß, sondern behält den von ein Paar Gepsen zurück, den er erst dann nachgießt, wenn er bald brechen oder scheiden will, wodurch die Butter voll Buttermilch bleibt, gar nicht fest, und deßwegen auch äusserst schwer wird. Bey einem kleinen Seunten von 40 bis 50 Kühen, soll auf diese Art wohl ein Centner Butter mehr gewonnen werden, als wenn man sie nach der ersten Methode, oder wie der Bauer sagt, Haab und Waar, macht. Die ausländische Butter, die man in Wesen kauft, gehört gewöhnlich unter diese letztere Klasse.

Ehmals bestimmten die auswärtigen Preise der Butter auch die unsrigen, und was das Pfund an andern Orten kostete, das mußte es auch bey uns kosten. So wurde schon an der Landsgemeinde 1566 erkennt: a) „Es „soll jeder dem Begehrenden in seinem Tagwen zu sei„nem Hausgebrauch Butter geben, bey 10 Pfund Buß. „b) Wer einen viertels Centner Anken nimmt, der soll „eine halbe Krone darauf geben, und auf einen halben „Centner Anken eine Krone, und wie dann zu St. „Michaelstag der gemeine Lauf des Ankenpreises ist, „so soll jeder seinen Anken bezahlen, bey 10 Pfund „Buß. c) Und welchem Anken versagt wird, derselbige „soll es seinem Tagwens-Rathsherr anzeigen, und die„ser dem Rath bey'm Eyd. d) Und was desselben „Wochenmarkt der gemeine Lauf des Ankenpreises in „der Ankenwaag ist, also soll einer auch seinen Anken

„bezahlen müssen. Und deßwegen sollen die Schmälz-„ler, und die so Anken aus dem Land führen einen „Eyd schwören, Sommer- und Winterszeit dem Waag-„meister anzuzeigen, wie sie den Anken verkauft haben, „und das niemand verhehlen, der darum fragt. Glei-„cher Gestalt sollen es die so Sennten kaufen, öffent-„lich bey'm Eyd anzeigen, wenn sie darum aufgefo-„dert werden".

So war es ehmals in Ansehung des Butterpreises, da aber in diesem Stück beynahe alle Jahr Beschwerden aller Art vor die Landsgemeinden kamen, so wird bald darauf bis zum Umsturz unserer alten Verfassung, der Butterpreis, wie ihn der Bauer das ganze Jahr hindurch, bey schwerer oder geringerer Strafe der Uebertretung, verkaufen solle, von dem gesammten Landvolk an einer gemeinen Landsgemeinde in Glarus alljährlich festgesetzt; oder aber von diesem bisweilen der Obrigkeit, oder einem dreyfachen Landrath (wo ein jedes Mitglied noch zwey andere unpartheyische Männer mit sich in Rath zog) zu machen, aufgetragen. Eben so verhält es sich auch mit der Ausfuhr der Butter. Ehmals war sie uneingeschränkt erlaubt, nachher immer mehr eingeschränkt, zuletzt in den neueren Zeiten, da ein allzugrosser Mißbrauch davon gemacht, und das Land dagegen an Butter verkürzt wurde, so sah man sich gleichsam genöthiget, die Ausfuhr der Butter und der Milch, bey der höchsten Landesstrafe, d. h. bey Ehr und Eyd und Confiskation der Waare zu verbieten. So war z. E. an der Landsgemeind Ao. 1692, und Ao. 1749 erkennt: „es solle jeder Bauer „seinen Anken in die obrigkeitlichen Ankenwaagen thun.

„und daselbst das Pfund nicht höher als um 2 Batzen
„verkauft werden; mit demjenigen aber, der um 2 Uhr
„Nachmittags noch nicht verkauft werden konnte, soll
„dann der Bauer nach Belieben und Wohlgefallen ver-
„fahren können".

Im gleichen Jahr den 19 September, ward erkennt:
„daß von Stund an kein Anken mehr bis in May solle
„ausser Lands verkauft werden, bey 50 Kronen Buß
„und Confiskation der Waar. Auch soll er bis in May
„den armen Leuten noch um 2 Batzen gegeben werden,
„bey übrigen Landleuten aber, so Mittel haben, soll
„Kauf und Verkauf wie einer markten kann und mag,
„statt finden. (Unter den Armen sind verstanden, die-
„jenigen, welche unter 500 fl. Haab und Gut besitzen.)
„An fremdes Korn soll Anken ausgetauscht werden
„dörfen. — Ao. 1755, und 1764 war die Ausfuhr
„des Ankens vor dem 15ten August, bey 50 Kronen-
„thalern Buß verboten".

Sowohl zur Festsetzung des Butterpreisses durch die Landsgemeind oder hohe Landesobrigkeit; als aber zu Aufhebung der Ausfuhr der Butter, glaubte man sich noch um so mehr berechtiget, da unsere Alpen durchaus keinem Fremden verkauft oder verlehnt werden durften; unserem Bauer also kein Fremder Eingriffe in seinen Beruf thun konnte. Weil aber alle unsere Alpen meistens Gemeindsalpen sind, und nur noch wenige einzeln Privatmännern gehören, so wird die Verlehnung derselben auf ein oder mehrere Jahre auf öffentlicher Gant versteigert. Wenn sich daher die Bauern bey Verlehnung derselben miteinander verstanden, und sie in einem verhältnißmässigen Preis gegen den Buttertax ersteigert hätten,

so würden sie auf diese Weise, auch bey einem niedern Buttertax, niemalen zu kurz gekommen seyn. Allein es geschah gerade das Gegentheil, und einer erhöhte dem andern den Lehenzins, das dann freylich zu vielen Gefährlichkeiten verleitete. Da einige Alpen ihre Milch von ganzen Sennten an Fremde verkauften, welche aus derselben nur Käs machten, wodurch der Anken im Land vermindert wurde, so ist deßwegen Ao. 1791 von der Landsgemeind aus das Gesetz gemacht worden: „daß ein solcher Milchverkauf an Fremde von „ganzen oder halben Sennten bey Ehr und Eyd verboten seyn solle". — Weil der Sommer- und vorzüglich der Oberstaffelalp-Anken viel gelber und besser ist, als der, so man des Winters bey'm gedörrten Futter macht, da es eine schon alte Bemerkung ist, daß der vor einiger Zeit ausgesottene Anken (Schmalz) die Speisen viel fetter machen soll, als gerade frisch ausgesottener, so sucht jeder nur etwas vermögliche Landmann, der kein eigen Vieh hat, für seine Haushaltung 100 bis 200 Pfund Anken des Sommers in den Vorrath zu bekommen, der in grossen Sennkesseln ausser dem Hause auf der Strasse gesotten, und nachher in hölzerne Kübel geschüttet wird.

Damit aber der arme und minder vermögliche Theil unsers Landvolks, der es nicht im Vermögen hat, viel Anken auf einmal anzuschaffen oder zu bezahlen, denselben immer auch um den Landtax Pfund weise bekomme, und nicht genöthiget sey, ihn auf dem Wesner Wochenmarkt (wohin die ehmahligen Angehörigen der Landvogtey Gaster und Sargans, auch öfters aus dem Toggenburg selbigen bringen, der gewöhnlich immer

höher

höher als um den Landtax verkauft worden ist,) zu kaufen, so wurde schon von Alters her erkennt und festgesetzt, daß von einer jeden Alp eine gewisse Portion Butter den sogenannten Gemeindswaagmeistern überbracht werden mußte, der selbige dann um den bestimmten Tax unter die minder Vermöglichen theils frisch, theils ausgesotten, für den obrigkeitlich bestimmten Tax auswägen, und nicht höher verkaufen solle.

So ward z. E. Ao. 1692 von einem dreyfachen Landrath erkennt und an der Landsgemeind Ao. 1749 bestätiget: „es solle jeder Bauer auf 10 Kühe ein Halbe „sogenannten Umgang Anken liefern bey 10 Cro„nen Buß". Ao. 1778 ward diese alte Uebung mit der Abänderung bestätiget: „daß dieser Anken nach „Maßgabe der Mannschaft in alle Tagwen vertheilt, „und nicht mehr einzig nach Glarus und Schwanden „gebracht werden solle".

Nun fanden sich damals auf den Alpen 4550 Milchkühe, von denen daher (je von 10 Kühen 40 Pfund gerechnet) 182000 Pfund Umganganken zu liefern war. — Hingegen fanden sich laut Steuerrödeln 5079 Auflagsfähige (d. h. zu den Landesvortheilen tüchtige) Männer im Lande, mithin traf es auf jeden Kopf Umganganken 3 Pfund 21 Loth; das man aber — um gerader Rechnung willen, auf 3 1/2 Pfund festsetzte, und nach dieser Rechnung wurde daher einem jeden Tagwen sein ihm gebührender Anken bestimmt, wie auch die Alp angewiesen, woher er denselben zu erwarten habe. Ao. 1782 ward erkennt: „damit der „Armuth mit Anken desto ehender könne geholfen wer„den, daß wo auf 10 Küh vorhin nur 40 Pfund Som-

„meranken in die Tagwenswaagen geliefert werden „mußten, in Zukunft anstatt dessen 80 Pfund dahin „abgegeben und bestellt werden sollen, und zwar in dem „obengemeldten angesetzten Preis".

Bey der Ao. 1797 vorgenommenen Alpzählung fanden sich damals auf allen unsern Alpen 4672 Milchkühe. Von diesen mußte nach der Landsgemeinderkanntnuß des 1795ger Jahres von jeder Kuh, anstatt vorhin 8 Pfund, jetzo 12 Pfund Anken in die sogenannten Tagwenswaagen gebracht werden; dieser beträgt also 56064 Pfund, von welchem also unter 5783 reformierte und 723 katholische (zusammen unter 6506) Landleute zu vertheilen, ein jeder 8 1/2 Pfund zu ziehen hatte.

Es ist sehr schwer, den Nutzen, den der Senntenbauer von seinem Vieh zieht, deutlich und genau zu bestimmen, und die darüber angestellten Rechnungen kommen niemals gänzlich überein. Gutes oder rauhes Wetter können dem Bauer nicht nur des Frühlings oder Herbstes viel nützen oder schaden, indem dies ihn zu früherer oder späterer Aufalp- oder Abalpfahrt bestimmt, und ihm also einen längern oder kürzern Nutzen gewährt, sondern die Kühe geben auch — wie schon gesagt — bey rauher und kalter Witterung viel weniger Milch, als gerade bey entgegengesetzter. Eben so kommt es auch hierin bey einem jeden Sennten auf die Beschaffenheit der Milchkühe selbst, worunter ein so grosser Unterschied ist, unendlich viel an. Auch die Geschicklichkeit des Senn's, die theils auf natürlichen Anlagen, theils auf kleinen nur durch Uebung erlangten Kunstgriffen beruht, trägt nicht wenig zur bessern Bearbeitung der Alpenprodukte bey; — so wie es auch hier gar nicht

gleichgültig ist, ob der Senn in der Hütte sparsam und haushälterisch oder aber unachtsam und verschwenderisch sey. — Dieß vorausgesetzt, so glaubt man bey uns allgemein, daß eine Kuh in einem Sommer (die bessern und schlechtern in einander gerechnet) in einem Sennten von mittelmässig guten Kühen, und in einem ebenfalls mittelmässigen Jahrgang auf der Alp 291 Maaß Milch (Glarner Milchmaaß -- eine Milchmaaß à 7 Pfund, das Pfund à 36 Loth) gebe; (500 Schweizermaaß; eine Schweizermaaß macht 3 1/2 Stotzen Glarnermaaß, 6 solche Stotzen zu einer Glarnermaaß gerechnet). Würde man nun die Milch von den niedern Alpen in die Dörfer tragen, und selbige, wie es in den Städten üblich ist, ausmessen, und die Maaß für den jetzt allgemein angenommenen Preis für 7 ß. (50 ß. zu 1 fl. gezählt) verkaufen, so hätte der Bauer von jeder Kuh in einem Sommer nicht weniger als 40 fl. 37 ß. Nutzen.

Verwandelt der Bauer diese Milch in Butter, so glaubt man, er ziehe daraus gewöhnlich 50 bis 60 Pf. Butter und 2 sogenannte Zieger, einer 75 Pf. schwer gerechnet, also 150 Pfund. Der Betrag davon an Geld würde also Ao. 1797, niederer und höher angeschlagen dieser seyn:

50 Pf. Butter à 14 ß. 14 fl., 60 Pf. à 14 ß.,		16 fl. 40 ß.
150 Pf. Zieger à 8 ß. 12 fl.	.	12 fl. —
Der höhere oder geringere Ertrag wäre also: 26 fl.	.	28 fl. 40 ß. (*)

(*) Hiebey muß ich nur anmerken, daß obschon die

Den Ertrag der Milch in Käse verwandelt, wollte man mir auf nachstehende Art als zuverlässig und auf vielfache Erfahrungen gegründet festsetzen.

Butter 14 ß. taxiert war, gleichwohl beynahe jedermann den allzugeringen Preis durch ein schönes Trinkgeld zu ersetzen suchte, so daß man zuverlässig Pfund für Pfund für 5 Batzen ansetzen könnte.

Mit diesem meinem Ueberschlag vom Ertrag der Milch durch ihre Verwandlung in Butter, Zieger und Käse, vergleiche man die Beschreibung der Herrschaft Bürgistein in den berner-ökonomischen Schriften 1761. 2tes St. S. 392, wo der Verfasser behauptet: daß 8 bis 10 Maaß Milch eine Maaß Nidel, und diese ein Pfund Butter liefere, (die Milchmaaß wiegt 4 Pfund) ferners rechnet er: daß 10 Pf. Milch ein Pfund fetten Käs; 20 Pfund abgerahmte Milch ein Pfund magern Käs abgeben.

Herrn Höpfners Angabe, die in einer seiner Abhandlungen seines schätzbaren Magazins der Naturkunde enthalten ist, und die Herr Medikus auch seiner Alpenwirthschaftsbeschreibung einrückte, ist diese: Tausend Maaß Milch geben 400 Pfund fetten Käs, und bey der zweyten Scheidung 40 Pfund Zieger, oder: 1000 Maaß Milch geben 200 Pfund Butter, die übrigbleibenden 800 Maaß abgenommene Milch geben 80 Pfund magern Käs, und 25 Pfund Zieger. (Eine Maaß Milch ist zu 4 Pfund à 34 Loth angenommen) 2 1/2 Maaß oder 10 Pfund gute Alpmilch geben 1 Pfund fetten Käs; auf 25 Maaß oder 100 Pfund Milch, aus der der fette Käs ausgeschieden ist, rechnet man ein Pfund Zieger. 5 Maaß oder 20 Pfund geben eine Maaß Nidel, eine Maaß Nidel aber ein Pfund Butter. 10 Maaß oder 40 Pf.

291 Maaß Milch, so eine Kuh nach den vorhergehenden Bedingnissen in einem Sommer giebt, geben 183 Pfund fetten Käs, und ungefähr 9 Pfund Butter — der Centner auf's höchste 19 Gulden gerechnet, so würde also ersterer ungefähr 35 fl. letztere 2 fl. 26 ß. und das Ganze nebst 1 fl. Zieger zusammen 38 fl. 26 ß. ausmachen.

Nach einer andern Angabe soll 291 Maaß Milch 1 2/3 Centner Käse geben à 16 fl. der Centner gerechnet macht . . . . 24 fl. —
Ferners 33 Pfund Butter . . 9 fl. 12 ß.
Zieger, (das Abmolchen) . . 3 fl. 25 ß.

Es wäre also auf diese Weise der Ertrag 36 fl. 37 ß.

---

abgerahmte Milch, für sich betrachtet, geben ein Pfund magern Käs. NB. Herr Dik rechnet mit grösserer Wahrscheinlichkeit auch wie der Verfasser der Herrschaft Bürgistein, 27 Pfund Milch zu einer Maaß Nidel. Den Ertrag einer Kuh auf den Alpen bestimmt Herr Höpfner dahin, daß man im bernerischen Oberlande jährlich 130 Pf. fette Käse im Durchschnitt als Produkt einer Kuh während der Alpfahrt rechne, wobey ich aber den Leser auf diese und andere merkwürdige Schriften selbst verweisen will; besiehe Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens, 3ter Band. S. 294 u. s. w. Von Bonstetten, Briefe über ein schweizerisches Hirtenland. S. 62, 83. Hr. Medikus über die Alpenwirthschaft S. 123, 137. — Abhandlungen der ökonomischen Gesellschaft in Bern. 1761. St. 11. S. 392. Ao. 1762. St. 4. S. 141. Ao. 1771. St. 1. S. 74. Ao. 1796. Erster Band. S. 157.

Will man diese 291 Maaß Milch endlich in magere oder blaue Käse verwandeln, so sollen selbige 125 Pf. von dieser Käsart liefern. Der Centner davon 9 fl. gerechnet macht . . . 11 fl. 12 1/2 ß.

Ferners soll man davon 55 Pf. Butter erhalten, zu 14 ß. macht . . 15 fl. 30 ß.

Und endlich 100 Pf. Zieger . . 8 fl. — —

Der Ertrag wäre auf diese Weise 34 fl. 42 1/2 ß.

Dieß wäre also das Resultat meiner häufigen Nachforschungen über diesen Gegenstand; dessen Richtigkeit ich um so mehr hoffe, da es auch von den Beobachtungen anderer nicht merklich abweicht. Vergleicht man nun mit diesen Einnahmen des Lehen- oder Sennten-bauern auch seine Ausgaben; nemlich den Kuhzins, Alpzins, Knechtenlohn, Brod und Mehl, das auf der Alp verzehrt wird, Salz für das Vieh und in dem Zieger und Käs, Schiff und G'schirr oder Senn- und Männzeug, so wird man gegenwärtig einen sehr mässigen Gewinn herausbringen.

So groß die Menge der Butter ist, die in unserm Land das ganze Jahr hindurch verfertiget wird, so hat man gleichwohl an derselben nicht nur keinen Ueberfluß, sondern es herrscht wirklich noch ein grosser Mangel darin, der viele nöthigt, alle Jahre noch eine Menge auswärtige Butter in's Land zu kaufen. Bey uns herrscht also nicht sowohl über die Theure der Butter, als vielmehr über den Mangel derselben, allgemeine Klage, die zwar schon uralt ist, gegenwärtig aber immer gegründeter und empfindlicher wird. Die Hauptursache desselben scheinet mir in folgendem zu bestehen:

1stens. Nahm seit etwa 40 Jahren das Kaffeetrinken so allgemein-überhand, daß in vielen Haushaltungen 3 bis 4mal und in allen 2mal des Tags solcher getrunken wird. Zu diesem nimmt man nicht nur allein solche Milch, wie sie die Kuh giebt, sondern oft nur den Rahm, und so wird also auf diese Weise unbeschreiblich viel gute Milch, die man ehmals zu Butter machte, im Kaffee verbraucht.

2tens. Die vorzüglichste Ursache an dem immer mehr überhandnehmenden Buttermangel scheint mir aber das ungleiche Verhältniß zu seyn, in welchem der Butterpreis mit andern Lebensmitteln steht, und das daher entspringende immer allgemeiner werdende fette Käsemachen. -- Unmöglich kann der ehmalige Preis einer Waare die Billigkeit des jetzigen bestimmen. Bey uns nun ward der Buttertax alljährlich vom ganzen Landvolk gemacht. Nach diesem sollte 1797 das Pfund Butter für 14 ß. verkauft werden. Foderte der Bauer mehreres dafür, so war er in Gefahr verklagt zu werden, oder ward wenigstens dadurch ein Uebertreter eines obrigkeitlichen Gesetzes, dem er Gehorsam zugesagt hatte und schuldig war. Hingegen sah er alle Wochen, daß unsere ehmaligen Unterthanen von Sargans, Gaster, und andern Orten her, an unser Volk ihre überdieß viel schlechtere Butter um 20 bis 24 ß. verkaufen durften; und hörte auch zur Genüge, daß in andern Kantonen, wie z. E. im Kanton Appenzell, das doch auch ein Viehland ist, und hochgefreyte Landleute hatte, die Butter immer noch einmal so hoch als bey uns verkauft wurde. Ist es sich dann noch zu verwundern, wenn man hie und da einen Bauer im stillen sagen

hörte: „ich will mich eben, da der Butterpreis so ge„ring ist, auf das fett Käse machen legen"; und immer mehrere diesem gemäß handeln sahe, da die freye Ausfuhr des Käses nach allen Orten offen stand, und der Preis desselben daher immer im Auslande nach Verhältniß des Preises der andern Lebensmitteln von ihm selbst konnte gemacht werden? -- Es wäre überdieß um so mehr zu wünschen gewesen, unsere Butter würde zu jeder Zeit etwas höher taxiert geworden seyn, da die Ausfuhr desselben bey der höchsten Landesstrafe: bey Ehr und Eyd verboten war, und, vielleicht, mancher Haabsüchtige dadurch von allem sonst erfolgten gewissenlosen Schleichhandel abgehalten worden wäre (*). Die

3te. Ursache unsers immer grössern Buttermangels mag aber auch in dem viel stärkern Verbrauch der Butter liegen. — Dieser rührt theils von der grössern Bevölkerung unsers Landes, theils von dem vortrefflichen

(*) Alle vorhin angeführten Schriften enthalten auch über diesen Gegenstand lesenswerthe Bemerkungen, vorzüglich interessant ist die Abhandlung der neuesten Sammlung von der ökonomischen Gesellschaft in Bern 1796. ister Band. S. 147- 296, deren Druck schon Herr Medikus wünschte, worin aber geradezu die Behauptung des Herrn Medikus als „ganz falsch" dargethan wird, wo er sagt: „Man sollte glauben, daß in einem Lande, in dem die Viehzucht die Hauptbeschäfftigung ist, alle Produkte derselben, und folglich auch die Butter weit wohlfeiler seyn müßten, als in andern Landen, wo der Ackerbau vorzugsweise, die Viehzucht aber nur als Nebenbeschäfftigung gleichsam betrieben wird".

Verdienste her, der beynahe jedermann in den Stand setzt, seine Speisen auf's beßte zubereiten zu können. Und in der That scheint es demjenigen, der den Butterverbrauch einer vermöglichen Bürgerhaushaltung in einer Stadt kennt, so lange beynahe unglaublich, daß unser Land uns nicht mit hinlänglicher Butter versehen sollte, bis man ihm sagt: daß in den verdienstreichern Dörfern desselben, jede, auch nur mittelmässige Bürgerhaushaltung alljährlich 2 bis 3 Centner Butter verbrauche, worauf er dann freylich seinen vorigen Calkul gewaltig abändern muß.

Von dem Ziegern.

Das zweyte Geschäfft des Aelplers ist das Ziegermachen (Ziegeren) womit sich eigentlich, wie mit dem Käsmachen, der Senn beschäfftiget. Zu diesem ist ein Haupterfoderniß der Etscher oder das Saur. — (Schottenessig).

Sobald der Senn in seine Alp kommt, macht er diesen. Er gießt nemlich in die Etschertause gleichviel Gaißmilch und gute Kuhmilch, oder Buttermilch, schüttet an dieselbe eben so viel warme Schotten, stellt dieß Gemisch an einen warmen Ort, läßt's stehen bis es sauer ist, gebraucht es dann auf nachstehende Weise, und füllt das Gefäß immer wieder mit frischer Schotten auf. Hat der Senn nun einen guten Etscher, so verfährt er beym Ziegern auf folgende Art: Er gießt abgenommene oder blaue Milch in seinen Sennkessel, und macht darunter ein starkes Feuer. Er nimmt darauf aus dem Butterfaß die frische Buttermilch, und schüttet dieselbe, wenn's sieden will, auch hinein; fängt nun alles an zu sieden, so wird Etscher mehr

oder minder, je nachdem er sauer ist, nur nach und nach so viel hineingethan, bis sich der Zieger von der Schotte scheidet, und leztere eine grünlicht gelbe Farbe hat. Ersterer wird hierauf in das Ziegerbürr gethan und in demselben gesalzen. (Gewöhnlich rechnet man auf 1 Centner Zieger 1 Kopf oder 7 Pfund (zu 36 Lth.) Salz) Letzterer hingegen wird theils von den Aelplern getrunken, theils den Säuen in ihre Tröge gegossen, nachdem der Senn noch zuerst den Kessel und die übrigen Alpengefässe damit ausgewaschen und gereiniget hat. Wenn der frische Zieger im Bürr ist, wird er darin mit Steinen beschwert, die die zurückgebliebene Feuchtigkeit noch aus derselben, zu den in dem Bürr sich befindenden kleinen Oeffnungen heraustreiben. Ist der Zieger vergohren, so wird er auf der Alp in Säcke gefaßt, in's Thal hinab entweders mit Packpferden (Saumpferden) geführt, oder auf dem Rücken hinunter getragen, oder auf kleinen Hornschlitten von den Aelplern hinabgezogen. Bis in den Augstmonat kommt der Zieger in's grosse Bürr, der dann Bürrzieger genennt wird, nachher aber macht man nur kleine etwa 70 Pfund haltende Rindengefässe, in denen er dann würklich in's Thal geführt wird, und damit er ausgähren könne, darin in die Keller gestellt und dann erst um Martini herausgenommen und ausgewogen wird. Von dem Namen Schörz, den diese kleinere Ziegerbehältnisse tragen, wird der Zieger daraus Schörzzieger genennt. Will der Bauer betrogenen und recht schweren Zieger machen, so schüttet er zuerst nur die Hälfte von seiner blauen, süssen oder sauern Milch in den Kessel, scheidet diese, und nimmt dann den

Zieger daraus. Nach diesem gießt er in die warme Sirte die Hälfte von der zurückbehaltenen Hälfte, und verfährt damit, wie das erstemal; und so macht er's endlich mit der letzten Hälfte, wodurch der Zieger äusserst schwer wird, und weiß und weich bleibt, da hingegen der gutgemachte fest und aussenherum mit einer gelben Rinde versehen ist.

Der Alpenzieger ward alle Jahr, wie die Butter, obrigkeitlich taxiert. Bey 100 fl. Buß durfte ebenfalls schon von Aelters her keiner an Fremde, sondern nur an unsere innländische Ziegerfabrikanten verkauft werden, die ihn eben zum Hauptbestandtheil unsers grünen Schabziegers (grünen Käses) gebrauchen. — Dieser ist schon seit unendlichen Zeiten das ausschließliche Fabrikat unsers Lands, und eine reiche Quelle des Verdiensts sowohl im Jnn- als aber vorzüglich im Ausland gewesen, wohin alle Jahre viele hundert Centner versandt werden. So sagt z. E. schon der alte Geschichtschreiber Stumpf von uns: „Unter andern Mulken wird in „diesem Lande viel Zieger gemacht, mit guten Kräu„tern, genennt Glarnerzieger, den führt man weit in „andere Lande, und ist gar ein bräuchige Waar". — Ausser dem gesalzenen weissen Alpenzieger besteht derselbe aus nichts anderm, als aus dem, bey uns sogenannten Zieger- Schaabzieger- oder Kleekraut, bey dessen Verfertigung wirklich einige Handgriffe seyn müssen, die ausschließlich unserm Landvolk eigen sind, indem man mich schon öfters versicherte, daß der ausser unserm Land verfertigte Zieger, z. B. im Toggenburg und anderswo an Festigkeit und Schmackhaftigkeit mit dem unsrigen nicht zu vergleichen sey.

Selbst der in andern Kantonen verfertigte rohe Alpenzieger wird von dem unsrigen an Güte weit übertroffen, weßwegen Ao. 1783 an der Landsgemeinde erkennt wurde: „daß kein roher Zieger aus den benachbarten Quintner- Murger- und Terzneralpen in „unser Land gekauft werde, weil durch Begünstigung „des auswärtigen Ziegers — welcher schlechter als der „unsrige ist, unser Schabzieger in Mißkredit kommen „könnte". Das Schabziegerkraut, das bey 20 Cronen Buß nicht in's Ausland verkauft werden darf, wird theils im Land häufig gepflanzt, theils alle Jahr noch vieles aus andern Gegenden in's Land gekauft. (Da selbiges schon früh im Sommer blüht, und abgeschnitten werden kann, so säet man in den gleichen Boden, worin es gestanden, alsdann noch weisse Rüben, die ihre völlige Grösse erhalten) — Die gelehrten Naturforscher geben diesem Kraut verschiedene Benennungen. Bey Conrad Geßner kommt es unter dem Namen Loti Sativæ vor; bey Zwinger Loti hortensis odoratæ; bey Linnäus Trifolium spicis oblongis, leguminibus seminudis, mucronatis, caule erecto.

Obschon letzthin ein loser Satyr in den bekannten Briefen über die Schweiz und die Schweizer seinen alles umfassenden Spott auch sogar auf unsern Schabzieger und aller Schriftsteller, die seiner in Ehren gedachten, anwandte; so würde mich dieß dennoch nicht abschrecken, diesem meinem Aufsatz eine weitläufige Beschreibung der Verfertigung des Schabziegers und aller seiner empfehlungswürdigen Eigengenschaften einzuverleiben, wenn ich es besser thun

könnte, als es von meinen würdigen Vorgängern hierin geschehen ist, auf die ich also hinweise (*). Jeder Bauer nimmt auch eine ziemliche Portion Zieger in sein Haus, um ihn theils roh, theils gekocht zu verspeisen, theils eigenen Schabzieger für seinen Hausgebrauch daraus zuzubereiten.

Von dem Chäsen (Käsemachen).

Auf denjenigen Alpen, wo man keinen Zieger macht, werden Käse, und wo kein Zieger und keine Butter verfertiget wird, werden fette Käse und zwar täglich einer gemacht (so wird g'käset oder feißt g'käset). Zum Käsemachen ist das Lupp oder Laab eine Haupterforderniß. Es wird also zubereitet: der Senn nimmt ein Paar Dutzend gedörrte Kälbermägen (diejenigen sollen die beßten seyn, welche, wenn sie aus dem Kalb kommen nicht ganz ausgeleert werden, sondern worin man noch ein Paar Nüsse groß Zieger, der gedörrt wie Unschlitt ist — übrig läßt, sie dann aufbläßt, und am Kamin im Rauch dörrt) zerschneidet diese in kleine Stücke, streut Pfeffer, Salz und Saffran darüber, befeuchtet dieß mit ein wenig Schotten oder Wasser, ballt's unter einander und zusammen, und behält's dann in einer Rinderblase zum Gebrauch

(*) Besiehe J. J. Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes, herausgegeben von J. G. Sulzer Zürich, 1746. 1ter Theil. S. 440 — 445.

Conrad Schindlers Dissertatio de caseo Glaronensium rasili viridi, Basel, 1755. 4to. Sammlungen von landwirthschaftlichen Dingen von der ökonomischen Gesellschaft in Bern, Ao. 1766. 4tes Stück. S. 162.

auf. Einige thun es in eine Tause, und füllen dieselbe in der gleichen Absicht mit Schotten auf, die ganz versäurt wird. Käse werden bey uns eigentlich dreyerley Sorten, doch die zwey erstern am allergewöhnlichsten, gemacht.

1stens. Magere oder blaue Käse. Ganz blaue Milch wird durch die Milchsiene in das Wellkesse gegossen, über das Feuer gethan und warm gemacht. Siedet sie, so wird in 3 Finger Lupp genommen, selbiges in ein Gefäß gethan, warme Milch daran geschüttet, herumgerührt und dann alles in den Kessel gethan, worauf der Senn dieses alles mit einer zackigen Ruthe oder Wägelscheibe herumrührt, und wenn der Zieger hinlänglich von der Syrten geschieden ist, den Zieger oder den Käs in einem Gepse herausnimmt und sie halb aufrecht in eine andere stellt, damit die zurückgebliebene Molke davon laufe. Noch während der Scheidung wird der auf der Oberfläche ausgestossene Abzug mit der Schaumkelle abgeschäumt, und weil der Aelpler die Meynung hat, daß sich alles, was etwa die Milch verunreinigen könnte, dahinein gezogen habe, für die Schweine aufbehalten. Das gehörige Scheiden ist übrigens bey weitem nicht so leicht, wie man glauben möchte, indem es nicht zu stark und nicht zu schwach geschehen darf. Jeder Chäser (so wird nemlich derjenige Senn genannt, der Käse macht) hat daher seine eigenen Handgriffe dabey. Gemeiniglich legen sie eine Milchkelle auf die Milch, drehen sie herum, und können dann an dem Verfahren der Kelle wissen, wann die Milch sauer genug ist. — Ist dies geschehen, so spannt er über das Käsladbrett ein grobes

Leinentuch, legt den Käs darauf, bringt ihn mit der Käsſchärpe (Käs'girb) in eine runde Form, und ſchließt ihn damit ein; zieht das übrige Tuch oben darüber, belegt darauf oben alles mit einer glatten runden ſteinernen Tafel, und beſchwert ſelbige mit dem äuſſerſt ſchweren ſogenannten Käs'ladſtein, daß noch alle übrige Feuchtigkeit aus demſelben gepreßt wird, und alle Käſetheile recht feſt auf einander gedrückt werden. Des folgenden Tags nimmt man ihn aus dem Käs'lad heraus, und legt ihn in den Käſeſpeicher, wo er alle Tage beſichtiget, gekehrt, von oben und von unten gewaſchen und wiederum friſch geſalzen wird.

2tens. Halbfette Käſe. Zu dieſen läßt man entweders die Milch nicht länger als 24 Stunden lang ſtehen, nimmt dann den in dieſer Zeit aufgezogenen Rahm (welcher der fetteſte und folglich ſpezifiſch leichteſte ſeyn ſoll) zum Buttermachen ab, gebraucht hingegen dieſe Milch zum Käſemachen, welche daher noch halbgute oder halbganze Milch heißt, weil ſie, wenn ſie länger geſtanden wäre, noch einmal ſo viel Rahm aufgezogen hätte.

Oder man nimmt halb blaue und halb ganze Milch, und ſtößt ſie, wie obige, über ein gelindes Feuer. Iſt ſie lau, ſo zieht ſie der Senn vom Feuer, thut Lupp darein, und rührt alles ſo lange miteinander bis es gefangen hat, d. h. bis die wirkliche Scheidung vorgegangen und die Milchmaſſe ganz dick geworden iſt. Iſt dies erfolgt, ſo ſtoßt der Senn den Keſſel wieder über ein ſehr gelindes Feuer, und verrührt die darin enthaltene Käsmaſſe zu lauter kleinen Körnern, die er ſo lange durch ſeine Finger lauffen läßt und zerdrückt, bis ſie

wie Perlen ganz hart und glänzend sind, wobey aber das Ganze nie siedendwarm, sondern nur so warm werden darf, daß man mit dem Arm gar wohl darin arbeiten kann. Ist dieß alles geschehen, so verfährt man damit, wie mit den magern Käsen.

3tens. Fette Käse, bey welchen man, anstatt halb fette, ganze Milch nimmt, und sie dann gänzlich, wie die obige Art behandelt.

Bey allen Käsarten sieht der Senn vorzüglich darauf: daß die Käse einen schönen Schnitt bekommen, d. h. daß sie innwendig luftig und gelöchert seyen, welches daher kömmt, daß der Senn den gehörigen Grad der Wärme bey'm Käsekochen zu treffen wisse; die Käse nicht zu leicht und nicht zu schwer lade; und vorzüglich auch die Käsmasse im Kessel mit den Fingern recht verarbeite. Je kleiner der Käs im Kessel zerrieben wird, desto mehr und desto kleinere Löchlein bekommt er nachher.

Daß ehmals die Verfertigung des Käses bey uns gar nicht groß gewesen seyn muß, schliesse ich aus nachstehender Landgemeindserkanntnuß: Ao. 1692 wurde erkennt: „daß von Stund an jeder Bauer in seinem Sennten „einen Centner Käs machen und fürderhin samtlich in „die Ankenwaag thun solle, und jedes Pfund abgesalzenen, Winter und Frühling, Käs höher nicht möge „verkauft werden, als um 3 ß.". Im gleichen Jahr wurde die Ausfuhr des Käses ebenfalls verboten.

Gaißkäse werden in unserm Land wenige und Schafkäse keine gemacht; Auch werden die Sauerkäse

erkäse

erkäse niemalen auf den Verkauf hin gemacht, sondern sogleich von den Aelplern verspiesen (*).

Unsere größten Käse, die gemacht werden, wiegen gemeiniglich 35 bis 40 Pfund. Man verkauft davon alle Jahre viele Centner in fremde Länder. Vom beßten ward Ao. 1797 der Centner für 16 bis 19 Gulden und vom schlechten für 9 bis 12 Gulden verkauft (das Pfund à 36 Loth.) Bisweilen taxirte ihn auch die hohe Obrigkeit oder gemeine Landsgemeinde.

Alte Käse, z. B. 60 bis hundert jährige findet man bey uns keine.

Wenn der Käs nun fertig ist, wird die im Kessel zurückgebliebene Käsesyrte oder Käswasser wiederum über's Feuer gezogen, ein Paarmal gerührt, und noch von dem verhärteten zurückgebliebenen Zieger gereiniget, der sich zu Boden setzt, und den man Gysel heißt; darauf wird kalte blaue Milch darein geschüttet, alles warm gemacht, mit Etscher noch einmal geschieden, und wenn dieses hinlänglich erfolgt ist, mit Käseschotten oder Käsesuffen benennt, und theils von den Aelplern als etwas trefflich schmackhaftes und gesundes geessen und getrunken, theils den Säuen vorgeschüttet.

Das Getränk, welches von der ersten Scheidung zu-

(*) Nachstehende Anmerkung wird beynahe überflüssig seyn: daß bey der Verfertigung der Alpenprodukte der Aelpler noch manche Handgriffe und Vortheile kennt, die bey dem in diesem, bey jenem in etwas anderm bestehen, welche hier mit Stillschweigen übergangen wurden.

zurückbleibt, heißt hier und überall Käswasser; das aber von der zweyten Scheidung heißt Kässchotten (Molken). Storr irrt daher, wenn er in seiner Reisebeschreibung durch die Alpen 1ter Thl. S. 32 sagt: „Der Senn mache keinen Unterschied zwischen der Syrte und dem Nachmolken (Schotte) im Ausdrucke".

Ausser diesen jetzt beschriebenen Geschäfften des Aelplers, hat er noch verschiedene andere Dinge zu besorgen, die ich schon oben hin und wieder berührte. Z. E. Für die Verpflegung und Gesundheit des Viehs ein wachsames Aug zu tragen; in Krankheiten ihnen vorzustehen und Hülfe zu leisten; Zäune zu verfertigen und auszubessern; Alpenplätze zu säubern; Wasserleitungen anzulegen; an gefährlichen Oertern dem Vieh, vor seinen Wanderungen von einem Stafel auf den andern die Wege und Hütten auszubessern; Holz herzuschaffen; Wildheu einzusammeln; ihre Kleider auszubessern; bisweilen auch Dachschindeln zu spalten; u. a. m.

Beschluß.

Welche nothwendige und nützliche Nahrungsmittel sind dieses nun, die an denjenigen Orten bereitet werden, welche sich unsern Augen von ferne für unfruchtbare und daher unnütze Felsengerippe darstellen! — So weiß der Mensch nach der Absicht seines weisen und gütigen Schöpfers alles zu seinem Nutzen zu gebrauchen und anzuwenden! — Und was für eine gesunde, unschuldige, und der menschlichen Gesellschaft so wohlthätige Beschäfftigung ist die des Bauernstandes! Wie sehr wäre daher zu wünschen, daß die Zahl derer, die sich damit

ernähren, nicht durch die Begierde nach grossen Reichthümern, mit denen zugleich Schwelgerey und Ueppigkeit unzertrennlich gepaart geht, immer mehr verkleinert werde, sondern daß diejenige Lebensart auch in den jetzigen und kommenden Zeiten eben so viele Anhänger finde, als in den Zeiten unserer Väter, welche ihnen Unschuld und Zufriedenheit zusicherte, und die dadurch gewiß auch ihren Kindern zu theil werden, wenn sie, wie sie, die finstern Schleichwege des Betrugs und der Ungerechtigkeit meiden, und den guten Geist der Vergnügsamkeit besitzen; denn Unschuld und Arbeit sind die Bollwerke der Tugend, und die sichersten Mittel stets zufrieden zu seyn.

Anhang.

I.

Da ich Ebels Schilderung des Gebirgvolkes vom Kanton Glarus, Leipzig 1802, erst damals erhielt, als der Druck dieses ersten Bändchens meiner Alpenwirthschaftsbeschreibung schon beynahe vollendet war, so will ich in diesem Anhange dessen, was das obige schätzbare Werk über meinen Gegenstand enthält, nur noch kürzlich erwähnen.

So sehr ich die grossen Verdienste des fürtrefflichen Herrn Verfassers, die er sich auch durch seine Schilderungen um unser Vaterland erwirbt, mit warmem Dank erkenne und hochschätze, so bedaure ich dennoch auf der andern Seite sehr, daß vorzüglich derjenige Theil seiner Schrift, der den Kanton Glarus beschreibt, mit sehr vielen Unrichtigkeiten angefüllt ist, und ich bin daher auf's neue davon überzeugt, daß es einem Ausländer, der nicht Jahre lang selbst untersuchen und beobachten kann, geradezu unmöglich ist, eine durchaus richtige und vollständige Schilderung der Schweiz zu liefern. Ich will — zu meiner Rechtfertigung — nur ein Paar kurze unrichtige oder unbestimmte Stellen aus seiner Beschreibung der glarnerischen Alpenwirthschaft ausheben, die von meinen Nachrichten abweichen (*).

(*) Folgende Nachrichten über das Murmelthier S. 203 fielen mir auch sehr auf: „Die Murmelthiere, von

S. 198 sagt der Herr Verfasser über die Wildheuer folgendes: „Jeder unerschrockene Hirt, der „keine Wiese und also kein Winterfutter] für sein we-

„den Glarnern Münken genannt, erreichen gegen „den Winter bisweilen die Schwere von 20 Pfund. „Um dem Fleisch das Ranzige des Oels zu benehmen, „wird es 24 Stunden in's Wasser gelegt, und dann „gesalzt. Ein Murmelthier giebt öfters 1/4 Maaß „Fett, wofür man in manchen Gegenden 18 bis 20 „Batzen zahlt, weil es, mit Brantewein vermischt, „als Schwitzmittel eben so wie das geronnene Stein„bocks- und Gemsenblut von den Aelplern geschätzt „und gesucht ist; die Haut wird für 10 bis 14 Kreuzer „verkauft".

Die Murmelthiere, welche die Glarner Munken nennen, sind zwar in sehr vielen ältern und neuern Beschreibungen 20 Pfund schwer angegeben worden, allein die allerschwersten und fettesten Thiere dieser Art, die in der Schweiz und ausser derselben gefangen werden, wiegen nicht mehr als 8 Pfund. Daß man das rohe Fleisch 24 Stunden in das Wasser lege, ist im Glarnerland nirgends üblich, so wie die Haut dem Thier nicht abgezogen und verkauft wird, indem man sie mit siedend warmem Wasser begießt, ihnen, wie den Schweinen, die borstenartigen Haare ausrupft, und mit einem scharfen Messer wegschabt, sie darauf in 4 Stücke verschneidet, mit Kochsalz und Salpeter einsalzt, 10 Tage im Salz läßt, sie nachher räuchert und alsdann dieses Fleisch, wie das gedörrte Rindfleisch, in Gerste gesotten, verspeist. — Das Fett dieser Thiere wird niemals innerlich als ein Schweiß beförderndes Mittel, sondern immer bey äusserlichen Wunden und Geschwüren an Menschen

„niges Vieh hat, klimmt, Arm und Schenkel mit eiser-
„nen Hacken bewaffnet, zu den bewachsenen Stellen
„über die Felsmauern hinauf, schneidet das Gras ab,
„füllt es in ein Netz oder in einen Sack, und wirft
„das Bündel herab. Oefters ist es an den steilen Wän-
„den unmöglich ein Plätzchen zu finden, wo der Fuß
„des Menschen ruhen könnte; alsdann hängt sich der
„Wildheuer mit seinen Hacken in eine Spalte, und so
„über dem gräßlichsten Abgrund schwebend, führt er
„mit der andern Hand die Sichel".

So gefahrvoll zwar das Handwerk eines Wildheuers ist, so ist es hier dennoch allzuübertrieben geschildert. Der glarnerische Wildheuer hat weder an seinen Armen noch an seinen Schenkeln eiserne Hacken, sondern einzig seine Füße sind — wie das vorgesetzte Tittelkupfer zeigt, mit Fußeisen bewaffnet, auf denen er sicher und aufrecht, — sich an seinem Alpenstock haltend, über schmale und steile Ziegen- und Gemsenwege, und oft über ganz kahle Kalkgebirge, Bergan klettert. Das Gefahrvolle liegt also vorzüglich im Hinaufsteigen auf diejenigen meistens ebenen und begrasten Plätze, die sich auf den Gebirgsabhängen befinden; hat der kühne Aelpler diese erstiegen, so mäht er das Gras aufrecht, wie im Thale, mit seiner Sense (also nicht mit einer Sichel, nur mit

und Vieh angewendet; so wie man gewiß bey keinem Glarner Steinbocks- und Gemsenblut antreffen wird. — Da das ganze fette Thierchen, mit Haut und Haar nicht höher als nur 1 Gulden bis 24 Batzen verkauft wird, so kann sein Fett allein unmöglich 20 Batzen kosten, sondern dieß ist der Preis von einer ganzen Maaß.

einer Hand) weg, und johlt und singt, während dem er, fest auf seinen Fußeisen stehend, die scheußlichsten Abgründe unter ihm erblickt. In Säcke wird das Heu nie eingesammelt, sondern in Heutücher oder Netze, und eben so oft trägt der kraftvolle Aelpler auf seinem Kopf und Nacken die zentnerschwere Last über die gefährlichsten Berge herunter, als oft er selbige über die Felsenabhänge herabwirft.

S. 238 sagt der Herr Verfasser: „obgleich der Kanton Glarus seiner oberflächlichen Ausdehnung nach, einen „doppelt zahlreichern Viehstand wie im Kanton Appenzell vermuthen läßt, so findet doch gerade das Gegentheil statt".

Allein, wer beyde Kantone kennt, oder auch nur flüchtig durchreist hat, muß, nach meiner Ansicht, gerade das Gegentheil vermuthen. Wer da weiß, daß das ganze Appenzellerland beynahe nichts als eine fruchtbare und gut angebaute, fast überall bewohnte Wiese ausmacht, die kleine Alpenkette abgerechnet, die sich an der mittägigen Seite des Landes vom Kamor bis an den hohen Sentis erstreckt; -- und daß hingegen das bewohnte — durch die fürchterlichen Verwüstungen des Wallensees, der Linth und anderer Bergwasser ohnehin an vielen Orten unfruchtbar gemachte Linththal höchstens 8 Stunden lang, und kaum eine halbe Stunde breit ist, und dann zu drey Seiten von den steilsten und zum Theil wirklich, zum Theil nur scheinbar unfruchtbaren Gebirgsketten umringt ist, der wird sich wahrlich darüber verwundern, daß im Kanton Glarus des Sommers auf den Alpen und Allmenten gegen die 14000 Kühe und mehr als 5000 Schafe, und des Winters

über 6000 Kühe hinreichende Nahrung finden, das junge Rindvieh, Ziegen, Schweine und Pferde ungerechnet.

S. 239 steht: „Einige dieser Alpen enthalten 780, „500, 400 Morgen (Stösse, wie der Glarner sagt) „alle zusammen 10,000 Stösse".

Ein Stoß heißt nicht ein ausgemessener Alpenplatz oder Morgen, sondern ein ungefähr geschätzter grösserer oder kleinerer Raum, je nachdem die Alp frucht- oder unfruchtbar ist, worauf den Sommer durch eine Kuh hinreichendes Futter findet.

S. 239 steht: „Die Alpen sind eingetheilt in Küh- „Ochsen- Schaf- und Pferdealpen".

Schaf- und Pferdealpen, wo keine andere als diese Thierarten weiden, hat man im Glarnerland keine. Die Schafe hält man auf denjenigen Alpen, wo sich neben der Kuhweide, hohe für das Rindvieh unersteigliche Alpenplätze, und Pferde, wo sich neben den Kühweiden sumpfige Plätze, deren Gras die Kühe nicht gerne fressen, befinden.

S. 240 steht: „Auf den Alpen von 20 bis 40 Stoß „Sommerweide kann jeder Besitzer, wenn er sie mit „seinem Vieh benutzt, thun und treiben was ihm ge- „fällt, und alle eben angeführte Ordnungen treffen „ihn nicht. Allein die meisten Alpen sind so ausge- „dehnt, daß eine Menge von Familien sie gemein- „schaftlich besitzen, und hier werden dann alle Alpen- „gesetze angewendet".

Die kleinen Alpen von 30, 80, 150, bis 200 Stössen gehören meissens nur einem einzigen Privatmann oder Tagwen (Gemeinde) oder Genossamme (d. h. ge-

wissen Familien einzelner Bezirke dieser oder jener Gemeinde), hingegen an den größten Alpen haben einige einzelne Personen, aber nie eine Menge Familien Antheil. Einer hat 70, ein anderer 100, ein dritter 200 Stösse u. s. w. Sey indessen die Alp groß oder klein, so ist selbst der Eigenthümer eben so wenig als der Lehenbauer berechtigt, mehr Vieh als der obrigkeitliche Alpenrodel gestattet in die Alp zu treiben. Die Hauptursachen aber, warum unsere Alpentheilhaber sich nach gewissen obrigkeitlichen Gesetzen und Schatzungen richten müssen, habe ich oben S. 3, weitläufig genug dargethan.

S. 241 steht: „Ehedem gab es wenige Landleute, „welche nicht einige Kuhrechte in den Alpen besassen; „seit der Mitte dieses Jahrhunderts aber haben sowohl „die Gemeinden aus den Geldern ihrer Gemeindskassen, als auch einzelne Familien, welche zusammentraten, eine Menge Alpenrechte aus den Händen der „Unbegüterten gekauft, so daß jetzt die Anzahl der „Landleute, welche Eigenthumsrecht in den Alpen haben, gar sehr verringert worden ist".

Schon vor hundert und zweyhundert Jahren waren unsere Alpen das Eigenthum einzelner reicher Privaten, so daß des Herrn Ebels Nachricht, der zufolge die meisten Landleute Eigenthumsrechte in den Alpen hatten, einzig auf den ältesten Zustand des Landes passen kann, obschon wir über den damaligen Zustand der Alpenwirthschaft gar keine zuverlässige Nachrichten besitzen. Seit der neuesten unglücklichen Schweizerrevolution, durch die besonders auch die kleinen Kantone der östlichen Schweiz in grosse Schulden versetzt wurden, müs-

sen die beschädigten Gemeinden hin und wieder einen Theil ihrer Alpen und Gemeindsgüter an einzelnen reiche Privatleute verkaufen, um aus dem erlösten Geld die aufgelaufenen Kriegsunkösten zu bezahlen.

S. 241 steht: „In dem Kanton Glarus giebt es gar „keine Gemeinalpen, sondern alle diese Bergtriften sind „Privateigenthum".

Diejenigen Alpen, die ganzen Gemeinden und Dorfschaften angehören, kann man doch auch Gemeinalpen nennen.

S. 241 steht ferners: „Alle Grasplätze, deren Lage „so gefährlich ist, daß man das Vieh nicht hinzugehen „läßt, oder wohin es gar nicht gelangen kann, sind „das einzige Gemeineigenthum für alle unbegüterte „Landleute".

Diejenigen Grasplätze, welche ausser den Gränzen der Alp auf hohen Gebirgsabsätzen liegen, sind zum Wildheuet bestimmt, aber unter alle Gemeinden des Landes vertheilt, so daß nicht alle Landleute, in jedem Gebirge, wo es ihnen beliebt, sondern nur in ihrem Gemeindsbezirke wildheuen dörfen. — Diejenigen Plätze aber, welche inner den Gränzen der Alp liegen, werden von dem Aelpler theils als Wildheuet, theils als Schafweide benutzt.

S. 242 steht: „In den Thälern besitzt jede Gemeinde „Allmenten — so nennt der Gebirgsschweizer die Ge„meinweide, worauf die Gemeindsgenossen im Som„mer ihre Kühe treiben; einer besitzt ein halb Kuhrecht, „der andere ein und zwey Kuhrechte".

Aus diesem möchte man schliessen: gewisse einzelne Gemeindsgenossen hätten einen grössern Antheil an den

Gemeingütern als andere, allein dieß ist unrichtig. Jeder Tagwen- oder Gnoßamme Mann, der eine eigene Haushaltung in seiner Gemeinde führt, oder eigen Feuer und Rauch oder Feuer und Licht besitzt, wie man sagt, hat das Recht eine Kuh auf die Allment zu treiben.

S. 245 steht: „Die Glarner Sennen bleiben mit „ihren Viehheerden auf den verschiedenen Staflen ih„rer Alpen 18, 20 Wochen. Während dieser Zeit „giebt jede Kuh 420 Maaß oder 2520 Pfund Milch, „woraus 126 Pfund Butter, 336 Pfund Zieger und „336 Maaß Molken gewonnen werden. Der Mittel„preis der Butter ist 18 Kreuzer, und des weissen ro„hen Ziegers etwas mehr als 3 1/2 Kreuzer; der „Ertrag ist also für die zwey erstern Theile 60 Gulden „14 Kreuzer".

Dieser Kalkul über den Ertrag unserer Milchkühe, während den 15 bis 16 Wochen ihres Aufenthalts auf den Alpen, ist mehr als um die Hälfte übersetzt, und alle übrigen Berechnungen des Hrn. Verfassers, denen der obige Kalkul zum Grunde gelegt ist, sind daher unbrauchbar. Würde der Senn, während den Monaten seines Alpenaufenthalts, so viel Milchprodukte an Butter und Zieger von jeder Kuh erhalten, daß ihm der Geldertrag davon 60 Gulden verschaffte, so müßte er nur in einem einzigen Sommer eine äusserst grosse Geldsumme gewinnen. Herr Ebel verwundert sich daher selbst darüber, wenn er auf der 252 Seite sagt: — „Kein Kapital giebt so hohe Zinsen, als diese 15 Gul„den Sommerpacht"; nämlich von einer entlehnten „Kuh: rechnet man den Ertrag einer solchen Kuh auch

„nur 50 Gulden während der Alpfahrt, so bleiben dem „Sennen 35 Gulden baares Geld übrig". Zu mehrerer Rechtfertigung meiner Berechnungen, die von denen des Herrn Ebels so sehr abweichen, setze ich hieher, was Ao. 1774 unser verdienstvolle Chronikschreiber, Herr Chorherr Trümpi in seiner Glarnerchronik S. 20 über diesen Gegenstand schreibt: „Die Nutzung „einer ordentlichen Milchkuh wird auf der Alp 40 Pf. „Butter und 75 Pfund roher Zieger, 12 bis 13 Gulden „gerechnet, so daß nämlich ein Bauer, der eine Alp„sennte hat, ungefehr um solchen Zins eine Mittelkuh „von dem Eigenthümer zu Lehen auf die Alp nimmt, „und dann den Zins des Alpstosses und das angemes„sene für seine Müh und Sorg hofft darüber hinaus „davon zu tragen".

S. 248 stehet: „Das meiste Ziegerkraut, welches „die Glarner verbrauchen, kaufen sie in der benach„barten Landschaft Mark".

Auch im Glarnerland selber ward von jeher sehr vieles gepflanzet.

S. 249 stehet: „Ein grüner Schabzieger wiegt 9 „bis 10 Pfund".

Man verfertiget auch kleinere 1, 2, 3, 4 pfündige, bis zu 10 Pfunden.

S. 249 steht ferners: „Man speist den Schabzieger „nie anders als zu Pulver geschabt auf Butterbrod, „und in Fleischbrühsuppen, jederzeit in geringer Menge, „weil er sehr reitzend und erhitzend ist".

Nirgends im Glarnerlande wird der grüne Zieger in Fleischbrühsuppen genossen, hingegen überstreut man damit nicht nur das Butterbrod, sondern in vielen

Haushaltungen ißt man ein Stückchen des Morgens nebst dem Brod zum Kaffee, oder des Mittags zu einem Glas Wein, auch wird er allgemein über die Mehlknöpflein gestreut, oder hie und da unter den gebratenen Erdäpfeln gekocht und verspiesen.

S. 250 steht: „Eine Kuh Winterung Mattland von „15 bis 18hundert Klaftern zu 7 Fuß kostet nahe um „die Dörfer 1000 bis 1500 Gulden, an abgelegenen Or„ten nur 500 Gulden".

Unter einer Kuh Winterung versteht man eine Wiese, die einer Kuh hinreichendes Winterfutter von St. Michaelstag an (29ten Herbstmonat) bis auf den ersten Tag des Maymonats verschafft. In den letzten 5 oder 6 Jahren kostete ein solches Stück Gut (Wiese) das eben und nahe bey einem Dorf liegt ungefähr 1200 Gulden; eine abgelegenere aber 900 bis 1000 Gulden.

S. 251 steht: „Auch hier giebt es, wie im Appen„zell, herumwandernde Sennen, welche 10 und meh„rere Kühe, aber nicht so viele Wiesen besitzen, um „nur für eine Kuh Heu zu erndten. Sie pachten für „den Sommer Alpweide, im Winter ziehen sie mit „ihrer Heerde in die Ställe derer, die ihnen Heu ver„kaufen; kurz ihre Wirthschaft ist die nemliche, wie „ich sie im dreyzehenden Abschnitt des ersten Theils „beschrieben habe".

Im Glarnerland ist kein einziger Bauer anzutreffen, der 10 und mehrere Kühe besitzt, aber nicht so viel eigenen Wieswachs hätte, um eine Kuh damit hinreichend füttern zu können, im Gegentheil hat jeder Bauer, der viel eigenes Vieh hat, wo nicht hinreichenden doch sehr viel eigenen Wieswachs. Bisweilen müssen sie zwar

auch noch in fremde Ställe ziehen, um das daselbst gekaufte Futter mit ihrem Vieh zu verbrauchen; sehr oft kaufen sie aber auch auswärtiges Heu, und führen es in ihre Ställe, um dabey desto mehr Dünger zu gewinnen. -- Wie sehr aber überhaupt, im Ganzen wie in den einzelnen Theilen, die Betreibung der Alpenwirthschaft des Glarnerlandes von der des Appenzellerlandes unterschieden ist, werde ich in einem der künftigen Bändchen, das die Alpenwirthschaft der Appenzeller enthalten soll, hinreichend zeigen.

S. 253 steht: „Der Glarner Senn zieht sein Vieh „selbst; und Wartung und Sorgfalt ist hier so groß, „wie in Appenzell".

Hier irrt sich Herr Ebel erstaunlich, indem hierin der Glarner neben dem Appenzeller unendlich weit zurücksteht.

Auf der letzten Seite über diesen Gegenstand S. 254 sagt endlich der Herr Verfasser: „Es herrschen im „Glarnergebiet keine Viehseuchen; nur durch Anste„ckung aus dem benachbarten Graubünden werden tödt„liche Lungensuchten den hiesigen Kühen mitgetheilt".

Wer auch nur dieses einzige bedenkt: daß die Kühe und alles Rindvieh im Glarnerlande, den ganzen Sommer hindurch, bey günstiger wie bey ungünstiger Witterung, sowohl auf den Alpen als unten im Thale auf den Allmenten, unausgesetzt den Tag und die Nacht hindurch, im Freyen unter dem offenen Himmel weiden oder liegen müssen, ohne daß sie irgendwo in einen Stall hineingebunden werden können, dem muß es von selbst einleuchten: daß obige Bemerkung unmöglich richtig seyn könne.

II.

Ich erwähnte auf der 15ten Seite dieses Bändchens nur mit ein Paar Worten der sogenannten Verwilderung des Clima's in den Alpen, oder eigentlich: des Abnehmens der Waldungen in den höhern Gegenden der Alpen, das man hin und wieder in der Schweiz, beynahe allgemein, beobachten kann. Ich will es daher versuchen: die Gründe dieser Erscheinung hier kürzlich anzugeben, nur setze ich hierüber zuerst eine Stelle aus einem ungedruckten Briefe her, den der bekannte schweizer Krystallograph Med. Doktor Cappeler von Luzern Ao. 1751, an den Hrn. Professor Altmann in Bern, aus Veranlassung des Gletscher-Firns auf dem Grimsel, schrieb; sie lautet also:

„Dieses aber vornehmlich soll nicht vergessen, auch „von dem Zunehmen unsers Firns, was ich von den „Anwohnern vernommen, zu melden: daß er nemlich „gar nicht die Eigenschaft habe 7 Jahr zu wachsen, „und 7 Jahr wiederum zu schweinen, sondern in's Ge„gentheil, von Jahr zu Jahr mehreres vorschreite. — „Es erzählen die Walliser, welche diese Alpen nutzen, „daß sie solche bald verlassen müssen, und seye seit „wenig Jahren dieser Firn in den Alpen vorgerückt, „daß nunmehr die schönsten Weiden, welche darinnen „gewesen, von ihme bedeckt liegen; sie mit ihren Hüt„ten weichen müssen, auch die dorten herumgestandene „zahlreiche Lerchenbäume von diesem hervordringenden „Eisfeld umgestossen und überschüttet worden. Ob ein „Theil oder auch das ganze Thal zu älternZeiten unbedeckt

„und offen, und wenigstens in dem heissen Sommer „ohne Schnee und Firn gewesen, kann billig in Zwei„fel gezogen werden, nicht zwar aus dem Grunde, „daß, wie oben gemeldet, die Karten einen Wasser„strom anzeigen, ja sogar einen See dorten, wo sich „das Thal von Norden gegen Westen bieget, verzeich„nen, sondern ehnder aus dieser wichtigen Ursach, „daß nemlich die Jahrszeiten scheinen mit dem Alter „der Erdekugel einige Aenderung zu empfinden, die „Winter länger und herber zu werden, die Winde hef„tiger und rauher".

„Diese Meinung scheint auch nicht ohne ihren Grund. „Man trifft an einigen sehr wilden Orten grosse Stäm„me von alten Lerchen- und Fichtenbäumen an, die „ganz einsam stehen, ausgedörrt, und also erhärtet, „daß man ihnen weder mit Feuer noch Eisen etwas „abgewinnen mag. Nun diese Bäume, die allem An„sehen nach schon von einigen Jahrhunderten her da „stehen, würden in solche Grösse nicht erwachsen seyn, „wenn die Witterungen dazumal schon so scharf gewesen „wären, oder wenn sie annoch sind, wie vormalen, „warum, fragt sich billig, stossen nicht auch andere „dergleichen an eben diesen Orten, und kommen jung. „Schütz hervor"?

„Eben diese Frage veranlasset auch die Beschaffenheit „des kleinen Fichtenwäldleins, welches über das Dorf „Urselen auf dem Gotthard an der gegen Mitternacht „geneigten Berghalden sich befindet, in welchem nur „alte Stämme und kein einziges junges Gewächs zu „sehen ist, darum auch, wiewohl an diesen Orten ein „vollkommener Holzmangel ist, bey grosser Strafe et-

was

„was daraus zu hauen verboten ist, und zwar allein „darum, dieweilen solches Wäldlein, die sonsten auf „das Dorf zustürzende Schneelauwinen, als eine von „Natur dargestellte Wehr hinderhalten, oder wenig- „stens ihren Gewalt brechen mag. Ja was noch diese „Beobachtung über das mehr und mehr abnehmende „Wachsthum auf hohen Gebirgen ferners bekräftiget, „ist: daß man in den alten Urkunden findet, wie gar „viele auf den Bergen liegende Gegenden, mit dem „Namen Wiesen, Matten, Aeker benamset werden, „die doch heutiges Tags sehr schlechte, und kaum mehr „für Schaf und Geissen Weidung geben. Ich will „und darf es auch nicht unterstützen, was wohlen noch „mehrere dergleichen Beweisthümer könnten dargebracht „werden, daß die Natur an Kräften abnehme, und wie „schon Philo und nach ihm Cyprianus ausgedrucket: „Die Welt eralte. Wohl am wenigsten gedunket „mich, daß es etwas daran seye, daß nemlich die „Sonne minder Kräfte, als vormahlen, wie es einige „behaupten wollen, habe. Dieses ist aber indessen und „Zweifels ohne die gewisseste Ursache der Verminde- „rung der Fruchtbarkeit bergigter Oerter, daß durch die „von dem Himmel und oben herab, auf die Erde fal- „lende Wasser, nothwendiger Weise das zärtere, lü- „kere und zu dem Wachsthum anständigste Erdreich „immerhin abgewaschen und nach und nach von der „Höhe hinab in die Tiefe abgespühlt werde". Soweit Cappeler über diesen Gegenstand, den er übrigens ganz aus einem unrichtigen Gesichtspunkte beurtheilte.

Die Hauptursache dieser Erscheinung liegt größten- theils in der Abtreibung der Waldungen, die sowohl

durch Menschenhände, als aber durch Schneelauwinen, heftige Windstösse, u. dgl. bewürkt wurde, ohne sie nachher wieder anzupflanzen. Bey genauer Untersuchung wird sich jeder davon überzeugen: daß grosse Waldreviere, die im Ganzen abgetrieben worden sind, sich von selbst nicht wieder bepflanzen, weil der Saame zu weit herfliegen muß, keinen Schutz mehr findet, und die kleinen Holzpflänzchen des nöthigen Schutzes grosser benachbarter Bäume ganz entbehren müssen. — So ward das ehedem ganz waldige Urselerthal von allem Wald zuletzt entblößt, das oben von Cappeler angeführte Hölzchen ausgenommen, weil ein Theil absichtlich ausgerottet, und der andere Theil nach und nach abgenutzt wurde, ohne etwas für die Wiederbepflanzung zu thun. — So ward im Gouvernement Aehlen zum Behuf der Salzwerke ungefehr 7000 Jauchart Holz nach und nach abgetrieben; niemand sorgte für Wiederbepflanzung, und jetzt haben wir 7000 Jauchart Brombeerstauden, in denen seit wenigen Jahren mit grosser Mühe wieder etwas Holz durch Sezlinge angepflanzet wird. -- In durch Krieg verheerten Gegenden des flächsten Landes sieht man, daß ganz umgehauene Waldungen sich nicht mehr bepflanzen, und daß die gewöhnlichen Besäungsmethoden durchaus nicht hinreichen, eine der Waldcultur gewaltsam entzogne Gegend ihr wieder zu schenken. Diese Schwierigkeiten häufen sich aber beträchtlich in dem rohen Klima der Alpen, wo noch viele andere Lokalumstände, als: heftige Winde, die jemehr die Waldungen abnehmen, desto freyern Durchzug haben, Schneelauwinen, Herabrollung von Steinen, der schädliche Weidgang vorzüglich

der Schafe und Ziegen u. dgl. den jungen Pflänzchen, die sich wieder ansiedlen wollen, verheerend sind. — Daß übrigens unsere Alpen immer wilder, d. h. immer unfruchtbarer und schlechter werden, habe ich oben S. 22 gezeigt, wobey ich aber auch die natürlichen Gründe davon anführte.

III.

Da ich auf der 30 bis zur 43 S. sehr weitläufig von den Glarner Allmenten redete, so kann nachstehendes Verzeichniß des innern Werthes derselben, welches die Landesobrigkeit Ao. 1711, nach dem niedrigsten Anschlage, und zu einer Zeit wo der Wiesboden noch nicht so theuer, wie jetzo war, festsetzte, meine Leser in den Stand setzen, die Grösse der Allmenten im Glarnerlande zu beurtheilen.

Linthal Matt für . . .	fl.	2000
Linthal, das Dorf für . . .	-	2400
Linthal, Ennetlinth für . . .	-	2400
Reuti für	-	7500
Bettschwanden für	-	2400
Diesbach für	-	7000
Hätzigen für	-	2400
Luchsingen für	-	8000
Haslen für	-	3700
Nitfuhren für	-	3700
Elm für	-	1000
Matt für	-	5000
Enge für	-	6000

Schwanden für	fl. 20000
Sool für	„ 1500
Schwendi für	„ 600
Ennenda für	„ 24000
Glarus für	„ 56000
Niederen für	„ 2000
Nettstall für	„ 17000
Mollis für	„ 20300
Näfels für	„ 25000
Oberurnen für	„ 15000
Niederurnen für	„ 20000
Bilten für	„ 20000
Kerentzen für	„ 16300
Mittlödi für	„ 15000
Zusammen für	fl. 306200

Erste Beylage,
enthaltend:

Das Ao. 1710, obrigkeitlich aufgenommene und festgesetzte, und in den Jahren 1771 und 1772 — mit einigen Abänderungen erneuerte, Verzeichniß der Alpen im Glarnerlande, und ihrer Grösse, — nach Stössen berechnet; nebst einer kurzen Anzeige der Merkwürdigkeiten dieser Alpen (*).

* * *

Alpen in den Kerentzer Huoben (Grentzen).

Die Gänse Alp wurde ehmals (nemlich nach der obrigkeitlichen Schatzung von Ao. 1710) mit 95 Stössen bestossen; wenn aber 30 Stösse in der Tschermannenalp gesommert werden, so kann man in Zukunft (nach der neuen Schatzung von den Jahren 1771 und 1772) darauf treiben 100 Stösse.

Meeren, Bärenboden, Altenstafel, Altfirzet rc. enthielten ehmals 173 1/2 St. und jetzo 170 St.

(*) Da ich durch eine umständliche Beschreibung der Thiere, Pflanzen und Gebirgsarten der Alpen, allzuweitläufig werden müßte, so übergehe ich hier diese Gegenstände beynahe ganz, indem ich Willens bin, gelegentlich in einem eigenen Werkgen, wenigstens von den Alpenthieren des Schweizerlands umständlich zu reden.

Tros wie ehmals 14 Stösse.

Und in dem sogenannten Gard, wohin man keine Kühe treiben kann 100 Stück Schafe.

Mürtschen wie ehmals 209 St.

Blatten, Thal, Spannegg, ehmals 153 1/2 St. jetzo 150 St.

Habergschwend ehmals 86 St., jetzt 84 St., mit dem Bedinge, daß man in Zukunft besser reute.

Zusammen ehmals 731, jetzt 727 St. nebst 100 Schafen.

Alle diese Alpen befinden sich am Abhange und auf dem Rücken derjenigen Gebirgskette, die an der südlichen Seite des Wallenstatter Sees lieget, von Westen nach Osten streichet, und seine meist mächtigen Gebirgslager gegen Norden einsenkt. Daher auch zeigt diese Seite des Thals, welche also demselben ihre Schichtenfläche zukehrt, meist einen ziemlich sanften vegetationsreichen Abhang, während dem die nördliche Seite dem Thal das Ausgehen ihrer Schichten in scheußlichen bis auf 6000 Fuß hohen oft vertikalen Felswänden zeigt.— In denjenigen Theilen dieses Gebirgs, der innert den Grenzen des alten Kantons Glarus liegt, zeichnet sich der Mürtschenstock (*), der eine prächtige kühne

(*) Ao. 1796 und 1797 ließ der verdienstvolle Hr. J. R. Mayer, Vater, in Aarau, durch Herrn Müller von Engelberg verschiedene Berghöhen der Schweiz messen. Seine Messungen sind nach dem französischen Schuh über den Luzerner oder Vier-

Felsenpiramide bildet, die sich aus der Mürtschenalp in die Höhe erhebt, vor allen andern sehr schön aus; zugleich hat er auch, nahe am westlichen Rande, eine durch seine hohe Felsenfirst durchgehende Oeffnung, durch die zuweilen die Sonne auf den Wallenstadtersee herabscheint.

Dieser kahle Gebirgsstock (einzelne, sich aus dem Gebirge in die Höhe erhebende Firste heissen im Glar-

---

waldstättersee genommen. Nachstehendes enthält seine Messungen der Glarnergebirge. Wenn man sich in Glarus gegen Morgen stellt, und über Mittag umdrehet, so erscheinen nachstehende Hauptberge:

Gegen Morgen der Schiltberg .	6055
Roththorberg . . .	6220
Spitzmeilen . . .	6340
Ofenfluh . . .	6550
Die Scheiben bey Ellm . .	7985
Der Sauren bey Martisloch . .	8180
Der Tschingler . . .	7550
Der Gantstock . . .	5635
Der Kärpfenstock . . .	7055
Der Hausstock . . .	8310
Der hohe Kasten . . .	8978
Der Tödiberg . . .	9760
Der Kammerstock . . .	4990
Der Pfandstock . . .	6610
Der Reisetstock auf Silberen . .	6285
Der hohe Glarnisch oder Vrenelis Grütly	7575
Der vordere Glärnisch . .	5675
Die Schyen . . .	5600
Der Wiggis . . .	5585
Das Hirzly ob Bilten . .	3720

nerland Stöcke) ist nur dem kühnen Gemsenjäger zugänglich; beynahe oben findet sich ein Gebirgsabsatz darin, den die Jäger den Treibstock nennen, und zwar deßwegen, weil die Gemsen daselbst vom Jäger eingeschlossen und weggeschossen werden können, ohne mehr einen Ausweg zu finden. So schloß der berühmteste, aber zuletzt im Gebirg todt gefallene Gemsenjäger David Zwicky von Mollis einst 5 Gemsen auf dieser Stelle ein, und warf alle 5 auf einem Standpunkte in 5 verschiedenen Schüssen über die Felsen herunter. — Seine interessante Lebensbeschreibung werde ich an einem andern Orte bekannt machen.

Ehmals wurde auf Mürtschen ein Kupferbergwerk benutzt, wovon die verfallenen Stollen, auch die Stelle, wo die Kupferschmelze stand, gegenwärtig noch bekannt sind. Ao. 1680 u. Ao. 1723, machte man Pläne, es wieder zu eröffnen; allein die Ausführung davon unterblieb.

Auf dem obern Stafel der Mürtschenalp entspringt ein Bach, der den Namen Gsponbach trägt, und sich in den Murgbach ergießt. In diesem süssen klaren Quellwasser halten sich sehr viele Forellen auf. Es ist eben dieselbe Art, welche, sowohl in dem Glarnerlande, als hin und wieder in der Schweiz in den meisten Alpenbächen und Seen, in kühlen waldigen Gegenden, häufig und allgemein angetroffen wird, und die im Glarnerland Goldforelle heißt. Die Grundfarbe des Rückens ist graublau, und geht von den Seiten bis zum Bauche in ein helles Gelb über, und daher kommt obige Benennung Goldforelle. Sein eigentlicher Name ist: die gemeine Forelle (Salmo Fario Linn.). — Sein Fleisch schmeckt vortrefflich, ist äusserst

fett, und wird im Sieden weiß. Gewöhnlich wiegen sie 1/8, 1/4, 1/2 Pfund, selten 2, 3 bis 4 Pfund. Ihre Nahrung sind Wasserpflanzen, Würmer, Groppen und oft fressen sie sich unter einander selbst. Ausser der Laichzeit halten sie sich in den Bächen in den tiefen Wassergumpen auf, und werden hier meistens mit Angeln, woran man Stücke von Regenwürmern oder ganz kleine Heuschrecken steckt (nach künstlichen Mucken schnappen sie nicht, wahrscheinlich weil über diesen Alpenwassern keine Mücken schweben) oder in den Seen meistens mit Fischernetzen, die man die Nacht durch im Wasser läßt, gefangen. Merkwürdig ist die innere Kraft, die auch diese Forellenart besitzt, sich über einen Wasserfall hinauf zu werfen; ich sah es selbst, daß sich eine solche Forelle auf der Mürtschenalp über einen hohen Wasserfall heraufschleuderte, und während dem Hinaufwerfen sich einzig ein paarmal überwarf. Herr Doktor Wartmann beschrieb sie in der Berliner Monatschrift unter dem unrichtigen Namen Salmo alpinus; allein umständlicher und richtiger wird dies nächstens Hr. Hartmann in St. Gallen thun.

In der Alp Thal liegen zwey kleine Seen, jeder ungefähr 130 Klafter lang und 50 Klafter breit; einer davon liegt im untersten Stafel der Alp und heißt Thalsee, und der andere ligt auf dem mittlern Stafel und heißt Spanneggsee. Erst seit 1790 befinden sich in diesen Seen Fische; Hr. Samuel Schmid, damaliger Pfr. der Gemeinde Mühlehorn dachte so gemeinnützig, daß er damals viele Pfunde lebende Fische in diese Seen warf, die sich nun seither sehr vermehrt haben. In dem erstern See findet sich der Hecht (Esox Lucius, L.)

und die Schleyhe (Cyprinus Tinca L. der Schley) und in dem letztern der Butze (Perca Fluviatilis L. der Baarsch) und die Laugele (Cyprinus Levciscus L. der Lauben.) Bis dahin fieng Niemand auf diesen zween Seen solche Fische, da man sie aus dem Wallenstattersee gelegener haben kann.

Alpen in den Mollifer Huoben.

Neuen jetzo wie ehmals 93 Stösse.
Hofalply ehmals 30 St. jetzo 28 Stösse.
Kennelboden wie ehmals, in so ferne die dermalen durch die Umhauung der Wälder vorhandenen offenen Plätze nicht wieder mit Waldung überwachsen werden, 60 Stösse.
Zusammen ehmals 183 St., jetzo 181 Stösse.

* * *

Diese Alpen liegen auf der gleichen Gebirgskette, wie die erstern, dem Dorfe Mollis gegen Morgen, und sind nur 1 1/2 bis 2 Stunden von demselben entfernt.

Alpen in den Ennendaer Huoben.

Frohnalp ehmals 174 1/2 St., jetzt 170 Stösse.
Heuboden ehmals 120 St., jetzt 116 Stösse.
Brand ehmals 88 St., jetzt 80 Stösse, nebst 300 Schafen.
Zusammen ehmals 382 1/2 St. jetzt 366 St. und 300 Schafe.

* * *

Auch diese, wie die nachstehenden Alpen liegen auf

der gleichen Alpenkette. Die zween ersteren gegen Morgen ob dem Fleken Glarus; letztere ob dem Dorf Ennenda.

Man genießt eine sehr schöne Aussicht über das ganze Glarnerländchen, wenn man durch diese Alpen auf den Schilt geht. Von Glarus bis auf die Ennetberge ist es 1 1/2 Stunde; von diesen bis auf Heuboden eine halbe Stunde; von da bis auf Frohnalp eine halbe Stunde; von der Frohnalp bis auf den Schilt 1 1/2 Stunden. Will man über den Schilt nach Mürtschen und nach Kerenzen und Mühlehorn, so hat man bis auf die erstere Alp durch das Stein Gand (so nennt man eine mit zerklüfteten Felsenstücken überschüttete Strecke Landes) oder über die Chaaren (so heißt man kahle Felsen) nicht mehr als 1 1/2 Stunde, und von da nach Kerenzen 3 kleine Stunden.

Alpen in den Mittlödener Huoben.

Holzbort und Fessis, ehmals 98, jetzt 90 Stösse, nebst 300 Schafen.

Gheist und Äuly, wie ehmals 52 Stösse, in so fern der Berg auch dazu als Alp benutzet wird, ohne diesen 48 Stösse.

Zusammen ehmals 150 St., jetzo 138 St. und 300 Schafe.

Alpen in den Enginer Huoben.

Arzetgufel, mit dem Streueloch, ehmals 43 St., jetzt 40 Stösse.

Mühlibach, wie ehmals, mit dem Beding, daß dahin niemals früher, als 6 Tage nach denen von Krauchthal zu Alp gefahren werden solle, 443 Stösse.

Unterfittern ehmals 90 St., jetzt 81 Stösse.

Lauwelj ehmals 33 St., jetzo 31 1/2 Stoß.

Kreuel ehmals 33 St., jetzo 30. St. Wenn aber der Berg als Alp geetzet wird 31 1/2 Stoß.

Zusammen ehmals 642 St., jetzo 625 1/2 Stoß.

* * *

In der Alp Mühlebach sind drey Gipsgruben eröffnet worden, aus denen eine Menge Gips gegraben, auf der Alp gemahlen, und sehr viel nach Zürich und an andere auswärtige Orte verkauft wird.

Alpen in den Matter Huoben.

Oberfittern wie ehmals 140 Stösse.

Vorderegg ehmals 100 St., jetzt 84 Stösse.

Hinderegg ehmals 100 St., jetzt 84 Stösse.

Krauchthal ehmals 537 St., jetzt 525 Stösse.

Riseten ehmals 150, jetzt 145 St. Wenn die Alp besser gesäubert, und die Steine zusammen getragen würden, so bliebe es bey'm Alten.

Trosgi, Herberig und Argenboden, wie ehmals 27 St., nebst 150 Schafen und 20 Geissen; doch mit dem Beding, daß die auf dem Argenboden durch Erdschlipfe verderbten Plätze verbessert und gesäubert werden, sonst nur 25 Stösse.

Geißstäfeli und Stuhlegg, wie ehmals, in so

fern der dermalige Berg auch als Alp benutzet würde, 13 St., nebst 75 Schafen und 10 Geissen; im Gegentheil aber nur 10 Stösse.

Bergli wie ehmals 177 Stösse.

Gaißthäli über Abzug der abgezäunten Berglenen, ehmals 19 St., jetzt 17 Stösse.

Zusammen ehmals 1263 St., jetzt 1209 Stösse, 225 Schafe, und 30 Geissen.

* * *

An dem Fusse der Alpen Bergli und Gaißthäli liegt der sogenannte Blattenberg, der einen schwarzen feinkörnigen Thonschiefer, mittäglich eingesenkt enthält, und mit einer Menge Kalkspath-Adern durchzogen ist; auch findet sich zwischen den Lagern desselben sehr feines Steinmark. Schon seit dem Anfang des 17ten Jahrhunderts wurde ein beträchtlicher Handel mit geschliffenen Thonschieferplatten, zu Dachdecken, Tischen, Rechentafeln u. dgl. in's Ausland getrieben, so daß man alle Jahre 1 bis 200 Kisten voll auf dem Rhein nach Holland, England, sogar nach Ost- und Westindien verkaufte; allein schon seit 20 Jahren hat dieser Handel sich beträchtlich verringert, da in England eine ähnliche Gebirgsart entdeckt worden ist, und in den letztern Revolutionsjahren stockte er ganz. — Sehr merkwürdig sind die Versteinerungen oder Abdrücke von verschiedenen Fischarten, die man ehmals, als man häufig in diesem Gebirge arbeitete, daselbst fand. Herr Chorherr Geßner und andere Gelehrte behaupteten zwar: daß diese Fischabdrücke meistens solche Arten enthalten, die sich im mittelländischen Meere aufhalten; allein meine kleine Sammlung dieser Art be-

weißt mir, daß auch Abdrücke von solchen Fischen darin gefunden werden, die sich jetzo noch in unsern schweizerischen Seen und Flüssen aufhalten; der Schwerdtfisch (Squalus pristis L.) wurde zwar nicht selten gefunden, allein ich besitze auch Abdrücke, die mir ziemlich deutlich alle Kennzeichen des Lachses oder der Forelle (S. Salar oder Fario L.), des Baarschen (Perca Fluviatilis L.) der Trüsche (Gadus Lota L.) des Groppen (Cottus Gobio L.) und anderer mehr an sich zu haben scheinen. Man bekam auch sehr oft Thonschieferplatten, die nichts anders als eine Menge einzelner vom Körper abgelöster Fischgräthe oder Knochen enthielten, und aus denen man Aehnlichkeiten von verschiedenen Naturprodukten herausfinden kann. So ist z. E. J. J. Scheuchzers seyn sollende Kornähre auf solchem Glarnerschiefer, die er in seinem Herbar. Diluviano, Tig. fol. 1709 in Kupfer gestochen zeiget, und die ebenfalls Walch in sein köstliches Kupferwerk über die Versteinerungen aufgenommen hat, nichts anderes, als ein Theil von einem Fischrückengrath und seiner Schwanzflosse; das gewiß auch bey den versteinerten Stengeln oder Halmen (Petrificatum vegetabile caulis plantarum) die G. S. Gruner (*) aus dem Blattenberg zu besitzen

(*) Bes. Versuch eines Verzeichnisses der Mineralien des Schweizerlandes; zusammengetragen von G. S. Gruner. Bern 1775. 8.

Scheuchzers Abbildungen der Fischabdrücke des Blattenbergs, in seinem Herbario diluviano, und in seiner Schrift, betitelt: Piscium querelæ et vindiciæ. Tig. 4. 1708, stellen sehr unbedeutende Abdrücke vor.

glaubte, der gleiche Fall ist.— Ich wähnte lange auch eine Heuschrecke auf diesem Schiefer zu haben, allein ich bin nun völlig überzeugt, daß es nichts anders, als ein Abdruck eines zerquetschten Fischkopfs ist. Ich besitze auch ein Paar äusserst schöne, feine und deutliche Abdrücke von Schlangenarten, deren Species sich aber nicht bestimmen lassen. Das seltenste Stück aber, das ich in meiner Sammlung habe, ist ein Abdruck von einer Schildkröte auf zwey Tafeln, wie derjenige war, den Hr. Chorherr und Professor Joh. Geßner in Zürich aus dem Zellerischen Kabinete besaß, und der im Knorrischen Werke Lapides diluvii testes sehr schlecht, aber besser in des Andreä Briefen aus der Schweiz nach Hannover geschrieben, in dem Jahre 1763. 4. Zürich und Winterthur, 1776. Tafel 16te, S. 330, in Kupfer gestochen ist.

Im Krauchthale wurde ehmals Gips gegraben; so wie man in den ältesten Zeiten auch ein kaltes Baad daselbst benutzte, dessen Wasser von dem daselbst sich befindenden Gletscherfirn herabfloß.

Ueber die Krauchthalalp kann man auch nach Sargans kommen; von da auf die Alp Fans ist es 2 1/2 Stunde; von dieser in die grosse Alp 2 Stunden, und von da nach Mels oder Sargans 3 Stunden.

Geht man über die Alp Risetennach Sargans, so hat man einen noch nähern und bequemern Weg und kommt in die Alp Siez Kamm oder Siezboden eine Stunde; in die Alp Dils eine Stunde; in die Klosteralp eine Stunde; nach Weißtannen eine halbe

Stunde; und endlich von da nach Sargans oder Mels 2 Stunden.

Alpen in den Ellmer Huoben.

Gufeli, Hintertroßgy sammt dem Kieniger Stafel, wie ehmals 22 Stösse.

Gamperdon, wie ehmals, in Hoffnung eines fleissigern Säuberns, und daß mit der allzufrühen Alpfahrt geschonet werde, 275 Stösse.

Ramin jetzo 260 Stösse, wenn aber erst 3 Tage nach den Erbseren gefahren würde, wie ehmals 264 Stösse.

Falzüber, sammt dem Mattli ehmals 87 St., jetzo 83 Stösse, nebst 200 Schafen.

Tschinglen wie ehmals 90 Stösse, nebst 600 Schaf.

Jätz ehmals 160 St., jetzt 140 Stösse, nebst 300 Schafen.

Der Herren Freytägen Alpli wie ehmals 22 Stösse, in so ferne sie als Alp, und nicht wie jetzo, als Lanzig- [Frühlings-] Weid benutzt wird.

Wichlen wie ehmals 284 St., zugleich wird den Alpgenossen noch zugegeben 300 Schaf für 30 Stösse aufzutreiben, wenn aber mehrere Schafe aufgetrieben würden, so sollen dann die übrigen Schafe, kraft Landesverordnung, nur 5 Stück für 1 Stoß gerechnet werden.

Erbs wie ehmals 321 St., in Hoffnung fleissigeren Säuberens und Reutens.

Bischoff, wie ehmals 210 Stösse, in Hoffnung

fleis-

fleissigeren Säuberens, und besserer Ordnung in der Alp, als bisher.

Emmbächli wie ehmals 177 1/2 Stoß.

Kühboden wie ehmals 83 Stösse.

Zusammen ehmals 1995 1/2 St., jetzo 1967 1/2 St., nebst 1400 Schafen.

* * *

In der Alp Wichlen, in einer stundelangen Entfernung vom Dorf Ellm, liegt das Wichlerbad, das von verschiedenen Quellen, die vom Gebirge herabfliessen, seinen Zufluß erhielt. Bis in das Jahr 1764 stand wirklich ein Badhaus daselbst, allein damals wurde dasselbe abgebrochen, und die Quelle ist nun zum Theil verschüttet, zum Theil wird davon gar kein Gebrauch gemacht.

Vom Wichlenstock, dem grossen Leitterberg und durch Jätz vom Bündterberg erhält der Sernftfluß seinen Ursprung, der in der Wichlenalp schon einen Fluß bildet.

Aus der Alp Tschinglen, erhebt sich der Tschingelspitz, der dem Dorfe Ellm gegen Morgen liegt. Durch diesen Gebirgsstock geht eine grosse Oeffnung, durch die die Sonne im Aufgehen jährlich zweymal auf das Dorf Ellm herabscheint, im Herbst um Michaels oder nach Mattheus Tag, und im Frühling den 3ten März, daher diese Oeffnung das Martisloch heißt. Neben dieser Höhle vorbey führt ein schmaler Bergpfad in das Bündnerland hinüber. Von Ellm über den untern Stafel der Alp Tschinglen durch Rüchi hinauf bis an den Grath (so heißt der kahle Rücken der Gebirgsstöcke) hat man 2 1/2 Stunden Ber=

an zu steigen; von da geht man neben dem Martisloch an seiner linken Seite vorbey, über den Grath abwärts in die Flimseralp, aus diesem in die Meyensässen oder Berge hinab, und endlich in das bündnerische Dorf Flims, das 2 Stund unter Jlanz und 4 Stund ob Chur liegt, und wohin man von dem Martisloch weg nicht mehr als 2 Stunden Bergab zu gehen hat.

Wenn die Glarner ihr Rindvieh nach Lauis auf den dortigen alljährlichen Viehmarkt treiben, so schlagen sie nicht obigen, für das Vieh unzugänglichen schmalen Bergpfad, sondern nachstehende gebahntere Alpenstrasse ein. Von Ellm kommen sie in die Alp Erbs, aus dieser in die Alp Wichlen, von da durch die Alp Jätz bis an die Bündner Grenzen auf den Rinkenkopf in 2 Stunden; von da bis in die erste Bündneralp in 2 1/2 Stunden; aus dieser in die Alp Arastgen in einer Stunde; und endlich aus dieser in das erste Bündnerdörfgen Panix in 1 1/2 Stunden.

Die ganze Kette oder Anzahl aller Gebirge, Alpe und Thälern, welche zwischen der Linth und dem Sernftflusse bis auf Schwanden, wo diese Flüsse zusammenfliessen, liegen, und die in verschiedene Spitze und Joche, als in den Büelstock, Gantstock, Rothberg, Saaßberg und Forsteck abgetheilt werden, heißt der Freyberg. Diese Gegenden sollen den, in der ganzen Schweiz, vorzüglich im Glarnerlande, so sehr verfolgten Gemsen, und allem andern Wildprett und Geflügel zum Zufluchts- und Sicherheitsorte, gleichsam zu einem Asylum dienen, und jedem Landmann oder Fremden, war es daher bey der höchsten Landesstrafe: bey Ehre und Eyd — verboten, irgend ein

eßbares Thier in dieser Gegend zu tödten, oder auch nur eine Flinte in diesem Gebirge zu tragen. Die nützliche Verordnung ist wirklich älter, als unsere obrigkeitlichen Dokumente und Jahrbücher reichen, indem eines unserer ältesten Raths- und Landsgemeindsprotokolle von dem Jahr 1555, schon eines gebannten und geöffneten Freybergs erwähnt. Ao. 1663 wurde sogar ein zweyter Freyberg auf einer andern Seite des Lands, nämlich im Wiggis- und Rautistock festgesetzt, den man beynahe 80 Jahre beybehielt, und erst Ao. 1740 an der gemeinen Landsgemeinde wiederum aufhob. Gewöhnlich wurde er schon seit langem, und nicht erst, wie Herr Chorherr Trümpi sagt, seit 1762 bis 1768, alle 4 Jahre gebannt, und dann die folgenden wieder geöffnet. Im erstern Fall durfte durchaus niemand Gemsen und anderes Gewild darin schiessen oder fangen; im zweyten Falle war dies nur 8 von der Obrigkeit erwählten beeydigten und besoldeten sogenannten Freybergschützen erlaubt, die von Jakobi an bis Martini jedem Landmann, der in dieser Zeit Hochzeit hielt, daselbst 2 Gemsen schiessen und überbringen mußten. Diese Schützen wurden alle Jahr obrigkeitlich bestätigt oder abgesetzt, je nachdem ihr Verhalten war; sie mußten zugleich schwören: in keinem andern Gebirge zu wildern, und nichts ohne obrigkeitlichen Befehl oder Erlaubniß im Freyberge zu schiessen, wofür sie jährlich zur Belohnung hatten 2 Gulden Geld, nebst der Erlaubniß 4 Murmelthiere schiessen zu dörfen, so wie ihnen zugleich von jeder Gemse, welche sie den Hochzeitern schossen, das Fell und das Unschlitt [der Talk] nebst einem Trinkgeld gegeben wurde. Nachher

entzog man ihnen obige 2 Gulden, und erlaubte ihnen dagegen 8 Murmelthiere, und zuletzt gar 12 Stücke derselben zu schiessen. — Herr Ebel bemerkt über diesen Gegenstand: „In der ganzen Alpenkette der „Schweiz hat man nirgends als in Glarus die Billig„keit gehabt, dem Wilde einen freyen Zufluchtsort zu „sichern"; allein er irrt sich hierin, indem die Entlibucher (*) vor Zeiten auch einen gebannten Wald zum Schutz der Gemsen, Hirsche, Rehe und wilder Schweine hatten; es war der Rorgraben an der Bramegg und dem Entlibucher- und Maltersee- oder Schacherhochwalde, obschon in den neuern Zeiten diese schöne Verordnung aufgehoben wurde. — Auch im Kanton Appenzell Inner Rooden war ehmals in der gleichen Absicht ein solcher Bannberg, der in dem Frühlingsmandat des Jahrs 1593 der neue Bannberg heißt.

Alpen in den Linththaler Huoben.

Vorderdurnachthal ehmals 108 St., jetzo 100 Stösse; mit dem Bedinge, daß der Berg im Frühling und Herbst dazu geätzet werde.

Heublänkli ehmals 13 St., wird jetzt aber von dem Tagwen Rüti als Wildheuet benutzt.

Reichetli, wie ehmals 1 Stoß, mit 400 Schafen.

Hinder- und mittler- Durnachthal ehmals 160

(*) Bes. J. X. Schneiders Geschichte der Entlibucher, 2ter Theil. S. 74.

jezt 150 Stösse. Sollte der Besitzer das viele Tros und Geständ (Gesträuch) in der Kühweid ausreuten, soll ihm der weitere Rekurs offen stehen.

Hinterbächi wie ehmals 80 Stösse, nebst 300 Schafen.

Baumgarten ehmals 54 St., jezt 51 Stösse; in Erwartung, daß nach alter Ordnung eine eigene Rinderhirthe unterhalten und besonders vergaumet werde.

Limmern hat wie ehmals über die zu Baumgarten geschlagene Weiden 55 Stösse, nebst 700 Schafen.

Sand ehmals 150 St., jezt 144 Stösse, nebst 800 Schafen.

Altenohren wie ehmals 138 Stösse.

Bärenboden ehmals 34 St., jezt 32 Stösse.

Kammer ehmals 80 St., jezt 72 Stösse.

Unterfreyteren ehmals 90 St., jezt 88 Stösse.

Oberfreyteren ehmals 80 St., jezt 76 Stösse.

Rieth ehmals 70 St., jezt 66 Stösse.

Zusammen ehmals 1113 St., jezt 1066 Stösse, und 2200 Schafe.

* * *

Weil man nach einem Theil obiger Alpen über die Pantenbrücke geht, die alle Jahr von sehr vielen fremden Durchreisenden besucht wird, so rücke ich hier über das Merkwürdigste dieser Alpenkette, geradezu einen kurzen Auszug meiner Bemerkungen ein, die ich im Jahr 1796 auf einer Reise in dieses Gebirg niederschrieb.

Den 25. Heumonat, Nachmittags um 4 Uhr, verließ

ich, in Begleit eines Freundes, meinen Geburtsort Glarus, um den obersten Stafel der Sandalp zu besteigen. Wir bedurften dazu sehr wenige Reisegeräthe. Eine warme Kleidung; eine wollene Flanellweste, die man auf blossem Leibe trägt, und die durch die anhaltende Reibung die Schweißlöcher geöffnet erhält; starke, mit Eisennägeln besetzte Alpenschuhe; ein langer Alpenstock; und ein Fläschgen Kirschengeist, und ein Paar Würste in der Tasche, das war alles, was wir bedurften, und welches wir uns selbst — ohne einen Trager nöthig zu haben, nachtragen konnten.

Da wir das Ziel unserer Reise bis an den Ursprung des Linthflusses hinaussetzten, führte uns der Weg dahin immer an diesem wilden Gletscherwasser vorbey, und zwar bis an den Fuß der Gebirge durch ein, obwohl äusserst enges, aber doch ganz ebenes und fruchtbares Thal, auf einer recht guten Fahrstrasse. Ueber Mittlödi bis Schwanden, wo der Sernftfluß, der aus dem sogenannten kleinen Thal hervorströmt, sich mit der Linth vereiniget — befanden wir uns auf dem rechten Linthufer; in Schwanden aber führte uns die Strasse über eine gedeckte Brücke auf die linke Seite hinüber, auf der wir durch die einzelnen kleinen Dörfchen Sussigen, Haslen, Hätzigen, Dießbach, Dornhaus, Bettschwand und Rüti kamen. Ein Paar schöne Sturzbäche, die von den nächsten Bergen in's Thal herabrollen, und durch dieses in die Linth fliessen, und in denen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne flammten, erregten unsere Aufmerksamkeit; der eine ist der Leugelbach, der aus dem Oberblägisee entspringt, und jenseits der Linth bey'm Dörfchen

Leugelbach herabkommt; ein anderer aber hat sein Bett hart an der Strasse von Dießbach und Dornhaus und heißt der Dießthaler- oder Dornhausbach, wovon im letztern besonders die aufgehende Sonne einen zierlichen Regenbogen erzeugt, beyde aber bey anhaltenden oder heftigen Platzregen das Thal mit Schutt und Steinen scheußlich verwüsten.

Das ganze grosse Thal ist ausserordentlich stark bevölkert, und allerorten wimmelt es von Kindern und jungen Leuten; man erblickt daher auch hin und wieder eine Menge neuer Wohnungen. Die Ursache dieser starken Vermehrung liegt theils: in den anhaltenden äusserst gesunden, theils: in den, bey aller Theure der Lebensmitteln, dennoch verdienstvollen Zeiten, die einen jeden sechszehenjährigen Jüngling und Tochter zum Heurathen gleichsam berechtigen, daher die allzufrühen Verheurathungen vorzüglich auch im grossen (und im kleinen) Thal, so wie beynahe im ganzen Lande allgemein sind.

Die eigentliche Nahrungsquelle der Bewohner des kleinen und grossen Thals ist bey den reichern Bauersleuten die Viehzucht, bey der ärmern und grössern Anzahl aber die Baumwollenspinnerey; und auch die Weberey grober Baumwollentücher. (Tuch- Cottun- Indienen- Seiden- und Band-Fabriken, welche in den grössern Flecken und Dörfern, z. E. in Glarus, Mollis, u. a. m. viele hundert Hände beschäfftigen, hat es im grossen und kleinen Thal keine.) Die Baumwollenspinnerey wird besonders in diesen Dörfern unbeschreiblich stark getrieben, wozu die theuren Lebensmittel Alte und Junge nöthigen; denn —

dies ist ein Nationalzug im Charakter des Glarners — er verdoppelt lieber seine Arbeit, als daß er sich etwas am Gewohnten abbricht. Ueberall trift man daher ganze Reihen von 15, 20 bis 30 Baumwollenspinnern, Knaben und Mädchen und Frauen, an der Strasse sitzend an, die mit Eifer die schwirrenden Spinnräder treiben, und sich in die Wette bestreben, den Verdienst der Woche zu erhöhen; viele kaum 4 bis 5jährige Kinder müssen schon Tag für Tag 2 bis 3 Schneller spinnen, und sich ihr Essen abverdienen, wo sie von jedem Schneller 3 bis 4 Kreutzer zu Lohn bekommen. Das traurigste bey dieser so wichtigen Erwerbsquelle ist dies, daß sie von so vielen zum Betrug mißbraucht wird. Der Spinner bekommt nemlich vom Garnhändler (Ferker) den Spinnerlohn vom Schneller, so wie das Garn auch Schnellerweise verkauft wird; jeder Schneller soll daher ordentlich 1000 7/4 Ellenlange Fäden enthalten; allein der gewissenlose Spinner hat entweder einen zu kurzen Haspel oder thut anstatt 1000, nur 800 Fäden an den Schneller und betriegt auf diese Weise schändlich. — Die Landesobrigkeit suchte diesem Uebel von Zeit zu Zeit Einhalt zu thun, die beste Verordnung aber, die auch in den neuesten Zeiten mit dem kräftigsten Erfolge angewendet wird, ist diejenige vom 23. Herbstm. 1796. Der zufolge mußte in jeder Gemeinde ein beeydigter und besoldeter Garnzähler gewählt seyn. Die Garnhändler mußten an das Garn eines jeden Baumwollenspinners ein Papierchen mit dem Namen desselben hängen, so daß man von jedem Bündel Garn wußte: wer ihn gesponnen habe. Der Garnzähler mußte sich darauf von Zeit zu Zeit zu den Garn-

händlern begeben, und aus einem jeden Bündel einzelner Schneller die Fäden zählen und messen; fand er auf eine betrügliche Art gemachte Schneller, so mußte dieser die Liste der Betrüger mit der Anzeige der verdienten Geldbusse, nur dem Läufer (Staatsboten) übergeben, der es sogleich, zu handen der Staatskasse einzog, die sich weigernden aber der Obrigkeit anzeigte, welche alsdann vor den ersten grossen Rath berufen, und auf eine noch empfindlichere Weise abgestraft wurden. Z. E.

Wer auf 1 Schneller 30 Fäden zu wenig that mußte bezahlen		6 Batzen.
" " "	40 " "	12 "
" " "	50 " "	18 "
" " "	60 " "	24 "

u. s. w. je auf 10 Fäden weniger, 6 Batzen mehr Buß. Wenn aber ein Schneller einen halben Zoll zu kurz wäre, so soll eine Busse bezahlt werden von einer halben Crone (eine Crone ist 24 Batzen), mangelt aber ein ganzer Zoll, so ist darauf eine ganze Crone Buß gesetzt; mit dem bestimmten Anhange: daß bey jeder Wiederholung des Fehlers eine gedoppelte Strafe statt finden solle. —

Die Männer dieses Thals haben einen vorzüglich festen und kraftvollen Körperbau, hingegen sehr viele Weibsleute sehen blaß im Angesichte aus, und ein grosser Theil von diesen hat einen Zwergartigen unvollkommenen Wuchs; letzteres ist ihrer beynahe lebenslänglich daurenden sitzenden und vorwärts eingebogenen Spinnerlebensart, und ersteres sowohl dieser, als aber auch ihren gewöhnlichen Nahrungsmitteln zuzuschreiben; die an vielen Orten täglich darin bestehen, daß die ganze

Haushaltung 3 bis 4mal Kaffee trinkt, d. h. nebst einem Stück Brod, eine elende Brühe von Zichorien, Bohnen, Eicheln, Erdäpfeln u. dgl., worunter einige Kaffeeböhnchen vermischt werden, genießt, und zwar noch sehr oft aus Mangel an Milch diese dabey entbehrt und diese ihre Eicheln- oder Erbsenbrühe unvermischt verschlinget.

Von den vorzüglich auch in diesen Gegenden vorhin auf eine so Himmelschreyende Weise verwahrlosten und beynahe ganz vernachlässigten Schul- und Bildungsanstalten der Jugend schweige ich, und freue mich lieber über die so nöthige und nützliche Anordnung der Kantonserziehungsräthe, die auch hier schon ihren wohlthätigen Einfluß überall zeigen. — Es ist sogar nicht schwer die traurige Quelle zu entdecken, aus der das so befremdende höchst unsittliche Betragen entsprang, dessen sich so viele ausgewanderte Kinder dieser Gegend, in Bern, Basel und anderswo schuldig machten! —

Da uns der Weg durch das ganze grosse Thal der Linth nach führte, so entdeckten wir auch noch allerorten traurige Spuren der Verheerung, welche das wilde Austreten dieses Flusses in diesen Gegenden in den 1760ger und 1770ger Jahrgängen verursachte; obschon von Jahr zu Jahr der unermüdete Fleiß des Landmanns das Beschädigte zu verbessern und zu ergänzen suchte. Es wäre indessen sehr zu wünschen: daß die Beyspiele einiger Gemeinden, besonders von Glarus und Ennenda, welche die Wuth der Linth durch Dämme und Wuhre einschränkten, hauptsächlich auch im grossen Thal nachgeahmt würden, indem die dortige

Lage selbige sehr bedürfte, auch würde die Menge von herumliegenden abgelösten Felsenmassen dieses Unternehmen überall begünstigen.

Obigen häufigen Wasserbeschädigungen sowohl, als aber auch den allzufrühzeitigen Verheurathungen solcher jungen Leute, die sich unverheurathet ihren Unterhalt kaum verschaffen konnten, ist die schrecklich grosse Armuth zuzuschreiben, die man am allerdrückendsten in diesen zwey Thälern, und vorzüglich im grossen Thale antrifft. Stockt der Verkauf des Baumwollen-garns, und wird der Spinnerlohn daher klein, so erreicht hier die Armuth einen — unbeschreiblichen Grad.

Unter solchen Beobachtungen, und bey stärkender Abendkühle, langten wir endlich um 9 Uhr im Dorfe Linthal an, wo wir auch übernachteten.

Morgens früh um 2 Uhr verliessen wir unsere Betten und den Gasthof, wo wir noch ein Brödchen in unsre Wandertaschen gesteckt hatten, und schickten uns — nüchtern, zur Fortsetzung unserer Reise an. — Unter einem funkelnden Sternenhimmel — in der stärkenden Morgenkühle — wanderten wir froh an den Hütten der schlafenden Bewohner des Linththals vorbey; todt schienen die Menschen und die ganze Natur zu seyn! — Da wir ausser dem Dorfe einen zur linken Bergan führenden Weg angetreten, und den rechts weisenden nicht bemerkt hatten, so wären wir gerade, ohne die Pantenbrücke zu sehen, nach den Alpen Baumgarten und Limmern gekommen; wir fanden also, daß wir irre gegangen seyen, und begaben uns deswegen wieder in das Thal herunter, wo wir den gebahnten Fußweg hart am Ufer der Linth auffanden.

Stark 1 1/2 Stunden lange wanderten wir durch die fettesten Wiesen, welche hier die Auengüter heissen. Alle diese Wiesen werden des Frühlings und des Herbsts mit dem Vieh abgeätzt, und dann nur einmal geheuet und nie abgeöhmdet.

Kirschbäume, welche die vorzüglich stark en Bergkirschen tragen, aber sonst keine andere Baumfrüchte, werden auf diesen Wiesen hinter dem Dorf Linthal sehr viele gepflanzet, hingegen vor Linthal gedeihen alle Arten von Obst. Wir stiessen auch überall auf vortreffliche Wasserquellen, die aus dem Innern der Gebirge hervorsprudeln, in kleinen Gräben die Wiesen durchkreuzen, und die hin und wieder zur Wässerung und Fruchtbarmachung derselben benutzt werden könnten. — O wie süß schmekt in solchen Gebirgen dem gesunden Alpenbesteiger des Morgens frühe ein Glas Wasser aus einer solchen Quelle! —

Aus diesem schönen ebenen Thale, das aus lauter grasreichen Wiesen besteht, erheben sich gegen Morgen, Abend und Mittag fürchterlich steile Gebirge; hin und wieder liegen einzelne haushohe Felsenstücke, die von dem verwitternden Kalkgebirge unter entsetzlichem Krachen von Zeit zu Zeit in's Thal herabstürzen; und da wähnt man am Rande des Chaos und durch eine unübersteigliche Bergmauer von der Welt ausgeschlossen zu seyn, und befürchtet, daß die schaffende Natur ihre Hand nicht weiter erstrecke! — Das malerisch Schöne dieser Gegend wird auch hier noch durch ein Paar ausgezeichnet schöne Wasserfälle um vieles erhöht, die sich über die Gebirge herab durch das Thal in die Linth werfen. Eine halbe Stunde hinter dem Dorfe erblikt

man jenseits der Linth, den Fetsche oder Fletsche- bach, der im Kanton Uri aus dem Klausenberg ent- springt, durch den Urnerboden fließt und seinen Na- men in der Linth verliert. Beynahe im hintersten Thale — ebenfalls jenseits der Linth, erblickt man den grossen Fißmatt- oder Schreyenbach, der in der Alp Al- tenohren aus einem Gletscherfirn seinen Ursprung erhält, sich gewaltsam in grosser Menge vom kahlen Gebirge herunterstürzt, und jeden Durchreisenden durch das Ge- tös, womit er sich in sein Beet wirft, aufmerksam macht, und mit Recht für den sehenswürdigsten Was- serfall dieses Landes gehalten wird. Ein Gegenstück zu diesem zeigt sich an der gegenüberstehenden Bergkette, in dem Wildwüstibach, der zwar nur wenig Wasser enthält, sich aber in blendend weissen Locken über eine entsetzlich hohe Felsenwand senkrecht aber sanft her- abläßt.

Fast am Ende der Matten, mehr als eine Stunde hinter Linththal, sahen wir auch die ganz kleine Berg- hütte, in welcher der Glarnerische Riese, Melchior Thut, geboren und erzogen wurde. Seine häuslichen Umstände waren — nachdem er vom Herzog von Wür- temberg abgedankt wurde, die erbärmlichsten, die sich nur denken lassen. Dieser am Hofe des Herzogs, dessen Liebling er in seiner Jugend war — äusserst verwöhnte Mann, mußte in seinem Alter — als Abgedankter, (da alle Bittschriften für ihn den harten Fürsten zu keiner Pension bewegen konnten) sogar durch Baum- wollenspinnen sein Leben zu retten suchen. Ein Mann von Schwanden nahm ihn endlich mit sich in fremde Länder, und ließ ihn um Geld sehen; dieser behauptete,

er sey ihm nach ein Paar Jahren in Wien gestorben, und daselbst skeletisirt worden. Er war bis in sein 19tes Jahr sehr klein, erreichte aber darauf die ungewohnte Länge von 7 1/4 Schuh, mit der sein übriger Körperbau an Dicke und Festigkeit völlig übereinstimmte. In Lavaters physiognomischem Werke findet sich ein Brustbild von ihm in Kupfer gestochen. —

Nach einer und einer halben Stunde langen Entfernung vom Dorfe Linthal führte uns der Weg über eine hölzerne Brücke auf das rechte Ufer der Linth hinüber, wo wir ebenfalls mannigfaltige Spuren der Verwüstung, die dieser Fluß anrichtete, erblickten; und jetzt waren wir nur noch eine halbe Stunde von der berühmten Pantenbrücke (Pons pendens) entfernt, die schon von so vielen Fremden besichtigt, und in so vielen Reisebeschreibungen beschrieben wurde. Aeusserst groß war daher auch bey mir die Vorstellung die ich von dieser Brücke hatte, und je näher ich derselben kam, desto gespannter war meine Erwartung. — Gleich nachdeme wir uns auf dem rechten Linthufer befanden, machten wir den Anfang mit Berg an steigen, und ungeachtet der Weg ausserordentlich steil war, verdoppelte ich gleichwohl meine Schritte, bis ich mich endlich selbst auf der Brücke befand, deren Nähe mir das Toben der darunter an den Felsenstücken anprellenden Linthwellen, schon eine Strecke weit vor derselben angekündigt hatte. Meine Neugierde ward zwar itzt gestillt, und meine grosse Erwartung wirklich befriediget, doch nicht ganz auf diejenige Art, wie ich es vorher erwartete. Das Bewundernswürdige liegt hier nicht sowohl in der künstlich gebauten Brücke, als vielmehr

in dem schauervollen Abgrund, in welchem der tobende Linthfluß sich fortwälzt, der zu beyden Seiten von den gräßlichsten Felsenwänden eingeschlossen wird; und überhaupt in dem Chaotischen dieser wilden Alpengegend. Die aus kleinen Steinen hinübergemauerte gewölbte Brücke ist durchaus nichts Künstliches, weil sie kaum etwa 12 kleine Schritte lang ist, und weil von einem Ende des Bergs bis zum andern sehr leicht Gerüste aller Arten für die Arbeitsleute aufgeschlagen werden konnten. Hingegen setzte uns das schreckliche Getös des wüthenden Gletscherwassers, die scheußliche Tiefe, worin wir den Schaum desselben erblickten, die gräßlichen haushohen Stein- und Felsenmassen, und endlich das wilde und rohe Aussehen dieser ganzen Gegend, Anfangs in eine halbe Betäubung, von der wir uns mit Gewalt erholen mußten. Wir kletterten hierauf jenseits der Brücke auf ein abgerissenes Felsenstück, theilten einander den Mundvorrath unserer Taschen mit, und frühstückten so unter freyem Himmel; — das Wonnegefühl, das man in einer solchen Lage genießt, geht weit über alle Beschreibung! Nach geendigter Mahlzeit giengen wir noch einmal auf die Brücke, genossen wiederholt die fürchterlich schöne Aussicht auf derselben; ergötzten uns auch noch einige Zeit mit Entzifferung der unzählig vielen Namen von hier gewesenen Fremdlingen, welche in die zu beyden Seiten auf die Brückmauern gelegten Bretter eingehauen waren; worauf wir endlich unsere Alpenreise weiters fortsetzten.

Nicht weit von der Brücke trafen wir einige hundert Klafter gespaltene Holzklötze an, das von den niedern Gebirgen auf so genannten Holzg'leitern her-

abgelassen, bey der Pantenbrücke in die Linth geworfen, und in diesem Flusse in die nähern und entferntern Dörfer im Thale geflößt oder fortgeschwemmt wird. — In den ältern Zeiten verstanden unsere Holzer die Kunst von hier weg zu flössen noch nicht wie jetzo, indem ein paarmal etliche hundert Klafter in's Wasser geworfen wurden, die sich versenkten und versteckten, so daß kein einziges Stück bis nach Schwanden gekommen seyn solle. Vermuthlich warfen sie alles Holz zu schnell auf einander oder in allzu grossen Klötzen hinein. — Recht Schauder erweckend ist übrigens die Art, wie die Flözer das an Felsen und Stauden hangen gebliebene Holz losmachen. Weil die Linth oft, besonders in dieser Gegend, zu beyden Seiten zwischen den fürchterlichsten Felsenklüften durchlauft, und weil gerade an solchen Orten das Holz am meisten hangen bleibt, so wird ein 2 bis 3 Schuh langes Brett genommen, in dessen zwey äussere Enden man ein Loch macht, durch ein jedes dieser Löcher ein langes und starkes Seil zieht, und damit diese durch die zwey Löcher nicht durchgleiten können, so wird unter dem Brett an ein jedes ein dicker Knote geknüpft. Auf dieses Brett nun sitzt ein kraftvoller und beherzter Holzer, mit einem an einer langen Stange befestigten Holzhacken, und wird so, sitzend an den zwey Seilern von zwey Männern neben den schroffen Felsenwänden hinab in die gräßlichen Abgründe gelassen, wo er dann wieder, wenn das Holz gelöst ist, auf eine ähnliche Weise heraufgezogen wird. — Oefters schon ereignete es sich: daß von den Felsenwänden, neben denen ein solcher Holzer hinabgelassen wird, halb los gewesene Steine und Felsen-

stücke

stücke sich ganz ablösten, auf ihn herabfielen, und ihn am Kopfe, oder an einzelnen Theilen des Körpers gefährlich verwundeten. An andern Orten, wo die Linth nicht tief ist, und keine hohen Dämme hat, waden diese Leute bis über den Bauch herauf im eiskalten Wasser, schieben das hangengebliebene oder an's Land verschlagene Holz weiter hinunter, und tragen ihre nasse Kleidung ganze Tage lang auf dem Leibe. — Auf die Gesundheit des abgehärteten Holzers hat dies beynahe gar keinen nachtheiligen Einfluß; allein was würde eine solche Lebensart auf den verzärteltern Städte- und Dörferbewohner wirken? —

Nachdem wir von der Pantenbrücke, rechts hinauf, eine halbe Stunde ziemlich steil Berg an geklettert waren, kamen wir auf den untersten Theil der Limmern Alp, wo uns eine hölzerne Brücke wiederum über die Linth führte, die sich von der zur linken Hand ob uns liegenden obern Limmernalp, (woher von jeher ihr Ursprung hergeleitet wird, und von der sie auch ihre Benennung hat) wie ein mittelmässig grosser Bach, mit einem ziemlich starken Fall, herabwälzt, und durch den daher rauschenden Sandbach, der vielmehr ein Fluß genennt werden dürfte, mehr als um 2/3 verstärkt wird. Der ganze Linthfluß würde daher viel richtiger mit Sandfluß benennt seyn, indem er dem Wasser des Sandbachs viel mehr zu verdanken hat, als dem des Limmernbachs. —

Die Linth ist schon im Glarnerlande überall sehr fischreich, und es sind über die Fische derselben nur sehr einfache obrigkeitliche Verordnungen vorhanden. Alle sind in folgendem enthalten:

„Die Lächs, Forellen, Aeschen und Treuschen sind „jedes Pfund 10 Luzerschilling (50 zu einem Gul„den gerechnet) taxiert; wer solche höher verkauft, „wird jedesmal eine halbe Crone gestraft werden".

„Vom Wintermonat an, bis zur angehenden Fasten „soll Niemand mehr, weder in der Linth noch andern „Wassern, Bächen oder Brünnen auf keinerley Art „fischen, bey 5 Cronen Buß".

„Niemand soll mehr als 12 Reuschen setzen mögen, „auf jede mehrere Reuschen bey einer Crone Buß".

„Das Fischen in Bächen, Brünnen und Giessen „mit Waden, Streifgarnen, Setzschnüren, und an„deren Künsten ist zu allen Zeiten verboten".

„Ao. 1791 ist das Fischen in der Linth zu allen „Zeiten erlaubt worden".

„Fische aussert Lands zu fertigen, oder an Fremde „zu verkaufen, in oder ausser Lands, ist auf jedesmal „bey einer Crone Buß verboten".

Nachstehende Fischarten werden in dem Theil der Linth, der durch das Glarnerland fließt, gefangen:

Die Bachforelle (Salmo Fario L. die gemeine Forelle) Obschon sie die gleiche Art mit der Goldforelle ausmacht, so hat sie nicht so viele rothe Dupfen, ist über den Rücken nicht so gelb und hat nicht gar so fettes Fleisch wie die erstere.

Die Goldforelle. (Salmo Fario. L. die gemeine Forelle.)

Der Lachs. (Salmo Salar. L. Der gemeine Lachs. Im Frühling wird er Salm genannt.)

Der Aesch. (Salmo Tymallus. L. Die Aesche.)

Das Haseli. (Cyprinus Dobula, L. Der Döbel.)

Die Nasen. (Cyprinus nasus. L. Die Nase.)

Der Hecht. (Esox Lucius. L.)

Der Gropp. (Cottus Gobio. L. Der Kaulkopf.)

Die Treusche. (Gadus Lota. L. Die Quappe.)

Die Bachforelle, Goldforelle, der Aesch, das Haseli, der Gropp und die Treusche werden theils mit dem Angel, theils mit Reuschen und Faumern gefangen.

Die Nasen kommen alle Frühjahre durch die Linth herauf, wo sie bey der Ziegelbrücke in der Linth, und in Näfels in den Bächen so häufig gefangen werden können, daß, wenn man einen Korb eine kleine Zeit in's Wasser hinein hält, man etliche Pfund solcher Fische darin herausziehen kann. Viele Leute, die sie in solcher Menge fangen, salzen sie ein, räuchern sie, und kochen sie gedörrt wie Stockfische.

Die Hechte kommen bey stiller Witterung und warmem Sonnenschein auf die Oberfläche des Wassers, und liegen Stunden lang auf derselben unbeweglich; in dieser Lage schießt man bey der Ziegelbrücke häufig Bleykugeln vor sie hin, schlägt sie durch den Schwall des Wassers schwindlig, und langt sie aus dem Wasser heraus, wo man sie meistens, wie die Nasen, gedörrt genießt.

Herr Pfarrer Maurer sagt in seiner interessanten Schrift (Kleine Reisen im Schweizerland. Beyträge zur Topographie und Geschichte desselben von Hans Rudolf Maurer. Zürich, 1794.) von dem Lachs auf der 23ten Seite folgendes: „Man will zu Glarus und „Altorf schon Lachs in der Linth und Reuß gesehen

„haben; vielleicht, daß es ihm als Meerthier auch „nicht so schwer fällt, süsse stehende Wasser von 8 bis „10 Stunden zu durchkreuzen, und den den Menschen „unmerklichen Spuren des Flußwassers nachzugehen". Diese Bemerkung ist ganz richtig. Die Lachse werden in der Glarner Linth nicht nur bisweilen als eine Seltenheit gesehen, sondern alle Jahre werden viele Zentner darin gefangen. Im Maymonat kommen sie durch den Zürchersee die Linth herauf, und steigen bis hinter das Dorf Linthal. — Bey der Ziegelbrücke schwimmt ein Theil davon auf der linken Seite der Linth durch die Maag in den Wallenstattersee, und begiebt sich aus diesem weit in den Seezfluß des Sarganserlands hinauf. Sie bruchchen (laichen) von St. Michaels bis St. Martinstag (von dem Anfange des Weinmonats bis in die Mitte des Wintermonats) wo sie dann nach dieser letztern Zeit wieder den Fluß hinab in ihren eigentlichen Aufenthaltsort zurückschwimmen. In der Mitte des Sommers ist ihr Fleisch am fettesten und schmackhaftesten. Die schwersten die man hier fangt, wiegen 24 bis 27 Pfund; das Pfund kostet gegenwärtig 10 Schilling. Man fangt sie des Nachts oder bey trüber Linth häufig in grossen feinen Zuggarnen (Netzen) die an einem Seil und an einer Stange an den Ufern der Linth gezogen werden, und worin sie sich alsdann verwickeln. — Ferners werden eben so viele mit Geeren gestochen; dieses sind eiserne Gabeln, die drey gerade hinausstehende Zacken haben, an denen sich zu beyden Seiten ein Widerhacken befindet, und die an einer leichten Stange befestiget ist. Wenn nun des Herbsts, wo die Linth klein

und hell ist, auf einer Wuhrtanne oder auf einem Bruch (Laich) ein solcher Fisch ruht, so spießt ihn der kraftvolle Fischer an das obige Instrument in den Leib, und reißt ihn damit aus dem Wasser. Bisweilen macht man des Nachts hart an das Ufer der Linth grosse Feuer, worauf sich der in der Nähe befindende Lachs dem Feuer nähert, und auf eine ähnliche Art getödtet wird. Alle Jahre werden auch sehr viele in Schwanden auf nachfolgende Weise gefangen: — Wenn diese Fische des Herbsts ihren Rückzug nehmen, so werden (wenn die Linth nicht allzugroß ist) über die Wuhrtannen, welche durch die Linth gelegt sind, damit ein Theil des Wassers in einem Nebenbach abfliesse, einige Bretter hinein befestiget, wodurch sehr viel Wasser in den sogenannten Mühlibach, das übrige aber unter und neben den Läden durch die offen gelassenen kleinen Spalten, abfließt. In dem Bache ist ein enger Rechen angebracht, durch den kein Fisch durchkommen kann, und neben dem Rechen steht ein Fischbehälter, an dem sich eine Oeffnung befindet, durch die jeder Fisch hinein, aber keiner mehr heraus kann. Wenn nun die Lachse bis zur obigen Paßsperre zurückgetrieben worden sind, woran sie um so weniger die kleinen offen gelassenen Spalten bemerken, weil sie den Fluß hinab nicht den Kopf, sondern den Schwanz und den Hinterleib voran schicken — so werden sie in den Bach abgeleitet, und in diesem schwimmen sie sogleich in den Fischbehälter hinein, worin sie alsdann gefangen bleiben.

Hier könnte ich auch noch von der täglich zunehmenden Erhöhung des Linthbeets im untern Theile

des Glarnerlands, und den unbeschreiblich nachtheiligen Folgen, welche die Austretung derselben an so häufigen Stellen für den Wieswachs, hauptsächlich aber für die Gesundheit der Landesbewohner haben muß, wie auch von den verschiedenen Vorschlägen, die man zur Hebung dieses Uebels machte, die aber, leider! von den ehmaligen schweizerischen Tagsatzungen nur ad referendum genommen, aber stets unausgeführt gelassen wurden — weitläufig reden; allein ich werde dessen in einem der künftigen Bändchen erwähnen, worin ich eine umständliche Beschreibung des Wallenstattersees zu liefern gedenke.

Ich setze nun meine Reisebeschreibung fort. Der Weg zur Limmernalp ist sehr uneben und steinig, und die Alp selbst mit Sandalp die wildeste und unfruchtbarste unsers Lands. — Zu oberst auf derselben liegt ein kleiner See, der Muttensee genennt, der keinen sichtbaren Ausfluß hat, keine Fische ernährt, und in den heissesten Hundstagen kaum entfriert. Von der Höhe dieser Alp kann man nach einer Stunde schon in die bündnerische Dorfschaft Brigels im Medelserthale kommen.

Nach einer kurzen Strecke Wegs von der oben berührten Brücke, gelangten wir zu einer andern, die uns über den Sandbach führte, welcher hart am Fusse des senkrecht steilen Gebirges Selbstsanft — das nur eine einzige Felsenwand zu seyn scheint, daher rauscht. Wir kamen hierauf sogleich auf den vordersten Theil des untern Stafels der Sandalp, der nur eine Ochsenweide ist; und nun führte uns der Weg hart an dem Ufer des wilden Baches vorbey, bis wir end-

lich die Hütte des mittlern Stafels erreicht hatten. — Diese Gegend und der Weg in dieselbe schien mir ausnehmend viel Aehnliches zu haben, mit der im Bernergebiete, in Zweilütschenen und Lauterbrunnen, nur daß hier das Gemählde noch wilder und roher ist. Unterwegs nach der Hütte begegneten uns auch noch einige Bauren, die das Fleisch eines auf der Sandalp todt gefallenen Stiers in's Dorf Linththal trugen, um es dort an die ärmern Leute um einen geringen Preis zu verkaufen; ein, auf wilden Alpen wie diese ist, kein seltener Fall. So stürzte z. E. vor 6 Jahren auf dem gleichen Wege, den wir betraten, ein Pferd mit Käsen und 2 Gemsen beladen, in den Bach hinunter, und fiel zu todte. Nicht weit davon ist in einem Felsen ein Loch, das man das Krystallloch nennt.

Nachdem uns unsere gutmüthigen Sennen, unter dem freyen Himmel, zu allen Seiten von den freundlichen Viehheerden umgeben, mit ihren Alpenprodukten bewirthet hatten, sahen wir uns etwas aufmerksamer in dieser Gegend um. Vorzüglich ergözte uns der majestätische Anblick der scheußlich hohen Gebirgsmassen, von denen wir uns aller Orten umringt sahen. — Gegen Morgen hatten wir die Alpen Baumgarten, Limmern und das senkrecht steile Gebirg Selbstsanft vor uns, das von niemand, als nur vom kühnen Gemsenjäger bestiegen wird, und dessen Gipfel immerwährend mit einem Gletscherfirn bedeckt ist, der sich unserm Auge schon von Ferne gezeigt hatte. Gerade vor uns hin gegen Mittag staunten wir die, einen Halbzirkel bildende Kette des höchsten Gebirgs

unsers Land's, des Tödibergs an, der allezeit mit einem Gletscherfirn bedeckt ist, und sich an beyden Enden an die des Selbstsanfts und der obern Sandalp anschließt, dessen Anblick unsere Augen durch die, von ihm zurückprellenden, Sonnenstrahlen, blendete. Von dieser mittäglichen Seite kann dieses Gebirg kaum bis in die Mitte bestiegen werden; hingegen von der jenseitigen Bündner Seite soll man bis auf den Gipfel hinauf kommen können. Gegen Abend lag uns, theils der oberste Stafel der Sandalp, von dem sich der sogenannte Oberstafelbach in gewaltiger Menge, und mit heftigem Getöse herabstürzt, und einen der größten Wasserfälle unsers Lands bildet, theils die Alp Altenohren, woran der sogenannte Gemsenstock stößt. Gegen Mitternacht hingegen erblickten wir nur eine kleine Oeffnung, welche uns die Lage der Gegend vermuthen ließ, von der wir ausgegangen waren. — Mitten zwischen diesen schauererweckenden Gebirgen befanden wir uns auf einer wilden, mit ungeheur grossen abgerissenen Felsenmassen und Steinen überschütteten, von vielem Gesträuche und einzelnen Ahorn- und Tannbäumen überwachsenen Alpenweide, welche zugleich durch die, seit etwa 20 Jahren erlittenen häufigen Ueberschwemmungen des Sandbachs, noch um vieles unfruchtbarer gemacht worden ist. Dieser Bach besteht nemlich aus zwey Gletscherwassern; das eine entspringt an dem Fusse des Tödibergs, aus dem Gletscherfirn desselben, und geht an dem äussersten Theil des untern Stafels der Sandalp zu Tage aus, daher er eigentlich der Sandbach heißt, das andere hingegen hat seinen

Ursprung auf dem obersten Theil der Sandalp, und quillt aus dem Gletscherfirn des Gemsistocks hervor, und heißt daher der Oberstafelbach. Diese zwey Bäche, wovon der letztere ungleich stärker ist, vereinigen sich nahe bey der Hütte, tragen dann nur den Namen Sandbach, wälzen sich eine Strecke weit in einem breiten Beete an dem Fusse des Selbstsanfts fort, vereinigen sich nach diesem ihrem kurzen Laufe mit dem Limmernbach, und heissen dann von da an Linth.

Nachdem wir nun unter solchen Beobachtungen, ein Paar Stunden bey der Sennhütte verweilt, und neue Kräfte zur Fortsetzung unserer Reise gesammelt hatten, begaben wir uns wieder gemeinschaftlich auf den Weg um vollends den obern Stafel der Sandalp zu besteigen.

Nicht weit von unserer Alpenherberge kamen wir auf dem gleichen Stafel bey einer andern Sennhütte vorbey, worin der zweyte Senn senntnete. Zwischen diesen zwey Hütten trafen wir ein ungeheuer grosses einzeln daliegendes haushohes, viereckiges vom Gebirge heruntergestürztes Felsenstück an, welches in der Mitte, von oben an bis unten, in gerader Linie, so von einander gespalten, und ein Paar Zoll weit von einander getrennt war, gerade als wenn es mit einer Säge mittendurch künstlich in zwey Stücke geschnitten worden wäre.

Nachdem wir über die schon oben genannten zwey Bäche auf einzelnen darüber gelegten Latten mit den Händen und Füssen hinübergeklettert waren, befanden wir uns am Fusse eines Berges, den wir jezo besteigen wollten, und von dem uns die Aelpler gesagt hatten:

„er werde uns g'wüß warm machen"! — der höchst mühsame steile Alpenpfad, der sich immer an der Seite des Oberstafelbachs hinaufzog, und der einzig durch die in den Alpen gewöhnlichen Schneckenwege (die zwar den Weg um vieles verlängern) erleichtert wurde, wie auch die schwüle Sonnenhitze rechtfertigte die Weissagung unserer Bauern nur allzusehr! — Ungefähr die Hälfte unsers Wegs hatten wir zurückgelegt, als wir auf ein Paar Haufen gespaltenes Brennholz stiessen, das unten bey der Hütte gehauen worden war, und das, wie bis hieher, von den Sennen auf dem Rücken in die obere Stafelalp getragen werden mußte. — Müde setzten wir uns auf dasselbe nieder, tröckneten den Schweiß von unserm Angesichte und waren darauf herzlich froh, unsere Reise, ohne eine Holzlast, fortsetzen zu können. Zwey starke Stunden hatten wir auf diese Weise Bergan zu steigen, bis wir endlich, nachdem wir noch vorher auf ein Paar Latten jenseits des Bachs hinüber gegangen waren, die Höhe der Alp erreicht hatten, und uns wirklich auf dem obern Stafel befanden.

Unmöglich ist es mir hier die Verwunderung und das Erstaunen auszudrücken, in welche wir durch die so plötzliche Veränderung der Gegend und des Klimas versetzt wurden. Wahrlich diese rohe Gegend, die weit über alle Vorstellung ist, hält den gefühlvollen Reisenden für alles ausgestandene Ungemach reichlich schadlos! Kaum hatten wir die Oberfläche der Alp erreicht, so bewillkommte uns, mitten im heissesten Tage, ein solch unerwartet kalter Nordwind, der aus dem Innersten der Gletscherbehälter herausbraußte, daß wir uns,

durch den mühsamen Weg ohnehin sehr erhitzt — auf einmal aus dem Südpol in den Nordpol versetzt zu sehen glaubten. Ungeachtet wir unsere Röcke bis unten an zuknöpften, unter dem Hut noch eine Mütze aufgesetzt, und den Hals mit unsern Nastüchern umwunden hatten, wurden unsere Schweißlöcher dennoch sogleich verstopft, und anhaltende starke Bewegung ward uns höchst nöthig. — Allein so auffallend uns die Veränderung der Luft war, eben so unerwartet war uns die Veränderung der Gegend. Ausser der kleinen Weidfläche, die mit einem kurzen aber dick in einander stehenden Gräschen bewachsen, übrigens hin und wieder mit den fürchterlichsten Felsenstücken überschüttet ist, welche ein schröckliches Chaos ausmachten, sahen wir nichts anders, als ein unübersehbares Eismeer vor uns. Nahe bey dem Oberstafelbach liegen auch ein Paar ziemlich tiefe Weiher, die erst im Sommer entfrieren, und keine Fische ernähren. — Hier sind eigentlich die niedern Alpenpflanzen zu Hause, und ich machte daher in meine Pflanzensammlung eine reiche Ausbeute. Aus dem Thierreich sahen wir einzig einige Flühlerchen (Motacilla Alpina. L.); auch verjagten wir einen Munken, (Murmelthier Mus marmotta. L.) auf seiner Weide, der nach einem heftigen Pfeiffen in seine Hube oder Hüle (Höle) zurückfloh. Beynahe unter jedem Felsen erblickten wir solche Munkenhülen, und vor einigen fanden wir grosse Büschel halbverfaultes Heu liegen, welches das Winterlager dieser Thiere war, das sie um diese Zeit herauswerfen, und an desselben statt, wieder frischgedörrtes hineintragen.

Die vorzüglichsten Gebirgsstöcke, die uns zu dreyen

Seiten umgaben, waren nachfolgende: gegen Mitternacht liegt der Gemsistock, der vermuthlich seinen Namen von den Gemsen her hatte, die sich ehmals häufig in dieser Gegend sollen aufgehalten haben. Nicht weit davon erhebt sich ein anderer Gipfel in die Höhe, welcher der Treibstock heißt, wohin die Jäger die Gemsen hinzutreiben suchten, indem sie da dann völlig eingeschlossen waren, und nirgends wohin mehr fliehen konnten. Nicht weit von diesem gegen Abend liegt der dritte Gebirgsstock, welcher den Namen Geißbutzstock tragt. Zwischen diesen zwey letztern führt ein Weg über die Gletscher in's Urnerland. Gegen Mittag hatten wir endlich den Tödi vor uns, dessen scheußliche Höhe und Grösse seines Umfangs, uns, je höher wir kamen, und je deutlicher er sich uns zeigte, desto mehr Erstaunen und Bewunderung abnöthigte. — Zwischen diesem letztern und dem Geißbutzstock kann man auch über den Gletscherfirn nach Disentis kommen, und unsere Sennen versicherten uns: daß wir in Zeit von 3 Stunden, von dem obern Stafel weg, über den Gletscher Grath hinüber, obiges Dorf erreicht haben würden. Schon im Jahr 1542 wurde ein Plan entworfen, den man im Jahr 1771 wieder erneuerte, um über diese Gebirge von Bellenz her eine eigentliche Fahrstrasse in unser Land zu machen, und so einen starken Paß durch dasselbe zu bewerkstelligen, der das Land für die damit gehabten Auslagen wieder reichlich entschädigen würde; allein man hatte zur Ausführung eines so grossen Werks — leider! allezeit allzu wenig Muth und Entschlossenheit, und daher ließ man es immer bey dem blosen Entwurfe bewenden.

In dieser Gegend erinnerten wir uns auch einer Begebenheit, die sich zu Ende des Augusts im Jahr 1786, auf diesem Gletscherfirn zugetragen hatte. Drey reisende Engländer kamen damals auf den obern Stafel der Sandalp, und wollten, nachdem es die Nacht vorher einen kleinen Schnee geworfen hatte, über den obigen Gletscherfirn nach Disentis wandern. Der damalige Senn, Fridolin Hösli, Wildheuer von Ennetbüels weigerte sich lange sie zu begleiten, und stellte ihnen das Gefahrvolle dieser Reise auf's nachdrücklichste vor, indem, wenn der Gletscher überschneit ist, die Spalten des Gletschers unsichtbar sind, und man dann Gefahr lauft, an diesen Stellen mit dem Eis einzustürzen. Aber alle Vorstellungen waren bey diesen Verwegenen vergeblich, und einer davon erbot sich sogar, allen voran zu gehen. Mit diesem Bedinge willigte also auch der Senn ein, und die ganze Gesellschaft trat ihre beschlossene Gletscherreise an. — Allein — da sie sich mitten auf dem Firn befanden, ward der verwegene Führer unerwartet und augenblicklich den Augen seiner erstaunten Gefährten entrissen, und in dem fürchterlichen Abgrunde verschlungen, wo sie ihn in dem sich darunter befindenden Gletscherwasser auf immer versenkt glauben mußten, und weder Ton noch Stimme mehr von ihm vernahmen. Die zwey Fremden gaben daher alle Hoffnung auf ihren Gefährten noch retten zu können, und zeigten sich über den erlittenen Verlust ganz gleichgültig; hingegen der Senn wollte noch alles zur Rettung versuchen, und lief eilends in seine Hütte, um Seiler und Stricke zu holen, um damit, im Fall der Verunglückte noch leben

sollte, ihn zu retten. Ohne den Versuch abzuwarten, kehrten die übrigen zwey in die Sennhütte zurück, und lachten über die vergeblichen Bemühungen des gutmüthigen Aelplers. Doch -- wie staunte dieser! als ihm unterwegs der Verunglückte jauchzend entgegen kam, und ihm die auffallende Art seiner Rettung erzählte. Er war nämlich nicht ganz in das Gletscherwasser gestürzt, sondern konnte sich, indem er einige Klafter tief hinunterglitschte, während dem Fall, zwischen den beyden Gletscherwänden ansperren. Einige Minuten lag er in einer völligen Betäubung, wovon er sich aber schnell wieder erholte. Darauf schnitt er, mit seinem grossen Sackmesser, Stuffen in die eine Gletscherwand hinein, und indem er in diese mit den Füssen hineinstieg, hatte er sich mit beyden Händen an der andern Wand festgehalten und rückwärts hinaufgeschoben, und dies so lange wiederholt, bis er gerettet war; zu diesem that er noch die frohe Aeusserung hinzu: er sey jezt unter seinen Gefährten der glücklichste gewesen, indem er die schweizerischen Gletscher nicht nur von aussen, sondern auch von innen gesehen habe. -- Den Rettungseifer seines braven Sennen bezahlte er mit einer Louisd'or.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde in dieser wilden Alp herumgewandert waren, so begaben wir uns wieder gerne auf den Rückweg. Mitten auf diesem nach der untern Stafelhütte, trafen wir alle Sennen und Knechte von beyden Sennereyen an, die mit der Ausbesserung des Weges zur obern Stafelhütte beschäfftigt waren, weil sie des folgenden Tags mit dem Vieh hinauffahren wollten. Recht sehr mußten wir uns dar-

über verwundern, wie es möglich sey, mit dem Rindvieh hinauf, und, was uns noch unmöglicher schien, wieder mit ihm unbeschädigt herabzukommen, das einzig durch die Art, wie der Senn dabey verfährt, und wovon ich oben (S. 9) weitläufig geredet habe, begreiflich wird.

Nachdem wir uns eine kurze Zeit neben diese Sennen an die Strasse hingesetzt hatten, lenkte ich das Gespräch auch auf die Mineralien dieser Gegend. Sie erzählten uns darauf von verschiedenen Fremden, welche diese Gebirge in der Absicht untersucht haben. So sey z. B. zu Anfang des Sommers ein Berner Herr auf dieser Alp gewesen. Dieser habe ein Pferd und einige Sprenginstrumente mit sich geführt, und sey vorzüglich auf Krystalllager ausgegangen. Er habe einige Felsen angebort und gesprengt, von denen er zuversichtlich behauptete: daß grosse Krystalllager darin verborgen liegen, wenn man in das Innere derselben hineindringen könnte; allein dies wäre beynahe unmöglich, indem die Felsen allzu hart, und die Instrumente allzu schnell abgenutzt seyen.

Ein alter grauer Senn, der auch zugegen war, hörte so einige Zeit den Gesprächen seiner Söhne und Knechten zu, bis er endlich auch das Wort nahm, und einiges von dem Gesagten mit folgendem zu berichtigen suchte:

„Es ist eben nicht jedermanns Sache, die Erze im „Gebirge aufzufinden; es braucht dazu eigene Leute. „Es war vor alten Zeiten öfters ein kleines Männchen „auf unsere Alp gekommen, das ein Venediger war, „und hatte jedesmal einen Sack voll Steine mit sich

„hinweggetragen. Dieser habe ihm einmal im Ver„trauen erzählt: es gebe viererley Geister; einen „über den Himmel, einen andern über die Hölle, ei„nen über die Erde und die Natur, und einen über „die Menschen. Der über die Erde decke alle Schön„heiten in der Natur, und vorzüglich auch die Erze, „die sie enthalte auf; weil aber der Geist über die „Menschen wisse, daß wenn sie allzuviel Erz bekämen, „sie dadurch nur lasterhaft würden, so verdeke er die„selben immer, und mache sie also den Menschen un„sichtbar. Nur wenige können daher dieses Geistes „Verblendungen entdecken; der Geist der Natur müsse „es ihnen selbst zeigen", u. s. w.

Wir hörten alle aufmerksam der Erzählung des ehrlichen Alten zu; „ja", setzte einer von den Sennen hinzu, „die Venediger (*) verstehen wohl „rechte Künste! — Ich hatte einmal in einer „Schweizeralp einen Stein gefunden, der des Nachts „wie ein Feuer leuchtete. Ich verbarg ihn in der „Hütte, und hoffte bey einem Liebhaber Geld dafür „zu erhalten. Einige Tage darauf übernachtete ein „Venediger in unserer Hütte, der diesen Stein — ob„schon ich ihn in einen Lumpen eingewickelt und ver-

„borgen

(*) Auch auf dem Harzgebirge herrscht noch eine alte Sage unter dem Volk, daß ehmals alle Jahre Venetianer dorthin gekommen, und Erz weggetragen haben. Bes. Göze, nützliches Allerley.

„borgen hatte, dennoch verspürt haben muß, und ihn „mit sich forttrug" (*).

Nachdem wir auf diese Weise hier einige Zeit verweilt hatten, schieden wir von unsern biedern Landsleuten, erfrischten uns unten in der Hütte, bey dem zurückgebliebenen Senn noch mit Milch, und langten den gleichen Abend in Linthal im gleichen Wirthshause wieder an, von dem wir des Morgens ausgegangen waren. Hier trafen wir am Tische den alten Freybergschütz aus der Gemeinde Reuti an, der so eben aus dem Gebirge zurückgekommen war, und sich mit einem Schöppchen Wein erquickte. Neben ihm lag ein des Morgens frühe geschossener Gemsenbock, der etwa 60 Pfunde wog, und von dem er ungefähr 12 bis 14 Gulden zu lösen hoffte. So wie der alte Krieger gerne von den gelieferten Schlachten, denen er beywohnte, und von seinen dabey verrichteten Heldenthaten redet, so schwatzt vorzüglich der Jäger von nichts

(*) Der Kapuziner P. Clemens von Appenzell meldet auf eine ähnliche Weise, daß ein Bauer des Nachts einen faustgrossen Karfunkelstein im Brüllisauer Tobel gefunden, den er schon in den Händen gehabt, aber wieder weggeworfen habe, als er ihn bey Nacht leuchten sah, weil er glaubte, es könne kein Stein leuchten, anders der leidige Satan habe seine Hand dabey im Spiele. — Bes. J. J. Scheuchzers Orictographie, S. 235, und Walsers Appenzellerchronik, S. 16. — Nach Markgrafs Versuchen haben mehrere Schwerspathe und Gipse die Eigenschaft das Tageslicht anzuziehen und im Finstern zu leuchten.

lieber und feuriger, als von seiner auf der Jagd gemachten Ausbeute. Bewundert man dann seine Geschicklichkeit, so haben seine Erzählungen gar kein Ende, sondern er häuft eine Geschichte auf die andere. Hievon überzeugte uns auf's neue der etlich und 70 Jahre alte Greis. Mit der größten Lebhaftigkeit erzählte er uns, wie er vor etwa 20 Jahren auf einer Gemsen-Sulzläcki (*) 3 alte Gemsen mit einem Schuß und

(*) Es giebt nemlich fast auf allen Hochgebirgen der Schweiz gewisse Stellen, die man Sulzläckinen, Gläcken, oder Läkinen nennt, die der grosse C. Geßner mit folgenden Worten beschreibt: „Die „Gemsen sammeln sich gemeiniglich bey etlichen san„digen Felsen, lecken den Sand, reiben ihre Zunge „und Rachen damit, machen ihnen selbst also Be„gierde zu essen, als ob es Salz wäre, und werden „aus dieser Ursache von den Jägern und Einwohnern „des Landes Sulzen genennt". Diese Läckinen werden in nasse und trockene eingetheilt; erstere bestehen aus sandigen Morästen, die ehender einen süßlichen als salzigen Geschmack haben sollen, letztere hingegen sind Gebirgsarten von kalkschiefriger Natur. Im Glarnerland findet sich z. E. eine solche Stelle auf dem Glarnisch, eine auf dem Kammerstock, zwey im Durnachthal, zwey im Freyberg, eine im weissen Wald zwischen Ellm und Matt, eine auf Altenohren und an andern Orten mehr. Diese Oerter sollen indessen nur die Gemsziegen mit ihren Jungen besuchen — also von Jakobi bis in den Augstmonat — wo es dann auf diesen Gebirgen zu gefrieren anfängt. Sie kommen alsdann im Neumond ganze Stunden weit 4 bis 5 Tage

einer Kugel und zweymal 2 auf die gleiche Art erlegt habe. Besonders lobte er uns die alten Zeiten; „Da", sagte er, „war auch noch Gewild anzutreffen, aber jezt „ist dagegen alles wie ausgestorben"! — Bisweilen habe er sich auch im Gebirge verstiegen, sich aber immer wieder durch einen zwar gewagten aber glücklich gelungenen Sprung gerettet. -- Nicht selten seye er in später Herbstzeit von Nebeln umhüllt worden, wo er theils ganze Täge etwa unter einem Felsen stille stehen, theils wie ein Blinder, nur auf das Gerathewohl hin, im Finstern herumtappen mußte. — Er äusserte besonders auch seine Verwunderung über die sogenannten Oelblanken auf der Limmernalp, von denen er mir sagte: daß er schon öfters des Morgens in diese Gegend gekommen, wo ihm ein so heftiger Geruch in die Nase gestiegen seye, als wenn überall Steinöl ausgeschüttet worden wäre. Er behauptete sogar: daß wenn man an diesen Orten, je nachdem ein Wind wehe, die Hände auf dem Boden und im Gras herumreibe, sie ganz schmutzig werden, und den völligen Steinölgeruch erhalten.

Den folgenden Morgen kehrten wir durch die nemlichen Dörfer, durch die wir hieher gekommen, zurück

nacheinander in vollem Sprunge daher gelaufen, und zwar Morgens bey Tagesanbruch, oft vor Tag, und selten Abends im Zunachten, wo sie sich ungefähr eine Stunde lang daselbst aufhalten, und mit der größten Eilfertigkeit und Begierde lecken, und dann wieder davon springen. Doch hierüber umständlicher an einem andern Ort, wo ich die Naturgeschichte der Gemsen beschreiben werde.

nach Hause, und jeder von uns grif darauf wieder mit gestärkten und verjüngten Kräften zu seinen Berufsarbeiten.

In Linthal liessen wir uns auch den Weg zeigen, der hier über das Gebirg nach dem Kanton Ury führt. Von dem Dorf Linthal geht man durch die Fruttberge in die Alp Unterfreyteren in einer Stunde, von da nach Oberfreyteren in einer halben Stunde; aus dieser Alp kommt man auf den Urnerboden oder Urneralp, die eine Stunde lang ist, bis zu dem Klausenberg in 2 Stunden, darauf nach Speyringen in 2 Stunden, nach Bürglen in einer Stund, bis in den Hauptflecken Altdorf in einer halben Stunde.

Von Linthal führt auch ein höchst mühsamer und gefährlicher Pfad über die Clariden-Gebirge in das Schächenthal des Urnerlands, der aber einzig von dem Gemsenjäger benutzt wird.

Alpen in den Reutiner Huoben.

Bräch ehmals 134 St., jetzt 130 Stösse.

Braunwald jetzt 260 Stösse, wenn aber künftig 3 Tage später als von denen an Bräch und Vorderbächi zu Alp gefahren wird, so sollen die Alpgenossen wie ehmals 270 Stösse auftreiben mögen.

Zusammen ehmals 404 St., jetzt 390 Stösse.

* * *

Ueber diese leztere Alp führt ein Weg in den Kanton Schwytz hinüber. Aus dem Dorf Rüthi o'

Luchsingen bis in den untern Stafel der Braunwaldalp ist es 2 Stunden, bis an den obern Stafel wieder eine Stunde, von hier bis auf den Grath hinauf eine Stunde, über die schweizerische Chaarenalp auf den Milchberg 1 1/2 Stunde, in das Bisisthal eine Stunde, in das Muttenthal eine Stunde, in den Hauptflecken Schweitz 3 Stunden.

* * *

Unter Braunwald, am Fusse des Stachelbergs, unfern dem Braunbach findet sich ein Mineralwasser, welches gegenwärtig das einzige im Glarnerlande ist, dessen man sich in Krankheiten bedient, das aber wirklich noch eine viel sorgfältigere Benutzung verdiente. Nachstehende Bemerkungen verdanke ich dem gelehrten und verdienstvollen Herrn Doktor Marti in Glarus, dessen gemachte vielfache Erfahrungen hierüber gänzlich entscheiden können. „Das „Mineralwasser in Braunwald", dies sind seine eigenen Worte, „war im Lande bis in das Jahr 1769 un„bekannt und unbenutzt. Scheuchzer muß wohl etwas „davon gehört haben, wie Herr Trümpi in seiner Chro„nik meldet, in meiner Edition finde ich aber nichts „davon; auch ist es ungewiß, ob es die gleiche Quelle, „oder eine andere, unweit davon gelegene, die erst letz„tern Sommer mir bekannt worden, und noch sparsa„mer als diese fließt, betreffe, was Scheuchzer an„merkt (*). In obbemeldtem 1769sten Jahre wurde die

(*) In Scheuchzers Reisen über die schweizerischen Gebirge, herausgegeben von Sulzer, im 2ten Theile,

„Gattin des damaligen Pfarrers in Linthal von einem
„Halbschlag auf der einen Seite gelähmt; ich schlug,
„als Arzt, das Baadner Bad vor; der Herr Pfarrer,
„in Erwägung der grossen Schwierigkeiten und Unbe-
„quemlichkeiten, welche mit einer Kranken, die so un-
„behülflich war, an einen entlegenen Ort zu reisen,
„sich entgegensetzend, fragte mich: ob dann nicht auch
„etwa Wasser in unserm Lande wären, welche den
„gleichen Dienst, wie die ausländischen leisten könnten?
„Er wolle mir ein Wasser aus Braunwald schicken; ich
„solle es untersuchen. Es geschahe; ich fand es sehr
„reichhaltig mit einem Gaz geschwängeret, welches
„meines Erachtens die Nervenkraft reizen, und die
„verstopften feinen Kanäle wieder eröffnen könnte. Es
„wurde alsobald veranstaltet, daß die Frau Patientin
„täglich zweymal in einer grossen Badwanne darin ba-
„den konnte, indeme man eine genugsame Quantität
„vom Berge, Tag für Tag holen ließ, solches wärmte,
„(jedoch nicht bis zum Sieden, weil seine flüchtigen
„wichtigen Kräfte dadurch verloren gehen) und so lau
„badete, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß
„sie wieder ganz hergestellt worden ist. Eine ähnliche

auf der 72sten S. steht folgende Nachricht hierüber:
„Oberhalb dem Dorf Linthal, an dem Fuß des Stahl-
„bergs, an einem sehr gähen Ort, in Herrn Land-
„vogt Steussis Gütern, ist ein Alaunwasser, wel-
„ches innerhalb einer kleinen Zeit das eingelegte
„Silber vergoldet, so aber ohne Gebrauch ist, wei-
„len es an einem ungelegenen gefährlichen Orte,
„und nur Tropfenweise aus dem Felsen hervor-
„quillt".

„Nur habe ich bey einer andern schlagflüssigen Person, „welche vorher zwey Jahre nach einander das Baad- „ner Bad vergeblich gebraucht hatte, von diesem Was- „ser gesehen".

„Sehr wirksam hat es sich auch gezeigt bey der knot- „tigen Glaichsucht, so daß ich beobachtet, daß die „Knotten bey einer alten Person auf den Händen meist „verschwunden waren".

„Besonders zeichnet es sich auch in Heilung aller „Ausschlagkrankheiten der Haut und der hartnäckigsten „Krätze aus. Als Beyspiel will ich nur anführen: „Vorletztes Jahr gabe einem Mädchen (welches unweit „dieser Quelle wohnt und bey mir für eine häßliche „Krätze Rath suchte, womit es von den Füssen bis an „den Hals dergestalt überzogen war, daß ich mir nicht „getraute, Salben und dgl. anzuwenden) den Rath, „sich dieses Wassers innerlich und äusserlich zu bedienen; „unlängst sah ich dieses Mädchen ganz gesund, welches „mir erzählte: es seye ein einziges mal zu dieser Quelle „gegangen, habe sich ausgekleidet, und überall am Kör- „per gewaschen (denn zum Baden ist kein Raum auf „der Stelle) und davon seye es ganz geheilt worden".

„In Geschwüren ist es auch sehr wirksam; in einigen „aber, welche keinen starken Reitz vertragen können, „ist es zu scharf, und muß mit anderem Wasser tem- „perirt werden".

„Nicht weniger vortrefflich sind seine Wirkungen in- „nerlich gebraucht, vorzüglich in den unbändigsten Ma- „genkrämpfen, welche von einer sauern Schärfe her- „rühren; davon habe ich viele Beyspiele gesehen, daß „ein Paar Krüge diesen quälenden Schmerz ganz geho-

„ben, wowegen oft Monate lange vergeblich Arzneyen „gebraucht worden".

„Auch heilt es die Kröpfe".

„Ich hätte noch mehrere eben so wichtige Beobach= „tungen, die ich der Kürze halber übergehe; nur muß „ich seinen Nutzen noch rühmen, den ich in skrophulo= „sen Lungensuchten beobachtet habe. Man kann es „präservative wie jedes Mineral= oder gashaltiges Was= „ser gebrauchen, und kurative, den Schleim und die „Verstopfungen in den verschiedenen Eingeweiden des „Leibs aufzulösen. Es passirt durch die Nieren ge= „schwinder, als kein anderes Mineralwasser".

„Sein Hauptbestandtheil ist Schwefel = Leber = Luft, „wovon der Dunstkreis bey der Quelle so angefüllt ist, „daß die silbernen Schuhschnallen ganz vergoldet wer= „den, wenn man eine viertel Stunde an der Quelle „steht, ohne vom Wasser befeuchtet zu werden. Seine „fixen Bestandtheile sind Schwefel, Selenit und Eisen, „nebst einem Mineralalkali. Die Quelle ist sparsam, „doch könnte man vermittelst einem Sammler 20 bis 30 „Badkästen in 24 Stunden damit aufüllen. Seitdem „ich dessen Gebrauch gelehrt habe, haben mir nicht „nur andere Aerzte gefolgt, sondern es lassen auch „viele Leute -- ohne Rath von Aerzten, dasselbe ho= „len, so daß die Bewohner des Dörfchens Reüti, die „nur 1 1/2 Stunde davon entfernt sind, jährlich ei= „nen ziemlichen Verdienst von dieser Lieferung haben".

„Einen Lokalumstand muß ich noch nachtragen, der „zugleich Aufschluß giebt, wie das Wasser so lange „habe können ungekannt und unbenutzt bleiben. Man „muß nemlich erst eine Stunde vom Thal Berg an

„steigen, dann wieder eine halbe Stunde zwischen Klip„pen Bergan klimmen, um dahin zu kommen, wo es in „einem Felsenbecken liegt. Es wäre durch bleyerne oder „hölzerne Röhren, (letzteres ist Gesundheitswegen vor„züglicher) gar leicht, dasselbe in das Thal hinunterzu„bringen, und ich zweifle auch gar nicht, es werde „sich durch täglich erneuerte Proben seiner Kraft, die „es bey so sparsamem und mühsamem Gebrauche be„weiset, nach und nach zum Range der beßten Gesund„brunnen von Europa hervordrängen, gleich der Pyr„monterquelle, welche, laut der Geschichte, auch 300 „Jahre bekannt, aber gleichwohl wegen Armuth und „Entlegenheit des Orts unbenutzt und verachtet dahin „geflossen".

Alpen in den Bettschwander Hubden.

Diesthal samt dem Käsgaden ehmals 187 St., jetzt 184 Stösse.

Helsli wie ehmals 15 Stösse, mit dem Bedinge, daß Rämeren und Salzbühl ferners zur Alp geätzet werden.

Diesthal im Bodmen, ehmals 40 St., jetzt 36 Stösse.

Zusammen ehmals 242 St., jetzo 235 Stösse.

* * *

Der Diesthalersee liegt auf der ersten Alp gleichen Namens, besteht aus drey ganz kleinen Bergseen, die den Dornhausbach aus sich ergiessen, und ebenfalls Goldforellen ernähren.

Alpen in den Ritfurner und Luchsinger Huoben.

Schwanderbächi ehmals 228 1/2 St., jetzt 212 Stösse.

Oberblegi wie ehmals 138 1/2 Stösse.

Zusammen ehmals 367 Stösse, jetzt 350 1/2 Stösse.

* * *

Auf der Alp Oberblegi liegt ein sehr tiefer Bergsee, gleichen Namens, der ungefähr eine halbe Stunde im Umkreis hält. Er hat unter dem Boden seinen verborgenen Abfluß, und geht erst ob dem Dorfe Leuggelbach oben im Gebirge zu Tage aus, wo er sich über die Felsen in Locken zertheilt, herabwirft, und Leuggelbach heißt.

Wagner meldet in seiner Helv. histor. natur. p. 57, und Scheuchzer Lib. cit. S. 72, von diesem See: „Er enthalte insonderheit viele Hechte, unter „denen einer von ungeheurer Grösse seyn soll, der die „übrigen bald alle verschlinge". Hr. Trümpi hingegen sagt in seiner Glarnerchronik S. 59. „Der „See ernährt keine Fische; doch schwimmen wilde „Enten darauf herum". Gewiß ist es, daß sich gegenwärtig einzig die Goldforelle darin aufhält, wovon man schon viele mit dem Angel gefangen hat, und welche von einigen Pfunden solcher Fische abstammen, welche man vor etlichen Jahren hineingeworfen hatte. —

Alpen in den Schwander Huoben.

Neuenhütten wie ehmals 72 Stösse.

Niederen, wenn der dazu erkaufte Berg und Ellmer Böden dazu benutzt werden, wie ehmals 327 Stösse.

Guppen ehmals 60 St. und 200 Schafe, jetzt 50 Stösse, nebst 160 Schafen.

Ennensewen wie ehmals 250 Stösse.

Zusammen ehmals 709 St. und 200 Schafe, jetzt 699 Stösse und 160 Schafe.

* * *

In der Alp Guppen besteht ein grosses Gebirg aus dichtem rothem Eisenstein, das in den urältesten Zeiten benutzt wurde, indem nicht nur an drey Orten auf der Alp die alten Stollen noch kennbar sind, sondern auch der Ort bey Schwanden am Niedernbach in der Herren (diese Stelle heißt deswegen so, weil der Platz daselbst ehmals von der Obrigkeit als Handeigenthum benutzt wurde) bekannt ist, wo ehmals die Eisenschmelze stand. — Ich konnte unter den Archivsschriften des Landes nirgends keine Nachrichten hievon auffinden; hingegen unter dem schriftlichen Nachlaß des seligen Herrn Landammann Ellmers fand ich nachstehendes Instrument:

„Wir der Landammann und ein zweyfa„cher Rath des Lands Glarus bekennen und „thun kund öffentlich mit diesem Brief, daß wir aus „vollmächtig gegebenen Gewalt unserer vollkommenen „ganzen Landsgemeind, aus besondern Gnaden, und „um gemeinen Landesnutzen wegen, auch zu Oeffnung

„und Förderung des Bergwerks Guppen, allen und „jeden unsern inwohnenden Landleuten, so sich innert „Monatsfrist verschreiben lassen, und solch Bergwerk „zu bewerben begehren, ihren Erben und Nachkommen „frey und ledig aufgethan, geöffnet und gefreyt haben, „freyend auch ihnen mit Kraft und Urkund des Briefs, „nemlich den ganzen Berg zu Guppen, was Gebirgs „in derselben Alp ist, sammt dem Eisenerz selbst, so „wie etlich Zeit vorher beworben; deßgleich anderley „Erz und Metall, so in obgenanntem Berg ist, und „funden werden möchte, es sey Silber, Kupfer u. „dgl. nicht ausbedungen, besonders den obgenannten „Berg alliglich, wie der genannt ist, von seinem Spitz „bis an den Fuß, ob und unter der Erden, alle und „jede Gelegenheit desselben Bergs, wo Erz gefunden „werden möchte, nicht ausgeschlossen. Wir haben ih„nen auch verliehen und zugestellt zu Blattenow die „Hofstatt, Wasserflußbett, Gezimmer, Dach und Ge„mach, Schmidten, Oefen, Hämmer, Essen, Zangen, „Eisengeschmid, und alles sammt der Weid und dem „Gut dabey belegen, wie wir es vormals genutzt und „geprüft haben. Und damit allen und jeden unsern „Landleuten, so sich innert Monatsfrist dazu einschrei„ben lassen, von uns Schutz und Schirm ertheilt wer„de, so erzeigen wir ihnen solich Freyheit, wie her„nach lautet":

1tens. „Sollen die, die das Bergwerk betreiben, „uns und unserm Land zu ewigen Zeiten, den zehen„ten Theil Erzes von allem Metall, so funden wird, „zu geben schuldig seyn, mit Namen den zehenden Kü„bel voll, den sie uns aus der Grube stürzen sollen;

„was dann aber weiter für Kösten darauf gehen, mit „Herabführen, Schmelzen u. dgl., den Kosten müssen „wir an uns haben. Ob wir aber keine eigene Schmelz„hütte haben oder bauen werden, so sollen uns ge„dachte unsere Landleute den Zehenden geschmelzt ge„ben, doch sollen wir ihnen dann den zehenden Pfen„nig am Kosten in der Hütten zu schmelzen ab„richten".

2tens. „Wir wollen auch hiemit in Kraft dieses Briefs, „sie alle und jede besonders für Steur, Schnitz und an„dern Beschwerung freyen, ausgenommen ihr Haab und „Gut, so sie aussert dem Bergwerk haben, von selbem „sollends geben, wie bisher Gebrauch ist. Auch freyen „wir alle Bergleut, ausgenommen Uebelthäter, und die „das Malefiz angetast hat. Es sollen aber alle diesel„ben, die sich unter uns setzen, uns nach Gebühr, mit „Eidespflicht und Gehorsam gegen unsere Gebote und „Strafen gebunden seyn, wie andere unsere Hin„tersäs, sich auch in Kriegsläufen wie diese betragen „müssen".

3tens. Und dieweilen genannte Bergwerksleute uns „von allem Erz zu allen ewigen Zeiten den Zehenden „zu geben verbunden sind, so thun wir ihnen die Gnad, „und vergunnen ihnen und ihren Erben, auch allen „ihren gedingten Knechten, alle und jede unserer Höl„zer, es sey zu Kohlen, zu ziemlichen Behausungen, „und anderer Nothdurft zum Bergwerk zu verbrauchen, „ausgenommen eigen Bauhölzer und Tagwenshölzer, „und die so sonderen Personen eigen sind, und von „dem allem dörfen sie uns kein Steur, Waldzins oder „Forstrecht geben".

4tens. „Wir gunnen ihnen auch in unserm Land al-
„lenthalb Steg und Weg, Strassen, Landgrund und
„Boden, und alle Wandlung zu und von solchem Berg-
„werk zu Mülinen, Schmelzhütten, u. dgl. zu Wasser
„und im Wald zu gehn, zu reiten und zu fahren, zu
„ihrer Nothdurft ewiglich. Wo aber sich begäbe, daß
„man etwa müßte Steg und Weg gebrauchen, die
„etwa eigen sind, sollen sie nach der verordneten, so
„wir dazu geben werden, Erkanntnuß Abtrag thun;
„deßgleichen auch sonst um andern zugefügten Schaden".

5tens. „Und ob man aber nothdürftig würde zu bauen
„Schmelzhütten oder Mühlenen auf eigne Güter, dar-
„zu soll man schuldig seyn, Wasserleitungen zu geben,
„doch daß man denen, so Schaden beschieht, Abtrag
„thue, nach genannter verordneten Erkanntnuß".

6tens. „Ob man aber gemeiner Strassen zu dem
„Bergwerk nothdürftig seyn würde, soll sich die Obrig-
„keit mit denselben vertragen, den Bergleuten ohne
„Schaden".

7tens. „Ob sich künftiger Zeit fügen würde, daß un-
„sere Landleut, so dies Bergwerk annehmen, oder ihre
„ewige Nachkommen, etlich Zeit ein oder mehrere
„mahl feyren, und solch Bergwerk unbeworben würden
„lassen, in Zeiten, so sie das wohl bewerben möchten,
„und sie weder Krieg, Sterben, Winterschnee oder
„ander Unrath nit hinderte, und uns Landammann
„Rath oder gemeinen Landleuten nothwendiger und
„nützer bedunken würde, das Bergwerk zu bewerben,
„so haben wir und unsere Nachkommen, zu jedemmal,
„als solch geschieht, vollmächtigen Gewalt, dieselben,
„so dann zumal unser Leehen und Bergwerk inn hät-

„ten, zu mahnen und zu heissen, daß sie innert eines „halben Jahresfrist, dies Bergwerk wiederum bewer„ben, ausgenommen bey Sterbet u. dgl. — und soll „es allweg und zu jeder Zeit, so oft sich das begiebt, „und darüber unsere Bergwerksleute unserm Geheiß „nicht Statt thäten, und solch halb Jahr verscheinen „liessen, oder künftiger Zeit sie sonst freywillig von „diesem Bergwerk abstehn und sich entziehen woll„tend; so mögen wir alsdann das Bergwerk andern „verleyhen und gunnen, oder selbst innhaben, und da„mit handeln nach unserm Gefallen, für uns und un„sere Nachkommen".

8tens. „Es soll auch dann zu Blattenow die Hofstatt, „Hofreite, Wasserfluß, Kett, Gezimmer, Dach und „Gemach, Schmidte, Hämmer, Essen, u. dgl., samt „der Weid und dem Gut darbey gelegen mit allem, „und nicht mehr, was sie von uns bekommen, wieder„um uns heimfallen, und soll solches jetzmals durch un„sere dazu Verordneten aufgeschrieben werden, damit „man künftiger Zeit wüssen mag, was und wie viel „an uns wiederum heimfallen solle; und was darin „verbessert, erbauen oder weiters da wäre, das soll „denen zufolgen, so dann zumal das Bergwerk inn„gehabt".

„Bey diesem allem versprechen wir, die Räth und „Gemeinden, männiglichen zu schützen und zu schirmen, „mit guten treuen, ohn Gefärd; als auch wir und un„sere gemeine Landleut vorher eine Bergfreyheit ver„brieft, und aufgericht, auf den ersten Tag des Mo„nats Mertzens nach Christi Geburt gezählt 1527, und „dazumal alle Gepirg in unserm Lande gefreyt sind

„worden — so uns aber die Jahr her unbeworben an„gestanden, haben wir den Berg und Alp zu Guppen „in den Zielen und Marchen, wie in diesem Brief „vorgeschrieben ist, jetzmal davon gänzlich ausge„schlossen und verliehen unsern Landsleuten als vorstaht, „doch in ander Weg dem vorgegebenen Freyheitsbrief „ohne Schaden — Welches alles Landammann und „zweyfacher Rath mit des Lands Secret-Insigill zu „Glarus besigelt und bekräftigt, der geben ist, auf „Donnstag nach St. Philipp und Jacobs, der Heil. „12 Botten Tag, da man zählt nach Christi Geburt, „1530. — Und erneuert den 24. April 1569".

* * *

Man trifft hin und wieder in den Alpen beynahe senkrecht hinunter gehende Höhlen an, in welchen ein hineingeworfener Stein lange Zeit von einer Seite zur andern springt, und zuletzt in ein Wasser hinunter fallen gehört wird, das unstreitig eine Folge der vielen Spälte und Zerklüftungen ist, denen unsere Kalkgebirge immer mehr unterworfen sind, und die einst bey entstehenden Erdbeben sich fürchterlich losreissen und in's Thal herabstürzen könnten. Auf der Alp Guppen finden sich an einigen Stellen solche Löcher, worunter das Thöniloch das bekannteste ist.

* * *

Ueber die Höhe der Guppenalp, kann man das stolze kegelförmige Glärnischgebirg besteigen, das gewiß die Bewunderung eines jeden Durchreisenden erhält, und an dessen westlichem Fusse der Hauptflecken Glarus liegt. Dieses Gebirg wird in drey Gebirgsstöcke eingetheilt, in den vordern, den mittlern

und

und den hintern Glärnisch; wovon auf dem letztern der Feurberg der höchste Gipfel ist. Von Guppen geht man bis auf den Gletscherfirn, über diesen bis an den Rüchistock auf den hintern Glärnisch, ebenfalls auf dem Gletscher der den ganzen vordern Glärnisch bedeckt, und sich bis hinter den Feurberg erstreckt. Von Guppen bis auf den Rüchistock hat man drey starke Stunden. — Von da bis auf den Feurberg vier Stunden mühsam Bergan zu steigen oder über Gletscherfirne zu gehen.

Ich wollte vor einigen Jahren mit einer Gesellschaft die gleiche Bergreise machen, allein, da wir die Hälfte davon zurückgelegt hatten, so entstand ein heftiger Föhnwind, der an den verwitterten Kalkgebirgsstöcken so heftig anprellte, daß sich zu allen Seiten einzelne Steine ablösten und auf uns herabstürzten, so daß wir uns genöthiget fanden wieder umzukehren.

Alpen in den Glarner Huoben.

Sackberg ehmals 40 St., jetzt 38 Stösse.

Vorder Schlattalpli und Gleither ehmals 14 St. und 300 Schafe, jetzt 12 Stösse, und 270 Schafe.

Das Klönthaler Thal — Schattenseits.

Gemeiner Kirchgenossen Huoben in Glarus.

Seereuti sammt der Ruchweid ehmals 24 St., jetzt 22 Stösse.

Güntlenau ehmals 47 St., jetzt 40 Stösse.

Hinter- und Vordersteppeli sammt dem Flätschen ehmals 25 St., jetzt 16 Stösse. Wenn aber die Alp wieder verbessert wird, so ist der Zutritt nochmalen gestattet.

Lebüsch ehmals 16 St., jetzt 10 Stösse.

Klönstalden wie ehmals 40 Stösse.

Hinterschlattalpli wie ehmals 58 Stösse.

Roßmatt-, Käseren-, Gwerben-, Zainen- und Bachistäfel wie ehmals 116 Stösse.

Roßmatt vor dem Auen sammt der Flucht, über Abzug des darab gezäunten grossen Auenbergs, ehmals 150 St., jetzt 130 Stösse.

Brunnalpli und Krazeren, welche wechselsweise mit den Schwyzeren genutzet werden, jedes andere Jahr wie ehmals 15 Stösse nebst 50 Schaf.

Das Klönthaler Thal — Sonnenseite.

Vorder Reichisau ehmals 40 St., jetzt 38 St.

Hinter Reichisau ehmals 40 St., jetzt 38 St.

Ochsenfeld ehmals 50 St. jetzt 42 Stösse.

Oberlangeneck wie ehmals 141 St.

Unterlangeneck ehmals 114 St., jetzt 106 Stösse.

Ruoggis sammt dem dazu erkauften Rinderalpli wie ehmals 24 Stösse.

Oheyen, sammt der obern und untern Herberig, über Abzug des Oheyen Stäfelis, und anderm davon Verkauften, wie ehmals 94 Stösse.

Oheyen Stäfeli und Schletteren, zusammen ehmals 27 St., jetzt 20 Stösse.

Blankenalpli ist ehmals mit 36 Kühen bestossen worden, wird aber jetzt geheuet.

Zusammen ehmals 1111 St. und 350 Schafe, jetzt 1000 Stösse und 320 Schafe.

* * *

Mitten in dem Klönthaler Thal liegt der schöne blaue Klönthalersee, dessen Länge eine Stunde, und dessen Breite eine halbe Stunde beträgt, und zu dem man von Glarus aus über Riedern, zwischen den ungeheuren Felsenmassen des Glärnisch und Wiggis nach 1 1/2 Stunden hinkommt. In diesen See stürzen sich von den verschiedenen Gebirgen, welche denselben umgeben, eine Menge kleinere und grössere Bergströme, die ihm immerwährende Nahrung verschaffen, wovon die zwey wasserreichsten die Reichisauer- und die Roßmatterklön sind. Ersterer kommt vom Bragelgebirg herunter, und nimmt noch einen Bach aus der Schwellauer- und einen aus der Schweinalp auf. (Noch vor wenigen Jahren war an diesem Bache, auf dem Glarner Boden eine Holzsäge gestanden, die gegenwärtig aber nicht mehr vorhanden ist.) Letzterer hingegen verdankt sein Daseyn dem unermeßlichen Gletscherfirn des Feurbergs, mit dem sich ein Strom aus dem Zainenthäli und der Brunn aus dem sogenannten Dreckloch vereiniget. Dreyviertel Stund hinter dem See in dem Steppeliälpli vereinigen sich beyde Klönströme und fliessen alsdann in den See. — Der Ausfluß des Sees heißt der Löntschfluß, der sich des Sommers tobend in das Glarnerthal herauswälzt und ausser dem Dorfe Nettstall in die Linth fließt. Der See ist sehr

Fischreich, und erhält eine Menge Hechte (Chox Lucius L.) welche auf gleiche Weise, wie die in der Linth geschossen werden, und wovon die schwersten 12 bis 15 Pfund wiegen; Goldforellen (Salmo Fario L.); Reelinge (Perca Fluviatilis L. der Baarsch); Treuschen (Gadus Lota L. die Quappe.) In dem Löntschen und in der Klön bis in die blauen Brünnen ist die Goldforelle gemein.

* * *

Aus den verschiedenen Gebirgen, welche das Klönthal umgeben, wird von den Glarnern alle Jahre eine Menge Bau- und Brennholz bezogen. Ganze Holzergesellschaften kaufen auf den Alpen Ober- und Unterlangeneck, auch auf Erlaubniß der Obrigkeit in Schwyz, von den Schwyzern aus den benachbarten Schwyzeralpen grosse Strecken Tannwaldungen, versägen die Stämme und dicken Aeste in 3 Schuh lange Blütsche (Klötze), und in 18 bis 21 Schuh lange Tremmel; erstere werfen sie wenn der Schnee stark schmilzt oder bey anhaltendem Regenwetter in die Reichisauer Klön, und flözen (flössen) sie bis in den See. Die Tremmel hingegen werden des Winters auf Holzschlitten nach Nettstall, Glarus und in andere Dörfer geführt, um als Bauholz benutzt zu werden. — Auch im Roßmatterthal und der dortigen Gegend am Abhange des hintern Glärnisch, wird viel Holz gehauen, aber alles in Brennholzblütsche versäget, weil aus diesem Thal keine langen Bauhölzer herausgebracht werden könnten. Die Holzklötze werden darauf in die Roßmatterklön geworfen, und auf gleiche Weise wie das obige Holz geflößt. Das Laubholz

wird alles des Winters, wenn der See tief hinunter überfroren ist, auf den Holzschlitten herausgeführt (herausgemännt). Bey dem Flössen über den See verfährt man auf folgende Weise: Man nimmt lange, aber nicht allzudicke, Baumstämme oder Bauhölzer, und kettet einige mit eisenen Ketten, an deren äussern Enden sich Hacken befinden, die man in die zwey aneinander stossenden Enden zweyer Stämme hineinschlagt, zusammen; hat man auf diese Art eine hinreichende Zahl Stämme an einander befestiget, so bildet man damit an dem Ort, wo die Klön in den See lauft, einen Halbmond, der alles geflößte Holz umfangt; ist auf diese Weise alles Holz beyeinander, so schließt man obige Hölzer zusammen, so daß sie einen Zirkel formiren, inner dem sich alle Holzklötze befinden. Zuletzt begeben sich 3 bis 4 Mann auf einen gewöhnlichen Floß aus 8 bis 10 Holzstämmen, und indem dieser vom Nordwind den See hinaufgetrieben wird, ziehen sie den Ring, der bisweilen 3, 4 bis 500 Klafter Holz umschlingt über den Rücken des Sees mit sich fort, bis in die Abrinni (den Abfluß) des Löntschen, wo der Ring geöffnet und jeder einzelne Kloß von dem wilden Strome bis in das Dorf Nettstall fortgeschwemmt wird, wobey übrigens die Flösser alle oben beschriebenen Arbeiten und Gefahren auszustehen haben.

* * *

Das Klönthal wird alljährlich von sehr vielen durch die Schweiz reisenden Fremden besucht, und keiner kann dasselbe jemals unbefriedigt oder in seinen Erwartungen getäuscht verlassen. Die malerischen Schilderungen dieser Gegend, die wir von Graß (Frag-

mente von Wanderungen in der Schweiz, von Carl Graß, Zürich 1797), und von Ebel besitzen, sind gewiß nichts anders, als natürliche Ausdrücke der Empfindungen, welche der Anblick derselben in den Herzen dieser edlen Männer erzeugen mußte. Der See und das Thal zeigt sich dem Reisenden nicht eher, als bis er sich beynahe hart an demselben befindet, aber desto bezaubernder ist der Eindruck, den dasselbe alsdann auf ihn machen muß. Auf einmal öffnet sich vor ihm ein liebliches Thal, in dem ein schöner dunkelblauer Alpsee spiegelt, an dessen Ufer ringsherum fruchtbare Wiesen und Alpweiden liegen, aus denen sich kühne Gebirgsmassen in die Höhe erheben. Oestlich erblickt man den rauhen Wiggis, westlich den kahlen, mit immerwährendem Gletscherfirn überzogenen Glärnisch, und gerade hinaus, im Hintergrunde, den Pragel.

Geht man da, wo der Löntsch aus dem See fließt, über eine Brücke, auf das westliche Ufer, so kommt man in die Teuffen Winkel, wo man das beßte Quellwasser in der Schweiz antreffen wird. — Nicht weit davon liegt das Denkmal, welches Hr. Präsident J. P. Zwicki von Glarus und Hr. Statthalter J. Büeler von Rapperschweil zum Andenken Salomon Geßners, des berühmten Idillen Dichters von Zürich, in diesem Thale errichteten (*).

Wandert man auf dem rechten Seeufer längs dem

(*) Bes. Geschichte von Salomon Geßners Denkmal, in den Alpengebirgen des Kantons Glarus. In einem Sendschreiben von F* J** B**. Bregenz. 1789.

See nach, so kommt man in die Reichisauer Alpen und Berge, durch die ein Bergpfad über den Pragel in den Kanton Schwyz hinüberführt. Von Glarus bis in die Alp Oheyen 1 1/2 Stund; von da durch den Ruoggis in die Alp Vorem Auen oder Hinter Roßmatt eine halbe Stunde; in die Alp Unterlangeneck eine Stunde; in Oberlangeneck und Vorder Reichisau eine halbe Stunde; von da kommt man neben der Reichisauerklön vorbey auf das schwyzerische Territorium in die Alpen Gampel, Schwellauiklön und Pragel 1 1/2 Stund; von dem Pragel in das Muttenthal hinunter 1 1/2 Stund; von da in den Hauptflecken Schwytz 3 Stunden.

Ueber die Saaßberge ist auch ein sehr naher Weg nach dem rothen Thurn und Maria Einsiedlen. —

Dieser Alpenpaß wird in der gegenwärtigen Epoche der Revolutionsgeschichte der kleinern Kantone der Schweiz ewig merkwürdig bleiben, indem der russische General Suwarov aus dem Muttenthal über den Pragel den 1ten Weinmonat im Jahr 1799 mit 25000 Mann zu Pferd und zu Fuß nach Glarus vorrückte, und bey der hartnäckigsten Gegenwehr der Franzosen jeden Schritt Lands mit Blut erkaufen mußte, so daß nur in dem Flecken Glarus mehr als 1200 Mann verwundete Russen lagen.

Das stille friedliche Alpenthälchen Klönthal wurde auf diese Weise in den allerunmenschlichsten Kriegsschauplatz verwandelt, und seine Wiesen und Weiden mit Menschenblut gedüngt, und mit Leichen aller Na-

tionen Europas angefüllt, so wie eine Menge getödteter meistens französischer Soldaten in den See geworfen und den Raubfischen Preiß gegeben wurden. Nur drey Tage konnte sich Suwarov mit seinen Truppen in der Gegend von Glarus aufhalten; den 4ten Weinmonat Nachmittags um ein Uhr fand er sich schon genöthiget über Ellm und den Bündnerberg in das Bündnerland sich zurückzuziehen. Das brave Betragen der rohen ungebildeten Russen in Glarus und in derselben Gegend, beschämte die französischen und kayserlichen Truppen, die in diesem Falle oft weit hinter denselben zurückstuhnden. Zu den Plünderungen, welche die Russen auf ihrer Retirade in den Dörfern Matt und Ellm begiengen, nöthigte sie der gräßlichste Hunger. Vorzüglich den Schuhen und Strümpfen waren sie sehr aufsätzig, indem sie ihre eigenen auf ihren Alpmärschen ganz zu Grunde gerichtet hatten. Wenn sie daher jemand von Manns- oder Weibsleuten antrafen, setzten sie selbige zu Boden, zogen ihnen ihre Schuhe und Strümpfe ab, und begnügten sich damit diese zu haben ohne auch den letztern andere Gewaltthätigkeiten zuzufügen; es war ein lächerlicher Anblick: unter der russischen Armee eine Menge Soldaten in Weiberschuhen mit hohen Absätzen zu erblicken! — Bey ihrem Einrücken in Glarus, wo man an allen Lebensmitteln Mangel hatte, war der Hunger bey den Soldaten so groß, daß sie rohe Eingeweide des Rindviehs, welche die Metzger wegwarfen, ungewaschen, ungesotten und halb verfault von den Misthöfen wegnahmen und begierig verschlangen. Die rohen Russen dienten vorzüglich zum Beyspiel, wie weit es der Mensch in der Abhärtung

seines Körpers bringen könne, indem sie gegen blose Wunden, bey denen keine Knochen zerbrochen waren, sich ganz gleichgültig zeigten. Nach ihrem Einzug in Glarus erblickte man an allen Ecken und Strassen verwundete Soldaten, die aus ihren Füssen, Schenkeln und Armen Flintenkugeln mit Messern herausborten, und mit Blut überzogen waren, ohne daß sie nur die geringste Unbehaglichkeit dabey äusserten. — Da die Russen mit ihrer grossen Menge kleiner Pferde und Maulthiere durch rauhe und ungebahnte Alpenwege nach Glarus hervordrangen, so war mehr als der vierte Theil dieser Thiere, welche ihre Hufeisen unterwegs verloren hatten, hinkend, und von Mattigkeit und Hunger ganz abgezehrt, so daß sie auf ihrem An- und Abzug eine Menge derselben halb oder völlig todt zurücklassen mußten; man hätte um ein fünfpfündiges Brod das Stück, bey Dutzenden solcher Pferde auffaufen können, aber niemand gelüstete darnach (*).

* * *

(*) Nachstehende Stelle aus einem Schreiben eines Freundes von Schaffhausen scheint mir hier des Einrückens werth: „Seit 8 Tagen", so schrieb man mir den 21. August 1799 — „hatten wir hier „zuerst die Erscheinung der Russen in der Schweiz. „Eine Stunde von der Stadt schlug die Infanterie „ein Lager auf, das durch seine Schönheit sich sehr „auszeichnete, und jedermann ward der Eintritt in „dasselbe gestattet; doch nicht so bey den andern nach„kommenden Kolonnen, wo man nur von ferne einen „Blick in das Heiligthum thun durfte. Vor allen „zeichneten sich die Jäger durch ihre Schönheit und

An dem rechten Seeufer hinauf kann man ebenfalls den Scheyenstock besteigen, der ein Horn des Wiggisgebirgs ausmacht, und der sich vor allen andern Gebirgsstöcken des Glarnerlands dadurch unterscheidet,

---

„vortreffliches Gewehr aus; und durch Sonderbar„keit der Kosakenhaufe von Bondie, dessen Lager ich „täglich besuchte. Auf einem Felde, unter kleinen „von Zweigen erbauten Hütten trieben sie ihr We„sen, in der Erde stuhnden ihre Spiesse und ihre „Gewehre, und an ihren Pallasten waren ihre hei„ligen Bilder angehängt, denen sie tiefe Ehrfurcht „erwiesen. Sie beteten fleissig, und hielten ihre „strenge Fasten auch sehr strenge, so daß sie nichts „assen, das von einem lebendigen kam, weder Fleisch, „noch Butter, noch Milch, noch Eyer, hingegen „liessen sie sich geripste (geraubte) Kartoffeln und „Aepfel wohl schmecken. Jeder war im Lager ge„schäfftig, höflich, gastfrey, und — wie die Kin„der — sehr eifrig etwas Neues zu sehen. Durch „die Gesichtsbildung zeichneten sich die Kalmukken, „die unter ihnen sind, sehr aus, auch sah man „Köpfe tartarischen, persischen und chinesischen Zu„schnitts; ja ich glaubte selbst eine Figur Kamtscha„dalischer Art gesehen zu haben. Im Negligee glei„chen alle von hinten einem alten Weiber- und von „vornen einem zerlumpten Mönchenhaufen — aber „Männer erblickte man auch unter ihnen voll An„stand und Würde im Gange und in den Mienen, „wahre Copien von Abrahams Gesichte, die je„dermann Ehrfurcht einflößten. — Die Erdäpfel, „Aepfel, Bohnen, Erbsen, selbst die Trauben muß„ten hie und da, wenn sie gleich noch unreif sind, „Noth leiden" ꝛc.

daß man auf demselben die ausgedehnteste Aussicht in die Ferne geniessen kann. Bey heller Witterung gewährt der Bodensee, Zürchersee, Greiffensee, u. a. m. (8 bis 9 an der Zahl) mit ihren bewohnten Seeufern den reitzendsten Anblick, so wie die fürchterlichsten Gebirgsketten von Schwyz, Glarus, Appenzell, Bünden, Tyrol u. s. w. den Geist mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen. Die Stockhöhe oder der Scheyengrath ist das höchste äusserste End der Alp Oberlangeneck, die man nach 3 1/2 Stunde, von dem Seeufer durch die Oheyenalp erreichen kann, wohin beynahe bis oben auf den Gipfel hinauf, das Rindvieh weidet. Einen noch nähern Weg dahin kann man von dem Dorfe Nettstall einschlagen; wenn man nemlich von da weg in die Auerenalp an den untern Stafel geht, in 1 1/2 Stunde; aus diesem in den obern Stafel eine halbe Stunde; auf die Gaumen 1 Stunde, durch den obern Stafel der Oheyenalp bis auf den Scheyenstock eine kleine Stunde. — Gewöhnlich geht man von Glarus aus des Abends bis in die Langenecker- oder Auerenalp, wo man übernachtet, und dann des Morgens vor Tages Anbruch den Gipfel besteigt, um vorzüglich daselbst den grossen majestätischen Anblick der aufgehenden Sonne zu geniessen. —

*   *   *

Von dem westlichen Seeufer des Klönthals kann man auch die Glärnischgebirge besteigen. Zuerst kommt man in das vordere Schlattalpli in 1 1/2 Stunde, aus diesem in's Gleitter auf die Glär-

nisch Blanggen, und dann auf den Gipfel des vordern Glärnisch 2 Stunden. Auf den mittlern Glärnisch geht man von dem vordern Schlattalpli in den Sporen Kammthäli und Hochthorstock in 5 Stunden; nachher kommt man auf denjenigen Eisfirn, der zum Feurberg auf dem hintersten Glärnisch führt, wo sich die Firn aller 3 Glarnischberge mit einander vereinigen. — Die Entstehung dieses Gletscherfirns schreiben unsere Aelpler nach einer alten Volkssage, die sich von den urältesten Zeiten von Vater auf die Söhne fortpflanzte, einem ganz sonderbaren Grunde zu. „Ehmals", so lautet die Tradition, „sey die schönste und fruchtbarste Alp auf dem Glarnisch „gelegen, allein der reich gewordene Besitzer davon „habe sich grosser Sünden schuldig gemacht, und Got„tes Strafgerichte dadurch gegen ihn erregt. Gegen „seine arme alte kranke Mutter sey er hartherzig ge„wesen, und habe sie darben lassen; hingegen als seine „Braut zu ihm auf die Alp kam, habe er ihr den ko„thigen Weg durch die Alp zur Sennhütte mit Käsen „überlegt, damit sie sich über seinen Reichthum ver„wundere, und desto bequemer, ohne ihre Füsse befle„cken zu müssen, zu seiner Hütte hinkommen kön„ne. Obige Undankbarkeit gegen seine Mutter und „diese Verschwendung gegen seine Braut, habe der „Allmächtige im Himmel damit bestraft: daß er den „kommenden Winter eine ungeheure Menge Schnee in „diese Alp fallen ließ, der den nächsten Sommer darauf „nicht mehr zerschmolz, sondern sich in einen ewigen „Gletscherfirn verwandelte" (*).

(*) Scheuchzer erzählt von den Clarideralpen eine ganz

Bey steilen Alpenreisen, wie gerade die auf den Glärnisch ist, sollte man sich nachstehende zwey Regeln zum unverbrüchlichsten Gesetze machen:

1stens. Während dem Gehen keinen Augenblick über oder um sich zu sehen, ohne stille zu stehen, weil jedes sonst unbedeutend scheinende Straucheln hier zum gefährlichsten Falle werden könnte.

2tens. Bey gefährlich scheinenden Wegen sich schnell zu entschliessen, ob man sie betreten wolle oder nicht; denn im Fall man nachher doch das erstere wagt, und vorher alles Mögliche über das Gefahrvolle derselben geschwatzt hat, so wird man mit viel grösserer Furcht und daher auch viel unsicherer gehen.

* * *

An der westlichen Seite des Klönthalersees am Fusse des Glärnisch zeigt sich der nemliche rothe thonartige Eisenstein, wie auf Guppen, der ehmals wirklich bergmännisch bearbeitet worden seyn solle. Ich konnte hievon, neben dem nachstehenden Instrument, keine nähern Beweise erhalten.

„Wir der Landammann und gemeine Land-
„leute zu Glarus bekennen und thun kund öffent-
„lich mit diesem Briefe, als wir von unsern gemeinen
„Landsgeschäfften wegen an einer vollkommnen ganzen
„Landsgemeind zu Schwanden versammelt gewesen,
„vor uns erschienen ist, unser getreue liebe Landmann
„Michael Bäldi, und mündlichen fürbracht: wie daß

ähnliche Geschichte. Bes. seine Naturgeschichte des Schweizerlands, herausgegeben von Sulzer. 2ter Theil. S. 83.

„er, und noch andere mehr unserer Landleuten jetzt
„mehrmalen gehört, daß im Klönthal oder Seerüthi
„ein gut Ansehen zu einem Eisenwerk sich verspüren
„lasse, und wenn ihnen die Freyung (wie vormals des
„alten Bergwerks zu Guppen ihnen zuglassen) zuge-
„stellt würde, sie willens seyen, eine Probe anzustel-
„len, und demnach in dem Werk, so sie ihnen das thun-
„lich und nützlich befinden, weiter fürzuschreiten, auch
„welche unsere Landleute dazu Lust und Willen hätten,
„mit ihnen eintretten zu lassen, mit freundlicher Bitt,
„ihnen die Befreyung günstiglich zu gunnen. Und so,
„wie solches Begehren verstanden, und nit allein un-
„sers gemeinen Lands, sondern auch sonderbarer Per-
„sonen unserer Landleuten Lob, Nutz und Frommen,
„so aus Freyung solchen Bergwerks zu verschaffen, zu
„befördern geneigt und schuldig sind; — so haben wir
„mit einhelligem Rath obbemeldtem Michael Bäldi und
„allen und jeden unsern Landleuten, so zu solchem
„Werk und G'wirb Lust gefaßt und noch fassen möch-
„ten, ihren Erben und Nachkommen (doch sich dieselben
„ben innert Monatsfrist angeben und verschreiben müs-
„sen, mit anzustehn) frey und ledig aufgethan, geöff-
„net und gefreyet, freyend ihnen mit Kraft und Ur-
„kund dieses Briefes, nämlich das Gebirg im Klönthal
„und Seerüthi, neben dem See, Glärnischhalb, zwi-
„schen der Schlattalpli-Runs und der vordern Dun-
„kellaui-Runs, so auf das Rieth geht, hinten am
„See gelegen, samt dem Eisenerz daselbst, desgleichen
„anderley Erz daselbst, nach Bergwerksrecht, wie die
„alt Bergwerksfreyheit zu Guppen und anderer aus-
„weisen. Und damit allen und jeden unsern Landleu-

„ten, so sich innert Monatsfrist dazu einschreiben lassen, von uns Schutz und Schirm ertheilt werde, so erzeigen wir ihnen söllich Freyheit, wie hernach lautet“:

1tens. „Dieser §. ist gleichen Innhalts wie bey'm Bergwerk zu Guppen“.

2tens. „Dieser §. ebenfalls“.

3tens. „Dieser §. ebenfalls, mit dem Anhange: „ausgenommen eigene Bannhölzer und Tagwenshölzer, „und die, so sondern Personen eigen sind; deßgleichen „das Holz und die Hölzer so die drey Tagwen: Glarus, Ennenda und Netstall in Seerüti und Klönthal ihnen selbst zu ihrem Gebrauch gezimmert, Tach „und Gemach ausgezielet, ausgenommen und gebannt, „immaassen ihnen von einem Landammann und ganzen „Rath Brief und Siegel zu Bestättigung aufgerichtet „und gegeben, dieselben sollen sie ungebraucht, ungehauen und unbeschädiget lassen, ohne deren Wissen „und Urlaub, so sie zugehören und eigen sind; oder „daß sie, unsere Landleut, die im Bergwerk sind, mittlerweile in Mangel des Holzes, von den berührten „dreyen Tagwen um mehr Holz Verwilligung und Zulassung gütlich erlangen möchten; doch sollen sie an „keinen Enden noch Orten, da sie Holz hauen oder „kohlen nicht brennen, damit das Holz wiederum wachsen möge. — Und von dem allem dörfen sie uns keine „Steur noch Abgab geben“.

4tens. „Dieser §. ist gleichen Innhalts wie bey'm „Bergwerk zu Guppen“.

5tens. „Dieser ebenfalls“.

6tens. „Desgleichen sollen sie auch schuldig seyn,

„die Straſſen über den Löntſchen jeher zu helfen ma„chen und aufhan, nach Anzahl wie andere, ſo auch „Güter darinnen haben".

7tens. „Wie oben".

„Welches alles zu halten Landammann und ein zwey„facher Landrath zu Glarus verheiſſen, und mit dem „Landes Sekret Inſigill beſtättigt, das geben iſt den „16ten October, da man zählt, nach der Geburt Chriſti „unſers einigen Erlöſers 1571".

„Anhang, enthaltend:

„Ziel und Lagen, wie die Verordneten „von den Kilcheren (Kirchsgenoſſen) der „dreyen Tagwen Glarus, Ennenda und „Netſtall vermeynen, den Kilcheren noth„wendig zu ſeyn, das Holz in Seerüti und „Klönthal gegen den Landleuten ſo das „Eiſenwerk führen — auszubannen".

1tens. „Was für Holz vorhalb der Schlattalpen „Runs grädi über den See an die Lauwi Runs vor „dem Ruaſtall, richtigs der Runs nach auf dem Dhey„enſtock ſteht, da ſollen die Bergwerksleute, dieshalb „auſſerwärts keinerley hauen zu verkohlen".

2tens. „Hinter der Schlattalp Runs bis hintern auf „den Klönſtalden unter den Wänden dem Boden nach, „ſollen ſie kein Tannis, Eſchis, Illmis noch Iis zu „verkohlen hauen. Was aber hinter den Wänden und „hinter dem Klönſtalden ſteht, dieſelben Wälder ſollen „ihnen frey ſeyn; doch vorbehalten das Tannholz im „Dinnerwald von Klönſtalden, bis auf D'eck am Ri„chiſauer Sackberg, das, ſo man manglet, zu den Ge„bäuen der Berggüttern daſelbſt, gehört".

3tens.

3tens. „Von der Laui Runs bis hintern an Sulz-
„bach sollen sie auch kein Tannis, Eschis, Illmis noch
„Jis zu verkohlen hauen".

„Doch mögen sie, die Bergwerkleute auch an allen
„den Orten, so herab ausgebannet, zu ihren Gebäu-
„den, was sie nothdürftig, hauen, wie andere Land-
„leut allerley Holz".

„Die übrigen Hölzer und Hochwälder, so hieob nit
„ausgebannet, sollen sie mögen aushauen, zu verkoh-
„len, zu ihrem Bergwerk zu verbrauchen, doch mit
„Anhang: ob Schmied und Schlosser in unse-
„rer Kirchhöri, die Landleut und Tagwenleut wä-
„ren, die auch wollten kohlen, daß dieselben auch Ge-
„walt haben, an denen Enden, wo den Bergleuten
„erlaubt, zu hauen und zu kohlen, zur Nothdurft ihres
„Handwerks und Gewerbs".

„Und ob sich begäbe, daß die Bergwerksleute das
„Bergwerk Fremden aussert Lands verkauften oder gun-
„nen, und Gesellschaft mit ihnen hätten, dann so solle
„eine Kirchhöri zu Glarus befugt seyn alle Wälder
„wiederum zu ihren Handen zu nehmen, dieweil g'meine
„Landleut das Bergwerk allein Landleuten und nit Frem-
„den gefreyet und übergeben".

„So obrigkeitlich besiegelt worden, wie oben".

Alpen in den Netstaller Huoben.

Aueren sammt dem Käsgaden und Lauwele,
ehmals 70 St., jetzt 68 Stösse, nebst 200 Schafen.
Wiggisälpli wie ehmals 24 Stösse.

Zusammen ehmals 94 St., jetzt 92 Stösse nebst 200 Schaafen.

* * *

Daß man über die erstere Alp den Scheyenstock besteigen kann, habe ich schon oben gezeigt.

Alpen in den Nähfelser Huoben.

Niedersee wie ehmals 130 Stösse, in der Meynung, daß das Niedersee und Gräpli mit 60, das Gwerb und Troos aber mit 70 Stössen, wie bis anhin, bestossen werden solle.

Obersee wie ehmals 786 Stösse.

Gaißgaden samt denen ganzen Roßweiden, wie ehmals 53 Stösse.

Zusammen jetzt wie ehmals 969 Stösse.

* * *

In der Oberseealp liegt ein kleiner Bergsee gleichen Namens, der eine halbe Stunde breit und eine viertel Stunde lang ist. Er hat zwar keinen sichtbaren Ausfluß, giebt aber einem nahe dabey aus der Erde hervorsprudelnden Bache den Ursprung, der in den Niedersee (welches ein anderer See in der Alp Niedersee ist) fließt, und sich aus diesem durch den Rütiberg in's Thal herab ergießt, daher der Bach, der bey Näfels vorbeyfließt die Rüti genennt wird. Im grössern See befindet sich die köstliche Goldforelle, die man im Sommer am Angel fangen kann, auch halten sich sehr viele wilde Enten daselbst auf; der kleinere See hingegen hat keine Fische, und trocknet in der Winterskälte und bey der Sommershitze völlig aus.

Alpen in den Oberurner Huoben.

Lochegger Schwendialp ehmals 138 St., jetzt 130 Stösse. Wenn aber nicht mehr als 30 Melchkühe gesommert, und das übrige mit anderm Vieh bestossen wird, so gilt die alte Schatzung.

Vordere Schwendi wie ehmals 158 Stösse.

Hintere Schwendi ehmals 154 St., jetzt 150 Stösse. Wenn aben nicht mehr als höchstens 40 bis 45 Melchkühe gesommert, und die übrige Alp mit anderm Vieh bestossen wird, so kann es in solchem Falle bey der alten Schatzung bleiben.

Sonnenberg ehmals 72 1/2 St., jetzt 65 Stösse.

Zusammen ehmals 522 1/2 Stoß, jetzt 503 Stösse.

* * *

Von Näfels weg neben den Alpen Obersee und Niedersee vorbey, über die vordere und hintere Schwendi gelangt man nach 4 1/2 Stunde in das Wägithal.

Alpen in den Niederurner Huoben.

Niederurner Schwendi, Mußalp, samt denen Blanken, ehmals 220 St., jetzt 200 Stösse.

Alpen in den Biltner Huoben.

Niedern, bey Bilten über Abzug des davon gezaunten Bergs, ehmals 130 St. jetzt 82 Stösse.

Bühls und Sonnenberg sammt dem Wald zusammen ehmals 96 1/2 St., jetzt 60 Stösse.

Zusammen ehmals 220 1/2 Stoß, jetzt 142 St.

Noch eine Bemerkung über eine Stelle in Ebels Schilderung des Gebirgsvolks von Glarus.

Auf der 210 Seite lesen wir folgendes: „Ohnerachtet dieser Ausdehnung ist das bewohnbare und zu „benutzende Land äusserst eingeschränkt. Zwischen wilden Felsen ziehen sich die Thäler längs der Linth, „der Sernft und der Löntsch wie enge Schluchten „hinauf, deren ganzer Flächeninhalt nicht mehr als „1 1/2 allerhöchstens 2 Quadratmeilen ausmacht. Die „Weidgänge oder Alpen in dem Hochgebirge belaufen „sich gegen 10,000 Morgen, welches ungefähr 3/4 „einer Quadratmeile beträgt. Schlägt man noch alle „Bergflächen, welche mit Gebüsch und Wäldern bewachsen sind, auf die höchste Zahl auf 2 Quadratmeilen an, so ergiebt sich hieraus, daß in dem Kanton Glarus nicht mehr als 5 Quadratmeilen nutzbarer Boden, zwischen 16 1/4 Meilen nackten Steinwüsten, Schnee- und Eisfeldern zerstreut liegen".

Diese ganze Berechnung des Herrn Ebels ist höchst irrig und falsch. Herr Ebel ließ sich dadurch irre führen, daß er zur Sommerweide für einen Stoß oder für eine Kuh nicht mehr als einen Morgen Alpenboden rechnete, wozu ihn wahrscheinlich Gruner (*) verleitete, der den gleichen Fehler machte. Es giebt ein Paar Alpen im Glarnerlande, wovon eine jede einzelne Alp, eine Quadratmeile Weidboden im Umfange enthält, und nur allein die unzählig vielen fruchtbaren Berge des Glarnerlands umfassen 3 bis 4 Quadratmeilen.

(*) G. S. Gruner die Eisgebirge des Schweizerlands, 2ter Theil. S. 165.

...ohls Jahrs 1796.

Schafe.	Lämmer.	Schweine.	Pferde.
223	52	78	Zucht- und Lastpferde ungefähr 200.
159		118	
26		51	
38		52	
5		37	
70		20	
11		9	
170		60	
1191		70	
1109		90	
348		92	
85		33	
86	21	35	
80	26	22	
116	58	66	
65	21	21	
75		78	
37		22	
17		43	
147		38	
211		93	
4169	117	1128	200

y

27
S

»
»
»
»
»
»
»
»
»
»
»
»
»
»
»

ir
re
fü
ho
ve
ei
ei
fa
fr
D
(*



Ein Appenzell. innerrhodischer Ziegenmelker

Beschreibung
der
schweizerischen
Alpen- und Landwirthschaft,
nach den
verschiedenen Abweichungen einzelner Kantone.

Nebst einer kurzen Anzeige der Merkwürdigkeiten
dieser Alpen.

Von
Johann Rudolf Steinmüller,
Pfarrer der evangel. reform. Gemeinde Gaiß im Kanton Appenzell, und ausserordentl. Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich.

Zweytes Bändchen,
welches die Alpen- und Landwirthschaft des Kantons Appenzell und der St. Galler Bezirke Rheinthal, Sax und Werdenberg enthält.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung 1804.

Vorrede.

Bey der Erscheinung dieses zweyten Bändchens über die Alpen und Landwirthschaft der Schweiz habe ich nur sehr weniges in der Vorrede zu bemerken. — Ich bin dabey völlig meinem schon im ersten Bändchen bekannt gemachten Plane getreu geblieben, und übergebe daher meinen Lesern wiederum einige landwirthschaftliche Lokalbeschreibungen einzelner Gegenden der Schweiz, die alle — ungeachtet ihrer aneinander grenzenden Lage und des gegenseitigen täglichen Verkehrs ihrer Bewohner, dennoch sehr von einander abweichen. — Obschon ich hin und wieder mehrere Winke über die nöthigen und möglichen Verbesserungen, die man dabey anbringen sollte und könnte, mit einfliessen liesse, so besteht dem ungeachtet meine Hauptabsicht bey diesen Beschreibungen vorzüglich darin: vorerst die Behandlungsart der Alpen- und Landwirthschaft, so wie sie an jedem Orte die üblichste ist, einzeln zu beschreiben, und auf diese Weise nach und

nach eine vollständige Schilderung des Ganzen in seinen verschiedenen Theilen zu Stande zu bringen. Besitzen wir einst diese wirklich, und gelingt es mir, vermittelst der freundschaftlichen Unterstützung und Mitwirkung meiner literarischen Freunde, meine Arbeit zu vollenden, so darf ich mit Zuversicht hoffen, daß die Vergleichung der Methoden jeder Gegend und ihrer Abweichungen von einander, sowohl einerseits dem wirklichen Landwirth, der Belehrung wünscht, mannigfaltigen Stoff zu nützlichen Versuchen und Verbesserungen darbieten, als aber anderseits sowohl diesen als jeden andern in den Stand setzen wird, den grössern oder geringern Grad der Kultur des Alpen- und Landbau's in jeder Gegend so wie im Ganzen richtig beurtheilen zu können.

Einen heissen Wunsch kann ich hier unmöglich unterdrücken, der sich mir sehr oft, während der Beschreibung der Landwirthschaft im Rheinthale und im Werdenbergischen aufdrängte, und dieser besteht darin: daß sich doch im Kanton St. Gallen eine naturforschende Gesellschaft bilden möchte, die sich damit beschäftigte, das Volk auf wohlthätige Verbesserungen in ihrer Landwirthschaft aufmerksam zu machen, dazu zu ermuntern und dabey zu unterstützen! — Wie unbeschreiblich segenvoll — namentlich für das Landvolk, waren

und sind hierin die ächtpatriotischen Bemühungen der Landwirthschaftlichen Gesellschaften in Zürich und Bern, und, wahrlich — im Rheinthal, Sax, Werdenberg und Sargans würde sich einer solchen Gesellschaft auch ein ähnlicher edler Wirkungskreis eröffnen. Hülfsgesellschaften entstehen, und durch sie werden Hülfskassen errichtet, aus denen reichliche Unterstützungen und milde Beyträge aller Art an Hülfsbedürftige abgegeben werden; — wer freut sich nicht über solche menschenfreundliche Anstalten! — Aber ach — diese Gaben sind gewöhnlich nur, was wenige Wassertropfen gegen eine brennende Feuerflamme werden, und ihr Einfluß ist sehr oft nur augenbliklich und vorübergehend. Nur da, wo man ein Volk auf seine wahren wesentlichen Reichthümer, auf Reichthümer der Natur, und auf seine eigenen Kräfte, sie sich zuzueignen, aufmerksam macht; da wo man das Landvolk zu Vermehrung und Verbesserung der Viehzucht, zur bessern Benutzung der Allmenten und unangebauten Felder, und zur Vervollkommnung des Landbau's ermuntert; da wo man Thätigkeit, Erwerbstrieb und eine kluge Hauswirthschaft bey ihme wekt und befördert; nur da wird wahre und wesentliche Hülfe geleistet, Noth Armuth und Dürftigkeit verschwinden auf immer, und Wohlstand und Ueberfluß sind die unausbleiblichen glük-

lichen Folgen davon. — Möchte mir doch in der Folge die angenehme Ueberzeugung zu Theil werden, zur Erreichung dieses wohlthätigen Endzweks auch ein nicht ganz geringes Schärfchen beygetragen zu haben! — Dieß wäre der schönste Lohn für meine schwachen Bemühungen in diesem Fache, den ich mir von ganzem Herzen wünsche.

Gaiß, den 22. Brachmonat 1804.

Steinmüller.

Innhalt.

Erster Abschnitt, welcher die Alpen- und Landwirthschaft des schweizerischen Kantons Appenzell Aus- und Innerrooden enthält.

Zweyter Abschnitt, welcher die Alpen und Landwirthschaft des schweizerischen Rheinthals enthält.

Dritter Abschnitt, welcher die Alpen- und Landwirthschaft der ehemaligen Landvogteyen Sax, Gambs, Werdenberg und Warthau enthält.

Die nachstehenden, wegen der Entfernung des Verfassers vom Drukorte, eingeschlichenen Drukfehler, beliebe sich jeder Leser gefälligst zu verbessern.

Seite	6	Zeile	14	liese	Schwägalp	anst.	Schwügalp.
"	14	"	17	"	semptnet	"	sempenet.
"	14	"	29	"	Schwägalp	"	Schwügalp.
"	16	"	4	"	Abzählen	"	Abzollen.
"	22	"	31	"	Gloggern	"	Gloggen.
"	35	"	21	"	Land her	"	Landherr.
"	42	"	7	"	Hautli	"	Heútli.
"	50	"	5	"	Rindvieh	"	Rindfleisch.
"	50	"	7	"	und die	"	die.
"	52	"	9	"	das	"	des.
"	63	"	3	"	Trienzlen	"	Trienzten.

" 88 Da ich eine Stelle von Herrn Breitenbach anführte, vergaß ich den nachstehenden Titel seiner Schrift anzuführen: Unterricht in der Gewinnung des Torfs und der Steinkohlen, von Philipp Franz Breitenbach; durchgesehen und verbessert von dem Herrn Prof. Gotthardt zu Erfurt. Leipzig 1801.

S.	93	Z.	7	liese	brennet	anst.	brennen.
"	100	"	3	"	Bleicke	"	Bleiche.
"	105	"	26	"	Kälblijättli	"	Kälblizättli.
"	108	"	28	"	Hälfte	"	Halfte.
"	108	"	31	"	öfters	"	ofters.
"	110	"	21	"	Lihm	"	Lemi.
"	122	"	24	"	2 bis 3	"	32.
"	140	"	30	"	Riten	"	Stiten.
"	148	"	26	"	um	"	Um.
"	170	"	1	"	solcher	"	solchen.
"	170	"	26	"	daher dies		daher er.
"	171	"	24	"	Sonten	"	Senten.

Seite	187	Zeile	17	liese	2	anstatt	3.
•	192	•	30	•	Soll	•	Sell.
•	193	•	18	•	Alpsiegel	•	Alpsigel.
•	198	•	20	•	Habick	•	Häbick.
•	203	•	7	•	kleinen Körnern		kleinen.
•	207	•	1	•	durch den	•	durch.
•	213	•	13	•	Känner	•	Käüner.
•	225	•	12	•	vor sich liegen		sich biegen.
•	239	•	29	•	eingesenkt	•	eingeschränkt.
•	243	•	26	•	Triebern	•	Treitern.
•	245	•	1	•	nun	•	nur.
•	258	•	12	•	nüd	•	und.
•	258	•	21	•	Fusterli	•	Feusterli.
•	306	•	6	•	muß	•	muß getrennt.
•	311	•	3	•	destillirt	•	distillirt.
•	314	•	12	•	Roßeletten		Reßeletten.
•	314	•	17	•	Lisimadambirnen		anstatt Lösimodambirnen.
•	318	•	6	•	Maaßen	•	Maasen.
•	375	•	17	•	Thalbewohnern		anst. Thalbewohuer.
•	376	•	11	•	wieder	•	wird.
•	387	•	27	•	Die Tage	•	Der Tag.
•	408	•	5	•	wovon	•	worvon.
•	447	•	29	•	stark	•	star.
•	454	•	13	•	Türkischkorn		anstatt Türkischkor.
•	457	•	8	•	einige	•	eine.
•	457	•	9	•	pfropft	•	pfroft.
•	461	•	23	•	Brathelen	•	Brathelm.
•	463	•	14	•	Birnenschnitze		anstatt Birnenschnitte.
•	471	•	19	•	Gelenke	•	Gelenken.

Erster Abschnitt,

welcher die

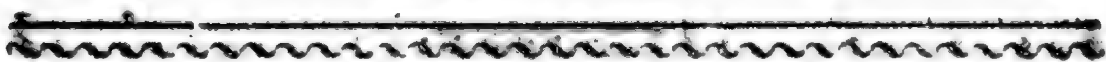
Alpen- und Landwirthschaft

des

schweizerischen Kantons Appenzell

Aus- und Inne-Rooden

enthält.



Literatur
über die
Appenzeller Alpen- und Landwirthschaft.

Obschon die Appenzeller-Gebirge in den letzten 20 bis 30 Jahren von Fremden und Schweizern mehr bereist worden sind, als ehedessen vielleicht in hundert Jahren, so besitzen wir dennoch sehr wenige Beschreibungen derselben. Die meisten von diesen waren Kurgäste, welche an dem Fuße der Alpen die Ziegenmolke tranken, und meistens einzig um eine Alpenreise gemacht und schöne weitläufige Aussichten genossen zu haben, selbige bestiegen. Seltener sind die, die sie zur Erweiterung der Naturkenntnisse besuchten, und noch seltener die, welche ihre Entdeckungen dem Publikum mitgetheilt haben. — Dieses 2te Bändchen meiner Alpenwirthschafts-Beschreibung besteht daher ebenfalls, wie sein Vorgänger, mehr aus eigenen Beobachtungen, häufig eingezogenen und genau geprüften mündlichen Nachrichten, und aus alten mit größter Mühe und Zeitaufwand gesammelten Archivs-Dokumenten, zu deren Benutzung ich von dem Justizminister der helvetisch. Regierung die Erlaubniß erhalten hatte; als aus schon gedruckten Beschreibungen. Ich hoffe daher desto zuversichtlicher: jeder billige und sachkundige

Beurtheiler werde wenigstens das Vollständige und Richtige meiner Arbeit nicht ganz verkennen.

Nachstehende Druckschriften, welche meinen zu beschreibenden Gegenstand mehr oder weniger berühren, keinen Theil desselben aber weder vollständig noch völlig richtig beschreiben, prüfte und benutzte ich; nämlich:

Gabriel Walsers neue Appenzellerchronik oder Beschreibung des Kantons Appenzell der innern und aussern Rooden. St. Gallen. 1740. 8. 750 S.

Die sehr magere Fortsetzung dieser Chronik vom gleichen Verfasser durchlas ich ebenfalls. Die ehemalige Landesobrigkeit kaufte demselben diese Handschrift ab, verschob den Druck davon, und legte sie in ihr Archiv, weil es den sogenannten Landhandel vom Jahr 1732, nämlich eine innere Zwistigkeit der Landleute unter einander, die aus einer Entzweyung der Landesobrigkeit unter sich selbst entstand, und sehr unreine Quellen zum Ursprung hatte — beschrieb, und die man lieber vergessen, als aufs neue bekannt gemacht wünschte (*).

Beschreibung der Appenzeller Gebirge von P. Clemente, Capuziner in Appenzell, welche Scheuchzer seiner Oreographia S. 254—259 einverleibte, und die Walser größtentheils nur abschrieb.

Bemerkungen von dem Wildkirchlein oder St. Michaels-Kapelle und Ebenalp in dem Kanton Appenzell.

(*) S. Ebels Schilderung des Gebirgsvolks von Appenzell. S. 318—325. Lebensgeschichte Joh. Kaspar Eschers, Burgermeisters der Republik Zürich. 8. Zürich 1790. S. 148—173.

Mit einem illuminirten Kupfer. 8. St. Gallen. 1786. 46 S.

Aus den Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 1. Thl. S. 114—132. Die dort abgedruckte kurze Beschreibung des Acker- und Feldbaues im Land Appenzell, von Laurenz Zellweger, Med. Doct. zu Trogen, und seine nicht minder wichtigen und merkwürdigen physikalisch- und medizinischen Betrachtungen ebendaselbst. 2ter Th. S. 309—360.

Hartmanns Bemerkungen in ein Paar Appenzelleralpen; ist abgedruckt in seinem Archiv kleiner zerstreuter Reisebeschreibungen durch merkwürdige Gegenden der Schweiz. 2ter Bd. St. Gallen. 1802. S. 239—256.

Bemerkungen über die Alpenwirthschaft, auf einer Reise durch die Schweiz gesammelt von L. W. Medikus. 8. Leipz. 1798. 174 S.

Ebels Schilderung des Gebirgvolkes vom Kanton Appenzell. Mit 6 Kupf. gr. 8. 1798. S. 478. Wobey ich mich vorzüglich wunderte, daß der gelehrte Verfasser von keinem seiner Correspondenten auf Walsers Appenzellerchronik aufmerksam gemacht wurde, die ihm ganz unbekannt zu seyn scheint, daher er ebenfalls in seinem Verzeichniß der Schriftsteller dieses Landes mangelt.

Die übrigen Schriftsteller, deren Schriften in diesem Bändchen benutzt wurden, sind an ihrem Orte genennt.

Von den Appenzeller Gebirgen und Alpen überhaupt.

Die Lage der Appenzeller Gebirge hat Walser in seiner Chronik S. 10 u. 11 — wie Hartmann ganz rich-

tig bemerkt — sehr unbestimmt angegeben. Freylich ziehen sich die höchsten Felsenfirste in drey Reihen von Morgen gegen Abend, aber an ihren Abhängen nach den Thälern liegen die meisten und beßten Alpweiden stufenweise bis in die Thäler selbst, und diese Weiden hat Walser bey seiner Aufzählung mit den eigentlichen Gebirgen sehr untereinander geworfen. Die Bergreihe, die dem bewohnten Lande am nächsten liegt, oder wie Walser sie nennt, die dritte Reihe der hohen Alpen, erhebt sich eigentlich mit Bodmen, über diesen Berg hebt sich Ebenalp empor, dann folgt der Zösler u. s. w. Aber der nördliche Abhang dieser Gebirge ist Garten, Filtern, Hundslanden, Burstbühel, Botersalp, Schwügalp rc. und Treibern, Augsten, Lehmen, Kohlhütten, Löwinnen, Pendlj rc. machen, wie schon oben bemerkt worden ist, eigentlich das Thal aus, welches nördlich gegen das bewohnte Land noch mit einer Reihe Voralpen eingeschlossen ist, die mit den hohen Felsen parallele Richtung haben; zu dieser Reihe gehört unter andern der Kronberg.

An dem mittägigen Abhang obgenannter Felsenreihe liegen Aescher, Wiesen, Altenalp, Meßmer und Melchgruben; in dem Thale aber zwischen diesen und der zweyten Reihe hoher Gebirge sind Auen, Gätteri, Käulbett, hier erhebt sich das Thal in die Seealp hinauf, und wendet sich hernach, gegen Abend, um den Berg Roßmatt herum, nach dem untern und obern Meßmer, bis er von dem hohen Säntis begrenzt wird.

Doch meine Beschreibung hat nicht sowohl die Ge-

birgsreihen und Gebirgsstöcke zum Vorwurfe, als vielmehr die fruchtbaren Alpen, d. h. diejenigen Theile derselben, welche während einem Theile des Sommers von dem Schnee entblößt, dem grössern und kleinern Rindvieh, den Pferden, Schafen und Ziegen zu einer reichen und kräftigen Weide dienen, und von den zu Besorgung dieses Viehs nöthigen Hirten oder Sennen bewohnt werden.

Die meisten hiesigen Viehalpen liegen am Fuße, in der Mitte und auf den Gipfeln derjenigen Gebirgskette, die das Appenzellerland gegen Mittag vom Oberland, d. h. von dem Sarganserland und dem Toggenburg unterscheidet, und daher heißt der Appenzeller seine Alpen Berge, und wenn er in die Alpen gehen will, so sagt er: in die Berge gehen. — Einige wenige liegen auch in der Mitte des Landes auf kleinen Hügeln, und diese heißt man alsdann gewöhnlich Wäähden (Weiden).

Von der Abtheilung der Appenzeller Alpen in Ansehung ihrer Lage.

Die Berge der Appenzeller werden auf verschiedene Weise abgetheilt, welches vorzüglich von ihrer Lage abhangt, deren mehrere oder mindere Höhe die Alpen zähmer oder wilder, fruchtbarer oder unfruchtbarer macht. Es giebt daher

1) Vorberge, Vorsömmerig, welche im Frühling, wenn das Winterfutter aufgebraucht ist, und die höhern Alpen entweders noch nicht vom Schnee entblößt oder noch nicht mit genugsamem Gras überwachsen

sind, desgleichen zu Ende des Sommers, wenn das Vieh von den hohen Alpen abzieht, jedesmal etwa 3 bis 5 Wochen lang davon abgeweidet werden. Diese liegen dann gewöhnlich unten am Fuße der Alpen, und haben daher auch das längste Gras. Weil es hier überhaupt viel mehr kleinere Alpen giebt als im Glarnerland, und die grössern etliche Eigenthümer haben, und daher keine Abtheilung in obere, mittlere und untere Stäfel, wie dort, statt findt, so muß jeder, der die höhern Alpen benutzt, solche Vorberge haben, indem er in dem erstern nicht länger als 6 bis 8 Wochen Aufenthalt findet. — Zu Ende des Mays fährt man mit dem Vieh in die Vorberge; diese verläßt man zu Anfange des Heumonats; 6 bis 8 Wochen bleibt man dann in den wilden Alpen; nachher kommt man wieder (nachdem das Gras nachgewachsen) in diese herab, und bleibt darin bis an die Appenzeller Kilbi, die auf den 22. Herbstmonat fällt, wo man alsdann noch das Gras auf den Wiesen im Thale abätzt, und darauf das Winterquartier bezieht. Die

2te Art von Alpen machen die zahmen Berge aus, auf denen das Vieh von dem Anfange des Brachmonats bis in die Mitte des Herbstmonats, also den ganzen Sommer hindurch, bleiben kann. Diese Art von Alpen sind hier zu Lande die häufigsten, und zugleich auch die fruchtbarsten, obwohl eine die andere an Güte übertrifft, und ein grosser Unterschied unter denselben statt findet. Diejenigen nämlich, welche am meisten sumpfigen und versauerten Boden haben, sind die schlechtesten; diejenigen hingegen, die ziemlich hoch liegen, wenig sumpfige und desto mehr fettgemachte Plätze haben, und

auf denen daher, wegen ihrer höhern Lage, die niedern aber butterreichen Alpenpflanzen wachsen, sind die beßten.

Diese beyden Arten, nämlich die Vorberge und die zahmen Berge, werden auf einigen Plätzen, die am ebensten und auch nicht sehr weit von der Hütte oder dem Kühstall entfernt sind, gedüngt. Man hat nämlich auf gar allen Appenzeller Alpen Kühställe, in welche man die Kühe die Nacht durch und einen Theil des Tages hineinbindet, und dadurch Dünger gewinnt. Weil auf jeder zahmen Alp sumpfiger Boden ist, der nichts als Riethstreue hervorbringt, so wird dasselbe abgemäht, und dem Vieh damit gestreut. Der auf diese Weise erhaltene Dünger wird darauf vor den Stall herausgeworfen und im Frühling oder Herbst — oft auch den Sommer durch, auf einige Plätze in einer Mistbotte herausgetragen, oder mit Pferden, die man Thummpferde nennt, (Düngen heißt man Thummen) in einem kleinen Mistwagen oder Bing hinausgeführt, oder von den Sennen in einem Stoßkarren ausgestoßen, und entweder ganz dick und unordentlich über den Rasen hingeworfen, oder aber auf kleine Häufgen, einige Schuhe weit voneinander verlegt, welches alsdann gerade so aussieht, als wenn die Maulwürfe daselbst ihre Erdhäufchen aufgestoßen hätten. Dies nennt man stoaphlen, und den gedüngten Theil der Alp den Stoaphel, den andern Theil der Alp oder der Weiden hingegen nennt man alsdann Ruchwääd. — Diese Art zu Düngen ist zwar sehr auffallend, weil das Vieh die fetten Grasbüschel, die an den Stellen, welche obige Misthäufchen bedeckt hat-

ten, nicht gerne, sondern erst zuletzt, wenn alles Gras rings herum aufgefressen ist, genießt; allein die Bauern entschuldigen diese Methode damit, daß sie behaupten: die magern Weiden werden dadurch fetter, indem man dann das 2te Jahr neue Düngerhäufchen zwischen die des ersten Jahrs hineinwerfe, wo dann die Plätze, wo das vorhergehende Jahr die Düngerhäufchen gelegen, auch alsdann noch sehr fett seyen, und das Gras, welches dort wachse, dannzumal vom Vieh begierig weggefressen werde. Diese Methode wird auch in den sogenannten Hähmathwääden (welches kleine Weiden, in denen das Wohnhaus des Bauern steht, oder einzelne kleine, durch Zäune unterschiedene Theile von Wiesen im Thale sind, die nicht abgeheuet und abgeöhmdet, sondern den Sommer hindurch von einzelnen Kühen — deren Milch meistens zum täglichen Hausgebrauch dient — abgeätzt werden) fast allgemein angewendet.

Für die Vorberge und zahmen Berge sind erträgliche Winter, die wenig Schnee werfen, die beßten. „Ringe Winter, ringe Sommer", sagt der Bauer. — Die

3te Art von Alpen sind die wilden Berge, welche das Vieh nur in dem hohen Sommer 6 bis 8 Wochen beherbergen können, und die auf dem Rücken der höchsten Gebirge, in Appenzell Inner-Rooden (*) lie-

---

(*) Der Kanton Appenzell wurde nämlich bey der alten Staatsverfassung in zwey Theile, in Appenzell In- und Appenzell Außer-Rooden eingetheilt. Ersteres war reformirter und letzteres katholischer Religion.

gen. Hier findet man zwar die äusserst butterreichen eigentlichen Alpenpflanzen; allein der Alpengrund ist hier hin und wieder mit Schuttkegeln und abgerissenen Felsenstücken überschüttet; auch wird daselbst — aus Mangel an Streue — wenig Dünger gesammelt, und dieser nur um die Hütten herum unregelmäßig zerstreut und zerworfen. Diese Alpen nennt man immer und im eigentlichen Sinne Berge, da hingegen die ersten zwey Arten bisweilen noch Wäähden (Weiden) heissen. — Einige von diesen Alpen liegen ganz ob der Region des Holzwuchses, wie z. B. Fählen, Wideralp, Altenalp, Meglisalp, Meßmer; die Sennen müßen daher das Holz eine Stunde und noch weiter auf dem Rücken hinauftragen. Auf dem Fählensee können sie es durch den Wind eine Viertelstunde weit flößen. — Die 4te Art von Alpen machen diejenigen aus, die auf kleinen Hügeln in der Mitte des Landes, und also nicht in der Gebirgskette liegen, die man durchaus niemals Berge, sondern schlechtweg nur Wäähden nennt, so wie überhaupt auch jeder Grasboden im Thal diesen Namen trägt, der den Sommer durch vom Vieh abgeäzt und also nicht eingeheuet wird.

Auf diesen verschiedenen Alpen werden den Sommer durch viele Zentner Spitzblackenwurzeln (Rad. Rhebarb. Monachorum), die gerne an fetten Orten um die Hütten herum wachsen, und Germäder (Veratrum album L.) die auf entgegengesezten Plätzen gedeihen, theils von Innländern, theils von Wurzelgräbern aus dem Schwaben- und Thurwäldlerland, gegraben.

Auch grabt man in Appenzell Innerrooden alljährlich

viele Entzenwurzeln (Rad. gentiana lutea et magisteria L.), aus denen im Herbst, wenn das Vieh aus den Alpen ist, in den Käshütten der sogenannte Entzengeist gebrannt wird, den die Bauersleute auch in diesen Gegenden sehr gerne trinken.

Von der Abtheilung der Appenzeller Alpen in Ansehung der Grösse derselben.

Eine jede einzelne Alp hat ihren eigenen Namen, wodurch sie vor einer andern unterscheiden ist. Ist die Alp nicht groß, so daß nur eine einzige Sennhütte, die Käshütte, Zimmer oder Zimmerig heißt, dort steht, und also nur eine einzige Sennerey, die aus 12. gewöhnlich aus 20. bis höchstens aus 30. Kuhrechten besteht, dort Unterhalt findet, so hat die Sennhütte und der ganze Platz der Alp den Namen derselben. Es giebt aber auch ein Paar Privatalpen, welche etliche Sennthum Vieh ernähren, und die daher in grössere oder kleinere Abschnitte oder Weiden eingetheilt, obwohl nicht von einander unterschlagen noch verzäunt sind; diese haben neben dem Hauptnamen der Alp immer noch einen Zunamen, und es findet sich auf einem jeden solcher Theile eine Sennhütte, so wie diese verschiedenen Eigenthümern zugehören. Gewöhnlich hat ein Senn 2, 3 oder 4 solcher Abtheilungen, entweder eigenthümlich oder gemiethet, und zwar frühere und spätere, um sein Vieh immer aus einer in die andere treiben zu können. — Wenn nämlich einer 12, 18, 20 bis 30 Stück Rindvieh hält, so heißt er ein Senn, und er hat alsdann ein Sennthum Vech, oder einen Huffen Vech,

der gewöhnlich aus 24 Stück Kühen besteht; hat einer aber 3. 4. Huffen Vech, also 50 — 70 Stück, so heißt es dennoch nur ein Sennthum. In Appenzell Innerrooden heissen nur einige Kühe, unter der Zahl eines Huffens, ein Schüppeli Vech.

Obige kleinen Privatalpen, wie auch die Unterabtheilung der grössern, wo gewöhnlich ein jedes Sennthum auf dem Alpenplatz weidet, worauf die Hütte und sein Kühstall steht — obschon sie nicht durch Zäune dazu genöthigt sind, und durchaus nicht auf die Weide getrieben, sondern sich selbst überlassen werden müssen, sind äusserst vortheilhaft. Solche kleine Alpen werden nicht nur besser bearbeitet, gereinigt, gedüngt rc. sondern das Gras bleibt nothwendig reiner, und wird mit grösserm Appetit abgefressen, als da, wo das Vieh ganze grosse Weidstriche für sich offen stehen hat; auch hat es, weil sich das Gras in einer Abtheilung alsdann, wann es in der andern weidet, immer wieder erholt, viel mehr frisches Gras, weßwegen daher der Aelpler von denselben weit grössern Nutzen zieht, als wenn er eine grosse aber magere Alp bezogen hätte.

Herr Medikus billigt diesen Vorschlag sehr, da er sagt: „Die Abtheilung einer Alp in mehrere Theile oder „Schläge würde ebenfalls von den heilsamsten Folgen „seyn, wenn man dieses leichte Mittel gehörig anwenden wollte". Allein darin irrte er sich sehr, wenn er sagt: „daß dies in der ganzen Schweiz nirgends anzutreffen sey". — Die vielen kleinen Alpen und die grössern Privatalpen im Appenzellerlande, sind das beynahe ganz, was Herr Medikus wünschte, aber in der Schweiz überall vermißte.

Von der Abtheilung der Appenzelleralpen in Ansehung ihrer Besitzer.

Die Alpen haben auch in diesem Lande verschiedene Eigenthümer.

1. Das hinten abgedruckte umständliche Verzeichniß aller Alpen des Landes zeigt deutlich, daß weit die meisten davon nur 1 oder 2 Sennthum Vieh übersommern können, und beynahe alle von diesen sind Eigenthum, d. h. sie gehören einzelen Privateigenthümern zu, die über dieselben nach ihrem Wohlgefallen verfügen können, nur daß sie nicht an Auswärtige verkauft werden dürfen, welches sogar bis zur Zeit der helvetischen Revolution zwischen Ausserrooden und Innerrooden und umgekehrt, statt fand. Sowohl die Benutzung dieser Art Alpen, als aber die folgenden verlehnt der Eigenthümer öfter an andere, denn nicht jeder der Alpen besitzt sempenet selber, d. h. treibt selbst Sennenwirthschaft.

2. Eine zweyte Gattung von Alpen machen die grössern Privatalpen aus, welche man kuhg'rechtete Alpen nennt, die zwar — wie ich schon oben zeigte, viele Abtheilungen und Besitzer haben, und von einem jeden nach Willkühr an Appenzeller Landleute verkauft werden können, aber wobey die Besitzer unter sich selbst Gesetze machen, selbige in ein sogenanntes Alpbüchli zusammenschreiben, und einen Alpmeister erwählen, der über die Befolgung der Gesetze wachen muß. Solche Alpen sind die Bottersalp, Alpsigel, Sämtis, Schwügalp rc. — Alle drey Jahr legt der Alpmeister seine Rechnung ab, wo er die Unko-

sten für Brückenbau, Wegverbesserungen, Botenlohn u. dgl., das alles aus der gemeinschaftlichen Kasse bezahlt wird, aber auch die Einnahmen für Holz aus dem in der Alp sich befindenden Gemeinwald, und für gebrannten Kohl gegen einander rechnet, und das vorschiessende Geld unter die Alpbesitzer austheilt, oder das Rückstehende von denselben fodert. (Die Hütten und Ställe solcher Alpabtheilungen, muß jeder Besitzer derselben bauen und bezahlen.) Bey einer solchen Alprechnung, der bey 10 Batzen Buß jeder Theilhaber beywohnen muß, wird der Alpmeister auf's neue erwählt, auch werden daran die alten Gesetze und Verordnungen bestättigt oder verändert, oder zugleich neue entworfen; diejenigen hingegen, welche die Gräser nur entlehnt haben, können bey solchen Zusammenkünften weder Sitz noch Stimme haben. (Ein Gras heißt nämlich soviel, als Futter für eine Kuh.) – Er hat 3 Gräser in Lehen empfangen, d. h. er empfieng für eine gewisse Geldsumme eine Sommerweide für 3 Kühe.) Bey dem obigen Anlasse wird auch über die gemeinschaftliche zur ganzen Alp gehörige Waldung verfügt, und erkennt: ob, und wie viel Holz man daraus verkaufen oder verkohlen lassen wolle; auch ob ein Harzer — wenn er's begehre — harzen dörfe, in wiefern, oder nicht? Jeder Alpmeister soll fünf Kuhgräser zu Lohn haben, d. h. er soll fünf Kühe auf der Alp unentgeldlich sommern können; „hingegen soll der Alpmeister die Alp in Ehren halten, „schützen und schirmen, wie sein eigen Gut; auf „die Ungehorsamen fleissig Achtung geben, und sie mit „Ernst abstrafen; und so er ihnen schonen würde, oder

„hinlässig wäre, so soll er 1 Pfund Den. Buß zu ge„ben schuldig seyn, oder nach Gestalt der Sache oder „des Fehlers noch höher abgestraft werden". — Zum Abzollen des Viehs, d. h. zur Aufsicht: ob Niemand mehr Kühe in einem jeden Alptheil habe, als das Gesetz erlaubt, ist ein besonderer Alpgenoß von der Alpgemeind ernennt, der dafür eine besondere Belohnung hat. Auch darf keiner kein fremd Vieh in eine solche Alp treiben, ausgenommen mit dem Bedinge des Zugrechts der andern Alpgenossen, bis man den Alpgatter beschlossen hat, d. h. bis man mit dem Vieh in die Alp gefahren ist. — Um einen deutlichen Begriff von der innern Einrichtung einer solchen Alp zu verschaffen, so setze ich hier einen Auszug aus einem sogenannten Alpbüchli her, welches die Gesetze der Schwügalp enthält, wobey wirklich der ehmalige grosse Landrath ein Gesetz gemacht hatte, das jetzo noch in Kraft ist: „daß er „alles das, was die Alpgenossen miteinander auf- und angenommen haben — in „billigen Sachen — schützen und schirmen „wolle". — Die Hauptsache obiger Gesetze ist in folgenden Punkten enthalten:

1. Welcher mit seinem Vieh vor Tages Anbruch in die Alp fahrt soll Buß geben 2 Pfund Denier, das ist 2 Gulden.

2. Wenn man in die Alp fahrt, so soll jeder, der keinen eigenen Alptheil hat, dem Alpmeister sagen, von wem er die Gräser in Lehenzins genommen habe, und so er's nicht sagen könnte, so soll sein Vieh sogleich

aus

aus der Alp getrieben, und der Besitzer desselben auf jedes Stück um 20 Kreuzer gebüßt werden.

3. Soll ein jeder der in die Alp fährt jährlich auf 5 Kühe einen Tag werchen, d. h. arbeiten, nämlich: an Verbesserung von Brücken und Wegen, an Ausreutung und Verbesserung solcher Plätze, die mit Gesträuchen rc. überwachsen, oder von Waldronsen und Bergzerklüftungen mit Schuttkegeln überschüttet werden, jedem Ungehorsamen auf 5 Kühe bey 30 Kreuzer Buß. Jeder zu dieser Arbeit Bestimmte, soll um 1 Uhr Mittags vorhanden seyn, bey 30 Kreuzer Buß. Auch müßte jeder 3 Batzen zahlen, der früher von der Arbeit lauffen würde, als der Alpmeister erlaubt hätte.

4. An dem Tag, woran die Botersälpler in die Botersalp fahren, so soll auch in die Voralp gefahren werden, und dann sollen alle Sennen Nachmittag um 1 Uhr daselbst zusammen kommen, um den Tag zu bestimmen, wenn man in die grosse Alp fahren wolle.

5. Niemand soll kein Roß in der Alp des Nachts laufen lassen, ausgenommen wenn allzuheisses Wetter eingefallen wäre; sollte aber einer für Verbesserung seiner Hütte Holz herführen müssen, so soll er von 10 Kühen, Ein Roß eine Nacht mögen laufen lassen.

6. Wenn die Sennen mit dem Vieh 3 Wochen in der Alp gewesen sind, so soll jeder 2 ThummRoß — (Pferdte zum Dünger in der Alp zu verführen) mit dem Vieh dörfen weiden lassen, doch sollen sie denselben das Alpzeichen aufbrennen lassen, ohne dieses wäre 3 Batzen Buß auf jedes Stück gelegt.

7. Wer Zimmern, d. h. eine neue Hütte bauen

will, der soll das Holz spätestens im Maymonat auf den Platz gebracht haben; würde es später geschehen (wodurch natürlich der Alpenboden beschädigt würde) so soll von jedem Roß, das dazu gebraucht wird, täglich 10 Batzen Buß bezahlt werden.

8. Wer mit den Alpgräsern gremplen würde, d. h. wer mit in Lehenzins genommenen Alpkührechten handeln, und sie theurer verkaufen wollte, als er sie an sich gekauft hatte, soll schuldig seyn Buße 2 Gulden.

9. Wer etwas anders miethen würde, (miethen heißt dem Vieh Salz geben) als pures, unvermischtes Salz, der soll von meinen Herren und Obern — d. h. von der Obrigkeit abgestraft, und ohne Gnade mit seinem Vieh aus der Alp gejagt werden; man soll daher nichts anders miethen als mit rechtem Salz, und zwar alsdann, wenn man die Kühe in Stall bindt, unter der Thür.

Anmerkung. Die Bauern behaupten nämlich: daß man mit vermischtem Salz verschiedene Kunstgriffe brauchen könnte; so sagen sie z. E. wenn ein Senn eigene und entlehnte, oder fremde Kühe in seiner Alp hätte, und er würde den erstern Salz mit Knoblauch vermischt zu lecken geben, so würden die andern nichts mehr von denjenigen Plätzen fressen, worauf die erstern geweidet hätten. Die gleiche Würkung würde die Vermischung des Salzes mit Hühnermist machen, weßwegen in den Alpen keine Hühner geduldet werden.

10. Keiner soll sein Vieh austreiben — d. h. in der Alp in diese oder jene Plätze jagen, sondern er soll

dem Vieh den freyen Lauf lassen, bis es 8 Wochen in der Alp gewesen ist, bey 10 Batzen Buß und Austreibung seines Viehs aus der Alp — auch soll er nirgends anderswo hüten dörfen, als bey dem Gatter, durch den man in die Alp fährt.

11. Jeder soll auf 5 Kühe eine Burde Streue einsammeln, und selbige im Herbst zum Stall führen, und den Misthof, (so nennt man den Platz ausser dem Stall, wohin man den Dünger wirft) damit einfassen; wer dies nicht thäte, so solls der Alpmeister, auf des Ungehorsamen Kösten hin, thun lassen. Wer sich auch erfrechen würde, Streue aus der Alp hinweg zu führen, der soll als ein Dieb angesehen werden. — Auch soll der Alpmeister jedem, ehe er die Alp verläßt, diejenigen Plätze mit Stecken auszeichnen, die gedünget werden müssen (doch wo möglich nicht mehr in die alten Plätze) und wer's alsdann unterlassen würde, im Herbst zu düngen, der solls im Frühling vor mitten im Maymonat thun, bey 2 Gulden Buß, oder bey Verlust des Alprechts.

12. Es soll keiner keinen Stier in die Alp nehmen, der mehr als einmal geschoben hat, bey 3 Batzen Buß und Austreibung desselben aus der Alp. Geheilte Stier in der Alp zu halten, ist gänzlich verboten. Zwey ungeschobene Hauptvieh mag einer wohl in die Alp treiben, die als ein Kuhrecht gerechnet werden können, so wie ein geschobener Stier auch für eine Kuh angesehen werden soll.

13. Jeder, der in die Alp fahret, der mag wohl auf ein Zimmerig oder auf 20 Kuhrecht 2 Geissen laufen lassen; wenn einer aber mehr hätte, der soll so-

gleich am ersten Tag dem Alpmeister von einem jeden Stück 6 Batzen bezahlen, oder sie wieder von der Alp jagen; und wenn ein Kitzi ein Jahr alt ist, so soll es für eine Geiß gerechnet und mit 6 Batzen bezahlt werden, dem Ungehorsamen bey 1 Gulden Buß.

14. Die Alp soll von dem Alpmeister und andern Alpgenossen geschützt werden, wie eigenes Gut, vor fremdem Vieh, Pferdt, Rindvieh oder Geissen, was es immer für Namen haben möchte, im April, May und Brachmonat. Alle fremden Roß, welche das Alpzeichen nicht haben, sollen auf Hundweil geführt und zwar nicht eher zurückgegeben werden, bis die Eigenthümer derselben alle deßwegen aufgelaufene Zehr- und Versäumnißkosten ersetzt haben; hingegen wenn einer ein gezeichnetes Roß würde herum reiten, der soll dem, welchem das Roß gehört, 24 Kreuzer Buß bezahlen. — Auch ist erkennt: daß die Geißbauren oder Geißbuben zu keinen Zeiten, weder im Frühling noch im Herbst, in der Alp weder einthun noch käsen mögen, auch alle Ungehorsamen vor die Obrigkeit zitirt und abgestraft, oder aber die zehente Geiß ihnen weggenommen werden solle. Auch solle jeder Alpgenoß, der Kitzi in die Alp nehmen würde, von einem jeden 12 Kreuzer zu erstatten haben.

15. Jedem, der Holz- und Streuediebe, welche die Alp beschädigten, anzeiget, soll der Alpmeister 1 Gulden geben.

16. Es solle Niemand mögen Bettheu, d. h. solches Heu worauf die Sennen anstatt der Pflaumfedern schlafen, mähen, als die Sennen selbst, oder doch ein Senn für den andern, bey 2 Gulden Buß.

Alle diese Satzungen sollen alle Jahre bey der Alpfahrt den Sennen vorgelesen, und von ihnen genau beobachtet werden, worauf ein jeglicher dem Alpmeister die Hand bieten solle. — Die

3te Art von Alpen gehörte dem ehmaligen Landschaz, und ist jezo Nationalgut, die vorhin vermuthlich solchen einzelnen Bauern zugehörten, die von der Obrigkeit peinlich abgestraft wurden, oder die sich selbst entleibten, oder die keine Leiberben hinterliessen, deren hinterlassenes Vermögen also in die Staatskasse verfiel, und deren Alpen daher Herrengräser heissen, d. h. solche Alpen, welche der Landesobrigkeit zufielen. Zur Seltenheit verkaufte die Obrigkeit solche Alpantheile; gewöhnlich aber verlehnte sie ihre Landalpen auf 1 oder mehrere — meistens 6 Jahre, an dürftige und haushälterische Sennen, denen sie dieselben um einen wohlfeilen Preis in Pacht gab. Anno 1776 ward erkennt: „Daß die „Herrengräser oder Wäähden ein jeweiliger „Ammtsmann (so nennte man den Landam„mann) bis zu seiner Zeit verlassen möge, wem „und wo er will".

4. Einige Alpen sind auch durch fromme Stiftungen an Kirchen, Spitäler, Einsiedeleyen und Klöster gekommen, die ebenfalls um den Lehenzins verpachtet werden. — Die

5te Art von Alpen machen die eigentlichen Gemeinalpen aus, wie z. E. Meglisalp, Seealp, Meßmer, Ebenalp, Garten, Klus, Wiesen, die alle auf der Gebirgskette liegen. Ebels Angaben hierüber, der die Botersalp fälschlich zu diesen rechnet, sind sehr unrichtig und unvollständig, so

wie er überhaupt auch zwischen den Kuhgerechteten und Gemeinalpen keinen Unterschied kannte. Auf diesen Alpen sind 10, 20, 30 Hütten und eben so viele Ställe neben einander angebracht (12 Kühe auf eine Hütte und einen Stall gerechnet) und der Anblick solcher kleinen Sennendörfchen ist für jeden Thalbewohner sehr auffallend.

Wahrscheinlich sind alle diese Alpen in den ältesten Zeiten aus der obrigkeitlichen Kasse gekauft worden, und gehörten daher allen Landleuten des Landes Appenzell. So steht z. B. in den Jahrzeitbüchern: — „Anno 1381 haben Rudolf Wartenbergers Erben die „Meglisalp denen Herren von Appenzell um 18 Pfund „Konstanzer Währung verkauft". — Sie scheinen mir aber gleich vom Anfange an vorzüglich zur Unterstützung der Armen bestimmt gewesen zu seyn, das Land behielt daher zwar die Ansprüche auf diesen Alpenboden, allein die Obrigkeit verschenkte die Hütten und Ställe an arme Bauern, die keine eigenen Alpen hatten, oder erlaubte ihnen eine gewisse Anzahl Hütten zu bauen, sie erblich als Eigenthum auf ihre Nachkommen fortzupflanzen, und den Boden — unter gewissen vorzuschreibenden Bedingnissen, wie ihr Eigenthum zu benutzen. Von jedem Eigenthümer dieser Sennhütten mußte von jeher von jedem Stück Vieh, das darin gehalten wird, 6 bis 8 Kreuzer Einschreibgeld bezahlt werden; jetzt aber, wer nicht 1000 Gulden Vermögen besitzt, zahlt 10 Kreuzer — wer darüber hat vom Stück 20 Kreuzer, das ebenfalls in die Armenkasse kommt. Ao. 1787 ward sogar erkennt: „wegen der gemeinen Alp „Gloggen soll das Einschreibgeld den Armen

„gegeben werden, sie werde mit Schaf, Geiß oder „sonst Vieh geätzt". — Auch wenn die Obrigkeit einzelne Theile von den Gemeinalpen verkaufte, so fiel das erlöste Geld stets in die Armenkasse zurück. So fand ich z. E. in alten Rathsprotokollen: „Ao. 1649 ist wegen „des grossen Jöcklis Theil in Meglisalp erkennt: daß selbiger wieder zur Alp Fählen gehören solle, wenn Hs. Fritschi 100 Pfund in Armenleutenseckel zahlt". Ao. 1656 wurde erkennt: „die Alpgenossen in Wiesen sollen am Esche „(eine kleine Alp für 6 Küh und einige Stück Geltvieh, am Fuß der Ebenalp) keine Ansprach haben, „wenn Hans Buhler in Armenseckel 30 Gulden „giebt". — In Erwägung obiger Gründe mag daher Anno 1767 der obrigkeitliche Schluß gemacht worden seyn: „Wer von 2000 Gulden Nutzniessung sein oder „Weibergut hat, der soll von gemeinen Alpen abgewiesen seyn".

In den gemeinen Alpen dörfen überall nicht mehrere Hütten gebaut werden, als von Alters her darauf stuhnden, obwohl auf einer jeden dieser Alpen eine hinreichende Anzahl Hütten und Ställe vorhanden sind; auch darf einer nicht mehr, als des Jahrs eine Hütte mit Vieh besetzen, hat er daher mehrere eigenthümlich, so muß er die übrigen verlehnen oder verkaufen, welches letztere für 50 bis 80 Gulden, also nur für den Werth der Hütte, und nicht des Bodens geschieht; verlehnt er sie aber, so muß man ihm den Boden nicht, sondern nur den Hütten- und Stallzins bezahlen, von der Kuh 15 bis 30 Kreuzer. — Auf diese Weise besitzen daher oft 4 bis 6 arme Bauern, die nur 1 oder 2 Kühe

auftreiben, eine Hütte, und schütten bisweilen den Sommer ihre Milch zum Käsemachen zusammen, daher das obrigkeitliche Gesetz von Ao. 1679: „Alle diejeni„gen, so in den gemeinen Alpen zusammen käsen, „sollen eingeschrieben und abgezählt werden, als ob die „Haab eines allein wäre".

Ueber diese Gemeinalpen wird alle Jahr durch Stimmenmehrheit an der Alpgemeind, d. h. von der alpgenössigen Bauernversammlung ein Alpmeister erwählt, der Wege und Brücken im brauchbaren Stande erhalten, und über die Beobachtung der alten Alpenverordnungen wachen muß, welche man alle Jahr, nach Gutdünken bestättigt, oder aber mit kleinen Zusätzen verändert. Da im Anfange des Frühlings, sobald der Schnee weggeschmolzen ist, jedermann nach Belieben Geissen und Schafe in die Gemeinalpen treibt, so ist des Alpmeisters Pflicht, 3 Wochen vor der Alpfahrt, allem aus der Alp zu bieten, und die Ungehorsamen anzuzeigen. Dagegen darf der Alpmeister gleich im Frühling mit 2 Kühen, 22 Ziegen und 6 Gitzchen unentgeldlich in die Alp fahren, und hat 10 Gulden Jahrlohn. Um die Gunst der Bauern, von denen seine Bestättigung im künftigen Jahre abhängt, benzubehalten, besorgt der Alpmeister — vor der Alpfahrt — auch in eine jede Hütte gedörrtes Alpenheu, zum Nachtlager, und bekommt dafür von den meisten ein kleines Geschenk.

Nachstehendes ist die Hauptsache der ältern und neuern Verordnungen, welche sich auf alle Gemeinalpen beziehen:

Auszug aus einem alten sogenannten Alpbüchli der gemeinen Alpen: Seealp, Meglisalp und Garten von Ao. 1546.

Es soll einer nicht mehr in die Alpen thun, denn 6 Kühe; und was einer mehr darein thut, denn 6 Gemmeli Küh (Gemmeli heißt ein kleiner Kühstall) bis auf 15 Küh, so soll einer von jeglicher Kuh geben 1 Schilling Pfennig; und wer mehr denn 15 Küh darein thut, ist zur Buß verfallen: von jeglicher Kuh 1 Pfund Pfennig, und wer es weiß, solls laiden, und dem soll werden 5 Schilling Pfennig.

Und wenn die drey Alpen gehaget werden, so sollen sie ein Schutz und Schirm seyn, und welcher über dasselb seine Roß und Veech dorthin thut, vor und eh, daß Zeit ist, so oft einer dies übersieht Buß 1 Pfund Pfennig. Und so die Zeit kommt, daß man hineinfahrt, so sollen die Alpen nicht länger gefreyt seyn, denn 6 Wochen. Auch soll denn, während der Alpzeit keiner weder Ochsen, Rosse noch Ueberstéller (d. h. mehr Stück Vieh, als erlaubt ist und einer Alprecht hat) darein thun, bey obiger Buß. Nach 6 Wochen der Alpfahrt mag wohl ein Bidermann seine Roß und Veech dorthin thun; und soll jeder dem andern das Sein gohn lon. (Dieses Gesetz ist jetzt noch in Kraft: Ao. 1680 wurde erkennt: wenn Mitte Augst und unserer Frauentag vorhanden, so sollen die Roß, Schaf und Geiß in den Alpen nicht mögen verieucht werden.)

Aus der Buß soll der Alpmeister in der Alp Steg und Weg machen; das übrige soll in seinen Seckel dienen.

Nachstehendes ist der wörtliche Inhalt eines neuern Alpbüchlis, das verlesen worden den 22ten July 1608.

Kund und zu wissen sey allermänniglichen in unserm Land Appenzell, dieweil nun jetzunder etliche Jahr her ziemlich grosse Klag kommen, wie daß das Mandat, die gemeinen Alpen betreffend, so gar schlechtlich seye gehalten worden, und auch etliche vermeint haben, wenn es nicht alle Jahre verlesen werde, daß es vielleicht nicht mehr in Kräften seyn solle, darum denn die gemeinen Alpen gar ungleichlich genutzt und gebraucht, auch etliche, so das Mandat haben wollen halten, von den andern viel verkürzt werden, hat derowegen Herr Landammann und Rath verschienenen Mittwuchen den 18. Brachmonat dies 1608. Jahrs das alte Mandat von wegen der g'meinen Alpen wiederum bestättiget und zu lesen erkennt, und auch geordnet, daß es fürterhin allwegen gelten und gehalten werden solle, ob es gleich nicht alle und jedes Jahr verlesen würde, bis und so lang, bis es von einem grössern Gewalt, der es denn auch gemachet, wiederum wird abgethan oder geändert werden.

1. Sollen die 3 g'meinen Alpen mit samt dem Beerstein und Ahorn, alle Jahr bis an den nächsten Tag nach unser lieben Frauen Himmelfahrtstag zu mitten Augsten gefreyt seyn, daß niemand vorhin keine Roß darein thun solle, man fahre gleich mit dem Vieh früh oder spat dahin, und soll man denselben jetz ermeldten grossen Festtag — Fahrens halb (d. h. in Ansehung des Viehtreibens in die Alpen) ruhig lohn, und sich zum

Gottesdienst befleissen, bey der Buß, wie das alte Landbuch vermag und usweißt.

2. Welcher dieses und andre Jahr mit seinem Vieh in die g'meine Alp fahren will, der soll sich nach altem Brauch bey dem Landschreiber lassen einschreiben, und soll allwegen, so viel müglich, der Alpmeister dabey seyn, der es dann zuvor am Sonntag in der Kirche rüffen lassen solle, auf welchen Tag man einschreiben werde, damit der Alpmeister nicht alle Tag nachen lauffen und das Sein versäumen müsse.

3. Welcher sich in die g'meinen Alpen will einschreiben lassen, der soll von jeder Kuh Eßends geben 2 Kreuzer, was einer unter 10 Küh hat, bis auf die zehende Kuh. Wenn aber einer mehr denn für 10 Küh Eßends dahin thut, der soll von jeder Kuh Eßends geben 5 Batzen; jedoch soll überall keiner mehr denn für 15 Küh Essends auf ein Jahr; es soll auch keiner auf ein Jahr in eine G'meinalp mehr Geltvieh thun und treiben, denn für 2 Küh Eßends, und auf der Beerstein und Ahorn soll auf ein Jahr nicht mehr, denn für 10 Küh Eßends dargethan werden. Sonsten soll der Beerstein und Ahorn in dem übrigen den andern 3 g'meinen Alpen gleich gehalten werden, und soll ein jeder, der sich einschreiben läßt, das Geld mit ihm nehmen, denn es nit sein des Landschreibers ist, sondern was über der Alpmeistern und allerley anderer Belohnungen überbleibt, das wird alle Jahr in des Lands armer Leuten Seckel gleit, und ordentliche Rechnung darum gegeben; es soll sich auch ein jeder vor demjenigen Tag, an welchem man in die g'meinen Alpen fahrt, einschreiben lassen, von wegen vielen Unrichtigkeiten, denn man

an selbigen Tagen niemands mehr einschreiben wird, darum syg ihm jeder selbst vor Schaden.

4. Welcher 2 Kuh oder 2 Roß Sommerig vermag, und dieselbigen von ihme laßt, der solle gar keine G'mein-alp oder Gmeinmerk (so heissen die Allmenten) das selbige Jahr nutzen und brauchen, wie es der alt Artikel vermag und ausweißt, und soll niemand mehr denn 2 Küh und gar kein Geltvieh aussert und vorem Land her nach laut des alten Artikels in die g'meinen Alpen verdingen oder empfangen bey der Buß 3 Pfund 5 Schilling Denier, so oft es beschieht, und soll selbiges Vieh noch dazu abgetrieben werden, und der, so solches übergangen 3 Jahre lang der g'meinen Alpen beraubt seyn, darum syge ihm selbst jeder vor Schaden.

5. Sollen allwegen die Anstösser und die Alpen, wie es dann austheilt ist, g'mein hagen, und dermassen die Häág machen, daß niemand dadurch kein Schaden wiederfahre. — Und soll ein jeder auf ein Jahr nur Eine G'meinalp nutzen und brauchen, jedoch wird Seealp und der Meßmer für Eine g'meine Alp gehalten.

6. Soll keiner, so in die g'meinen Alpen fahrt, kein Vieh von dem andern empfahen und verdingen, allein, als lang die Alpfahrt währet; wenn ers nicht den ganzen Sommer hat ghan, und weiter han will, auch sunst kein List brauchen, denn wo einer erfunden würde, der die Alpen mit Vieh nit also nutzte und brauchte, wie er dann für giebt, auch sich in solchem und anderm ungebürlich hielte, B'schiß, Trug und List triebe, sich auf die Tag, wie man dann ruffen wird, nit einschreiben liesse, oder das Alpengeld nit erlaite,

oder wie vorg'meldt mehr dann 2 Küh oder etwas Geltviehs vorm Land her in die g'meinen Alpen empfienge, der ist zur Buß verfallen 3 Pfund 5 Schilling Denier, so oft es beschieht, und soll selbiges Vieh noch dazu abtrieben werden, und des Gräs 3 Jahr lang beraubt seyn. Es soll auch niemand im Birg heuen (wildheuen) bis nach St. Jakobs Tag, bey der Buß 1 Pfund Denier. — Weiter soll auch niemand im Birg lauben, so lang, wie es der alt Brauch ist, bey der Straf die drauf glait ist.

7. Letztlichen sollen die Alpmeister ein gut fleissigs Aufsehen han, und wo einer solliches, wie g'meldt, nit hielte, anzeigen, damit der Ungehorsam g'straft werde, und einem g'schehe, wie dem andern, denn, wenn es die Alpmeister nit anzeigten, so würd' man es bey ihrem Haab und Gut suchen, darnach wüße sich jeder zu verhalten.

In den neuern Zeiten litten obige Gesetze Nachstehende Veränderungen oder Vermehrungen:

Ao. 1613 hat ein grosser zweyfacher Landrath in obigem geändert: daß nämlich niemand mehr Vieh furohin in eine gemeine Alp thun solle, denn für 12 Küh Eßends, bis auf 8, zu 2 Kreuzer und was über 8 wäre, zu 5 Batzen.

Ao. 1629 wurde erkennt: alle diejenigen, so Viech in Seealp und Meglisalp thun, und nit, als wie geruffen worden, dort g'werchet, sollen 1 Pf. Den. zu Buß verfallen seyn, und welcher Zimmer von ihm verlaßt, solls andingen, daß der Bau aushin thun werde, oder muß das Jahr hernach der Alp beraubt seyn.

(Unter dem Wort Werchen werden die Gemeinwerke verstanden, welche jeder Alpbenutzer, zu Säuberung und Verbesserung des Alpbodens rc. verrichten muß.)

Ao. 1682 wurde dieses Gesetz erneuert und erkennt: es soll ein jeder, der ein Zimmer in g'meinen Alpen hat, einen Tag kommen gen säubern und steinen, bey der Buß 1 Pf. Den., und soll noch dazu der Alp beraubt seyn. — (Dieses Gesetz ist in den jetzigen Zeiten so verbessert worden, daß der Besitzer von 6 Kuhrechten zwey Tage Steine an kleine Häufchen zusammen zu lesen verpflichtet seyn soll, welches sehr nützliche Gesetz in Meglisalp besser als in Seealp beobachtet, und bey dem trägen Sennen mit viel strengerer Schärfe gehandhabt werden sollte.)

Ao. 1633 wurde erkennt: es solle in allen G'meinalpen jeder sein Vieh einthun, wenn der Landschreiber kommt gen abzählen, bey der Buß 1 Pf. Den. — (Nachdem nämlich das Vieh in die Alpen getrieben worden ist, so gehen der Landschreiber, der Alpmeister und ein Vorgesetzter selbst auf die Alpen, um zu sehen, ob die Sennen nicht mehr Vieh in dieselben getrieben haben, als sie angaben, und als das Gesetz erlaubt.)

Ao. 1634. Es sind die Alpgenossen in Seealp vor Rath g'syn, und haben klagt: daß diejenigen, so auf den Meßmer fahren wollen, sich viel zu lang in Seealp aufhalten — erkennt: daß sie sich nicht länger denn 12 Tag in Seealp aufhalten sollen, es sey dann: daß man des alten Schnees halber oder Rüche nicht könnte, oder daß er mit neuem Schnee überschneyet wäre, und soll kein List noch G'fahr darin gebraucht werden. (Seealp wird nämlich im Anfang mit mehr Vieh besetzt, als

sie während der ganzen Sommerszeit ernähren könnte, daher also ein Theil davon die Weiden des hohen Meßmers — an dessen Fuß die Seealp liegt — bezieht. In den jetzigen Zeiten ist obiges Gesetz verändert worden, daß diejenigen, welche auf den Meßmer fahren wollen, in Seealp nicht länger als 10 Tage verweilen dörfen.)

Ao. 1635 ward erkennt: Wenn einem in einer Gmeinalp unter dem Vieh etwas Strauchheten oder Krankheit wurde, soll er angäntz aus der Alp fahren, und dasselbe auf dem Seinigen erhalten.

Ao. 1637 ward erkennt: es soll ein jedwederer Alpengenoß schuldig seyn, einem andern guten Landmann, so ers begehrt, auch in sein Gaden und Zimmer, um ein gebührliches Geld zu ihme zu lassen, wenn er je Weite und Gelegenheit hat. — Und welcher mehr denn für 12 Küh Essends in eine g'meine Alp treibt, und das Mandat übertritt, wann der Landschreiber kommt, und die übertriebene Haab noch in der Alp ist, so soll der, so das Mandat übertreten, mit aller seiner Haab aus der Alp fahren und noch 3 Jahre lang des Gräs und der Alp beraubt seyn. (Dieß Gesetz ist jetzo noch immer in seiner Kraft.)

Ao. 1768 wurde der Artikel bestätigt: wer Sommerig oder Weiden verlaßt (verlehnt), soll aus g'meinen Alpen gewiesen seyn; hingegen ohne Ansehung der Mittlen fahren mögen, wer will, auf jede Hütte 12 Kühe. Nimmt einer auch einen Zuchtstier mit in die Alp, so darf er anstatt zwölf, dreyzehn Kühe in dieselbe treiben. Wo doppelte G'stallung, soll es von andern mögen b'setzt werden, um den Preis von der Kuh 15 kr. — (Dieses und Nachstehendes ist jetzo noch in Kräften.)

Ao. 1776 wurde das Alpbüchli bestätigt, mit dem Anhang, daß man laut Alpbüchli fürohin nur 2 ausländische Kühe, fremde galtgehende Haab aber gar keine zu Milchmieth, solle in g'meine Alpen mögen empfangen oder aufgetrieben werden; und eigne Kälbli drey für eine Kuh gerechnet und eingeschrieben werden.

Ao. 1794 bis 96 ward erkennt: denjenigen, so Gräser oder Sommerig empfangen, und zu Lichtmeß noch kein eigen Vieh haben, soll jeder Landmann, der eigen Vieh hat, selbe Gräser oder Sommerig um den gleichen Preis ziehen mögen.

Auf den meisten wilden Alpen wird an denjenigen Orten, die für das Vieh unzugänglich sind, auch Wildheu eingesammelt, das man, wenns gedörrt ist, in Heugarnen über die Felsen hinabwirft, in den Alpen aufbewahrt und im gleichen Jahr daselbst, gewöhnlich alsdann dem Vieh vorlegt, wenn ein eingefallener Schnee oder Hagel das Gras verderbt, oder wenn sonst nicht mehr viel Futter in der Alp zu finden ist. Beynahe in jeder zähmern Alp hingegen trifft man ein sogenanntes Aekkerli an, d. h. den ebensten und fruchtbarsten Platz der Alp eingezäunt und gedüngt, worin dann das Heu gemäht, gedörrt, und zu obigem ähnlichen Endzweck aufbewahrt wird.

Die Alpen sind bisweilen durch Waldungen, Bergklüfte oder Töbler, Waldwasser, meistens aber durch Latten- und Steckenzäune von einander unterschieden, und man wundert sich um so mehr: daß die trockenen

sti-

steinernen Mäurchen nicht allgemein angewendet werden, da überall eine Menge Felsenstücke herumliegen, die den Alpenboden unfruchtbarer machen.

Von den Allmenten.

In Appenzell Ausserrooden hat man sehr wenig, in Appenzell Innerrooden hingegen viel mehr Gmeinmerk, d. h. Allmenten, worunter man aber auch zugleich gemeine Waldungen versteht.

In Ausserrooden hat die kleine Dorfschaft Riedtle, welche zur Kirchgemeinde Gaiß gehört, eine schlechte Gemeinweide, wohin jeder Haushalter 6 Wochen lang 2 Kühe treiben kann, welches in den Gemeinden Teuffen und Schwellbrunn ebenfalls der Fall ist.

Die Gemeinde Urnäschen hat auch längs den beyden Ufern der Urnäsch eine solche Allment, worauf ein jeder Haushalter durch den ganzen Sommer eine Kuh unentgeldlich weiden lassen kann.

Die Allmenten liegen sehr nahe an den Dörfern, weßwegen jeder Kuheigenthümer selbige selbst melken, und die Milch jedesmal nach Haus tragen kann.

Nachstehende sind die vorzüglichsten Gmeinmerke in Innerrooden:

Die Alp Bärstein gehört dem Dörfchen Schwarzenegg in der Pfarrey Brüllisau.

Mettlen ist eine gemeine Kuhweid für alle Innerrooder, so auch Kräzeren, Gmeinhölzli u. a. Wälder.

In der Foren, welches noch vor wenigen Jahren

eine gemeine Kuh- und Roßweid für alle Innerrooder war, jetzt aber mit Feldfrüchten angepflanzt und ausgetheilt ist.

Das Mändli ist eine gemeine Roßweid, worin alle Innerrooder Roß und Kühe treiben können. Auch die Gemeinde Gaiß hat von Alters her das Recht, 18 Roß oder 36 Kühe dorthin zu treiben.

Das Rieth ist eine beträchtliche Kuhweid für das Dorf Appenzell gewesen, wird itzt aber auch zum Anpflanzen verschiedener Feldfrüchte besser benutzt.

Gewöhnlich ist über die meisten Allmenten ein Bannwart (Aufseher) gesetzt, der die Küh und Pferdte, welche auf der Allment das Weidrecht haben, zeichnet, Brücken in gutem Stande erhält, Abzugsgräben öffnet u. dgl. und daher von einem Pferdt 10 und von einer Kuh 5 Kreuzer zur Belohnung erhält.

Ueber diese Gmeinmerke und die Art, wie sie benutzt werden sollen, macht die Kantonsobrigkeit, Landammann und Räth, alle Jahr Gesetze und Verordnungen. Die Hauptsache davon — welche meistens jetzo noch in Kräften sind, bestehet in folgendem:

Ao. 1611 ward der Gmeinmerker halb erkennt: es soll niemand in unserm Land, weder Reich noch Arm, in einem Jahr mehr, denn ein Gmeinmerk nutzen und brauchen, und selbiges, welches einem jeden am allergelegensten ist. Und welcher Anfangs seine Roß und Küh auf ein Gmeinmerk schlagt, der solls dasselbig Jahr in kein anders Gmeinmerk thun, ohne eines Landammanns und Raths Bewilligung. Es soll auch eine Haushaab nit mehr denn Ein Roß auf das Rieth schlon und zeichnen lassen, und auf die andern Gmein-

merker mehr nit denn 2 Höpter, als 1 Roß und 1 Kuh, oder 2 Küh und nit 2 Roß.

Es soll auch niemand weder Roß noch Viech unzeichnet auf das Gmeinmerk schlagen, und ein jeder sein Fuder Bau auf das Riedt führen, oder das Geld dafür geben, denn wer solches in einem oder andern übergienge, der soll ohne Verzug um 1 Pfund Den. g'straft werden, und dasselbige Jahr der Gmeinmerker beraubt seyn.

Welcher auch 2 Küh oder 2 Roß Sommerig vermag, und dieselbige von ihnn laßt; und welcher mehr denn 2 Kühe Zmilchmieth empfaht — die alle sollen gar kein Gmeinmerk dasselbige Jahr nutzen und brauchen; aber in sein Eigenthum mag er Viech empfangen, so viel er will.

Der Fülinnen halt: wenn ein Füli vor der Lichtmeß worden ist, so soll es zeichnet und zollt werden; wenn es aber nach der Lichtmeß worden ist, so soll es unzeichnet mit dem Feldroß laufen mögen.

Der Milchmietheren halben soll niemand mehr denn 2 Kühe äussert dem Landherr in die g'meinen Alpen und Gmeinmerker empfahen, und überall kein Geltviech, bey der Buß 3 Pfund 5 Schilling Den. und soll 3 Jahr lang der Alpen und Gräs beraubt seyn, und dasselbig Viech nützit desto weniger abgetrieben werden.

Welcher auch G'fahr, List und Neu-Fund hierinnen brauchen würde, der soll gleicher Gestalt um 5 Pfund Den. gestraft werden.

Beyneben soll man den Mist und Bau auf allen Gmeinmerkern auf'em Waasen liegen lassen, und

nicht darabtragen und nehmen, ausgenommen ab g'meinen Strassen und Brücken mag einer wohl auf das Sein thun.

Ao. 1615 wurde erkennt: alle Gmeinmerker, als: Mettlen, Foren, Mändli, Bronnen, Wasser aus und ein, Rikenbach und Kräzeren, soll keiner nutzen, welcher mehr denn 1000 Pfund Eiges besitzt, weils den Armen g'stiftet ist. — Ao. 1767 wurde dieses Gesetz bestättigt; mit der Erläuterung: daß wenn ein Landmann mit seiner Haushaab an Liegend- und Fahrendem 1000 Gulden vermag, soll er das Rieth nicht nützen mögen, auch soll keine säugende Stutte mehr auf dem Rieth gestattet werden. Die aber meynen, daß eint oder andere mehr oder 1000 Pfund haben, sollen vor Obrigkeit mit Ehr und Eyd befragt werden, und laut Artikel abgewiesen seyn.

Ao. 1623 wurde erkennt: welcher Küh auf dem Rieth hat, darf nicht käsen, sondern soll, so er übrige hat, selbige die Maß um 6 Denier geben.

Ao. 1631 wurde erkennt: daß man kein Haab auf die Gmeinmerker thun, bis am Meyen Abend; ferners: es soll niemand vor St. Gallen Tag auf dem Rieth Streue mähen oder heuen, und sollen nit vor Ave Maria am Morgen nach St. Gallen Tag anfangen mähen, der vor anfangt, soll zur Buß die Streue verwirkt haben; wer zu reich ist, soll nit dörfen mähen oder das Rieth nutzen.

Ao. 1695 wurde erkennt: daß man auf die Gmeinmerker gar keine fremde Haab treiben dörfe, bey 10 Pfund Denier Buß.

Diese Gmeinmerke, die in Innerrooden so uner-

meßlich grosse Strecken Landes enthalten, wurden schon seit uralten Zeiten zu nichts anderm, als zu Viehweiden benutzt, hingegen dasjenige, was vorzüglich den Armen sehr zu statten gekommen wäre, nämlich die Anpflanzung derselben mit allerley Feldfrüchten, wurde, die 2 letzten Jahre abgerechnet — gänzlich vernachlässiget, und ist jezo noch bey weitem nicht so allgemein' wie sie — nach den gemachten Erfahrungen — seyn sollte. Viel lieber ziehen ganze Familien in den vermöglichern Dörfern Ausserroodens herum, um zu betteln, oder retten ihr Leben kümmerlich Wochenlang pur allein mit Schotten, als daß sie sich anschickten zu arbeiten und das Feld anzupflanzen. Dieser natürliche Hang zur Trägheit, der jedem Hirtenvolk eigen ist, ist die Haupturfache, warum so viele patriotische Auffoderungen einzelner Privaten sowohl, als aber der eßmaligen Obrigkeit fruchtlos verhallten.

In der grossen Theure des Jahrs 1771, woran vorzüglich so viele Ausserrooder des elendesten Hungertodes starben (*), (die Innerrooder wußten sich mit ihrer Schotten gegen den Hungertod besser zu schützen) wurden geschriebene obrigkeitliche Auffoderungen unter dem Volke herumgeboten, die dasselbe zum thätigern Anpflanzen ihrer Kuhweiden und Gmeinmerker und zur sorgfältigeren Viehzucht auffoderten.

(*) Im ganzen Appenzell Ausserrooden wurden in diesem Jahr 899 Kinder geboren, und 4238 Menschen beerdigt, die Anzahl der Bewohner wurde also — meistens durch den Hungertod um 3339 Menschen vermindert! —

„Vielleicht" — so lautet die Hauptsache dieser Auffoderung — „Vielleicht ist die gegenwärtige Theurung „und Mangel für Euch — liebe Männer von Appen„zell! ein wahres Glück, und der rechte Weg, den „Reichthum unsers Landes zu erkennen. Weder Gold „noch Silber sind wahre Reichthümer eines Staats; „die edlen Früchte, womit die Erde unsre Arbeit be„lohnt, sind es allein. Die Erde ist unsere Ernährerin; „von ihr sollen wir unsere Erhaltung suchen, dann alles „Geld der Reichen kann uns, wo Nahrung fehlt, nicht „einen Augenblick den Hunger stillen".

„So laßt uns denn unsere Erhaltung im Schooß der „Erde suchen! Ein jeder von uns soll Früchte ansäen: „Korn, Roggen, Gersten, Hafer, Bohnen, Erdäpfel, „Rüben, Gemüse und was an jedem zur Zeitigung ge„langen mag. Keiner von uns soll ungebautes Land „haben, und wer keinen liegenden Grund hat, soll seine „Gmeinmerksplätze benutzen und seinem Nachbar helfen, „oder von ihm um einen billigen Zins Boden in Em„pfang nehmen — und wer dieses nicht thut, der soll „von uns verachtet, und als ein unnützes Mitglied un„serer Gesellschaft angesehen werden. — Sehet, liebe „Männer! wie viel gutes Erdreich noch unangebaut „und öd in unserm Lande liegt, und bedenket: wie viel „Kräfte ihr von Gott empfangen habt, dasselbe frucht„bar zu machen. Dieses soll also euer erstes Augen„merk seyn, denn es ist das einzige Mittel euch von „euern Nachbarn unabhängig zu machen und euch ge„gen den Hunger zu schützen".

„Da bisher auch die Viehzucht vernachlässiget wor„den, so daß man nur selten junges Vieh auferzogen,

„und sich gänzlich darauf verlassen hat alle Jahr das „junge Vieh in benachbarten Ländern einzukaufen, so „fragt es sich: woher werdet ihr jetzt, da die Nachbarn „den Paß versperrt haben, Vieh nehmen, daß euere „Alpen und Sommerweiden genutzet und euer Heu „verzehrt werde? Und wenn es euch sowohl an Milch „als an Mastvieh fehlet, wenn euer Gras ungenutzt, „und euer Heu verstehen bleibt, woher sollen wir „Milch, Schotten, Butter und Käse nehmen, daß wir „leben können? Woher das Fleisch? und woraus soll „man die Zinse erstatten? Denken wir uns zu diesem „allem noch Mangel an andern Lebensmitteln — Muß „dann nicht daraus ein entsetzlicher Hunger entstehen? „— Müßten nicht die Hälfte unserer Mitlandleute ihr „Brod aussert dem Vaterlande suchen? — Würden „nicht die Güter ihren Preis um die Hälfte ver„lieren"? rc.

Wie schlecht diese und ähnliche Auffoderungen damals befolgt wurden, läßt sich aus nachstehendem Mandat schliessen, das die Obrigkeit den 18. Sept. 1771 verlesen ließ, nachdem sie im Frühjahr vorher jeder Haushaltung in den Gemeinmerkern Plätze zum Anpflanzen zugetheilt hatte: „Nachdem mit nicht geringer Empfind„lichkeit zu vernehmen, auch dessen eine unaufhörliche „Klag gewesen, daß hin und wieder auf dem gemei„nen Wesen armen Leuten Gärten und Braachen „anzubauen zu Erleichterung ihrer grossen Noth zutheilt „worden — die aber meistentheils verliegen blieben „und man nur Heu darauf wachsen lasse; als haben „wir — denen das Wohlseyn und Aufnehmen des Lands „jederzeit für ihr erstes Augenmerk zu haben, obliegt,

„in Beherzigung jetzmaliger Zeiten, für höchst nöthig „und Landesväterlich gethan zu seyn erachtet, wenn „um den Eifer derer, so dem Feld- und Ackerbau er„geben, noch mehr zu schärfen, alles Ernstes geboten „werde, und zwar, wie hiemit beschiehet, durch ein „öffentliches Mandat, daß alle diejenigen, denen „Braachen auf dem Rieth oder Foren und an„dern Gemeinmerken dermal zutheilt worden, „auch die, so Braachen bis dahin gehabt haben, in „Zeit einem Monat, bey Verlust der Braachen, die „Braachen umthun sollen, und damit diesem desto „ehnder nachgelebt werde, als solle den Hauptleuten „des Bezirks scharf anbefohlen seyn, solch ödstehende „Braachen andern, die es bauen werden, mitzu„theilen".

Die Obrigkeit ließ es ebenfalls nicht ermangeln, von Zeit zu Zeit Auffoderungen an das Landvolk ergehen zu lassen.

Ao. 1604 und 1671 hat man alle und jede ermahnet, Bäume jeder Art und Gattung im Land zu setzen, insonderheit sollen diejenigen, welche Gmeinmerker nutzen, auf dieselben Bäume zu setzen schuldig seyn, mit dem Versprechen, daß diese gepflanzten Bäume, jedem der sie setzt eigenthümlich zugehören sollen, auch werde die Obrigkeit ihnen gut Schutz und Schirm gegen Diebe von Saaten- und Baumfrüchten anwerden lassen. Ao. 1771 wurde sogar erkennt: solche Felddiebe sollen so wie Blaichediebe, also mit der Todesstrafe, gebüßt werden.

Seit der letzten Theure der Jahre 1799 und 1800 wurden die Innerrooder hierin viel klüger, und man sieht nun eine Menge Gemeinplätze und Privatboden,

mit Feldfrüchten aller Art angepflanzt, so daß man hoffen kann, diese Beyspiele werden in der Folge nicht nur nicht vergessen, sondern immer grössere und allgemeinere Nachahmung finden. — So wurde z. B. die vorhin magere Gemeinweid auf der Foren, wo vorher etwa 350 Haushaltungen aus dem Dorf in Appenzell das Recht hatten, ihre Kühe einige Monate daselbst unentgeldlich weiden zu lassen, eigenthümlich unter dieselben ausgetheilt, und wird nun auf das vortheilhafteste mit Gerste, Hafer, Erdäpfeln rc. angepflanzt. Auch das Riedt, ebenfalls eine Gemeinweide — wo vor 5 Jahren im Sommer etwa 90 Kühe weideten, ist nun beynahe ganz in einzelne Gemeindstheile eingetheilt, welche ebenfalls angepflanzt werden, aber nicht Eigenthum, sondern Gemeindsgut bleiben. — Wer 1000 Gulden eigenes Vermögen besitzt, hat an diesem Gemeindsgut keinen Antheil. — Vorzüglich wirkte auch das Beyspiel des Herrn Pfarrer Burgstallers in Brüllisau sehr wohlthätig auf seine Gemeindsgenossen. Er verlangte nämlich von den vermöglichern Bauern daselbst: daß sie ihm unbenutzten Weidboden auf eine so lange Zeit überlassen möchten, als er ihr Pfarrer sey, und versprach ihnen den ihm auf diese Weise abgetretenen Boden einst fett und fruchtbar zurückzulassen. Schon seit diesen ersten 2 Jahren sahen nun seine Gemeindsgenossen viele solcher verschenkten Plätze, die sie vorher nichts nützten und achteten, in die fruchtbarsten Aecker verwandelt, und jeder Fremde, der in diese rauhe Gegend, welche am Fuß des Kamors und des hohen Kastens liegt, kommt, muß hier von den wohlthätigen Folgen dieses Beyspiels über-

zeugt werden, indem man auf vielen vorher unbenutzten Bergsabhängen die schönsten Feld- und Saatenfrüchte erblickt.

Nachstehende gemeinnützige Auffoderungen an das Innerrooder Volk, welche den vortrefflichen Herrn Doctor und alt-Kantonsverwalter Heutli in Appenzell zum Verfasser haben, und die er Ao. 1799 und 1800 unter das Volk austheilte, verdienen hier wörtlich eingerückt zu werden.

Treuer Rath an den lieben Landmann bey diesen theuren Zeiten.

Erdäpfel zu pflanzen.

Es ist Jedermann bekannt, wie grosser Mangel an Brod, Musmehl, Gersten, Erdäpfeln im Land seye, und wie wir alle diese benannte Lebensmittel nothwendig aus fremdem Lande um einen so gar hohen Preis kaufen müssen, und daß zu besorgen ist, daß die Theurung noch mehr zunehme, so daß das Land allgemein darunter leidet, und viele aus Mangel des Gelds kaum mehr im Stand seyn werden, sich diese Lebensmittel anzuschaffen, weil der Gemeine und der Arme schon lang diese Theurung erlitten haben.

Was ist in diesen mißlichen und harten Zeiten zu thun, damit der allgemeinen grossen Noth abgeholfen, und die grossen Ausgaben an Geld, das ausser Lande kommt, vermindert werden? Das einzige Mittel ist, wenn wir im Allgemeinen auf bevorstehendes Frühjahr trachten selbst Feldfrüchte anzupflanzen, so würde der grossen Noth nach und nach abgeholfen, und der

Mangel an Lebensmitteln vermindert, so daß in wenig Jahren unser liebes Vaterland in einen gesegneten Wohlstand versetzt würde.

Ich will mich aber für dießmal nur in das Nothwendigste einlassen, nämlich auf die Anpflanzung der Erdäpfel. Von ihrem Nutzen bleibt mir wenig zu sagen übrig, indem man allgemein und überall dessen überzeugt ist, daß die Erdäpfel eine gute, gesunde Nahrung sind, die zu allen Speisen gebraucht werden kann, und womit man im Lande wohl die Hälfte Brod in manchen Haushaltungen ersparen könnte; ja man hat seit der letzten Theurung (1771) ersehen, daß durch selbe bey gänzlichem Mangel an Getreide einer allgemeinen Hungersnoth einzig könnte abgeholfen werden.

Hier folgt also eine kurze Anleitung, wie man die Anpflanzung der Erdäpfel behandeln möge.

Die Erdäpfel erfodern trocknen, sandigen Boden, auch (Seviboden) der nicht zu mager ist, daher kommen sie am beßten in gebirgigten Landen fort, wo sie besonders gut und schmackhaft werden, wozu also unser Land sehr vortheilhaft ist. Hingegen muß man keine Erdäpfel in Leimboden, oder an nasse niedrige Orte pflanzen, weil sie dort nicht gut fortkommen, und zum Essen ungesund werden. Zum Stecken soll man Saamen von guten Erdäpfeln auswählen. Es giebt aber dreyerley Sorten, weisse, rothe, wie auch die bey uns sogenannten Züricher-Erdäpfel, die weissen oder gelben Erdäpfel, so bey uns die gemeinsten sind; diese sind rund, haben eine feine, glatte, nicht gar zu dünne Haut, und wenig Treibaugen. Diejenigen Erdäpfel, so eine gar zu dünne Haut haben, sind gern wässerig.

Die rothen Erdäpfel, welche ehemals die beßten waren, sind dermal etwas ausgeartet, doch kommen sie noch am beßten im Bergland. Sie sind rauchhäutig, bekommen durch das Liegen einen rothen Reif, wodurch sie etwas rächelig und im Sieden mehlicht werden. Von diesen bemeldten Gattungen giebt es nun runde Erdäpfel, oder lange; letztere nennt man auch Nudeln.

Dann giebt es noch sogenannte Züricher-Erdäpfel. Sie sind rund, werden aber grösser als die gewöhnlichen. Sie brauchen lange Zeit, bis sie gesotten sind, und sind hart und unschmackhaft zum Essen; hingegen aber sind sie zur Mastung für das Vieh sehr vortheilhaft und ergiebig. Die schlechtesten, ungesundesten Erdäpfel sind diejenigen, die inwendig gelbe, grüne oder blaue Maasen oder Streifen haben, die auf einem schlechten wässerigen Boden gewachsen. Diese erkennt man an dem äusserlichen Ansehen, wo man dergleichen Streifen, oder Maasen bemerken kann. Endlich soll man auch keine gefrorne Erdäpfel zum Saamen nehmen; diese sind, so lange sie gefroren sind, hart wie Stein, wenn sie aufgefrieren, zerfallen sie zu Wasser. Wenn sie aber nur von dem Frost überschossen worden, so sind sie von aussen zu mürbe und weich. Diese Kennzeichen muß man sich beym Einkaufen der Erdäpfel merken, weil ohne deren Kenntniß schon mancher ist angeführt worden.

Zum Stecken der Erdäpfel nimmt man von guten Erdäpfeln die kleinsten Stücke, etwa in der Grösse einer welschen Nuß; hat man grössere Stücke, so zerschneidet man sie, daß sie etwa noch so groß sind als ein Hühnerey. Man steckt die Erdäpfel in der Mitte oder gegen Ende des Aprils, wenn der Boden etwas trocken

geworden. Man macht etwa anderthalb Schuh allweg auseinander 5 bis 6 Zoll tiefe Löcher, steckt in jedes Loch 3 höchstens 4 Stück von dem Saamen, und drückt die Erde darüber fest zu. Wenn das Kraut alsdann etwa eine halbe Spanne hoch hervorgewachsen ist, so reutet man das Unkraut um selbe fleißig aus, und häufelt die Erde an sie an. Dies Anhäufeln ist ein Hauptpunkt, wenn man recht viel Erdäpfel bekommen will; man muß also auch noch den Sommer hindurch dasselbe nicht vergessen, so wie das Kraut höher wächst, bis die Erde etwa einen halben Schuh hoch von dem Boden angehäufelt ist, weil dadurch das Wachsthum der Frucht ungemein befördert wird; auch muß man das Unkraut niemals überhand nehmen lassen, und so wird man die Freude haben, die Erdäpfel schön angewachsen zu sehen, und so Gott den Segen dazu giebt, sollte man wenigstens siebenmal so viel, ja in guten Jahren zehnmal so viel erhalten, als man gesteckt hat, so daß man auf einem kleinen Stück Land aus fünfzig Pfund fünf Centner Erdäpfel erhalten kann.

Man nimmt die Erdäpfel im Weinmonat aus der Erde bey gutem, trockenem und warmem Wetter; wenn man dieselben zu frühe einsammelt, so werden sie zum Liegen nicht dauerhaft; je länger man selbe aber im Boden läßt, desto länger kann man sie auf den Frühling aufbehalten. Man nimmt die Erdäpfel mit der Erde, die an ihnen klebt, ehe diese vertrocknet ist, bringt sie in trockne Keller, und verwahrt sie bey zunehmender Kälte durch Zudecken mit Stroh vor dem Gefrieren.

Lieber Landmann! laß dir diese Anleitung wohlgefallen, und nimm Schaufel und Haue an die Hand, und

Gott wird dich segnen, und den Hunger von dir und deinen unschuldigen Kindern abwenden. Es ist ja so viel unfruchtbarer Boden und anderes Land, was keinen Nutzen bringt, diesen wende dazu an. Die Vermöglichern werden die Armen hoffentlich mit Geldvorstreckung zum Ankauf des Saamens gerne unterstützen. Der Senn wird viele Zeit in den Weiden, wenn er nichts anderes zu thun hat, mit Nutzen zubringen, wenn er auch ein Stücklein rauhen Boden umgräbt, und Erdäpfel pflanzet; und wenn man allgemein Erdäpfel im Lande pflanzet, so wird der Nutzen für dasselbe auch um so grösser seyn, weil die Kost vermehrt, und das Brod gespart wird. Gott gebe den Segen dazu!

Sollte diese Anleitung Beyfall finden, und einigen Nutzen schaffen, so werden mehrere nützliche Anleitungen zur Anbauung anderer nützlicher Feldfrüchte unentgeldlich dem lieben Landmann gegeben werden.

Zweyter Rath, an den lieben Landmann.

Im letztverflossenen Frühjahr habe ich dem lieben Landmann eine ausführliche Anleitung zum Erdäpfelpflanzen mitgetheilt; und mit Freude ersehe ich die beträchtliche Vermehrung derselben im Lande. Viele arbeitsame, arme und gemeine Landleute haben, ungeachtet der so harten Zeit, den Boden mit grossen Unkosten, mit harter Mühe und Schweiß zugerüstet, und um theures Geld Saamen erkauft und so viel angepflanzt, daß sie den Winter hindurch lange davon leben können.

Auf dem Ried und in dem Gemeinmerk haben die

Hausarmen besonders ein herrliches Beyspiel mit Pflanzen im Lande gegeben, da sie die schönsten Brachen nicht nur mit Erdäpfeln, sondern auch mit Hafer, Gersten, Korn angelegt haben, welches auch so gut und so ergiebig gewachsen ist, wie in den beßten Fruchtlanden. Möchte dieses schöne Beyspiel recht viele Nachfolger haben; möchten die Vermöglichern, besonders jene, welche eignen Boden haben, auch Hand anlegen, und allgemein jeder ein Stückchen nur von dem schlechtesten Boden seines Guts mit Früchten anpflanzen; denn kein Boden ist so schlecht, der nicht zum Fruchtpflanzen kann angewendet werden. Wie viel Geld würde dadurch im Lande erspart, und der Wohlstand unsers lieben Vaterlandes vermehrt werden? Bey der immer anhaltenden Theurung, und wo die Aussicht auf den Frühling ehender schlimmer als besser wird, sollte es jedem vernünftigen Landmann ja höchst angelegen seyn auf sich selbst zu denken, und der grössern Noth zuvor zu kommen.

Lasset euch also, ihr vermögende Landleut, bey dieser so herrlichen Herbstwitterung zwey Stück angelegen seyn. Erstens. Rüstet den Boden zu. Ist es rauher (Sevi) Boden, so schindet denselben ab, verbrennet den Wasen und alles Gesträuch zusammen, kehret den Boden um, so wird alles bis im Frühjahr mürb und gut zum pflanzen. Zweytens. Trachtet doch itzt, oder bey guter Zeit den Saamen einzukaufen, denn im Frühjahr werdet ihr selben um das gleiche Geld kümmerlich mehr bekommen! — So hat es dermal die Aussicht. Zum Pflanzen muß aller Boden schon im Herbst umgethan werden. Auf dem Neubruch erhält man im ersten Jahr

den schönsten Hafer, so der Boden trocken ist. Der Hafer braucht überhaupt die wenigste Abwartung, und nimmt mit jedem Boden vorlieb. Ist der Neubruch aber etwas feucht, und von besserer Erde, so kann man schon das erstemal Gersten darauf pflanzen, aber auf trocknem sandigem Boden geräth die Gerste allezeit schlecht. Im andern Jahr kann man wieder Hafer auf den gleichen Boden anpflanzen, aber vor dem Ansäen muß ein wenig gedüngt werden; will man aber, was noch vortheilhafter ist, andere Frucht darauf anpflanzen, so muß er etwas mehr Dung haben. Das Korn erfodert steinigten und leimichten Boden. In unserm Lande kommt der Sommerwaizen am beßten fort, und ist die ergiebigste Frucht. Der Boden muß hierzu im Herbst, und dann auch wieder im Frühjahr umgethan werden. Auf frisch gedüngten Boden muß niemal Frucht angesäet werden, sondern der ausgelegte Mist muß zuvor dürr seyn, ehe man den Boden umkehrt; alsdann kann man ansäen, dazu wählt man trockenes Wetter, und die Vormittagszeit. In schlechterm Boden säet man etwas dicker, hingegen in gutem Boden etwas dünner und weitläufiger. Nachdem man angesäet, muß der Saamen mit einer Hauen oder Eggen unter die Erde gebracht werden. Beym Korn (Fesen) und Roggen muß man auf gleiche Art zu Werke gehen.

Der Fesen giebt eine vortreffliche Winterfrucht, weil ihm die Kälte nichts schadet.

Der Roggen erfodert leichten trocknen Boden. Man braucht meist den Winterroggen, weil der Sommerroggen weniger Mehl giebt. Die Winterfrucht soll man anpflanzen, wo es keine Eisblatten giebt. Man säet sie

im

im Herbst, nachdem der Boden einige Zeit zuvor zubereitet worden. Der Haber muß vom Unkrautsaamen wohl gereinigt seyn, so wie alle Saamen, bevor sie gebraucht werden. Korn, Waizen, Roggen werden gesäet, wie sie vom Dröschen kommen; so auch Gersten und Haber. (*)

Lasset euch, liebe Landleute, diesen wohlgemeinten Rath bey dieser unausstehlichen Theurung, und noch mehr drohendem Mangel recht angelegen seyn; wendet die allgemeine Noth und den Schaden des lieben Vaterlandes durch eure Arbeit ab, und Gottes reichlicher Segen belohne eure Bemühungen!

Ankaufspreis und Lehenzins der Alpen.

Bey dem Verkaufen der Alpen hatten die Appenzeller ehmals auf keine andern Gesetze Rücksicht zu nehmen, als auf dieses: daß sie ihre Alpen keinem Ausländer, d. h. keinem Nichtappenzeller, verkaufen, und dieser elende Kantonsgeist fand sogar zwischen Inn- und Aussetrooden statt. — Nach der Ao. 1798 angenommenen neuen Constitution, wodurch jedem schweizerischen Bidermann überall in der Schweiz das Bürgerrecht gegeben wurde, hob sich dieses Gesetz von selbst auf, und schon sind Am-

(*) Man thut überhaupt besser, wenn man ein kleines Stück Boden anpflanzt, und selbes gut besorgt, als wenn man grosse Stücke anpflanzet und schlecht besorget.

pferboden, Sätteli, Aelpli 2c. an Toggenburger verkauft worden.

Ehmals war der Ankaufspreis der Alpen und der Lehenzins derselben um die Hälfte wohlfeiler; allein weil jetzo das Rindfleisch, das Heu, und alle Milchprodukte auch mehr als die Hälfte theurer sind, als ehmals; die Bevölkerung äusserst zugenommen hat, so findet dieses erstere auch in Ansehung des Alpengrundes und des Lehenzinses davon statt.

Bey dem Ankaufe der Alpen oder Weiden nimmt man vorzüglich darauf Rücksicht: ob sie gut gelegen, d. h. ob sie nicht zu weit entfernt, und vorzüglich, ob ihre Lage so beschaffen sey, daß früh im Frühling der Schnee schmilzt, und spät im Herbst darauf fällt; ferner: ob das Vieh nicht Gefahr lauft, darin zu erfallen, und ob die Alp eben, oder bergigt und uneben sey; auch ob sie nur grobes Wiesengras oder kurzes und zartes Alpenfutter hervorbringe; man sieht überdies darauf: ob grössere oder kleinere fettgemachte Plätze, wie auch mehr oder weniger versumpfte Stellen in der Alp anzutreffen seyen; es ist dem Käufer endlich nicht unbedeutend, ob die Alp grössere oder kleinere, leicht oder schwer zu benutzende Waldungen besitze, und je nachdem alsdann die Alp diese oder jene minder empfehlenden Eigenschaften besitzt, je nachdem ist auch der Preis. — Der Alpenboden wird daher hier selten nach Gräsern (ein Stoß heißt hier ein Gräs) oder Kuhrechten, sondern nur überhaupt nach seinem innern Werth und der Erfahrung des Auges verkauft.

Dem zufolge ist der Preis von einer mittelmässigen Alp für 16 Kühe Sömmerig ungefähr 2500 Gul-

den, und von einer nahe gelegenen, mit einer schönen Hütte zu 3000 Gulden, und wenn ein grosser Wald darin ist, so wird er noch mehr erhöht. Z. E.

Eine Alp für 20 bis 24 Kuhrechte im Aelpli, wo sie nicht länger, als für 15 Wochen Futter finden, gilt 26 bis 2800 fl.

Die Guggeyenalp für 36 Kuhrechte mit 2 Hütten kostete 7200 fl. — Das Alpeigenthum, welches einer Kuh den ganzen Sommer durch Futter giebt, beträgt also ein Kapital von 120, 140 bis 200 fl.

Nicht alle Landleute, welche Matten, Weiden und Alpen besitzen, betreiben selbst die Alpen- und Sennenwirthschaft, sondern sie verlehnen jeden Sommer einige oder alle ihre Alpen, und bewahren das auf ihren Wiesen eingesammelte Heu auf, und verkaufen es, zur theuersten Zeit, oder aber benutzen es mit einigen wenigen Kühen, die sie zur Sommers- und Winterszeit auf ihren Wiesen und Ställen halten. — Allein es findet sich auch der entgegengesetzte Fall, daß nicht alle diejenigen, welche Sennwirthschaften, eigene Alpen haben; ja es ist oft der Fall, daß sie derselben gänzlich entblößt sind, daher der eine Theil seine Alpen gern verlehnt und sein Futter gern verkauft, und der andere sie gern in den Lehenzins nimmt und letzteres gerne kauft.

Obschon die Weiden und Alpen nach den alten Landesgesetzen an keine Fremde verkauft werden dürfen, so darf man sie doch an Ausländer verpachten. (Man verlehnt sie nämlich nach Gräsern.) Verlehnt ein Innerrooder Gräser nur an einen Ausserrooder, oder umgekehrt, so ist das Zugrecht bis Lichtmeß (Anfangs Hornung) d. h. sobald ein Roodsgenoß,

in dessen Rood der Boden liegt, sich vor dieser Zeit findet, welcher denselben um den nämlichen Preis in Pacht nehmen will, so muß derjenige aus der andern Rood davon abstehen, weßwegen man sogleich jeden Kauf von Auswärtigen öffentlich in den Kirchen bekannt macht. — Verlehnt man aber Gräser an einen Fremden, d. h. an einen Nichtappenzeller, so ist das Zugrecht bis man mit dem Vieh bey der Hütte ist, und den Alpgatter beschlossen hat, des sich schon der benachbarte Rheinthaler und Fürstenländer gefallen lassen mußte. — Eben so ist auch das Gesetz mit dem Heukaufen und Verkaufen beschaffen, nur daß man's nicht vom Stall wegführen darf, sondern daß man's da, wo es gekauft wird, aufätzen muß, damit der Dünger davon im Land bleibe. — Ao. 1776 wurden obige Verordnungen noch mit folgendem vermehrt und erläutert:

„Weilen auch groß Klägten eingekommen, wie daß „viele in unserm Land Sömmerig, Weiden, Alpgräser, und auch Herrengräser oder Weiden „empfangen, und aber selbe wiederum verlassen, oder „aber mit fremder ausländischer Haab b'sitzen und „ätzen, welches dem gemeinen lieben Landmann zum „Schaden gereichet, — als ist darauf erkennt und be„schlossen: daß gleichwie das Heugremplen (d. h. „Heu einkaufen, um damit zu handeln) verboten, so „soll auch der Grempel mit Gräser, Weiden, Alpen, „ja, was Namens es immer seyn möchte, verboten und „abgeschaft seyn, als welcher gestalten: daß wenn einer „Sömmerig empfanget, (d. h. in Pacht nehmen) „und aber nit mit eigener Haab ätzet und b'sitzet, so soll „ein jeweiliger ehrliebender Landmann das „Recht haben, selbe um den nämlichen Preis zu ziehen".

Der Lehenzins von einem Kuhrecht ist sehr verschieden. Die kleinen Privatalpen sind von einem höhern Werth, als die grössern, welche unter der Aufsicht eines Alpmeisters stehen. Die Pacht für jede Kuh Sömmerig auf den erstern beträgt 6 bis 13 Gulden, auf den letztern hingegen nur 2 1/2 bis 2 3/4 Gulden.

Z. E. Die Flühenalp, mit 2 Hütten, für 30 Küh, kostet Lehenzins 400 fl. Die Herrenfluh für 22 Kühe 200 fl. Die untere Guggeyenalp für 16 Kühe 140 fl. Die obere Guggeyenalp für 20 Kühe 200 fl. Die Roßmaaß- und Langeneckeralp, mit 2 Hütten für 34 Kühe kosteten ehmals 2 — 300 fl. und jetzt 450 fl. Oberbodmen, eine wilde Alp, für 10 Kühe, auf 14 Wochen Sömmerig 90 bis 100 fl. Die Schwägalp, für ein Kuhrecht 2 3/4 fl.

In einem Rathsprotokoll finde ich nachstehende Anzeigen:

Ao. 1694 hat die Obrigkeit im Furglen 21 Gräser à 500 fl. verkauft.

Ao. 1710 hat die Obrigkeit die Weiden g'steigeret, d. h. dem Meistbietenden in den Lehenzins gegeben; nämlich:

Dem Flum in Bottersalp, mit 2 Hütten, eine zu 20 Kühen, und die andere zu 22 Kühen jährlich für 120 fl.

Die Stäg, samt der Verpflichtung zu b'streuen und zu hagen, jährlich für . 150 fl.

Die Rüti, Sommer Nutz, jährlich für 155 fl.

Berli, mit einer Hütte zu 15 Kühen jährl. f. 72 fl.

Helchen, mit einer Hütte zu 12 Kühen, jährlich für . . . 75 fl.

Nord, mit einer Hütte zu 12 Kühen, jährlich für . . . . 55 fl.

Neuenalp, mit einer Hütte zu 20 Kühen, jährlich für . . . 90 fl.

Düerren, mit einer Hütte zu 15 Kühen, jährlich für . . . 80 fl.

Ueber den Wieswachs und den Feldbau im Appenzellerland.

So wie im Glarnerland des Winters die Sennereyen sehr unbeträchtlich sind, und meistens von der Milch nur gebuttert, höchst selten mager, und fett gar nie, gekäset wird, indem man im Sommer sehr viele Kühe aus andern Gegenden in den Lehenzins nimmt, die man im Herbste wieder zurückgiebt, so geht hingegen im Appenzellerland das fett- und magerkäsen im Winter wie im Sommer fort, da man die Alpenkühe auch im Lande wintert. Ich muß also hier auch des Wieswachses und der Wintersennereyen erwähnen, welches mir um so leichter wird, da der berühmte Hr. Dokt. Zellweger und Hr. Ebel mir hierüber sehr umständlich und gründlich vorgearbeitet haben.

Das Volk von Innerrooden ist ein Hirtenvolk, dessen einzige und allgemeine Beschäfftigung und Hauptnahrungserwerb in der Viehzucht besteht, und das beynahe für alles andere unempfindlich ist. Es scheint wirklich von der Natur selbst hiezu berufen und bestimmt zu

seyn, indem das ganze Thalgelände eine einzige, überall durch leichte Häge von dünnen Baumstämmen abgetheilte Wiese vorstellt, die den Kühen ein hinreichendes Winterfutter verschaffet, und an deren südlichem Ende sich eine solche Gebirgskette aufthürmet, deren begraste Abhänge und Oberfläche die Alpensennerey für den Sommer begünstiget. — Aus diesem Grunde sollte man glauben: daß hier vorzüglich Fleiß und Geschicklichkeit des Bauern den Grasertrag verdoppelt haben werde; allein so sehr man in Ausserrooden wie in Innerrooden beynahe allen neuern Verbesserungen der Wiesen vergebens nachspürt, so stehts wirklich in den erstern Gegenden hierin noch viel besser, als in den leztern. Die äusserst wirksame Natur thut hier das meiste, und der Bauer sucht ihr auf keine andere Weise nachzuhelfen, als wie es schon von seinem Urgroßvater geschah, und er ist damit höchst zufrieden, wenn er nur eine so reiche Erndte, wie ehmals jener, bekommt. Für nichts anders, als daß er ein- oder zweymal den verdünnten Kuhmist auf seiner Wiese herumstreut, hat er eine dreyfache Erndte des fettesten Grases. Im Frühjahr oder im Herbst weiden nämlich die Kühheerden, ehe sie auf den Alpen Nahrung finden, oder wenn sie von den Alpen zurückkehren, die Wiesen ab, und nachher wird das Gras gewöhnlich noch zweymal abgemähet und gedörrt.

Im ganzen ehemaligen Appenzellerland hat jeder Bauer sein Haus und Stall auf seiner Wiese stehen, daher man in demselben aller Orten einzelne Häuser antrifft, die von ferne einem Reisenden sehr auffallend vorkommen; dieß ist in Ansehung der Bearbeitung des Bodens, in Ansehung der Aufsicht, des Düngers und in vielen an-

dern Rücksichten äusserst bequem und vortheilhaft, wobey noch dieser Nutzen ist, daß jedes Haus mit leichter Mühe einen eigenen Brunnen haben kann, durch welches Mittel auch die Luft und die Straßen in den Dörfern dieses Landes viel reiner erhalten werden.

Das ganze Eigenthum des Bauers wird eine Hämet (Heimath), der Boden ohne ein Haus aber ein Gut genennt. Eine Wiese, worauf Heu und Oemd wächst, heißt ein Akker. Ein Stück Boden, worauf das Vieh des Sommers das Gras wegfrißt, heißt eine Wääd. Ein versumpfter Wiesboden heißt eine Wiese, daher sagt man auch eine Riedtwies, eine Streuewies, und auch ein Streuemaas. Ackerfeld, worauf man Korn und Feldfrüchte pflanzt, heißt Baufeld und Brach, hingegen Haargärten nennt man dasjenige Ackerfeld, worin man Flachs pflanzt.

Das unfruchtbare Erdreich ist unter sich verschieden. Die eine Art bringt, neben Tannen- Lerchen- und Wachholderbäumen, einige Kräuter und mageres Gras hervor, das von kleinem und grossem Vieh abgeätzt wird; auf dem andern aber wächst nichts als wilder Sevi (Heidekraut), und hartes, kurzes, borstenähnliches Gras, das also gar keinen Nutzen trägt, und das man Sevi- oder Burstboden nennt. —

Die Güter werden sowohl gegen der angrenzenden Nachbarn Güter, als eines jeden Acker und Weid besonders umzäunt, wobey bis dahin diese Einrichtung statt fand, daß wenn zweyer Nachbarn Aecker oder Weiden aneinander stoßen, selbige den Zwischenhaag oder Zaun den Marchen nach in gemeinen Kosten aufüh-

ren und unterhalten müssen, wenn aber des einen Weid an des andern Akker stoßt, ist der Besitzer der Weid verpflichtet, dem Akker — wie die Redart lautet — Schutz und Schirm zu geben, und den Haag in seinen eigenen Kosten so lange in Ehren und Bestand zu erhalten, bis er aus seiner Weide auch Aekker machet. Diese Civilordnung hat schon hie und da einen bewogen, daß er seine ruche Wääd auch zu Heuwachs verbesserte, damit er von dem beschwerlichen Haagen (Zäunen) um die Hälfte befreyt werde.

Die Zäune werden meistens von tannenen Latten und Stecken aufgeführt, und nur hie und da zwingt der immer grösser werdende Holzmangel einzelnen Bauern die viel vortheilhaftere Methode der Lebhäge auf, wozu man sich der Dorngesträuche und vorzüglich junger Tannbäume bedient, welche leztere, wenn ihre Aestchen künstlich ineinander geflochten und alljährlich geschickt beschoren werden, die stärksten, dauerhaftesten und zugleich die schönsten Häge ausmachen, deren weggeschorne Abschnitte theils zum Einheizen, theils zum Düngen gebraucht werden können.

Die Aekker in Ausserrooden werden alljährlich theils bey ausgehendem Herbste, theils bey eingehendem Frühling, wenn das Gras anfängt zu schießen, mit dem beßten Kühmist durch Furken dünn verspreitet, überlegt, das sprätben heißt; wenn aber die eine oder andere Gegend dieses Erdreichs allzu hart und trocken ist, so daß selbige den Mist — wie der Bauer sagt — nicht an sich zieht, so wird eine solche trockene Gegend mit Kühharn, worein der auf den Weiden eingesammelte Kühmist gerührt wird, (welche

Vermischung man Blotter (*) nennt), oder auch mit Menschenharn und Koth überschüttet; allzu feuchte und wässerige Gegenden werden mit Kühharn, worein Pferdemist gerührt ist, begossen. — Wenn das Erdreich allzufett, und grosse dicke Stengel in allzugrosser Menge oder anderes grobes Kraut treibet, so wird im Frühjahr das erst anschiessende Gras von dem Vieh abgeätzt oder ein Theil des Akkers entweder den ganzen Sommer hindurch als eine Weide benutzet, oder umgepflüget und so lange in Brach verwandelt, bis man wieder das gewohnte feine Heu zu erlangen Hoffnung haben kann.

In Ausserrooden sind die Wiesen viel mehr zertheilt und zerstückelt, als in Innerrooden, welches mehr eine Folge der Vermehrung der Einwohner, als der zunehmenden Indüstrie ist. Die meisten Haushaltungen besitzen nicht mehr Wiesen, als zur Erhaltung von 2, 3 bis 4 Kühen nöthig ist. — Einen Theil davon macht man bisweilen zu einer Sommerweid, damit die Kühe darin den Sommer über ihr Futter finden; der andere grössere Theil wird zweymal abgemähet, und verschafft Heu und Oemd für den Winter. — Eine wohlthätige Folge der Vertheilung der Grundstücke ist reichlichere Düngung der Wiesen und grössere Sorgfalt für die Verbesserung derselben, die wirklich, in Ver-

(*) Auch der unvermischte Kuhmist auf denjenigen Alpen, wo man keine Streue hat, heißt ebenfalls Blotter, und das Loch, das man gewöhnlich vor den Kuhställen aufgegraben hat, um diesen Mist hineinzuwerfen, wird das Blotterloch genannt.

gleichung mit dem Zustand der Wiesen in Innerroden, sehr auffallend ist. — Diejenigen Wiesen, welche den Dörfern nahe liegen, und die man daher häufig mit Mist und Mistlachen düngen kann, werden öfters jährlich zweymal abgeweidet und zweymal abgemähet. — Das gedörrte Heu und Emd wird gar nicht genau weggerechet, sondern nur ganz oberflächlich, indem der Bauer mit Recht glaubt, der Boden werde dadurch um etwas gedüngt, und also für die Zukunft fruchtbarer gemacht. — Wenn das abgemähte Heu — es liege zerstreut oder an Schochen geschöchelt — von lang anhaltendem Regenwetter mit öfters untermischtem Sonnenschein gänzlich entkräftet, und beynahe zur Fäulniß gebracht worden ist, so wird dasselbe hernach, sobald man es gedörrt hat, in die Scheunen gesammelt, schichtenweise mit Salz besprengt, und also zu nutzbarerer Fütterung eingesalzen, welches Heu alsdann das Vieh äusserst begierig wegfrißt, wobey man aber zusehen muß, daß es sich nicht übertrinke, damit kein Bauchfluß entstehe. — In gar nassen Sommern hat das Heu im Thal wenig Kraft, daher sagt Walser: „Ao. 1763 gab es viel Heu, hatte aber wenig Kraft".

Das Heu wird auch hier nirgends mit Pferden in die Ställe geführt, sondern von Männern getragen, wobey sie rücklings auf eine ein bis zwey Zentner schwere Heulast hinliegen, und dieselbe mit einem Schwung der Arme und des ganzen Körpers auf sich hinwerfen, und es in den Stall tragen. Diese Art das Heu aufzunehmen und wegzutragen, hat schon sehr oft die nachtheiligsten Folgen für den Körper gehabt.

Jede Kuh frißt vom Weinmonat bis in April 4 1/2

bis 5 Klafter Heu (wöchentlich 1 1/2 Zentner), das Klafter auf 9 bis 10 Zentner gerechnet, je nachdem es gut oder schlecht gedörrt ist, harter oder lockerer aufeinander liegt, oder je nachdem die Kuh groß oder klein, auch je nachdem der Winter oder der Stall kalt oder warm ist. — Das Klafter Heu kostete noch vor 20 Jahren 6 bis 8 fl. und jetzt gewöhnlich 12 bis 16 fl. (Schlechte Sommer und späte Frühjahr machen bisweilen Ausnahmen hierin; so kostete Ao. 1763 das Klafter Heu 18 fl. und der Zentner 26 bz. bis 2 fl.) Die Erhaltung einer Kuh den Winter durch beläuft sich also auf 50 bis 60 fl.

Der Ankaufspreis der Matten ist, so wie fast alles übrige — in Innerrooden wohlfeiler als in Ausserrooden. Ein nicht zu abgelegenes Stück Wiesen, welches für 10 Kühe das ganze Jahr hinreichendes Futter giebt, und keine beträchtliche Waldung und kein Riethgras zur Streue für das Vieh hat, kostet an dem erstern Ort 8000 fl. In Ausserrooden hingegen würden 2 gelegene und fette Wiesen, die für 10 Kühe nur Winterfutter lieferten, gerade so viel kosten. — Die Wiesenstücke werden nämlich sowohl hier, wie im Glarnerland, nicht nach Quadratruthen u. dgl., sondern nach der Anzahl des Viehes, welches den Winter oder den Sommer und Winter hindurch hinreichende Nahrung darauf erhält, berechnet und verkauft.

Der wöchentliche Lehenzins für eine Kuh in den Wiesen ist 24 bis 32 Batzen, und in den Weiden 12 bis 18 Batzen.

Viele Bauern treiben Sennenwirthschaft, ob sie gleich auf ihren Wiesen nicht so viel Heu machen, als sie im

Winter für ihre Kühe brauchen, und noch andere sogar, die kein Grundstück, als höchstens ein Haus besitzen. — Alle diese haben überall ihre Kundschafter, um zu erfahren: wo gutes Heu zu finden ist, und wer es zu einer günstigen Zeit, ohne Regen u. s. w. eingeerndtet hat; alsdann kaufen sie das Heu hie und da nach Klaftern, und ein in jeder Gemeinde sich befindender beeidigter Heumesser muß es alsdann jedem messen, der jedesmal für seine Mühe nicht mehr als 3 Batzen Lohn bezieht. — Nachdem die Herbstgräser abgeweidet, und der Winter sich durch Schnee oder Reiff und Kälte angekündigt hat, begiebt sich alsdann ein solcher Senn, der wohl Kühe, aber kein dürres Futter besitzt, von dem einen zu dem andern Bauern (der denn sagt: ich habe den Senn bekommen) von dem er Heu gekauft hat, und zieht bisweilen in einem Winter an 5 bis 8 verschiedene Orte, nicht nur in Innerrooden, sondern auch nach Ausserrooden, und umgekehrt, ja sogar in dem Rheinthal, der alten Herrschaft Sax, und den fürstlich St. Gallischen Gegenden — mit seiner Heerde herum. — Würde man in Ausserrooden nichts als die jezt gewöhnliche Anzahl Milchvieh halten, und nicht so viel Geltvieh mästen, so hätte man übrig genug innländisches Futter. — Bisweilen nimmt der Senn seine ganze Haushaltung, Weib und Kinder, mit sich; bisweilen geschieht es aber auch, daß wenn er Heu in der Nähe wegäzt, daß er seiner Haushaltung den Abgang vom Sennen, d. h. Molken, Buttermilch rc. nach Hause trägt, und sie damit ernährt, oder daß sie es bey ihm abholen. Nicht selten trifft der Bauer, der das Heu verkauft, mit seinem Senn auch die Abred.

daß er ihm eine gewisse Menge Milch, Zieger, Schotten, Butter, Käse rc. um einen gewissen Preis — oder wenigstens doch ein gewisses Maaß Schotten unentgeldlich, täglich oder wöchentlich überlassen muß. Ueber diese Sennenwanderungen drückt sich Ebel sehr richtig in folgenden Worten aus: „So ist das Leben „dieser Hirten eine stete Wanderung, auf welcher sie „die Reitze einer immer wechselnden Mannigfaltigkeit „schmecken, und Frohsinn, Heiterkeit der Seele, und „Gesundheit des Körpers besitzen. Freylich fliessen nicht „immer ihre Tage arkadisch ruhig und sorgenlos dahin. „Auch hier in diesem Lande der einfachen Sitten zerstört „Gelddurst und häßlicher Eigennutz des wuchernden Rei„chen das ökonomische Glück mancher Sennenfamilie, „wenn sie so unglücklich ist, ganz in den Händen solcher „hartherzigen Menschen zu seyn. Bisweilen kommt der „Frühling viel später, als gewöhnlich, und bisweilen „fällt plötzlich, nachdem die Kühheerden schon auf den „Alpen sind, so viel Schnee, daß das Vieh wieder „herabgetrieben werden muß. Diejenigen Hirten, wel„che gar kein Wiesenland besitzen, um wenigstens etwas „Heu für die Nothdurft einiger Wochen zu erndten und „für unerwartete Fälle aufzubewahren, können sich als„dann vor der Willkühr der reichen Heuspekulanten „nicht retten, und sind gezwungen, zu zahlen, was „jene verlangen. Auf diese Art stürzt oft grausame Härte „des Heuwucherers den redlichen, aber unbegüterten „Sennen in Schulden, aus denen er sich selten win„det, und die bisweilen sein gänzliches Verarmen nach „sich ziehen".

Die Weiden werden wie die Aecker (Wiesen)

mit dem beßten Kühmist gedünget, nur mit dem Unterschied, daß — wie ich schon oben bemerkte — ganze Trienzten, d. h. 3 zackigte Mistgabeln voll auf die Weiden geleget, und diese Häuflein Mist 1, 1 1/2 oder 2 Schuh weit von einander entfernt liegen, auch diese Düngung des Sommers noch ein- oder zweymal wiederholt wird. In Ermanglung dieses Mists aber werden selbige mit einer nachher zu beschreibenden flüssigen Dünge, nachdem das von der ersten Dünge erzeugte Gras aufgezehrt ist, fett gemacht. Man dünget aber insgemein nicht die ganze Weid, weil man beobachtete, daß wenn das Vieh nur fett Gras frißt, selbiges zwar den ersten Sommer an Leib und Milch merklich zu- im Winter aber wieder abnimmt, und wenn man so fortfahrt, zu kränkeln anfangt, so daß man es abschaffen muß; dahingegen, wenn das Vieh fettes und mageres, feuchtes und trockenes Gras zu fressen findet, es gesund bleibt, und reichlich Milch giebt. Man glaubt aber auch, daß wenn man dem Vieh in diesem Falle, ehe es auf die Weide geht, ein wenig Heu zu fressen giebt, und dasselbe wiederholt, wenn es von der Weide zurückkommt, man obigem Uebel vorbauen könne.

Die Riet- und Streuewiesen bestehen in versumpftem Boden, der nichts als Rietstreue tragt, welches ein grobes langes Gras ist, und auf allen Moorgründen wachst. — Sie werden nicht gedüngt, wenn man sie nicht zu Heuwachs anbauen will. Das sich daselbst befindende Wasser ertheilt ihnen die nöthige Fruchtbarkeit; manchmal aber werden selbige besonders in trocknen Sommern gewässert, da man dann öfters, wenn dies Wasser gut ist, die Rietwiesen bis auf drey-

mal abmähen, und dieses Rietheu den Pferden zur Fütterung einsammeln und aufbewahren kann. Die Streue aber wird erst zur Herbstzeit abgemähet, ausser der Scheur oder auf dem Feld, wo sie gewachsen ist, zum Theil getrocknet, auf einen Haufen gesammelt, und erst, wenn sie, noch mehr ausgetrocknet, innwendig anfangt schimmlich zu werden, und sich zu etwelcher Fäulniß neiget, unter Dach gebracht.

Die Haargärten werden mit Harn unterhalten, und wenn der Flachs weggenommen ist, mit Rübsaamen besäet.

Wenn man unfruchtbar Erdreich, von was Art es immer seyn mag, zu geschwindem Heuwachs anbauen will, wird dasselbe zuerst durch einen, von drey Paar Ochsen gezogenen Pflug umgekehrt, sogleich durch Hauen klein zerhacket, mit Hafer angesäet, durch Eggen untergescharret, und mit dem beßten Kühmist dicht überlegt. Wenn dann der Hafer 1 1/2 oder fast 2 Schuh hoch aufgeschossen, wird selbiger dem Vieh wegzufressen überlassen oder auch abgemähet, und bey wiedermaligem Aufschiessen das Mähen wiederholt, und auf diese Weise hat man sich des folgenden Jahrs schon des beßten Heuwachses zu erfreuen.

Andere Bauern, insonderheit diejenigen, welche nicht häuffigen Mist haben, pflügen das Erdreich um, lassens ein Jahr lang den Einflüssen der Luft, Regen und Schnee ausgesetzt in Ruhe liegen, zerhackens nachher klein, düngens mit Hofmist, begiessens etwa auch mit Harn, und besäens vor oder nach der Düngung mit Hafer. Wenn dann der Hafer reif und abgeschnitten worden ist, so wird er besser gedüngt und mit Korn an

ge-

gesäet. Das dritte Jahr, wenn das Erdreich durch wiederholtes düngen recht fett ist, kann man Gersten oder Bohnen ansäen, und hernach ein oder zwey Jahre mit Säen verschiedener Kornarten fortfahren, ohne weiters zu düngen, bis man im 4ten oder 5ten Jahr mit Hofmist zu düngen und Hafer anzusäen aufs neue anfangt, wenn man anderst Brach- oder Baufeld erhalten will, das freylich noch — ein Paar angränzende Gemeinden an das Rheinthal abgerechnet — ein seltener Fall ist, indem der Innerrooder zu träge ist, und der Ausserrooder in verdienstvollen Zeiten ein viel reichlicheres Auskommen, bey einer viel weniger mühsamen Arbeit, nämlich bey'm Musselinen weben und sticken, erhält. — Will man aber auf obigem Boden Heuwachs zeugen, so wird im 3ten oder 4ten Jahr, da gewöhnlich allerley Kraut aufzuschiessen pflegt, das Erdreich wohl ausgeebnet, und mit Heublumen besäet, da zwar im ersten Jahr ein schlechtes Heu wachst, Neubauens genennt, bey besserer Dünaung aber der Heuwachs schnell zunimmt. (Heublumen nennt man die Gesäme, welche bey dem Aufschütten des dem Vieh zur Fütterung gewiedmeten dürren Heu's in der Tenne durch die Gabeln fallen, und entweder zum Ansäen, oder dem Vieh mit der Streue auf ihr Lager zu streuen, folglich zum Mistmachen aufbehalten werden.)

Wenn man den Sevi- und Burstboden fruchtbar machen will, kann man denselben, wenn guter Mist im Ueberfluß vorhanden ist, auf die nämliche Art, wie ich oben gleich im Anfange über diesen Gegenstand angezeiget habe, mit dem Pfluge behandeln. In Ermanglung dieses Mists aber wird die oberste Fläche solchen Bodens

durch eine Schneid- oder Schindhauen weggeschnitten, die abgeschnittenen Stücke werden zusammen aufgehaufet, und nachdem diese Haufen durch die Sonnenhitze ausgedörrt worden, mit beygelegtem Holz zu Asche verbrannt, welche, wie auch andere Asche, den Braachen die beßte Düngung giebt, hernach wird mit Umpflugen, Haferansäen 2c. auf eine ähnliche Weise verfahren, wie ich oben von denjenigen zeigte, welche nicht häufigen Mist haben.

Zu Verbesserung des allzuwässerigen Erdreichs, wird bisweilen entweder an dem äussersten Ende der Wiese ein etlich Schuh tiefer Graben aufgeworfen, welcher offen gelassen wird; oder es wird ein solcher Graben mitten durch die ganze Wiese hindurchgeführt, dessen unterster Theil den ganzen Graben hindurch auf beyden Seiten ungefähr eines Schuhes hoch mit platten Steinen eingefasset, und auch mit dergleichen Steinen bedecket wird; das übrige wird mit Erde zugefüllt, bis alles dem anstossenden Boden wieder gleich ist. Dergleichen Gräben werden Dollgräben genennt, durch welche das überflüssige Wasser abgeführt, und eine solche ausgedollete Wiese mit guter Düngung in fruchtbaren Heuboden verwandelt wird, obwohl diese Methode bey dem vielen versumpften Wieswachs viel allgemeiner angewendet werden dürfte, wobey der Bauer sich damit entschuldigt, daß ihm das Pferdfutter und die Rietstreue, welche er auf seinen moosigten Wiesen erhält, ebenfalls nöthig und nützlich seye. —

Gar sumpfiges oder morastiges Erdreich wird mit Kieselsteinen überführt, diese mit Erde bedeckt,

Hafer oder Heublumen, oder beydes durcheinander angesäet, gedünget, und dadurch Heuboden erlangt.

Flachs zu pflanzen wird das hiezu auserſehene Erdreich zur Herbſtzeit mit Schaufeln umgehauen, den folgenden Frühling mit Hauen klein zerhacket, mit Harn begoſſen, und angeſäet, da dann, wenn der Haargarten ſüdlich liegt, der Leinſaamen mit wiederholtem Hacken unter die Erde gebracht wird, damit er deſto tiefer Wurzeln ſchlage; nördlich aber nur mit Eggen untergeſcharret wird, welch erſtere Methode bey einigen Kornarten und in gewiſſen Gegenden und Jahrszeiten gewiß nicht ohne Nutzen anzuwenden wäre.

Die Kunſt guten Dünger zuzubereiten, verſteht man in Appenzell Auſſerrooden nicht übel, und man giebt ſich damit auch viel mehr Mühe, als in allen benachbarten Gegenden des Kantons. Auſſer dem gewöhnlichen mit Stroh vermiſchten Küh- und Roßmiſt bedient man ſich der nachſtehenden Arten:

1. Die ſchlechteſte Gattung Miſt iſt der ſogenannte Hofmiſt. Um dieſen zu ſammeln, unterhaltet man bey einem jeden Haus einen Miſthof, worauf das Auskehrig aus dem Haus, alles Spülwaſſer, alles Abgehende von Garten- Erd- und Baumgewächſen, auch Gaſſenkoth und anderer Unrath hingeworfen wird, welches, wenn alles durcheinander verfaulet iſt, die erſte Düngung auf die Brachen abgiebt.

Bey den Ställen werden auch Miſthöfe gehalten, auf welche das Auskehrig aus den Ställen, zerhackte kleine Zweige von Tannbäumen oder von Hägen, Unkraut, Laub, auch aus dem Wald halbverfaulte Tann-

nadeln hingeworfen, und bisweilen mit Harn begossen werden. — Da kleine Tannenhaine hin und wieder an die Wiesen grenzen, so könnte wirklich, wie ich glaube, mit vielem Nutzen ein noch grösserer Gebrauch von den Tannnadeln gemacht werden, ohnehin, wenn man den Düngerhaufen öfters mit Mistlachen begiessen würde. —

Kleine Tannenzweige, Chrás genannt — werden auch auf die kothigen Strassen hingestreut, um da von Menschen und Vieh zertreten, und nach und nach zur Fäulniß gebracht zu werden.

Das von den Frucht- und andern Bäumen abgefallene Laub wird im Herbst eingesammelt, und zu Mist anstatt des Strohs gewidmet, ausgenommen, daß man das Laub von den Buchbäumen hier zu Lande zum Dünger allgemein für unbrauchbar hält, weil man von demselben behauptet, es verwese nicht mit dem Dünger, sondern liege den Sommer über unverfault auf der Wiese herum, und werde unter dem Heu vermischt wieder eingetragen, wobey man aber wirklich zu weit geht, indem es, bey öfterm Ueberschütten des Düngers mit Mistlachen sicher im ersten Jahr verfault, das die Erfahrung im ehmahligen Kanton der Linth häufig bestätigt. — Im Appenzellerland macht man keinen andern Gebrauch davon, als daß man es von Steinen, Holz und dergleichen reinigt, in der Sonne dörrt, in Säcke sammelt, und sie dann theils anstatt der Strohsäcke in Bettstatten legt, theils das Laub von den Allerärmsten anstatt der Federn in Unter- und Oberbetten, und bey den Bewohnern mittlern Vermögens allgemein anstatt der Unterbetten gebraucht. — Obige letzte Gattung

Hofmist würde ebenfalls auf die Braachen, und insonderheit der von Chräs und Laub auch in die Weinberge zu Düngung der Reben dienen.

2. Die nützlichste und gebräuchlichste Gattung Mist, ist der auf folgende Weise zubereitete Kühemist. Man streuet nämlich auf das Lager in den Ställen, da die Kühe liegen und stehen, alle Tage von der auf den Streuewiesen eingesammelten Streue, (oder auch Fruchtstroh) da dann die meist besudelte Streue und der vom Vieh gefallene Mist jedesmal mit einer Trienzlen unter einander vermischt, und alltäglich auf die zunächst ausser dem Stalle angelegte Mistbruck, die abhaldig ist, hinausgeworfen wird, diese Bruck ist von dicken Brettern oder runden Latten gemacht, und oben mit einer Dachung, zu Verwahrung des Miststocks vor Regen und Schnee, bedeckt; an dem Fusse derselben aber befindet sich ein Behälter von Holz, das Bstück genannt, welches in die Erde eingegraben ist, und die flüssige Materie, die aus dem Miststock durch die auf der Mistbruck offen gelassenen Zwischenräume hinabfließt, aufnimmt. (Doch mehreres hievon weiter unten, bey der Bauart der Appenzeller Häuser und Ställe!) — Der Mist, den die Kühe auf den Weiden fallen lassen, und den man von Zeit zu Zeit, er mag schon ausgetröcknet oder noch feucht seyn, sorgfältig einsammelt, wie auch der Pferd- und Schweinemist (welcher unter allem der beßte ist); deßgleichen der Unrath aus dem Hauskasten (oder der Abgang von den Menschen), die Lauge von dem Waschen des Leinenzeugs und von dem Sieden des zur Leinwand- und Musselinenfabrikation nöthigen Garns, auch die dadurch ausge-

laugte Asche, der Aescherig genannt, und endlich eine grosse Menge von Torfasche — werden in den obigen Kasten oder Bstück gebracht, und entweder alle diese verschiedenen Gattungen von Mist und Lauge mit einem Bstückrührer (eine lange Stange, an der unten ein vierecktigtes Brettchen befestigt ist) untereinander gerührt und verbraucht, oder nur die ein- oder andere Gattung mit dem Harn vermischt, je nachdem man fettes oder mageres, trockenes oder feuchtes, hartes oder weiches Erdreich damit düngen will, es sey in Wiesen, Weiden oder Ackerfeld (Braachen), daher man auch schon, obwohl sehr selten — verschiedene Bstück in die Erde eingrabt, um die eine oder andere Gattung dieses Gemisches besonders aufzubehalten. — Diese Düngerart heißt Bschötti, ein viereckigter gedeckter Wagen auf zwey Rädern, worin man diese Bschötti auf die Wiesen führt, die Bschöttitruka, und das Düngen auf diese Art mit einem Handschöpfer (ein runder Kübel an einem Stiel) den Acker bschötten.

3. Allerhand Asche, vorzüglich auch die in grosser Menge vom Torfbrennen erhaltene Asche, die man zum Waschen des Leinenzeuges nicht gebrauchen kann, wie auch der oben genannte Aescherig wird auch auf Braachen und nasses Erdreich als Dünger trocken ausgestreut.

4. Höchst selten bedient man sich des Wässerns der Wiesen, und nirgends entdeckte ich Spuren, daß sich ein Gutsbesitzer bemühte, Wasser mit Vermischung einigen Düngers zum Wässern brauchbar zu machen. — Höchstens leitet man bisweilen das Wasser, welches sich öfters in kothigen Strassen, auf welchen viel Rind-

vieh und Pferde hin und her ziehen, sammelt, in die Wiesen hinein.

Von der Bauart der Appenzeller Häuser und Ställe.

Ich habe schon oben angemerkt, daß auf jeder Appenzeller Wiese auch zugleich eine Wohnung stehe, und daß daher das Appenzellerland sich in diesem Stücke vor vielen andern Schweizergegenden auszeichne.

Die Wohnungen der Appenzeller Innerrooder sind in den Bergen und Thälern, sehr wenige in den Dörfern ausgenommen — niedrig, schmal und schlicht aus Balken und glatten Brettern zusammengeschlagen; in Ausserrooden hingegen sind die Häuser nicht blos breiter und höher, die Fenster nicht blos grösser, sondern die Kunst bemüht sich schon das ganze Verhältniß des Gebäudes übereinstimmender, schöner und zweckmässiger einzurichten. Die meisten Ausserrooder Häuser enthalten 5 Gemächer, doch giebt es auch noch einige kleinere, die nur aus 3 Gemächern bestehen. Die erstern enthalten 3 Stockwerke, jedes zu 7 Fuß hoch, und sind 26 Fuß lang und eben so breit. Im erstern Stockwerk befindet sich die Stube und das Nebengaden (die Nebenstube); neben der Stube ist die Küche, und gewöhnlich führt der Eingang durch diese in jene; nicht immer, doch sehr oft befindet sich auch neben der Küche ein Speisekämmerlein oder Speicher. Das zweyte Stockwerk enthält die Dile (die Kammer ob der Stube) und das Obergaden (die Kammer ob der Nebenstube); bisweilen auch noch

ob der Küche das Hinterkämmerlein; und im dritten Stockwerk ist die Firstkammer. Die Stuben liegen gewöhnlich in die Mittagssonne gerichtet, und haben überall auf allen Seiten Fenster. In jedem Haus sind gewöhnlich 2 Keller, ein hinterer und ein vorderer, in die man aus der Stube hinuntersteigt. Im letztern befinden sich die Weberstühle, welche daher die Werkstätte ganzer Haushaltungen von beyderley Geschlecht sind, und im erstern wird die Milch, der Obstwein u. dgl. aufbewahrt.

Gewöhnlich ist der Stadel oder Stall an die Bauernhäuser angebaut, und gar oft ist die Haus- und Stallthüre die gleiche. Die Häuser setzt man sehr oft auf den Abhang eines kleinen Hügels; eine Seite des Gebäudes steht dann unmittelbar auf dem Grunde des Hügels, die beyden Winkel der entgegengesetzten Seite des Stalls aber ruhen auf zween oder mehreren starken zwey bis drey Fuß hohen Pfählen oder Däurchen, so daß die Luft zwischen dem Boden des Stalls und der Erde einen ganz freyen Durchgang hat. — Da, wo das Haus auf einem ebenen Platze steht, sucht man den Stall auf Pfählen oder Däurchen ebenfalls über die Erde zu bauen. Unmittelbar unter dem Stalle wird dann eine Grube gegraben, welche einige Fuß tief und nach der Grösse des Stalls proportionirt weit ist; in diese Grube wird darauf ein aus 2 oder 3 Zoll dicken, breiten Brettern gemachter, gut ineinandergefugter viereckigter Kasten oder eine vom Kübler verfertigte grosse runde oder ovale Stande hineingestellt, welche man, wie ich oben schon sagte — das Bstück nennt. Da es zur Hälfte unter dem Stalle durchgeht und zur

Hälfte sich ausser demselben unter der Mistbruck befindet, so lauft der Urin der Kühe von beyden Orten in dasselbe hinein. — Um das Bstück vor der Fäulniß zu bewahren, so wird es da, wo das Erdreich nicht aus Lehm besteht, überall vest mit Lehm umgeben.

Die innere Eintheilung des Stalls besteht in folgendem. Unten befinden sich ein grosser und kleiner Stallstock (eigentliche Kühställe); beynahe in allen grossen Ställen kann man in jedem dieser Stallstöcke auf beyden Seiten 10, 12 bis 18 Stück Vieh neben einander einstellen. Mittendurch in jedem Stallstock geht eine gewöhnliche Vertiefung, welche man die Streichbrugg nennt, weil der oben liegende Dünger mit einer hölzernen Schaufel (Stallschaufel) von Zeit zu Zeit heruntergestrichen wird. An einigen Orten geht zu beyden Seiten der Streichbrugg noch eine vertiefte Rinne, der Ehenner genennt, durch den Stall, wodurch der Urin der Kühe unter dem Schorrloch hinaus in das Bstück rinnt. Hinten im Stallstock geht endlich eine Oeffnung auf die Mistbruck hinaus, welche das Schorrloch heißt, und durch welche der Mist aus dem Stall geworfen wird. Zwischen den beyden Stallstöcken liegt das Tenn, und über jedem derselben ist eine Heudile. Der Gang vor dem Tenn, durch welchen man in die Stallstöcke eingeht, heißt die Vorbrugg.

An einigen Ställen ist auch noch ein Wagenschopf oder ein Pferd- und Schweinstall, und bey einigen Häusern ein Holzschopf angebaut.

Alle Gebäude bestehen aus hölzernen Balken und Brettern, nur der Keller ist aufgemauert.

Die meisten Appenzeller Häuser sind von Bauleuten, welche aus Schwaben und dem Bregenzer Walde rc. alljährlich ins Land kommen, gebaut worden.

Der Werth der Häuser und Ställe im Appenzellerlande besteht in 1000 bis 2000 fl.

Von der Gewinnung des Salpeters.

Die oben beschriebene Bauart der Appenzeller Viehställe begünstigt die Erzeugung des Salpetersalzes sehr. — Um diese desto mehr zu befördern, wird der gewöhnliche Lehmboden unter dem Stall und dem Bstück zum Theil abgegraben und mit einer sandigern Erde wieder ausgefüllt. Nachdem darauf in einigen Jahren der Urin des Viehs die Erde in der Grube und neben derselben getränkt hat, so wird diese ausgegraben und das Salpetersalz daraus gelauget. — Die auf diese Weise benutzte Erde schüttet man, sobald sie trocken ist, wieder auf ihre vorige Stelle, gießt die zurückgebliebene Lauge ebenfalls darüber, und näßt dieselbe noch absichtlich alle Jahre ein Paarmal mit Kühharn an, und nun erfolgt eine viel schnellere Erzeugung dieses Salzes, so daß der Besitzer eines Stalls alle 5 bis 6 Jahre 3, 4 bis 5 Louisd'or aus seiner Salpetererde erlösen kann, indem ein anderthalb bis 2 Zentner schwerer Sack voll guter Salpetererde 24 bis 30 Kreutzer kostet. — Sowohl Appenzeller als Toggenburger Salbeterer (Salpetersieder) benutzen auf diese Weise die Salpetererde, nachdem sie sich vorher mit dem Besitzer des Stalls, unter dem sich diese findet, abgefunden haben. — In den Ställen der gemeinen Alpen darf jeder Innerroo-

der unentgeldlich Salpetererde ausgraben und aussieden. —

Mögliche und nöthige Verbesserungen des Alpen- und Wiesengrundes.

So unstreitig es ist, daß im Appenzellerland — vorzüglich in den ältern Zeiten — sehr vieles zur Verbesserung der Alpen und Wiesen gethan worden ist, und daß die Alpenwirthschaft in diesem Lande überhaupt gar nicht nach einer schlechten Methode getrieben wird, so vieles wäre dennoch auch hier zu verbessern übrig.

Die sogenannten Vorberge, wie auch die zahmen Berge, liegen, in Vergleichung mit andern Alpen des Schweizerlandes, gar nicht hoch, und gewiß nicht höher als die meisten Berge im Glarnerland (*), die geheuet und geöhmdet werden, und könnten deswegen nicht nur an einigen Orten, sondern (wenigstens mehrere) auf viel grössern Plätzen gedüngt, und entweder geheuet und geöhmdet, oder doch wenigstens um vieles verbessert werden, so wie man die Haidengesträuche, giftige Pflanzen rc. viel mehr ausrotten, und die von den immer mehr zunehmenden Zerklüftungen der Kalkgebirge an vielen Orten herumliegenden Steine besser

(*) Hier muß ich bemerken, daß ich mich öfters auf die Glarnerische Alpenwirthschaft und auf meine Beschreibung derselben im 1ten Bändchen meines Werks beziehe, die ich deswegen, um nicht misverstanden zu werden, ebenfalls zu lesen bitte.

zusammenlesen sollte; welche vorzüglich anstatt der hölzernen Zäune zu trockenen Mäuerchen vortrefflich dienten, welches alles natürlicher Weise für das Land, (das ohnehin nicht genug eigenes Winterfutter besitzt) sehr vortheilhaft seyn müßte.

Vorzüglich aber sollte man auf die, vom überflüssigen und versessenen Wasser versumpften Alpentheile, welches oft geradezu die ebensten Plätze derselben betrift, mehr Aufmerksamkeit verwenden. — Die meisten Alpen haben mehr Wasser, als man zu Tränkung des Viehs bedarf; man läßt es ablaufen, wohin es will; es versetzt sich, und stockt in den Löchern, die das Vieh mit seinen Fußtritten verursachet; schlägt ein nasser Sommer dazu, so wird das Wasser vermehrt, der Boden versäurt, und das darauf wachsende grobe Gras ist zu nichts anderm, als zu Streue für das Vieh zu gebrauchen. — Dies ist vorzüglich im Appenzellerland nicht nur bey vielen Alpen, sondern sogar äusserst häufig auf den Wiesen und zahmen Weiden der Fall, und nur hie und da denken einzelne daran, einige Vorkehrungen dagegen zu treffen. Ueberhaupt, so bewundernswürdig thätig die Natur auf diesem Boden ist, so unthätig ist der Appenzeller, seinen Ertrag zu verbessern und zu vermehren, sondern begnügt sich gänzlich mit dem gewöhnlichen Nutzen desselben, und verspart dagegen seine erfinderische Betriebsamkeit für seinen Musselin- und Garnhandel, dem sich der Ausserrooder vorzüglich wiedmet. Entweder sollte man das ablaufende Wasser so ableiten, daß es sich nicht versetzen, und also wenigstens keinen Schaden thun könnte, oder aber man könnte es auf diejenigen Theile der Alp leiten, die man gedüngt ha-

ben möchte, und dieselben damit wässeren. Wäre das Wasser rauh, so könnte es in einem Weiher aufgefangen, und darin durch das blosse Stehen oder durch ein wenig Dünger milder gemacht werden; durch dieses Mittel würde das überflüssige ablaufende Wasser nicht nur keinen Schaden thun, sondern zur Verbesserung der Alpen vieles beytragen. — Dieses letztere wäre vorzüglich bey den versumpften Wiesen höchst anwendbar, und müßte nothwendig die beßten Folgen nach sich ziehen.

Neben den zur Tränkung des Viehs nöthigen Brunnen oder Bächen finden sich auf vielen Alpen reissende Waldwasser, welche beym Schmelzen des Schnees oder bey heftigen Platzregen anlaufen, und grossen Schaden verursachen, indem sie oft durch die schönsten ebensten Weiden — ohne die geringste Einfassung — fortlaufen, selbige bey Wolkenbrüchen oder anhaltendem Regenwetter mit Sand und Felsengeschieben überführen, und oft auf lange Zeit oder auf immer unbrauchbar machen. — Auch dagegen könnten und sollten die Alpenbesitzer Anstalten treffen, wenn sie die Bette dieser Ströme gehörig ausgraben und einfassen würden, das ohnehin sehr leicht wäre, da die meisten Alpen einen Ueberfluß an nöthigen Felsenstücken und Steinen dazu liefern, auch diese Ströme genug derselben herbeywälzen. — Diese Arbeit könnte freylich nicht ohne Kosten geschehen, und da die Ströme immer neue Felsenstücke hinabrollen, so müßten dieselben alljährlich wieder geraumt werden; allein der grössere Abtrag der Alpen würde alles reichlich ersetzen, und die Eigenthümer derselben würden nicht mehr Gefahr lauffen, durch einen Platzregen in

wenigen Augenblicken den schönsten Theil ihrer Besitzungen zu verlieren. (*)

Von dem Zustande der Waldungen im Appenzellerlande.

So wichtig die Aufsicht über die Waldungen und die Verbesserungen des Forstwesens in einem jeden Lande wäre, so ist man bisdahin dem ungeachtet auch hier, vorzüglich in der Aufsicht über die Gemeinwälder — allzu nachlässig gewesen.

In Appenzell Ausserrooden haben die Waldungen durch die Zunahme der Volksmenge, durch grosse Feuersbrünste, überhaupt durch eine Menge neugebauter grosser hölzerner Häuser sehr gelitten, und die noch übrig gebliebenen sind meistens Privateigenthum, mit denen jeder Besitzer nach Willkühr verfahrt. Der Verbrauch der schönsten Baumstämme zu der stets wach-

(*) In den Appenzeller Gemeinden Wolfhalden, Lüzenberg, Walzenhausen und Heiden wächst auch ziemlich viel Obst und etwas Wein, da aber diese Gemeinden an das Rheinthal angrenzen und beydes nach Art der Rheinthaler anpflanzen und benutzen, so wäre es überflüssig dieses auch hier eigen zu beschreiben.

Vorzüglich in diesen Gemeinden werden alle Herbste viele hundert Stücke mageres Vieh im Allgöw, Bregenzerwald und Montafun aufgekauft, den Winter und Frühling durch gemästet und dann an die Metzger im Lande, in St. Gallen rc. verkauft.

senden Menge von Häusern, die durch und durch aus Holz gebaut sind, ist unglaublich; auch sind in den Dörfern überall in den Wohnstuben eine Menge Fenster angebracht, so daß dieselben um so mehr Holz zum Einheitzen brauchen. Ueberdies verschwendet man in den Alpen und Wiesen eine Menge Holz zu Lattenzäunen, wie auch zu Wegen, indem man nämlich in den Wäldern grosse Strecken Wegs gehen kann, wo ein rundes Stück Holz an das andere angereihet liegt, da man doch in beyden Fällen Steine genug dafür zusammenlesen könnte.

In der Gemeinde Gaiß sind ein Paar Gemeinwälder (*), woraus ein Paar hundert Haushaltungen alle zwey Jahre einen Holztheil von 4 bis 5 fl. am Werthe erhalten, welches in den Gemeinden Teuffen, Schwellbrunn und Urnäschen auch der Fall ist. Die Gemeinwälder der letztern sind ziemlich beträchtlich, und alle stehen unter der Aufsicht der beeidigten Bannwarte.

In den Kuhgrechteten Alpen von Aus- und Innerrooden sind hin und wieder beträchtliche Strecken Waldungen, die allen Alpbesitzern gemeinschaftlich gehören. Sehr viel Holz wird in diesen Alpen verkohlet, und alsdann mit Packpferden hinweggeführt. So geben z. E. die Besitzer der Schwägalp alle Jahre einem

(*) Wie sehr irrt sich daher Hr. Meiners, wenn er in seinen Briefen 3ter Bd. S. 102 sagt: „in ganz Appenzell ist kein ungetheiltes Gut, keine gemeinen Wälder oder Alpen oder Weiden"

Kohler Holz zum Verkohlen, zu kaufen — gewöhnlich 800 bis 1000 Säcke voll — wo ihnen dann der Kohler für jeden Saum Kohlen (2 Säcke voll zu einem Saum gerechnet) den er wegführt 6 bis 9 kr. bezahlen muß. — Die gleichen Alpbesitzer verkauften Ao. 1786, hundert Stück Tannenbäume für 380 fl. Alle Jahre werden diese Einnahmen mit den Ausgaben für Alpenverbesserungen rc. verglichen, und der allfällige Ueberschuß unter alle in gleichen Theilen vertheilt.

Das Klafter Holz kostet sonst gegenwärtig: Bucheenes 5 bis 6 fl. Tannenes 3 1/4 bis 4 1/2 fl., das Klafter 6 Schuh hoch, und 6 Schuh breit, und ein Scheit 2 Schuh lang.

Das klein verspaltene Holz wird hier vor den Häusern mit vieler Kunst an runde Scheiterbeigen, aufgethürmt, die sehr hoch, unten weit und bauchig und nach oben völlig zugespitzt sind, und welche der Wind zu allen Seiten durchstreichen und auströcknen kann. Eine solche Beige enthält öfters 15 bis 20 Klafter und nimmt einen sehr kleinen Raum ein. Es bedarf wirklich einer druch viele Uebung erlangten Fertigkeit, um eine solche Beige so zu verfertigen, daß sie überall gleich schwer ist, auf keine Seite hinüberwiegt, gleichsam nur auf dem Zentrum ruht, und daher nicht einfallt.

In Appenzell Innerrooden hat man sehr viele Privatwaldungen, welche der Besitzer nach Wohlgefallen benutzt, und eben so grosse Strecken Gemeinwälder, die dem Landvolk — bey einer bessern Forstpolizey — unendlich grössern Nutzen als gegenwärtig, bringen könnten.

Alle

Alle Gemeinwälder werden in zwey Klassen — je nachdem ihre Lage höher oder tiefer ist — gesöndert; nämlich in zahmen Bann und in wilden Bann. Zum wilden Bann gehören die Waldungen derjenigen Gegenden, welche in den höhern, wildern, entferntern Gemeinweiden oder Alpen liegen, und wo das Holz also kürzer und kleiner ist, und mit grösserer Mühe muß bearbeitet werden. Den zahmen Bann hingegen machen die grössern im Thale liegenden Gemeinwälder aus, welche vorzüglich auch schönes Bauholz enthalten, und zugleich an die Wohnungen im Thale sehr nahe angrenzen.

Das ganze Ländchen Appenzell Innerrooden ist in einzelne Bezirke oder kleinere Rooden eingetheilt, welche ihre eigenen Namen haben. Eben so wurden aber auch die Gemeinwaldungen in gewisse besondere Abschnitte gebracht, und einem jeden Bezirk gerade derjenige Theil davon zur alljährlichen Benutzung angewiesen, der ihm am nähesten und bequemsten liegt.

Jeder Besitzer einer Feuerstatt hat nun die Freyheit und das Recht, alle Jahre aus dem wilden Bann meistens 10 Bäume und aus dem zahmen Bann 5 Bäume für seinen Hausgebrauch und zum Einzäunen seiner Wiesen zu hauen, und zwar mit der den 5ten May Ao. 1767 gemachten obrigkeitlichen Erläuterung: „wenn einer 2 „oder 3 Feuerstätte hätte, eine bewohnte er selbst, die „andere würde er mit Hausleuten versehen, soll nicht „der, dem die Feuerstätte gehören, sondern der oder „die, so die Feuerstatt braucht, folglich die Hausleut, „denselben nutzen; so aber die Feuerstatt leer stühnde, „soll der Theil Holz dem Wald gehören".

Alle Jahre werden an den versammelten Bauernzusammenkünften (an den sogenannten Holzgemeinden) für jeden Bezirk zwey Aufseher oder sogenannte Bannwarte ernennt, worüber das Gesetz folgendes festsetzt: „Wenn ein Bannwart Fehlbare weiß, die „mehr Holz hauen, als erlaubt ist, oder in einem an„dern Walde als in demjenigen seines Bezirks Holz „frevlen würde, solche soll er bey Ehr und Eyd an„zeigen, worauf die Fehlbaren durch die Wächter sollen „eingezogen, zu Wasser und Brod in die Gefangenschaft „gelegt, und nachgehends den ersten Marktstag mit „einer Burde Holz öffentlich zur Schau gestellt wer„den".

Das strenge Gesetz, welches die Ausfuhr und den Verkauf des Holzes an Appenzell Ausserrooder, St. Galler oder Rheinthaler bey Strafe von 20 Thalern oder mit der Gefangenschaft verbietet, ist bis zur Zeit der Revolution pünktlich gehandhabet worden, und — wie es scheint — soll es auch gegenwärtig wieder erneuert werden. Gewiß würde die Obrigkeit sich unendlich verdienter um die gegenwärtige Generation und um ihre Nachkommen machen, wenn sie anstatt dessen auf eine bessere Forstpolizey denken und namentlich auch das Einsammeln der Streue (des groben sumpfigen Waldgrases) und den freyen Weidgang in den Wäldern, wodurch das Aufwachsen jedes kleinen Bäumchens gewaltsam verhindert wird — strenge verbieten würde. Das während dem Winter ausgehungerte Vieh, besonders die Pferde, fressen im Frühjahr das junge ausschlagende Holz ab, es wird niedergetreten, ausgerauft, und so der junge Holzboden öde gelegt; und bey Ziegen und Scha-

fen ist dies beynahe das ganze Jahr hindurch der Fall. —

Das Gesetz vom 5ten May des 1757 Jahrs wurde auch öfters erneuert: Welcher 2000 fl. eigenes Vermögen besitzt, soll in den gemeinen Waldungen kein Holz hauen dörfen.

Will einer ein eigen Haus bauen, so muß er vor einer Holzgemeind um Bauholz aus dem zahmen Bann bitten; hat er eigenthümliche Waldung und ist er vermöglich, so wird ihm wenig Holz gesprochen, ist er aber arm, so bekommt er genug.

Vom Torfe.

In Appenzell Inn- und Ausserroden sind hin und wieder sehr grosse Torfrieder, die bey der immer grössern Verringerung der Waldungen von unbeschreiblich grossem Werthe sind, und die man immer zweckmässiger und allgemeiner benutzt.

Es ist hier durchaus nicht meine Absicht, diesen Gegenstand naturhistorisch und ökonomisch erschöpfen, und eine vollständige Abhandlung über die Bestandtheile desselben, über seine Entstehung und Fortpflanzung und über seine beßtmögliche Benutzung niederschreiben zu wollen. — Ich habe für einmal keinen andern Zweck, als nur getreue Lokalbeschreibungen zu liefern. Bring ich mit der Zeit diese zu Ende, so läßt sich dann erst aus diesen verschiedenen Materialien ein Ganzes formieren, die Beobachtungen anderer Natur-

forscher damit vergleichen, und Resultate daraus herleiten, die jedem Naturforscher dann willkommen seyn werden, weil sie nicht nur auf der Untersuchung einer einzigen, sondern vieler und verschiedenartiger Gegenden beruhen.

In Appenzell Ausserrooden nennt man den Torf, Turben, und Torfgrund Turbenboden; in Innerrooden hingegen Wasen. Hier (in Innerrooden) bestehen vorzüglich einige sehr grosse Allmenten aus Torfgrund, z. B. die Mändli, welche an Gaiß gränzt; das Ried nahe beym Dorf Appenzell, und auf der Foren, wo man nach dem Weißbad geht, wo jeder Unbemittelte 10 bis 20 Fuder alljährlich graben darf; auch in Eggerstanden, Gonten und Haslen wird Torf gegraben. — In Ausserrooden haben die Gemeinden Gaiß, Bühler, Stein, Hundweil und Waldstett vorzüglich grosse Torfrieder, die aber immer einzelnen Privaten eigenthümlich angehören, und von ihnen nach Belieben benutzt werden; in diesem Jahr hat man in der Gemeinde Teuffen auch das erstemal Torf zu graben angefangen.

Daß man die Torfmöser nicht nur ausschliessungsweise in den flächsten und niedrigsten Gegenden der Schweiz aufsuchen müsse, sondern daß man diese auf den höchsten Bergen antreffen könne, davon zeugen namentlich die Torfmöser allhier in Gaiß. — Hingegen dieses zeigt sich immer bey allen Torfmösern des Appenzellerlands, daß der Bau derselben eine Schaale gestalte, welche von erhabenern Rändern nach und nach sich gegen den Mittelpunkt derselben verengert und freylich oft kaum merklich tiefer wird; daß alle überhaupt

auf flachen ebenen Plätzen liegen, die bald mit Hügeln eingefaßt oder wenigstens mit sehr erhöhetem Boden umgeben sind, und daß alle einen grössern oder geringern Zufluß von Wasser haben, welches stillstehend, schwärzlichgrün wird, sehr bald in Fäulniß übergeht, einen sehr unangenehmen Geruch von sich giebt, und auf seiner Oberfläche eine ganz dünne pfauenschweifige Haut aufzieht. Bey anhaltendem Regen vermehrt sich natürlicher Weise die Wassermenge so wie bey trockener Witterung selbige an vielen Orten fast ganz unsichtbar wird. Alle Torfmöser sind daher schwammig und machen, wenn man darauf springt oder mit einem Stück Holz oder einem andern Werkzeuge darauf stößt, eine zitternde Bewegung, welche von der Elastizität derselben herrührt. Immer hat der Torf zu seiner Unterlage einen zähen Letten oder Thon, welcher zu seiner unmittelbaren Bedeckung einen weissen kristallischen Triebsand hat; da nun der Thon bekanntlich wegen seiner öligten und stark zusammenhängenden Theile das Wasser nicht durchläßt, so muß dieses nach den Gesetzen des Gleichgewichts, die es seiner Natur nach immer befolgt, stehen bleiben, theils in die Zwischenräumchen des Torfs dringen, und denselben als Grundlage mittragen helfen. Dieses bewirkt dann die Elastizität, und diese die zitternde Bewegung des Bodens.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht; daß gewisse Gewächse dem Torfboden ganz eigen sind, so daß man, wenn eins oder das andere derselben vorhanden, vermuthen könne, daß wirklich Torf dastehe.

Die meisten Torfmöser im Appenzellerlande gränzen unmittelbar an Waldungen und auf oder in allen findet

man deutliche Spuren, daß ehmals die Gegend aus blosser Waldung bestanden sey.

Auf sehr versumpften Torfmösern trifft man meistens nachstehende Pflanzen an:

1. Das gemeine Torfmoos (Mies) Spagnum palustre Lin. womit die Torfmöser ganz überzogen sind.

2. Das Wollgras oder die Wiesenwolle (Riedgras) mit einer feinen, wolligen, seidenartigen Blume, Eriophorum polistachion Lin. Die Wurzeln haben lange und etwa eines Fingers breite Blätter, die man oft in dem Torf siehet.

3. Das Sumpf-Wollgras oder Dunggras, Eriophorum vaginatum Lin.

4. Die Torfbinse oder das Moosbinsengras (Binz) Scirpus cespitosus Lin.

5. (Katzenschwanz) Equisetum limosum Lin.

6. (Sefi) Erica vulgaris Lin.

7. Moosbeeren (Schwindelbeer) Vaccinium occycoccos Lin.

Indessen beweisen unsere Appenzeller Torfmöser, daß man aus diesen Pflanzen durchaus nicht immer den sicheren Schluß machen dörfe, daß da Torf vorhanden sey, wo man sie finde; es können schlechte spitzige, armselig wachsende Gräser, Heide, verkrüppelte Kiefern und Fichten, geringe Birken und hungrige Erlen da stehen, und man findet doch beym Nachsuchen keine Spur von Torf, da man hingegen auch hier auf Gaiß und hin und wieder im Appenzellerlande auf den fruchtbarsten Wiesen 6 bis 15 Fuß hohen Torf gräbt; obwohl ein grosser Theil von Torfboden auch nichts anders als schlechte

Streue liefert. Ich kenne auch gerade hier in Gaiß eine Wiese, welche 6 Klafter Heu giebt und vorhin überall abgedeckt, und durchgehends einige Fuß tief, so weit der Torf gieng, abgegraben wurde, und mehrere andere Beyspiele der Art liessen sich auffinden. Alles hängt hierin von der Stärke und der Fruchtbarkeit der den Torf bedeckenden Dammerde, oder des darauf liegenden Rasens, und von der Möglichkeit durch Abzuggräben das überflüssige Wasser abzuleiten, ab. Da, wo die Lage die Ableitung des Wassers nur einigermassen begünstigt, wird das ausgegrabene Torfland, oder das Fundament des Torfs, der kahle Lehm mit dem Torfschutt bedeckt, und dieser bisweilen mit besserer Erde oder einer geringen Düngerart vermischt, bisweilen aber unvermischt zu allererst mit Hafer angesäet, um desto schneller einen Rasen zu bekommen; bisweilen aber bedeckt man denselben mit dem vorher sorgfältig weggehauenen alten Rasen, unter den zuerst der Torfschutt gleich vertheilt gelegt worden ist, und erhält davon eine reichliche Heuerndte, oder doch wenigstens ein gutes Pferdfuttter, (Ried.) (*) — Ich nenne Torfschutt das Gemenge, so

(*) Hr. Doctor Hirzel in Zürich bemerkt in seinem interessanten Briefe über den Torf einiger Gegenden im Zürichgebiet (S. Höpfners Magazin der Naturkunde der Schweiz II. 244 — 264.) daß die von ihm untersuchten Torfmöser eine solche Lage haben, daß kein Abfluß des Wassers statt finden könne, oder wenigstens doch nicht so beträchtlich, daß nur die Oberfläche des Bodens ganz trocken würde, und wo auch dieser trocken war, habe sich doch in der Vertie-

aus gewohnter Dammerde, Lehmerde und dem verwitterten oder zerbrochenen Torf, besteht, und welches bey dem Torfgraben alles durcheinander auf einen Haufen geworfen wird.

---

fung von wenigen Schuhen eine Menge Wasser gefunden. „Ist es nun Trugschluß", sagt er, „wenn „ich annehme: daß ein so gebauter Bezirk Landes „ausschliessungsweise für den Torf bestimmt sey, daß „es sogar unmöglich sey, solchen Boden für den Feld„bau ganz brauchbar zu machen? die Ränder dieser „Schalen mögen wohl eine solche Veränderung ge„statten, wenn der Zufluß des Wassers nicht gar zu „häufig ist, oder durch Abzuggräben abgezogen wird. „Dies zeiget freylich die Erfahrung. Aber diese Abzug„gräben werden an den meisten Orten schwerlich so „angebracht werden können, daß sie das Wasser aus „dem tiefsten Theil der Schale abzuleiten vermögen. „Diesem nach wäre es eine Regel, das Wasser lie„gen zu lassen, wenn man den Nachwachs des Torfs „befördern will".

Im Appenzellerlande machte man also — wie ich oben zeigte — entgegengesetzte Erfahrungen und Versuche, denen auch Hr. Breitenbach beystimmt. „In den hier bey Hohenfelden liegenden Wiesen steht „der Torf 9 auch 13 Fuß hoch, und doch liefern die „Wiesen" — dies sind seine eigenen Worte — „die „vollkommensten Erndten des besten Heues. Die „Sache geht aber auch ganz natürlich zu; denn die „fruchtbarste Dammerde bedeckt an manchen Orten „sehr mächtig den Torf, liefert mithin den Wurzeln „der Gräser hinlänglichen Raum zum Standpunkte, „und hinlängliche Nahrung".

In Appenzell Innerrooden, z. E. in der Fooren sieht man in den Gegenden, wo zuerst Torf gegraben wurde, in der vermischten Torf- Lehm- und Düngererde die schönsten Getreidefelder, und die Vermischung des Torfschutts mit dem dortigen bläulichten Lehm, der etwas Mergelartiges mit sich führt, vereinigt sich sehr vortheilhaft zur Fruchtbarmachung der Gegend.

Ich selbst überzeugte mich in meinem Garten, wo ich eine harte, lehmigte und steinigte Erde antraf, daß die Vermischung eines solchen schweren Erdreichs mit dem blossen leichten schwammigen Torfabraum und Dünger äusserst zweckmässig ist, nach und nach das Ganze in eine fette schwarze Gartenerde verwandelt, und wirklich eine noch allgemeinere Nachahmung verdiente. (*)

Noch besser müßte die Verwandlung des Torfrieds in Wieswachs oder Ackerfeld von statten gehen, wenn man den Lehm zuerst mit Kieselsteinen überführen und dann erst mit dem Torfschutt und Rasen bedecken würde.

(*) **Meine Beobachtungen sind also auch hierin denjenigen des Hrn. Dr. Hirzels entgegen, wenn er (l. c.) sagt: „Diese Materie, dieser Torfstoff verliert sich nie, keine Urbarmachung, keine Vermischung mit Viehdünger, oder andern Erden zerstört sie, sie gewinnet im Gegentheil die Oberhand, solche fremde Theile umzuschaffen, wenigstens nach meinen angestellten Versuchen. Sollte sich nicht auf diese Theorie die Hoffnung zum Nachwachs fassen lassen: darf ich nicht wenigstens, den bey meinen Untersuchungen zum Theil beobachteten Nachwachs desto kekker annehmen" ? —**

Ich fühle mich noch lange nicht im Stande darüber abzusprechen: ob der Torf an denjenigen Stellen, wo er ausgegraben worden ist, wieder nachwachse; oder ob auch nur aus dem Torfschutt, wenn er in die gemachte Vertiefung hineingeworfen und mit dem Rasen bedeckt wird, im Verfolge der Zeit brauchbarer Torf entstehe? — Vorläufig wage ich nur ein Paar kurze Bemerkungen.

So wie Hr. Dr. Hirzel (l. c.) auf dem Wege seiner Untersuchungen im Zürichgebiet mehrere Gründe aufgefunden zu haben glaubt, welche ihm den Nachwachs des Torfs sehr wahrscheinlich machen; so gelangte ich auf dem gleichen Wege der Untersuchung in unserer Gegend zu einer gerade entgegengesetzten Vermuthung.

Schon über 70 Jahre lang wird im Appenzellerlande Torf ausgegraben und vom Anwachse oder Erhöhung abgegrabener Stellen von unten herauf weißt man durchaus keine Beyspiele, hingegen machte man hin und wieder die Erfahrung, daß der anstehende Torf und der darangelegte Torfschutt einander durchaus nicht mehr annehme. So fanden sich z. B. Stellen, wo man Ao. 1780 Torf ausgrub, die Pläze wo der abgegrabene Torf stand mit Torfschutt verebnete und erst im letzten Jahre die Gruben wieder öffnete, daß sie überall so beschaffen waren, daß man die scharf abgeschnittenen Stellen des anstehenden Torfs ganz unangegriffen und unvermischt von dem hart darangrenzenden Torfschutt unterscheiden, an diesem aber durchaus keine einzige Spur entdecken konnte, welche auf Nachwachs des Torfs oder auf Verwandlung des Torfschutts in wirklichen

Torf schliessen liessen; im Gegentheil zeigte es sich immer, daß dieser Schutt sich nach und nach miteinander vermengte und völlig locker und mürbe wurde.

Die richtige Bestimmung der verschiedenen zum Torf wesentlich nothwendigen Bestandtheile desselben — worüber die Meinungen der Naturforscher noch immer sehr getheilt sind — würde auch für oder gegen die Reproduktion des Torfs sehr viele Beweise liefern. So vermuthet z. B. Hr. Doctor Hirzel, die in dem Torf entdeckten Baumstämme, Moose, Schilfe, Wurzeln u. s. f. seyen fremde, zum Nachwachs des Torfs nicht unumgänglich nöthige Theile, und Baumstämme, Holztheile und Moose seyen ehmals durch besondere Revolutionen an diese Orte versenkt worden. — Ich hingegen fand bisher gerade im Gegentheile sehr viele Wahrscheinlichkeit, und möchte unter Torf eine mit verschiedenen Wurzeln, Blättern, Moosen und andern größtentheils verfaulten Vegetabilien durchwachsene und mit einem brennbaren Wesen geschwängerte Erde; oder ein mit mehr oder weniger Erde verbundenes Gemenge von Pflanzentheilen, die durch gegenseitige Wirkung gewisser Grundstoffe eine solche Umänderung gelitten, daß sie dadurch ihre ursprüngliche Form mehr oder weniger, zuweilen gänzlich verloren, und hiermit zugleich die erfoderlichen Eigenschaften eines Brennmaterials erhalten haben, verstehen. — Wäre diese Bestimmung richtig, so würde die Behauptung des Nachwachses des Torfs in unsern Gegenden augenblicklich widerlegt seyn, indem mit den Ursachen auch die Wirkungen aufhören, und selbige nur alsdann wieder möglich würde, wenn durch ähnliche Erdrevolutionen ähnliche Versenkun-

gen von Bäumen und Pflanzentheilen aller Art vorgiengen. —

Aber — wahrscheinlich bin ich bisher schon zu weitläufig gewesen, und es ist Zeit, daß ich zur Beschreibung unsers Torfs selbst zurückkehre.

Im Appenzellerlande trifft man eine Menge kleiner und grosser Torfmöser an, wobey es in Ansehung der Lage und der Beschaffenheit des Torfs mehrere geringe Abweichungen giebt; indessen paßt nachstehende Beschreibung im Ganzen auf alle Gegenden dieses Ländchens. —

Die Erde unter dem Rasen ist, vorzüglich im Wiesboden, schwarz und sehr trocken, selten mit etwas Sand vermischt, ungefähr einen Fuß tief, bisweilen im Wiesboden ein wenig tiefer. Doch giebt es Stellen, wo unmittelbar unter dem Rasen der Torf schon ansteht. Je nässer und unfruchtbarer die Oberfläche scheint, desto geringer ist dieselbe mit Erde bedeckt.

Unmittelbar unter dieser Torferde liegt der Torf selbst in einzelnen Schichten. An einigen Orten ist er nur 3 bis 4, an andern 12 bis 18 Fuß tief (mächtig.) Die verschiedenen auf einander ruhenden Schichten sind durchaus von keinen fremdartigen Zwischenschichten durchschnitten, hingegen haben sie in Rücksicht ihrer verschiedenen Bestandtheile mannigfaltige Abstuffungen, die ich nun, so wie sie gewöhnlich aufeinander angetroffen werden, beschreiben will.

Im Wiesboden, der vorhin gedüngt und fett gemacht wurde, und wo der Torf nur einige Fuß hoch ansteht, ist die oberste Torfschichte schwarz, faserícht aus vielen Würzelchen bestehend; die mittlere Lage röthlicht braun,

sehr fein zasericht, und die unterste die dichteste, wobey die verschiedenen Pflanzentheile am unkenntlichsten sind, das Ganze aber am schwersten ist.

Im unfruchtbaren Riedboden hingegen ist schon die oberste Schichte röthlichbraun, weich und zähe faserlicht, so daß man sie mit der Torfspade kaum durchschneiden kann, leicht und brennen sehr gern; und die übrigen wie bey der obern Angabe.

Da hingegen, wo der Torf 12 bis 15 Fuß mächtig ist, ist die oberste Schichte schwärzlich oder bräunlich, sehr locker und leicht, faserlicht, aus sehr vielen Wurzeln, Aesten, Pflanzen u. dgl. bestehend; die mittlere Lage ist röthlichbraun, leicht und stark verfault; hin und wieder noch mit einzelnen Holzstämmen und Wurzeln durchwirkt, (die Bauern nennen diesen Torf wegen seiner Farbe rc. **Roßdrekeler**, oder kapuzinerfarbige Turben.) Die dritte Schichte liefert glatten, schwärzlichen unvermischten Torf, an dem vorzüglich die pechartigen Bestandtheile sehr kennbar sind; er ist ziemlich schwer, verbrennt nicht so leicht, bleibt aber am längsten kohlenartig und giebt daher die meiste und anhaltendste Hitze; die unterste Schichte, welche unmittelbar auf dem Lehm aufliegt, ist von gleicher Art, ausgenommen daß schon einige lehmigte Bestandtheile darunter vermischt sind, und daß er daher bleyfarben und am schwersten ist, an Güte aber dem obigen beynahe gleich kommt. Ueberhaupt ist es eine sehr interessante, überall bemerkte Erscheinung, daß der tiefliegendste Torf, meistens der dichteste, schwerste, pechartigste, beste, hingegen der oberste und mittlere, der leichteste, schwammigste, schlechteste ist, welchen das Feuer am bäldesten verzehrt;

ich sagte oben absichtlich **meistens** — denn die Regel leidet doch bisweilen eine Ausnahme, indem man auch schon, doch selten — von der Mitte nach unten zwischen einer schwärzlichen guten und der untersten schwersten, schwarzen, beßten Torfschichte eine mittlere Zwischenschichte von röthern, leichtern, schlechtern aufgefunden hat. — Man hat auch schon in der Mändli an einigen Orten die Entdeckung gemacht, daß man in sehr tiefem Torffelde ganz unten eine etwa 6 Zoll dicke Lehmschichte, und unter dieser noch ungefähr eine 1 1/2 Fuß mächtige Torfschichte angetroffen. Dieser Torf war sehr gut, aber röthlich, wahrscheinlich wegen dem über ihm gelegenen röthlichen Lehm.

Das Fundament des Torfs oder der Lehm ist hin und wieder mit etwas Sand, oder kleinen Kieselsteinen vermischt, meistens aber völlig rein und unvermischt, sehr selten hat man ihn auch schon auf unvermischtem Sand anstehend gefunden. In Innerrooden scheint der Lehm an einigen Orten in Mergel überzugehen.

Hin und wieder trifft man mitten in den Torfschichten schiefgehende Adern von versessenem, äusserst stinkendem Wasser, das beym Abstechen des Torfs oft unversehens herausplatzt.

In allen unsern Torfriedern wird mehr oder minder Holz; z. E. Baumstämme, einzelne Aeste, Wurzeln und Würzelchen u. dgl. von der verschiedensten Gattung und Grösse gefunden. Das Fichtenholz ist das häufigste und unverdorbenste, welches man antrifft, daneben aber auch Weißtannen- Birken- Buchen- Eichenholz u. dgl. Man hat schon Stämme von 1 1/2 bis 2 Fuß im Durchmesser angetroffen, und zwar nicht nur

etwa in den obern, sondern auch in den mittlern und bisweilen in den untersten Schichten, womit man immer die Bemerkung bestätigt findet: daß das am tiefsten gelegene Holz auch am allerwenigsten von der Fäulniß gelitten habe, sondern unglaublich dicht und hart geworden sey, so daß nur der kraftvolle Arm mit einer sehr gut gestählten scharfen Axt einzelne Klötze davon abzuhauen im Stande ist; dieses unterirdische Holz brennt auch gern, und heitzt sehr gut; auch verräth der Geruch des davon entstehenden Rauchs seine pech- und schwefelartigen feinern Bestandtheile, von denen es gleichsam einbalsamirt ist. — Man hat auch schon öfters 5 bis 6 Fuß tief in den Torfschichten frischgeschienene Tannzapfen und Haselnüsse angetroffen; erbrach man leztere, so fand man nichts als Wasser in denselben.

Im Hinterland, d. h. in Stein und Hundweil u. a. hat der Torf in Ansehung der Farbe und seiner Bestandtheile nicht so viele Verschiedenheiten, und man findet auch bey weitem nicht so viele Baumstämme, Zweige und Wurzeln darin, wie in den Gegenden von Gaiß und Appenzell Innerrooden. Der meiste ist schwärzlich, kurzfaserícht und mittelmässig schwer und gut.

Mit dem Ausgraben des Torfs macht man im Frühling, wenn der Boden aufgethaut und vom Schnee befreyt ist, — meistens im May — den Anfang, und sezt diese Arbeit den Sommer durch bis in den August fort. Länger zu stechen wäre nicht rathsam, weil man befürchten müßte, er würde nicht mehr trocken werden. Man wählt dazu vorzüglich gutes Wetter, theils damit die Torfschichten so trocken als möglich seyen, theils aber vorzüglich, damit der ausgestochene Torf gleich im An-

fang vertrocknen könne; indem, wenn einzelne Torfstücke **von der guten Art** auch nur ein Paar Tage an der Sonne liegen, sie sogleich eine harte Rinde erhalten, durch welche nachher der Regen und das Wasser nicht mehr zu dringen vermag.

Eh und bevor der Torf gestochen wird, so muß man — vorzüglich an sumpfigen Orten und an Stellen, wo man das erste mal Torf graben, und also **Neubruch** machen will, sich bemühen, Abzugsgräben zu machen, um das Wasser abzuleiten, oder doch so viel möglich zu vermindern.

Nachdem nun dieses Hinderniß gehoben, der Rasen und die Torferde mit einer Schaufel abgeräumt, und so das Torflager entblößt oder geöffnet ist, so geht man nun ans Torfstechen selbst, das absatzweise geschieht, d. h. man muß nämlich an einem Orte die Tiefe des Torfes anschaulich machen und öffnen. Zum Torfstechen bedient man sich in Gaiß und Appenzell einer flachen **Spatte** (Spade, die an einem hölzernen Stiel wie eine Schaufel bevestigt, unten eben abgeschnitten und schneidend, hier 8 Zoll, oben aber 4 Zoll breit und überhaupt 9 Zoll hoch ist. Mit dieser Spade schneidet man 3, 4 bis 5 Linien, jede 5/4 Fuß weit von einander entfernt 7 bis 8 Zoll in die Tiefe hinunter, und zerschneidet diese darauf ebenfalls in die Queere 5/4 Fuß weit von einander. Nach diesem steigt der Torfgraber vor den geöffneten Absatz hinunter, setzt die Spade der Fläche nach 3 1/2 bis 4 Zoll unter der Oberfläche des Torflagers an, und schneidet auf diese Weise überall 2 Reihen Torfstücke weg, worauf dann einzelne viereckigte Torfstücke entstehen, die ganz die Aehnlichkeit von Backstei-

steinen haben, und vom Dörren um 1/3 oder um die Hälfte kleiner werden. (Einige machen die Stücke auch ein Paar Zoll schmäler als länger.) Hat man nun überall, so weit der Torf oben abgestochen war, 2 Reihen der Fläche nach abgeschnitten, so verfährt man auf's Neue wieder auf eine ähnliche Weise. — Derjenige, der im Loch steht, und die einzelnen Stücke herauswirft, hat gewöhnlich noch einen Gehülfen, der ihm dieselben oben jedesmal abnimmt, sie auf einem einräderigen Schiebkarren zu einem trockenen Platze führt und sie einzeln neben einander auf die breite Seite legt. Nach ein Paar Tagen stellt man 2 und 2 schief (firstweise) gegeneinander und kehrt sie nachher etwa ein oder zweymal; sodann aber werden sie in ganz kleine Häufchen, ungefähr 7 bis 8 Stücken aufgeschränkt d. h. ins Kreuz über einander gelegt, daß die Sonnenwärme und die durchstreichende Luft das Tröcknen derselben befördern kann. Sind sie nun auch hier hinlänglich getrocknet, so werden sie in grössere, und oben etwas spitz- oder kegelförmig zugehende Haufen, die man Trester oder Turbentrester nennt, gebracht, welche 3, 4 bis 5 Fuder Torf enthalten, und hier eben so aufgeschränkt sind, daß sie ganz den Durchzug der Luft geniessen können, auch besitzt er dann schon so viel zusammenhängende Kraft, daß der Wechsel der Witterung allhier durchaus keine widrige Einwirkung auf ihn hat.

Während dem Torfstechen müssen Stämme, Aeste und Wurzelstücke von Bäumen, die eine ausserordentliche Hinderniß im Stechen in Weg legen, jedesmal mit einer scharfen Holzaxt weggeschnitten werden.

Im Bühler, auf Stein rc. ist die Torfspade von der

oben beschriebenen verschieden, der Fläche nach nur 3 Zoll breit, hingegen 18 Zoll lang, und an dem einen Orte unten mit einem schmalen 3 Zoll hohen aufrechtstehenden Eisen von gleicher Breite und Länge versehen, und an beyden Orten unten scharf und schneidend; mit dieser Spade werden dann nur oben herunter der Tiefe nach 16 bis 18 Zoll lange, 4 Zoll breite und eben so hohe Torfstücke herausgestochen.

An einigen Orten, wo die Lage des Torfmooses sehr tief und sumpfig ist, und keinen Ausweg zur Ableitung des Wassers gestattet, da ist es unmöglich, den Torf ganz bis auf den Lehm hinunter herauszustechen; an andern Orten aber, und vorzüglich da, wo grosse Torfmöser vorhanden, die zugleich Allmentboden sind, wie z. B. in der Mändli in Appenzell Innerrooden, sind die Torfgräber zu bequem, und schneiden nur die obern Schichten des Torfs weg, indem man, je tiefer man gräbt, desto mehr Mühe mit der Ableitung des Wassers, auch desto mehr Kraftanstrengung zum Abstechen des Torfs anwenden muß, weil er vester, zäher und mühsamer auszugraben ist, als der leichtere und schlechtere.

Die Torfasche fällt in Ansehung ihrer Beschaffenheit und ihrer Menge sehr ungleich aus, je nachdem der Torf schwer oder leicht, gut oder schlecht ist. Vom rothen, schwammigen, leichten Torf erhält man einen grossen Haufen Asche, die aber federleicht, sich in einen kleinen Raum zusammendrücken läßt, flockigt und röthlich ist; vom schwarzen, schweren, guten Torf hingegen wird die Asche weiß und schwerer, und scheint im Ofen keinen so grossen Raum einzunehmen, hat aber doch viel vestere Bestandtheile. Ich machte hierüber

folgende Versuche, mit gleich ausgetrocknetem, dürrem Torfe von verschiedener Art.

Von 15 Pfund leichtem, schwammigtem, rothbraunem Torf erhielt ich 3/4 Pf. oder 27 Loth Asche. Und hingegen

Von 15 Pf. schwerem, gutem, pechartigem Torf 1 3/4 Pf. oder 67 Loth.

Der Unterschied hierin ist also sehr auffallend. Die erstern waren auch viel schneller verbrannt als die letztern, und ihre Asche verlor in kurzer Zeit ihre Hitze, da hingegen jene verbrannt, eine kohlenartige Asche zurück liessen, welche fünfzehen Stunden lang feurig blieb. —

Die Torfasche wird — wie ich oben bey den verschiedenen Düngarten zeigte — als Düngungsmittel sowohl beym Wiesböden als beym Ackerfelde gebraucht. — Wer keinen eigenen Boden hat, verkauft dieselbe entweder vermischt unter dem Abgang von den Menschen mit demselben, oder aber die Butte voll für 6 kr. (eine Butte zu 4 Vierteln gerechnet.)

Im Herbst, wo dann der Torf trocken ist (wozu der Föhnwind in unsern Gegenden vorzüglich auch vieles beyträgt) und wo man den Wiesen und Aeckern unbeschadet überall über dieselben hinfahren kann, führt man ihn zu den Häusern. Er wird meistens fuderweise verkauft, das Fuder, d. h. ein Wagen voll den ein Pferd wegzieht, für 1 1/2 fl. bis 27 bz., bisweilen aber verkauft man ihn auch Tresterweise auf dem Felde, zu 1 bis 2 fl. ein Trester, je nachdem er groß oder klein ist, und nahe oder entfernt von der Wohnung des Käufers liegt. — Jede Gemeinde benutzt ihren Torf

meistens selbst, und verkauft keinen an Auswärtige. — Einzig wird in Gaiß alle Jahr eine ziemliche Menge in die grosse Bleiche in Teuffen verkauft.

Sehr viele, die kein eigen Torfland besitzen, bearbeiten dasselbe für den Besitzer davon, und nehmen die Hälfte vom ausgegrabenen Torf für ihre Belohnung.

Guter tiefer Torfboden, der von den Dörfern nicht allzuweit entfernt ist, wird viel höher als Acker- und Wiesboden verkauft, indem man grossen Nutzen aus ·m Torf ziehen und von seiner nachher wiederbedeckten Oberfläche dennoch alle Jahr eine reiche Pferdfuttererndte einsammeln kann, ohne sie düngen zu müssen. Hingegen schlechtes Torfland hat ungefähr den Werth von nassen Streueriedern. — Ein Quadratklafter (6 Fuß lang und breit) guten Torfboden giebt gewöhnlich 2 Fuder Torf, welchen man zu 30 bis 48 kr. bezahlt; geringerer kostet auch nur 12 bis 18 kr.

Torfboden in Gonten, wovon vor etwa 30 Jahren das Klafter für 6 kr. verkauft wurde, wird jezt mit 40 bis 50 kr. bezahlt.

Von dem Rindvieh im Appenzellerland.

Ursprünglich war das Appenzellerland nichts anders, als ein Viehland, und in Appenzell Innerrooden, wo die Lebensart der Alten sich noch ziemlich unverfälscht erhielt, ist die Viehzucht und vorzüglich die des Rindviehs, vereint mit der Alpenwirthschaft, für die dortigen Einwohner der wichtigste und fast der einzige Nahrungszweig.

Nach Ebels Berechnung ernährt Appenzell Innerrooden während dem Sommer mehr als 15000 Stück Rindvieh aller Art, wovon im Sommer 9000 Kühe auf den Alpen weiden, und im Winter 6000 im Land bleiben sollen. Der Angabe der Totalsumme pflichte auch ich bey; allein diejenige, welche die Anzahl der auf den Alpen weidenden Kühe bestimmt, ist mit 9000 Stück allzu hoch angesetzt. Weil des Sommers eine grosse Anzahl Kühe auf den Gemeinmerkern und Wiesen ernährt werden, so glaube ich mit Recht die Anzahl der des Sommers auf den Alpen Innerroodens weidenden Kühe nicht höher, als auf 5000 Stück setzen zu dörfen, wozu mich nicht nur allein mein aufgenommenes Alpenverzeichniß, sondern auch die Angaben von Walser in seiner Appenzellerchronik, der die Zahl 5882 Kühe, und von Hr. Pfarrer Schieß in seinem Schulbuche, der 6000 Kühe ansetzt, berechtigen.

Alle Frühjahre kauft der Innerrooder aus den benachbarten Gegenden des Appenzellerlandes' Rheinthals, Sarganserlands u. s. w., wie auch im Frühling am Fastenmarkte in Appenzell — welches der größte Milch- oder Zuchtviehmarkt im ganzen Appenzellerlande ist — so viele Kühe, als er zu denen, die er überwintert, nöthig hat, um seine Alpen gehörig zu benutzen, und verkauft hingegen — töhrichter Weise — die meisten Kuhkälber an die Metzger in St. Gallen oder in andern benachbarten Orten. Den Sommer durch zieht er den Nutzen von diesen angekauften Kühen, und im Herbste verkauft er sie wieder, und zwar nicht selten noch theurer, als er sie eingekauft hatte, indem sie gewöhnlich fetter von

den Alpen herabkommen, als sie damals waren, da sie hinaufgetrieben wurden. — Arme Sennen, welche nicht so viel Geld besitzen, um Kühe kaufen zu können, suchen überall in den benachbarten Gegenden, z. E. in Sargans, Werdenberg, Sar, Sennwald, Rheinthal u. a. Orten, Kühe in den Sommerzins zu bekommen, wo sie dann für eine mittelmässige Milchkuh 8 bis 11 fl. Lebenzins zahlen müssen, und zwar meistens mit dem Beding, daß wenn eine solche Kuh in der Alp todt fallen würde, er sie dem Eigenthümer bezahlen müßte, sollte sie aber krank werden, so hat der leztere den Schaden davon zu erdulden; ist hingegen nichts angedinget worden, und eine solche Kuh erfallt, so muß der Eigenthümer derselben den Schaden tragen. Die Anzahl der auf diese Art gepachteten, und auf den Alpen Innerroodens benutzten Kühe, belauft sich ungefähr auf 500, und die Anzahl derer, die alle Frühjahre hineingekauft, und im Herbste wieder verkauft werden auf 1500 Stück Vieh.

Die Zahl der Kühe, welche das ganze Jahr in Ausserrooden benutzt werden, belauft sich nicht höher, als auf 8 bis 9000 Stück, welches auch das hinten abgedruckte obrigkeitlich aufgenommene Verzeichniß des Viehstandes im Appenzell Ausserrooden bestätigt (*), daher sich Ebel gewaltig irrt, wenn er nur die Kühe allein auf 12 bis 13000 angiebt. Von obigen Kühen weiden des Sommers nicht

(*) S. 1 Beylage am Ende dieser Beschreibung der Alpenwirthschaft des Appenzellerlandes.

mehr als 3000 Stück auf den Alpen Auß- und Innerroodens, und Walsers Angabe, der auch Ebel pünktlich folgte, und der sie auf 3232 Stück Vieh aller Art setzt, ist ziemlich richtig; alle übrigen Kühe werden zu 2, 4 bis höchstens zu 8 Stück von den Ausserroodern auf den nahen Weiden und Wiesen, um ihre Wohnungen herum gefüttert und benutzt.

Auch der Ausserrooder zieht sehr wenig, und wirklich noch weniger als der Innerrooder eigenes Rindvieh auf, sondern verkauft ebenfalls seine Kälber an Metzger, und kauft dagegen alle Herbst und Frühling eine Menge Zucht- und Mastvieh von den benachbarten Jahrmärkten im Algäu und Bregenzer Wald, insonderheit in Dorenbieren und Pludenz, die auf den tyrolischen und vorderösterreichischen Gebirgen erzogen worden, und für unsere Gegenden und Alpen vortrefflich taugen. — Die Landleute werden auch alljährlich durch obrigkeitliche Schreiben auf gedachte Märkte eingeladen, und ihnen die Tage der Märkte, die Beschaffenheit des Viehs der Gesundheit halben, angezeigt, wie auch der Preis der Geldsorten bestimmt.

Die Saug- oder Metzikälber, die man gewöhnlich hier zu Lande verspeißt, werden äusserst fett gemacht, so daß man das meiste Fleisch davon nicht schmälzen muß. Es ist ein Landesgesetz: „daß der Bauer jedes Kalb — „ehe er es an den Metzger verkaufe — 3 Wochen lang „mit ganzer Milch absauge, dem Uebertreter bey der „Buß 2 Pf. Den. und dem Käufer 1 Pf. Den." Auch der Kälbligrempel (d. h. das Aufkaufen der Kälber auf den Fürkauf hin) ist verboten. Allein der Bauer läßt es meistens noch älter werden, und verfährt dabey auf fol-

gende Weise. Nach der Geburt darf das Kalb nur 3 bis 4 mal an dem Euter der Kuh (so lange sie sogenannte Biestmilch giebt) saugen, und nachher tränkt man's Morgens und Abends ab. In den ersten 5 Wochen übertreibt man sie gar nicht mit fetter Nahrung, sondern hält sie ziemlich schlecht, man giebt ihnen nämlich nur abgerahmte oder gute aber mit Wasser oder Schotten vermischte lauwarme Milch, in welche die Sennen bisweilen noch den Vorbruch legen, d. h. der obenaufschwimmende Zieger vor der zweyten Scheidung des Käswassers mit dem Saur. Nach Verfluß dieser Zeit verbessert man ihre Nahrung und giebt ihnen ganze Milch und Zieger, wobey man sich der äusserst starken Ziegenmilch mit auffallendem Vortheil bedient.

Gleich von Anfang an hält man das Kalb von der Kuh in einem besondern Stall abgesondert, welches vorzüglich rein und trocken gehalten werden muß. Hauptsächlich gedeihen sie bey denen Sennen am beßten, welche Butter und Käse machen, die daher, wenn der Käs aus der Schotten ist, diese noch einmal scheiden, und alsdann den dadurch erhaltenen weissen Zieger herausnehmen, selbigen mit guter Geiß- und Kuhmilch vermischen, und diese Mischung dann den Kälbern zur Nahrung geben, wodurch sie nicht selten in 7 bis 8 Wochen zu einer Grösse und Schwere von 1 1/2 Zentner, und in 12 bis 15 Wochen von 2 bis 3 Zentner anwachsen, wovon jetzo das Pfund lebend gewogen, 9 bis 12 Kreuzer kostet. — So hatte z. E. ein hiesiger Senn 1776 in der Schwägalp 2 Kälber erzogen, welche die fettesten waren, die damals in der Alp standen, und wovon das eine 14 Wochen, und das andere 16 Wochen

alt war. Er verkaufte beyde nach St. Gallen, das Pf. lebend um 5 kr. Ersteres davon wog 2 Zentner und letzteres 3 Zentner 10 Pf. (1 Pf. à 36 Loth). Bisweilen vermischt ein Senn die ganze Milch für Metzikälber noch sogar mit Niedeln, und (selten) mit dem feinsten weissesten Mehl (Schiltmehl), wodurch sie übernatürlich fett werden. Ao. 1801 mästete z. E. ein Innerrooder ein Kalb auf diese Weise, welches vom Neujahrstag bis in die Mitte des Augusts 446 Pf. schwer wurde.

Die Zucht- oder Kühlikälber, die man aufziehen will, werden im Anfange besser, und nachher immer schlechter gehalten, bis endlich das Getränk einzig aus unvermischtem Wasser besteht. In den ersten 8 bis 10 Tagen läßt man sie am Euter der Kühe saugen so viel sie wollen, nachher tränkt man im Anfange mit ganzer Milch und Schotten, worauf man ihnen vom bessern immer mehr abbricht, und sie nach und nach an dürres und grünes Futter zu gewöhnen sucht. — Man tränkt sie ungleich lang — 7, 12 bis 14, meistens aber nur 9 bis 10 Wochen lang.

Damit die Mastkälber in den ersten vier Wochen keinen Versuch wagen Heu zu fressen, das ihnen schädlich wäre, auch das Saugen am Euter der Mutter unterlassen müssen, so legt man ihnen eine Art hölzernen Maulkorb an, den man Kälblizättli nennt, wovon das Stück 6 kr. kostet.

Die eigentliche Stammrace des Appenzellerrindviehs ist von schwarzbrauner Farbe, und die zählt der Bauer zu den wesentlichsten Vorzügen der Schönheit seiner Kühe. In der Form verlangt er, daß der Kopf leicht

und kurz, die Hörner gar nicht lang, und beynahe gerade aussehen, der Leib nicht eckig, sondern rund, die Füsse kurz und gerade seyen; der Griff (Schlauch) soll am Kinn anheben, und bis zu den Knieen niederhangen. Je mehr dieser Vorzüge an einem Stück Vieh gefunden werden, desto leidenschaftlicher bezahlen es die ächten Küher. Die Farbe allein thut schon so viel, daß unter zwey gleich schön geformten, aber an der Farbe von einander unterschiedenen Kühen für die schwarzbraune 1 Ld'or mehr bezahlt würde, und daß mancher Senn darauf stolz ist, wenn sein ganzes Sennthum von 30 bis 40 Kühen, einzig aus schwarzbraunen besteht, und doch glaubt man allgemein, die rothen Milchkühe seyen überhaupt die beßten.

Vorzüglich sucht sich jeder eigentliche Senn eine Heerkuh aus, die nicht nur obige ästhetische Eigenschaften besitzt, sondern hauptsächlich auch eine gute Weiderin ist, d. h. immer auf den beßten und fettesten Plätzen graset, und selbige nicht nur bey der Hütte, sondern in der ganzen Alp herum aufsucht. Dieser wird dann vorzüglich die Weidschelle angehängt, die sie, so lange das Vieh im Grünen weidet, trägt, und welche daher immer an der Spitze der Heerde steht, und den andern Kühen zum Wegweiser dient. Und wirklich kann man dies auf den Alpen häufig beobachten, daß die Kühe einen gewissen Rang unter sich beobachten, den nur die Stärke bestimmt, so daß die schwächere der stärkern allezeit weichen muß. Selbst wenn eine fremde Kuh erkauft und zu den übrigen gestellt wird, hat sie mit allen nach und nach zu kämpfen, bis ihr Rang entschieden ist, und man hat sogar Beyspiele, daß wenn

zwey gleichstarke Heerkühe zusammen kamen, man durchaus genöthiget war, sie von einander abzusöndern, indem sie sonst einander aufgerieben haben würden. Da nun die grossen kuhgrechteten Alpen nicht nach ihren verschiedenen Abtheilungen oder Besitzern durch Häge von einander unterschieden sind, sondern offen da stehen, und die Kühe auf der ganzen Alp, überall wo sie — aus eigenem Antrieb — wollen, weiden können, so liegt jedem Senn sehr viel daran, daß seine kleine Viehheerde eine gute Anführerin habe, der dann die übrigen stets nachfolgen. Sie wird jedesmal zuerst gemolken, und geht dann auch wieder zuerst von der Hütte hinweg auf die Weide, wohin ihr dann eine nach der andern nachkommt. Auf diese Weise weidet aber auch jeder Haufen, d. h. jedes Sennthum beysammen auf eigenen Plätzen, und man muß sich in den oben genannten Alpen darüber recht verwundern, daß sich die Kühe verschiedener Sennten so gar nicht unter einander vermischen, sondern jedes seine besondern Weidplätze wählt, die es nicht verläßt, und wobey eines dem andern keine Eingriffe thut. — Würde ein Sennten von seinem selbstgewählten Weidstrich weggejagt werden (das aber strenge verboten ist) so lauft die Heerkuh sogleich mit allen ihren angehörigen der Hütte zu, wo man sie dannzumal alle sogleich in den Stall hineinbinden muß, worauf sie den folgenden Tag wieder auf ihre alten Plätze hinziehen; bindet man sie aber nicht in den Stall, so verlassen sie einander, und die eine verlauft da- die andere dorthin. — Findet nun ein Senn eine solche erprobte starke Heerkuh und gute Weiderin, und hat sie neben ihrer schwarzbraunen Farbe noch einen weissen Strich

oben dem Rücken und unten dem Bauche nach, so bezahlt er sie immer mit 1 bis 2 Ld'or theurer, als der gewöhnliche Preis wäre.

In Ansehung des Kalbens werden diejenigen Kühe am meisten gesucht, die um Lichtmeß herum (zu Anfange des Hornungs) und etwa 4 Wochen ehe man die Kühe auslăßt, d. h. ehe man sie ins Frühlingsgras treibt, und im Herbst, um Martini, wenn man einstellt, d. h. wenn die Kühe in den Ställen gefüttert werden müssen, kalben.

Die beßten Appenzellerkühe geben im milchreichsten Zeitpunkte — vorzüglich im Maymonat 8 Maß Milch, (höchst selten 10 bis 12 Maß.) Im Durchschnitt aber rechnet man auf den Alpen 4 1/2 Maß Milch, das ganze Jahr durch hingegen nur 4 Maß, wobey aber die 5 bis 7 Wochen, worin die Kuh vor dem Kalben gelt steht, nicht gerechnet sind. (Eine Maß zu 3 Pfund gerechnet 1 Pf. zu 40 Loth.) Wenn die Kühe viel von dem sehr lang und häufig wachsenden Alpenlauch fressen, so bekommt ihre Milch einen starken Lauchgeruch und Geschmack davon. Mutteri, Frauenmänteli, Rohmblume und Roßeich halten die Bauern im Appenzellerland ebenfalls für die butterreichsten Alpenpflanzen. — Gewöhnlich hält man eine Milchkuh so lange, bis sie 6 bis 7 mal gekalbet haben, und dann mästet man sie zum Abschlachten.

Noch vor 30 Jahren war der Preis des Rindviehs im Appenzellerland um die Halfte niedriger, als er itzt ist. Eine 4 Zentner schwere Milchkuh von obigen guten Eigenschaften, kostet jetzo 100 fl., obwohl der Ankaufspreis öfters abwechselt, je nachdem

die Jahrgänge fruchtbar oder unfruchtbar, Heumangel oder Ueberfluß vorhanden ist. — Ao. 1771 bey der grossen Theure, die im Lande herrschte, kostete 4 1/2 Pf. Brod 1 fl., hingegen eine Kuh kostete nur 45 bis 50 fl. und 1 Pf. fetten Käs 7 kr. Allein Ao. 1800 verkaufte der Senn in der Alp Furglen 14 Milchkühe, welche der Käufer aus seinem ganzen Sennten auswählen konnte, alle zusammen für 1400 fl. — Ausserordentlich grosse und schön gewachsenejunge Milchkühe wurden auch schon einzeln mit 15 bis 19 Ld'or bezahlt.

Im Durchschnitt wiegen die Appenzellerkühe 3 1/2 bis 4 Zentner, schweres Gewicht, obwohl es auch viele 4 1/2 bis 5 Zentner schwere giebt. 6 Zentner schwere Kühe sind höchst seltene Ausnahmen.

Ein einjähriges Kalb nennt man im Appenzellerland ein Galtlig; wenn es tragend ist ein Kalbeli, und erst, wenns gekalbet hat, eine Kuh. — Ein einjähriger Stier und jünger heißt ein Kälberstier, ist er älter schlechtweg ein Stier.

Gewöhnlich läßt man den Kühen beym ersten Erwachen ihres Instinkts den Stier zu, das schon meistens in 1 1/2 Jahren ihres Alters geschieht. Eine Kuh aber, die gekalbet hat, führt man erst, wenn es der Instinkt das 2te oder 3te mal fodert, zum Stier; also erst nach 8 bis 10 Wochen. Man braucht dazu 2 bis 3jährige Stieren, die durchgehends 3, selten 4 Zentner wiegen; auf 20 Kühe hält man einen Stier. — 2 1/2 bis 3jährige verschneidet man zu Ochsen, doch giebt man sich gar nicht viel damit ab, und mästet vorzüglich Kühe zum Abschlachten.

Alle zwey Tage giebt der Senn seinem Rindvieh ein

wenig Salz, das ihm die Kuh aus der Hand leckt; auf den Alpen geschieht dies Abends vor dem Melken, und im Winter ebenfalls alsdann. Des Sommers und Winters melkt man die Kühe Abends und Morgens um 8 Uhr.

Der Appenzeller kauft alljährlich eine Menge Geltvieh von allen benachbarten Herbstviehmärkten, das er einige Zeit mästet bis es 4, 5 Zentner wiegt, und es theils für seinen eigenen Hausgebrauch abschlachtet, theils selbiges — welches viel häufiger geschieht — an die Metzger im Land, oder von St. Gallen, Zürich, Lindau, Feldkirch ꝛc. verkauft. — Das innländische Mastvieh, das man des Herbsts nicht von der Fremde herbringt, wird den Sommer durch auf den Alpen gefüttert, wo der Eigenthümer alsdann einem Senn für seine Kuh, wenn er keine eigene Alp hat, 6 bis 11 fl. Sommerzins geben muß. Im Herbst und Winter aber macht man sie eigentlich fett mit Heu und Oemt, mit Mieth, d. h., mit Hülsen u. dgl. von allerley Baum- und Feldfrüchten, worüber man ein wenig Salz streuet, mit Grüsch (Kleyen) mit Leun, welches das Abgehende vom Hafermehl ist, mit Nachmehl, welches noch vor dem Grüsch vorangeht, und dgl. m.

Sowohl in Inn- als Ausserrooden giebt es eine Menge Viehhändler, die man Veechschickler nennt, die jährlich für eine grosse Summe Gelds allerley Gattung Rindvieh einkaufen und wieder verkaufen, d. h. veechschicklen.

In Ansehung des Viehverkaufens bestehen im Appenzell Ausserrooden nachstehende alte Landesgesetze:

Wenn einer dem andern Roß oder Vieh für gesund und gerecht zu kaufen giebt, so soll es nicht länger, als ein Monat währen, es habe sich dann der Käufer bey dem Verkäufer vor dem Monat beklagt, es seye nicht gesund und gerecht gewesen, da solle dann dem Käufer nach aller Billigkeit ein Abtrag gethan werden, oder der Verkäuffer soll die Haab wieder zur Hand nehmen, und den Unkosten abstatten.

Wenn aber einer dem andern ein Haupt Mastvieh für gesund und gerecht zu kauffen gäbe, so soll es dannzumal länger, nämlich 6 Monat währen, und wenn hernach das Mastvieh pfinnig fiele, so soll ihm, dem Käufer, von jedem Gulden 3 Batzen nachgelassen werden.

Item: wenn einer dem andern ein Stück Vieh für tragend zu kaufen giebt, und anzeiget, auf was Ziel und Tag es kalbern soll, und beschieht nicht, wie er fürgegeben hat, so soll er um den ersten Monat nicht gefahret und begriffen werden. Im Fall es aber sich länger dann ein Monat verzöge, so soll, nachdem der Monat vorüber ist, von einer jeden Wochen, so es sich verzeucht, dem, der das Stück Vieh hat, von Anfang zu Lohn werden 30 kr., bis daß es 8 Wochen, und also 4 fl. auferlauffen hätte. Wenn aber die 8 Wochen vorüber, und die 4 fl. bezahlt sind, soll kein weiterer Nachzug gethan werden.

In Appenzell Innerrooden sind hierüber folgende alte Landesgesetze vestgesezt:

Ao. 1694: Wenn einer einem eine Kuh für tragend giebt, die es nicht ist, so soll es in den ersten 14 Tagen nichts seyn, aber dann von dort an für jede Woche 1 fl. bezahlt werden müssen. Er solle es aber dem Ver-

käufer sogleich anzeigen, daß ihm der Schaden nicht anwachse.

Ao. 1665 ist erkennt worden: wenn einer einem andern eine Kuh für gesund und gerecht zu kaufen gegeben hat, und der Käufer ihr darnach einen Mangel aufdrechen (aufbürden) thut, das er aber mit Wahrheit nicht darthun mag, und hingegen der Verkäufer sich dessen nicht geständig seyn will, auch sie sich sonsten nicht vergleichen können, so sollen sie das Hauptvieh niederschlagen lassen dörfen; ist es dann für gesund erfunden worden, so solls der an ihm selbst haben, der es für gesund erkauft hat, und ihm den Mangel ohne Noth aufdrechen wollen; wird es aber nicht für gesund und gerecht erfunden, so solls der erste Verkäufer haben, der es für gesund hinweggegeben; sie sollen dann einander fürohin im übrigen unersucht und zufrieden lassen, jedoch soll der uralt Artikel fest beobachtet werden, daß welcher sich der schlechten Haab im ersten Monat nicht klagt, soll ihm kein Recht mehr darüber gehalten werden.

Ao. 1678 wurde erkennt, daß einer die Kuh zu handen nehmen, auch Kosten und Schaden abtragen müsse, wenn er es nicht anzeige, wenn die Kuh strübe; d. h. kränkle, und soll noch dazu 1 Pfund Denier gestraft seyn.

Bey den pfinnigen Kühen gilt das gleiche Gesetz in Inn- wie in Ausserrooden, nur wurde Ao. 1689 der Zusatz gemacht: wenn aber ein Stück Vieh böser als pfinnig wäre, oder gar faul fiele, so muß es der Verkäufer an ihm selbst haben, und die Losung wieder herausgeben, denn gsund und grecht allezeit gelten soll; auch

auch soll obiges von einem Stier wie von einer Kuh gelten.

Ao. 1700 ist die Erkanntnuß ergangen: wenn einer aus dem Sennten Küh will, und niemand nichts von gsund und grecht sagt, sonders ohne einziges Melden die Wahl vorgeht, so soll gsund und grecht gelten, und soll der Verkäufer dem Wählenden den Schaden abtragen; wenn der Käufer aber sagt: er habe äugende, durchgehende Kühe u. dgl. jezt möge er wählen; er müsse sie haben, wie sie sind, in diesem Fall soll das Widerspiel gepflogen werden.

Ao. 1702 wurde erkennt: wenn eine Kuh in den Zähnen grize, d. h. mit den Zähnen knirrsche, seye es kein Mangel.

Ao. 1724 hat ein Wochenrath erkennt, daß es kein Mangel seye, wenn einer Haab (d. h. Rindvieh) hat, die das Wasser blaset, wohl aber, so einer solche hat, soll ers schuldig seyn, anzuzeigen. — Wasserblasende Kühe heißt man nämlich diejenigen, welche zuviel Wasser sauffen und wenig fressen.

Ao. 1726 wurde einem, der eine zungensaugende Kuh erkaufte, 1 fl. Entschädiguug gesprochen. Mit diesem Namen belegt man nämlich diejenigen Kühe, welche die meiste Zeit an der Zunge saugen, nur für Hungersterben fressen, und daher sehr mager werden.

Ao. 1709. Als einer für den Beystrod einer angekauften Kuh 3 fl. Entschädigung begehrte, wurde er abgewiesen, weil er sich nicht in den ersten 4 Wochen darum gemeldet habe. Es giebt bisweilen eine Kuh, die an einem Strich aus zwey Oeffnungen Milch giebt, eine Oeffnung befindet sich in der Mitte des Strichs, und

wenn man melkt, so geht die Milch durch diese Oeffnung zum Eymer hinaus; von solchen Kühen sagt man alsdann, sie haben den Beystrod.

Ao. 1734 wegen einer Kuh, von der die Milch nicht budrig sey, d. h. die keine Butter gebe, (welches der Aberglaube der Hexerey zuschreibt) wurde erkennt: daß solches niemal vor Obrigkeit geschwebt, und ein finsteres Wesen sey, dahero soll der Eigenthümer zur Geduld gewiesen seyn.

Der Fürkauf in Häuten, Fählern (Fellen) Rindvieh, Schweinen, Schmeer, Unschlitt u. dgl. ist nach einem alten Artikel verboten, auch wurde die Ausfuhr obiger Produkte oft unbedingt, oft aber bedingt, obrigkeitlich verboten.

Die sogenannten Hauptmängel bey dem Rindvieh in hiesigen Gegenden, welche den Ankaufpreis entweder verringern oder gar den Kauf aufheben, sind ausser dem Finnig seyn, nachstehende:

Wenn eine Kuh durchbricht, die man eine Brecheren nennt, so muß er sich mit dem Käufer darum abfinden. Es giebt nämlich Kühe, die mit ihren Hörnern einen jeden Haag ausheben, und aufreissen, oder über einen niedern Zaun hinüber springen können, und dadurch unerlaubte Streifereyen vornehmen. Diesen bindet man entweder einen Bletz Tuch oder ein Stück dünnes Brett auf die Stirne, und so weit über die Augen herunter, daß sie nicht mehr weder über sich, noch vor sich hin, sondern allein unter sich hin auf die Erde sehen können; oder man hängt ihnen an einem Seil oder an einer eisernen Kette, die man ihnen um den Hals bindet, ein Stück Holz an, das sie auf dem

Boden nach sich ziehen, und mit dem sie, wenn sie über einen Zaun springen wollen, in demselben hangen bleiben, wodurch ihnen nach und nach diese schlimme Gewohnheit abgewöhnt wird.

Wenn eine Kuh sticht, schlagt, sich oder andern am Euter saugt, muß der Verkäufer sich ebenfalls mit dem Käufer deßwegen abfinden.

Eben dies Gesetz geht auch die breülenden Kühe an, welche wie die Stieren, oft anhaltend, brüllen; man kann auch eine solche Kuh in den Stall büten, d. h. dem Besitzer obrigkeitlich befehlen, daß er sie nicht zu den andern Kühen auf die Weide lasse, indem dieselben durch eine solche Kuh wild gemacht, und zu einem ähnlichen Gebrüll verleitet werden. (*)

Der gleiche Fall trifft alsdann ein, wenn eine Kuh dünn mistet.

Und endlich verhält es sich eben so, wenn eine Kuh, während Jahresfrist, äuget, das selbst bey einer Mastkuh statt findet, welches der Metzger immer erfährt, indem, wenn eine Kuh geschlachtet wird, sie alsdann immer noch äuget, wenn sie vorher demselben unterworfen war.

In Appenzell Ausserrooden hatte man gar keine Metzgerverordnungen, allein in Inner-

(*) Wenn man auf einer Wiese, die an eine andere grenzt auf welcher Kühe weiden, den Boden mit Metzgerbschütti, d. h. mit Kuhharn, worunter Rindsblut, Eingeweide etc. gemischt wurde, begießt, so werden die Kühe — so lange sie eine Witterung davon haben — wie rasend, und brüllen entsetzlich.

rooden finden sich in diesem Fall schon seit den ältesten Zeiten die zweckmässigsten Gesetze vor. — Die Hauptsache ist in nachstehender sogenannten Metzetafel enthalten.

Satzung und Ordnung, so von Herrn Landammann und Rath erneuert und bestätigt worden, wie sich die Fleischschätzer und Metzger in der Metzgi verhalten sollen. Actum den 15. Juny Ao. 1735.

Erstlich sollen die Fleischschätzer an den Samstagen oder sonst zu andern Zeiten, wenn Fleisch in der Metzgi seyn wird, am Morgen bey guter Zeit sich einfinden lassen, Sommerszeit um 9 Uhr, Winterszeit um 10 Uhr ungefähr, das Fleisch bey ihren Eiden zu schätzen, das Kalbfleisch sowohl, als das Rindfleisch; es sollen die Metzger zu gemeldten Stunden fertig seyn, daß man es schätzen könne, bey der Buß 1 Pf. Den. und sollen dabey die Metzger bey ihren Eiden schuldig seyn, für sich selbst oder wenn sie andern Leuten metzgen und aushauen werden, die Ungebühr oder was sich nicht Richtiges an Kühen, Rindern oder andern befindet, anzuzeigen, alsdann soll jederzeit nach befindenden Umständen der Schatzung die Gebühr wallten.

Und damit die Metzger und gemeine Landleute, die auch auszuhauen lassen begehrten, nit gehindert, sondern jeder an seinem Nutzen befördert werden möge, so sollen den ordinaire Metzgern am Freytag, Samstag, Sonn- und Montag niemand in der Metzgi vorschlachten dörfen, sondern sollen die Tage ihnen ledig und ungehindert gelassen werden, doch mit solcher Erläuterung, daß die Metzgi dieser Tagen hindurch mit gutem Fleisch

versehen werde; die übrigen Täge, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag alsdann diejenigen Landleute, so auch auszuhauen begehrten, imgleichen hiezu kommen mögen, solcher gestalten, daß sie der Schatzung nachkommen, und also ausrufen lassen, und nachdem es geschätzt, soll er es um solchen Preis auszuhauen schuldig seyn, damit niemands Fleisch gehindert werde.

So viel aber die Metzger betreffen thut, sollen sie allwegen am Abend davor schlachten, und alsdann Vormittag zu obgemeldten Stunden aushauen, und dem Volk abwarten, bis um 1 Uhr und zuvor das Fleisch aus der Metzgi nit in ihre Häuser tragen; und was Rindfleisch ist, soll jederzeit in der Metzgi geschlachtet werden; was aber schlecht und bös Fleisch ist, es seye Rind- Stier- Schaf- oder Kalbfleisch, das soll den Metzgern und den Landleuten aus der Metzgi abgeschätzt seyn; das abgeschätzte Fleisch aber soll in der abgesonderten kleinen Metzgi, so hiezu verordnet, ausgehauen werden, damit niemand kein Grausen empfange, bey der Buß 1 Pf Den., so dawider gethan wird.

Beynebens ist auch mit allem Ernst geordnet, welcher Metzger das Fleisch, was Gattung es seyn möchte, theurer gäbe, als wie es die hiezu Verordneten geschätzt, der das Fleisch nit nach der Schatzung aushauen und auswägen wollte, der soll und muß vor dem nächsten kleinen Rath schweren, daß er selbiges ganz nachkommende Jahr weder in der Metzgi noch in den Häusern nit mehr metzgen wolle, sondern ein ganzes Jahr zur Straf aufhören; zudem sollen die Metzger im Aushauen und Auswägen niemand über das, wie es geschätzt worden, in Mangel des Fleisches, noch sonsten, weder steigern noch

andere List und Gefahr brauchen, bey der Buß 1 Pf. Den., so oft es geschieht. — So sollen auch die Metzger verpflichtet seyn, den kranken Leuten und den Kindbettern ab solchen Orten, da sie begehren, und dergleichen Leuten zu mehrerer ihrer Gesundheit dienet, Fleisch zu geben, bey der Buß 1 Pf. Den.

Wenn aber ein Metzger einem andern eine Kuh oder Rind abkauft, und wird von keinem Theil von der Gesundheit nichts geredet, wenn alsdann ein solches Rind pfinnig fiele, so soll dem Landmann von dem Metzger für den Gulden 12 bz. bezahlt werden, und soll der Metzger das Rind haben, es seye viel oder wenig pfinnig. Wenn aber eine Kuh von dem Metzger für gsund und grecht erkauft, und fiele pfinnig, müßte der es für gsund und grecht verkauft, solches wieder zu seinen Handen nehmen. Wenn herengegen ein Landmann einem Metzger eine Kuh oder Rind weder für gsund noch für grecht gäbe, sondern stellte es dem Metzger frey, er möge um den Kaufschilling, wie sie dessen einten worden, abfahren oder nit, der Metzger führe auf diese Red mit dem Vieh ab, und fiele pfinnig, müßte solches der Metzger an ihm selbsten haben, und den Landmann völlig bezahlen, wie sie im Kaufschilling einig worden. Dieser Artikel soll aber nit weiters verstanden werden, als für pfinnig fallen, denn es möchte ein Landmann — daß andere Mängel an solchem Vieh — wissen, so er anzuzeigen schuldig wäre; auch soll niemand ungeschätzt aushauen, bey der Buß 11 Pf. Den., so oft es beschieht.

So solle auch ein jeder Metzger von einem Stand in der Metzgi jährlich in den gemeinen Landseckel 11 Pf.

Den. auf den letzten Faßnachttag jedes Jahr unfehlbar erlegen, damit die Metzgi um so leichter könne und möge erhalten werden, und welcher sein Standgeld auf gemeldten Tag nit erlegen würde, dem soll das Metzgen auf die nächste Ostern und ein Jahr darnach gänzlich verboten seyn.

Desgleichen auch ein jeder Landmann, der sein Vieh auszuhauen und auszuwägen begehrt, der soll von jedem Haupt der Obrigkeit zur Erhaltung der Metzgi so gut als die Metzger ihr Standgeld zu geben schuldig seyn, und dem Metzger, der das Seil, Waag und Bank hergiebt, 2 kr., damit sich niemand zu beschweren habe, und allen gleich geschehe, und werde jederzeit ein Einzieher hiezu verordnet, dem die Landleute es mit Willen einhändigen sollen.

Es soll kein Metzger kein Stierfleisch, Kalbfleisch auch Lungen u. dgl. unter das Rindfleisch vermischen und auswägen, sonderbar, wie es geschätzt ist, es wäre denn Sache, daß einer also zu kaufen begehrte, bey der Buß 10 Pf. Den. — Den Speck oder Schmeer sollen sie weder im Herbst noch zu andern Zeiten unter das Unschlitt vermischen oder zerlassen.

Zudeme wird denen Fleischschätzern befohlen, wofern sie sehen oder hören, daß diese Ordnung in welchem Artikel es wäre, nit gehalten, sondern übertreten würde, daß sie solches der Obrigkeit anzuzeigen schuldig seyen; wofern sie aber solches nit thäten, sollen sie sowohl, als die Fehlbaren die Buß zu erlegen schuldig seyn, darnach sich ein jeder zu richten wissen wird.

Hierauf beschließlich sollen die Metzger, ihre Diener und Helfer, die verordneten Fleischschätzer nicht schmü-

tzen noch schmähen, schelten noch hassen, sondern ihrer Schatzung fleissig nachkommen und gehorsam seyn, wofern sie der grossen Ungnade der Obrigkeit entgehen wollen, so auf den Fehlbaren folgen wird, oder auf's mindest 5 Pf. Den. zur Straf in Puncto zu erlegen gesetzt seyn solle.

Wieder nachgeschrieben worden von Joh. Jos. Signer, Landschreiber, den 1. Septemb. Ao. Dom. 1755.

Diese Verordnungen wurden auch in den neuesten Zeiten mehr oder minder beobachtet, so wie man die Metzger von Zeit zu Zeit auch über nachstehende Punkten obrigkeitlich und bey dem Gelübde anfragte, und im Falle ihrer Fehlbarkeit auch obrigkeitlich abstrafte; sie müssen nämlich beantworten:

1. Ob sie keine verdächtige Waar in der Metze geschlachtet?

2. Ob sie kein ungeschätztes Fleisch aus der Metze genommen?

3. Ob sie kein ungeschätztes Fleisch in die Wirthshäuser gegeben?

4. Ob sie kein Fleisch theurer verkauft, als es geschätzt worden?

5. Ob sie die Schätzer nicht geschmäht haben?

6. Ob sie kein krankes oder todtes Vieh aufgeschlachtet?

7. Ob sie nie nach zwey ungleichen Schatzungen unter einander verkauft haben?

8. Ob sie dem Schätzer die Mängel angezeiget haben?

9. Ob sie die Rinder nicht aufgeblasen haben?

10. Ob sie keine jüngere Kälber als drey wöchige gemetzget?

Eigentliche Sennen, die wenigstens auch 20 und mehrere Kühe besitzen, giebt es im ganzen Land mehr als 200, wovon in Ausserrooden ungefähr 90 — und zwar in Urnäsch und Gaiß allein etwa 40 wohnen, und worunter einige 40 bis 60 Kühe und 20 bis 30 Stück Jungvech, d. h. Kälber besitzen. Die vorzüglichsten Sennen überwintern so viel Kühe, als sie gesömmert haben, und einige wenige davon ziehen sich ihren Viehstand selbst nach.

Ein Senn wetteifert mit dem andern, welcher die schönsten Kühe habe; jeder treibt daher sein Baurenwesen höchst leidenschaftlich, und seine grosse Liebe und Anhänglichkeit an das liebe Vech ist unbeschreiblich, welches in der Appenzellersprache Vechräßseyn heißt. Auf den Alpen giebt man sich wenige Mühe mit ihrer Besorgung, hingegen im Thal werden sie Sommers und Winters in den Ställen gestriegelt, oft gewaschen, und mit ausserordentlicher Sorgfalt rein behalten; selbst den Schwanz bindt man ihnen alsdann an einem von der Wand herabhangenden Seil in die Höhe, daß sie sich nicht damit beflecken. Sorgfältige Sennen werden auch die auf der Weide überregneten nassen Kühe jedesmal mit einem Strohwisch abtrocknen, woraus alsdann, wie aus einem Schwamm, das Wasser herunterrinnt, und woben das zitternde Vieh ganz stille steht, und sich davon sehr erleichtert fühlt. Faule Sennen bedienen sich dieser Methode anstatt des Striglens.—

Nie braucht der Aelpler Stock oder Peitsche gegen sein Vieh, seine Stimme leitet und regiert es, wohin er will; nie wird der nicht völlig rohe Senn seinem Vieh fluchen; und nie wird er des Abends beten, ohne das liebe Vech mit in sein Gebet eingeschlossen zu haben. Ganz richtig bemerkt daher Ebel: "Die Kuh „im Appenzellerlande genießt mehr der Achtung, wel„che jedem nüzlichen Wesen der Natur gebührt, und „befindet sich glüklicher als Millionen Menschen Eu„ropas, welche unter dem Prügel und der Knute ihr „Leben verfluchen. Ist es möglich, daß diese Paral„lele am Ende des achtzehnden, des sogenannten philo„sophischen Jahrhunderts, wahr sey, wahrhaftig in „einem so empörenden Sinne statt finde? — Ab„scheuliche Realität!!!

Vorzüglich alsdann, wenn der Senn im Frühjahr mit seiner Heerde auf die Weiden und Alpen aus einer in die andere zieht, im Herbste wieder zurückkommt, und im Winter aus einem Heustadel in den andern, und einer Gemeinde in die andere wandert, um das gekaufte Heu zu benutzen, prangt er mit seinen Kühen. Jeder Senn hat ein Gelaût, welches wenigstens aus 32 eisernen Kuhglocken besteht, die unter einander und mit dem Gesang des Kühreihens harmonieren; auf alle Märkte, welche in dem Kanton Appenzell gehalten werden, bringen daher die Tyroler Eisenhändler eine Menge solcher Glocken von allen Grössen. — Diese Glocken hängen an breiten schwarzen mit Figuren ausgeschnittenen und ausgenähten ledernen Riemen, welche vermittelst einer grossen mößingenen

Schnalle — die öfters gut vergoldet ist — um den Hals der Kühe befestiget werden. Die gröste Glocke, welche beynahe einen Fuß im Durchmesser hat, oberhalb sehr breit, bauchig und nach unten zusamenlaufend ist, kostet allein 40 bis 50 Gulden. Diese werden nun den vorzüglich beleibten und ansehnlichen Kühen einer Sennerey umgehangen, doch legt man die gröste Schelle einer Kuh nur durch die Dörfer an, um damit Pracht zu treiben, aussert derselben trägt sie ein Senn an einem Stock über den Rücken, weil man die Erfahrung gemacht hat: daß das lange Tragen einer solchen Schelle der Kuh sehr schadet, ihre Lunge nach und nach ausnehmend ausdehnt, und sie im Alter dämpfig und für die Mezger beynahe unbrauchbar macht. Die schönste Kuh einer Sennerey, die Heerkuh oder Ringeri, welche immer an der Spize der Heerde steht und diese auf der Weide stets anführt, hat auf der Weid eine ganz kleine Glocke an, welche man die Weid-Schelle nennt. — Der Senn, welcher den ganzen Zug anführt, erscheint dann — selbst mitten im Winter im feinen weissen Hemd, die Ermel bis über die Ellbogen aufgerollt, entweder in einer rothtüchenen Weste oder ohne diese, und dann hängt ein rothscharlachener Hosenträger über das Hemd herunter, in den die Jahrzahl und der Name seines Eigenthümers schön eingenähet ist, und der die gelblichen bis auf die Knöchel herabhangenden zwillchenen Beinkleider hält, die ohne diesen herabfallen würden, weil sie oben ganz kurz und weit sind; ein dreyeckigter Hut, der oft mit Sträussen aller Art umhangen ist, deckt den Kopf, und ein neuer schön geschnizter Melcheimer — der aussen am Boden gemahlt ist, hängt über

die linke Schulter. So angethan schreitet der Senn, singend und johlend voraus. Hinter ihm folgen meistens 3. 4. bis 5. schöne Ziegen — (Kuhgäbßli), und zwar gewöhnlich weisse Modschgäbßen, das heißt: solche, ohne Hörner; dann die 2. oder 3. Kühe mit den grossen Glocken *), die der Handbub in gewöhnlicher Kleidung vorwärts treibt; er tragt nämlich ein Futterhemd, welches eine Jake ohne Knöpfe, ganz wie ein Hemd gemacht, an dem Halse mit einem Schlitz nach vornen ausgeschnitten ist, wie ein Hemd angezogen wird, und an den Leib angepaßt, nur bis an den Hosenbändel geht. Auf den Handbub folgt die ganze Reihe von Kühen, eine nach der andern, worunter sich auch der Zuchtstier, mit dem einfüßigen Melkstull auf seinen Hörnern befindet, und wovon jedes Stück eine eiserne Kette am Halse hängen hat, um an derselben in dem Kühstall eingebunden werden zu können. Das Ganze beschließt endlich noch ein Knecht, der eine Milchtase auf dem Rücken trägt, und

*) Gehts auf die höchsten Alpen, wo das Vieh stark Bergan steigen muß, und wo die Glocke also an den Felsenstücken zerschlagen würde, so tragen die Hirten die Alpschellen ohnehin voran, und läuten mit denselben, denen alsdann die Schellkühe auf dem Fuße nachfolgen, daher ist Meiners Bemerkung in seinen Briefen 3r Band S. 138. ganz richtig, wo er sagt: "als wir an den Fuß des hohen „Kastens kamen, entstand auf einmal ein gewal„tiges nicht unharmonisches Geläute, welches die „Hirten mit den grossen Glocken machten, womit „sie die Heerden leiten, und ihnen Zeichen geben.„

darauf sieht, daß keine Kuh zurückbleibe. Ist es ein grosses Senntum, so folgt dem Zuge ein Packpferd nach, dem die nöthigen Milchgeräthschaften, das Sennenbett und drgl. aufgeladen sind; zur Winterszeit werden selbige auf einen Schlitten gebunden und ebenfalls von einem Pferd nachgeführt welches man alsdann die Lädy nennt. Besteht das Senntum hingegen nur aus wenigen Kühen, so tragt ein Aelpler in einer Krätze alles nöthige auf dem Rücken nach, der alsdann anstatt des obigen Knechts, den Kühen nachfolgt. — Bisweilen werden die Schweine und Kälber unmittelbar hinter den Kühen nachgetrieben, bisweilen aber werden sie erst nach ein paar Tagen abgeholt.

Nach der Alpfarth im Frühling sehnt sich nicht nur allein der Senn, den wirklich alsdann ein rechtes Heimweh nach den Alpen anwandelt, sondern man kann es sogar an dem Vieh bemerken, daß selbst dieses eine merkliche Ungeduld nach denselben verspüren läßt, wenn die gewöhnliche Zeit der Alpfarth durch einen ausserordentlich langen Winter verzögert worden ist.

Auf den Alpen werden die Kühe durch den Gesang des Sennen zusammenberufen, welches der Appenzeller löcklen (kommt her vom lokken, rufen) oder zaurenoderzorren; oder rugusen oder rugüslen nennt. Sein Lockgesang für Kühe ist verschieden von dem für Schafe, Schweine und Ziegen. — Wie deutlich die Kühe die Stimme ihres Meisters kennen, zeigt sich daraus: daß sie, sobald er zu locken oder zu rugusen anstimmt, aus der Ferne zu ihm hineilen.

Vorzüglich im Appenzellerland hört man den Kühreihen noch sehr oft nennen, und hie und da auch

noch singen, allein die Sennen selbst sind über seinen Innhalt, und die Art wie er gesungen werden müsse, nicht mehr unter sich einig, so wie die verschiedenen in Noten gesezten Kühreihen, z. E. der, welchen Graf von Stollberg unter dem Namen des Appenzeller-Kühreihens erhielt, und in seiner Reise durch Italien und die Schweiz S. 141. bekannt gemacht hatte, auch derjenige, der in Ebels Schilderung der Gebirgsvölker vom Canton Appenzell S. 152. vorkömmt, sind nicht mehr ächt, indem der berühmte Doctor Zellweger sel. von Trogen schon Anno 1724. den 23. Aug. (S. Schweizer-Museum Anno 1793. S. 816.) an Breitinger in Zürich folgendes schrieb: „Der Kühreihen „ist ein Gesang, der beynahe eine Stunde dauert, „wenn ihn unsere Sennen singen. Ich habe keine Ab„schrift davon bekommen können, ob ich gleich schon „seit 10 Jahren nachforsche. Wo ich noch um eine „Abschrift frug, haben die Schelmen nur gelacht. Ich „habe einzig den Sennenspruch in Händen, auch eine „Art Gesang, der aber nur eine Dummheit ist. Für „den Kühreihen giebt es wohl eine Melodie, um ihn „auf der Geige zu spielen, aber dies ist nicht die ächte.„ Sowohl aus diesen Bemerkungen als aber auch daraus, daß man hie und da nicht nur in Appenzell, sondern auch in Glarus, Ury, Schwyz und andern Alpengegenden noch alte Verse hat, die man mit dem Namen Kühreihen belegt, und die viele Bauren für den wirklichen Kühreihen halten, schliesse ich, daß zu einem Theil des Kühreihens auch Verse erfordert wurden, die durch die Länge der Zeit verloren gegangen, oder verändert

worden seyn mögen, und daß daher Ebel sich irrt, wenn er S. 154 behauptet: " daß es zuverläßig sey, daß er „nie von Worten begleitet gesungen werde, und mit „artikulirten Lauten nicht gesungen werden könne, ohne „seine ganze Eigenthümlichkeit und Originalität zu verlieren." — Alle Sennen, die sich wenigstens anmaßten hierin Sachkundige zu seyn, und die ich darüber fragte, stimmten in ihren Aeusserungen darin miteinander überein: der Kühreihen-Sänger müßte zuerst den ersten Vers aus dem Kühreihen-Lied in einer sehr sanften Melodie singen, und auf diesen erst seine Triller hersprudeln, worauf er diese beym 2ten und 3ten Vers und bey allen nachfolgenden wiederhole, so daß wohl eine Stunde Zeit dazu vonnöthen sey, bis er damit an das Ende komme. — Die hinten abgedrukten Verse*) wurden mir als der wahre Text zum Kühreihen übergeben, die ich hin und wieder singen hörte, und obschon ich sie selbst nicht für ächt halte, so glaube ich dennoch, daß sie das Charakteristische des Textes vom Kühreihen völlig in sich enthalten.

Zum Rugusen und Lokken hingegen, womit der Senn eigentlich seinem Vieh lockt, hat man keine Worte, sondern dies besteht nur in auf- und absteigenden Tönen, wobey der Sänger von Zeit zu Zeit, und besonders am Ende, einen tiefen Ton lange aushaltet, und darauf wieder schnell durch einen hohen scharfen Ton abbricht. Vorzüglich die Weibsleute in Innerrooden sind hierin sehr stark, und 8. bis 9. jährige Mädchen bis 50. und 60. jährige Weiber treiben diese Kunst, und

*) S. IIte Beylage, am Ende dieser Beschreibung der Alpenwirthschaft des Appenzellerlands.

können damit das Vieh von der grösten Entfernung, mitten im Tag, wann sie wollen, herbeylokken.

Die übrigen ältern Sennenliedchen, die hin und wieder und vorzüglich in Innerrooden gesungen werden, sind von kindischem Wesen, von Weichlichkeit, plumper, läppischer Küherliebe, von niedrigen flachen Bildern aus dem dürftigen Bezirk des Küherlebens, und ganz roher Einfalt, die mit allem gleich am Ende ist, zusammengesezt, daß ich damit niemand groß erfreuen würde, wenn ich sie auch hersezen könnte.

Der Kühreihen ist so alt, wie die Alpenwirthschaft selbst, daher ist es sehr schwer, die Absicht seiner Entstehung zu bestimmen. Ramond, der franz. Uebersetzer der ersten Reise Coxe's durch die Schweiz, vermuthet, daß dieser Gesang eine Tanzarie sey, deren Tanzschritte aus zu hohem Alter verloren gegangen sind, das Ebel völlig verwirft, und behauptet: er seye nur dazu erfunden worden, um das Vieh damit herzulocken; auch versichert er: "daß sich in der ganzen Schweiz „nichts entdecken lasse, welches von ferne die Idee „veranlaßen könnte, daß der Kühreihen ehmals eine „Tanzarie gewesen sey.„ — Obschon ich des Hr. Ramonds Meynung auch nicht mit genugsamen Gründen unterstützen kann, so läßt sich doch auch vieles dafür sagen, und mir scheint sie wirklich die wahrscheinlichste. — Es macht doch schon jeder Senn zwischen Löcklen oder Rugusen, und zwischen dem Kühreihen singen einen Unterschied, und mit dem erstern werden vorzüglich die Kühe zur Hütte gelockt, den leztern aber singt der Senn nur wenn er die Kühe in den Stall

einbindt.

einbindet, oder eine nach der andern der Reihe nach melkt, oder bey dem Auf-oder Ab-Alpfahren vor den Kühen hergeht. Ueberdies muß jeder Appenzeller Tanz-Musikant auch den Kühreihen auf seinem Violin, Tanzweise, wie der Senn sagt, aufspielen können, auch ist es in Appenzell Innerrooden noch gegenwärtig üblich, daß alle Jahre die jungen Leute an ihren Alpstubeten auf den Alpen, unter freyem Himmel, und an den Faßnachtstägen im Thal, nach dem Kühreihen tanzen.

In den Fragmenten eines Briefs von 1751, der im helvet. Calender 1780. S. 155. steht, lesen wir folgendes: " den Appenzeller-Kühreihen würden Sie „doch hören mögen, womit sie sonst Virtuosen beschämt „haben. Einer von diesem Geschlecht war nach Paris „gekommen; man führte ihn in die Opera; als er „die Triller der Castraten hörte, vergaß er sich, und „sagte: der Gesang wäre zu weibisch; er schloß die „Augen zu, und stekte die Finger in die Ohren *), „dann stimmte er den Kühreihen an, und überstimmte „bald die ganze Musik der Opernsänger. Der grosse „Ludwig und sein Hof erstaunte über das Wirbeln und „Kräuseln; er wollte ihn in seinen Gärten hören, „aber er weigerte sich und sagte: er sey ein freyer „Mann, des Königs Bundsgenoß, und singe nicht, „wenn es ihm nicht gefiele. „ —

*) Ich fragte lezthin einen Senn, der meisterlich ruguste, aber dabey die Augen zuschloß, und die Finger in die Ohren schoß, warum er sich so gebehrde? allein er antwortete mir mit dürren Worten: " weils „der Brauch ist. „ —

„Noch vor 2 Jahren hätte ich Sie mit dem Prä-„ceptor in Bekanntschaft gebracht, der zu diesem Küh-„gesang einen frommen Text gemacht hat, den er „uns mit vieler Selbstzufriedenheit sang. Hätten Sie „ihn gefraget, was er singe? so wäre die Antwort „gewesen: den geistlichen Kühreihen!“

Das Alpenvolk in Innerrooden singt aber seinen Kühreihen und seine Ruguser nicht allein auf den Alpen, sondern auch in Gesellschaft in den Wirthshäusern, beym Fuhrwerken auf den Strassen, oder überhaupt auf Reisen, und hauptsächlich auf dem Wege, wo die jungen Bursche des Nachts ihre Mädchen besuchen, d. h. in der Appenzellersprache: wenn sie zur Spini gönd. Der Liebhaber löcklet, das Mädchen erkennt ihn schon aus der Ferne an seiner Stimme, es antwortet oder umgekehrt — und nun dem Wechselgesange nachgehend, kommen sie einander immer näher, bis sie sich endlich treffen; alsdann wandern sie zusammen, an dem kleinen Finger sich haltend, weiter, und unterhalten sich bis zum älterlichen Hause.

Ebel sagt auch: daß er von 2. Knaben Lieder singen gehört habe, die ihren Gesang mit dem Geklapper von 2. hölzernen Löffeln begleiteten, welche sie zwischen den Fingern fast eben so hielten und bewegten, wie die Spanier ihre bekannten Kastagnetten, wenn sie den Fandango tanzen; dieß nennen die Innerrooder Löffelrätschen.

Alle diese Alpen- und Hirtengesänge werden unter den Reformierten in Ausserrooden viel seltener gesungen. In ihren Gesellschaften hört man sie theils Schweitzer- und Freyheitslieder, theils in Mu-

sick gesezte Davidische Psalmen und geistliche Lieder absingen, wo sich dann wirklich beynahe in einer jeden Gemeinde kleine Gesellschaften junger Leute beyderley Geschlechts bilden, die den Ruhm der besten Sänger im Dorfe, und im Lande, behaupten möchten.

Ueber den Einfluß, den die Absingung des Kühreihens auf die Schweitzer in der Fremde hat, indem sie nämlich das Heimweh hervorbringt, redt Ebel sehr weitläufig und gründlich. Die Musick wirkte nicht sowohl durch ihre Melodie und Harmonie, sondern hauptsächlich, als Erinnerungs- und Erweckungsmittel aller Bilder, welche in der Phantasie dunkel schlummerten. Alle schweizerischen National-Lieder — nicht nur der Kühreihen — erwecken in dem abwesenden Aelpler, der dieselben ehemals in seiner Heimath absingen hörte und selbst absang, wenn er sie in der Fremde vernimmt, eine Sehnsucht nach seinem Geburtsorte, die nicht selten in eine eigentliche Krankheit ausartet. Die Anhörung solcher vaterländischer Lieder wirkt so mächtig auf die Phantasie und das Gefühl, daß sie wie ein Blitzstrahl durch seine Seele fahren, und ihn so lebhaft an alles, was ihm in seiner Heimath lieb und theuer war, erinnern, daß das zusammengedrängte Schmerzgefühl, über den Verlust des ehemaligen glücklichen Zustands übergwältigend wird, und die Heimsehnsucht plötzlich auf den höchsten Gipfel führt.

Selbst auf die Kühe äussert der Kühreihen eine ausserordentliche Wirkung. Wenn Kühe von Alpenzucht, aus dem Geburtslande entfernt, diesen Ge-

sang hören, so scheinen ebenfalls alle Bilder ihres ehemaligen Zustands plötzlich in ihrem Gehirn lebendig zu werden, und eine Art von Heimweh zu erregen; sie werfen augenblicklich den Schwanz in die Höhe, schlagen mit ihren Füssen zu allen Seiten aus, fangen an zu laufen, zerbrechen alle Zäune und Gatter, und gebehrden sich wild und rasend. Dies ist der Grund warum es ehmals in der Gegend von St. Gallen — wo häufig gekaufte Appenzellerkühe auf den Wiesen weiden — verbotten war, dort den Kühreihen zu singen. —

Eine gleiche Wirkung macht auf die Alpenkühe die grosse Alpschelle. Wird eine Alpkuh in eine zahmere Gegend verkauft, wo man sie in den Wiesen und Heimathweiden sommert, und fährt von ungefähr ein Senn mit seinen Küh-Senten und dem Alpgeläut vorbey, so springt sie öfters über Häge und Stauden, der Alpschellen und dem Alpvieh zu, so daß der Besitzer der Kühe Mühe hat, sie wiederum zurückzubringen.

Gegen die Hunde zeigen die Kühe im Appenzellerland vorzüglich auf den Alpen und entferntern Weiden einen unversöhnlichen Haß. Sobald eine Kuh einen Hund erblickt, stellt sie sich sogleich zur Gegenwehr, indem sie ihm ihre Hörner darbietet, und nicht nur etwa stillstehend sich zu vertheidigen sucht, sondern ihren Schwanz in die Höhe wirft, die Hinterfüsse um sich schlägt, auf den Hund zulauft, und ihn oft bis an das Ende der Weide verfolgt. — Nicht selten kommt der Herr des Hundes daher in Gefahr, indem der Hund zu seinem Herrn lauft, und

bey ihm Schutz sucht, die Kuh aber fortfährt, auf den Hund loszustürmen, und oft von dem erstern nur durch den heftigsten Widerstand zurückgetrieben werden kann. Ist ein Hund groß oder hartnäckig, so vereinigen sich nicht selten etliche Kühe miteinander, schliessen einen Kreis um ihn, und würden denselben unfehlbar tödten, wenn er nicht beschämt seinen Schwanz zwischen die Füsse schlagen, und, oft heulend, sein Heil in der Flucht suchen würde, daher ist es auch verbotten: Hunde in die Alpen mitzunehmen, da die Kühe durch sie sehr leicht in Zorn und Wuth gerathen und krank werden können.

Wenn eine Kuh in einer Alpweid an einem sehr steilen Orte schlipft, und sich nicht mehr erholen kann, so läßt sie sich auf dem Bauch nieder, schließt ihre Augen zu, überläßt sich so geduldig ihrem Schicksal, und rutschet allgemach den Berg hinunter, bis sie entweder in einen Abgrund stürzt, oder an irgend etwas hangen bleibt und davon aufgehalten, oder endlich durch einen Aelpler gerettet wird, welcher, sobald er den Fall sieht, ihr geschwind mit einem Sper, und wenns die Noth erforderet, mit Seilern entgegen geht, sie damit aufhält, aufrichtet, und so gut er kann, an einen sicheren Ort zurückbringt.

Alles Vieh wird im ganzen Appenzellerlande sowohl auf den Wiesen als auf den Alpen die Nächte durch in den Ställen behalten, bey Tagesanbruch wiederum auf die Weide gelassen, während der größten Mittagshitze von 11. bis 4. Uhr Nachmittags aber ebenfalls wieder in die Ställe hineingebunden. Bey einem entstehenden Ungewitter behandelt man

sie ebenfalls wie im Glarnerland; würde man dieß nicht thun, so würden sie mit verschloßnen Augen vor sich hin rennen, und zwar so, daß sie den Wind hinter sich hätten, und sich gar oft in Abgründe stürzen. — Schon öfters war es auch der Fall, daß der Bliz das Vieh in den Ställen und auf dem Felde tödtete. So lesen wir z. B. in den Zürcher Monatl. Nachrichten des Jahrs 1753. S. 82., daß der Bliz den 28. May des Abends in eine Hundweiler Sennhütte geschlagen habe, gerade zur Zeit, wo der Senn mit seinem Sohn seine 28. Kühe melkte. Der Bliz schlug hinten und vornen in die Hütte und in den Schweinstall; von diesem wurden einige Kühe — und im Schweinstall ein Schwein getödtet, die 2. Menschen aber, und die übrigen Thiere in eine langgedauerte Betäubung versetzet. Eine hart bey der Hütte gestandene Wettertanne wurde entzündet, die den 29ten Abends noch brannte.

Ao. 1779. schlug der Bliz auf dem Cronberg in einen Stall, worin 16. Stück Kühe waren, und tödtete dieselben alle. Ao. 1794. tödtete der Bliz auf dem obern Kamor im freyen Felde ebenfalls 2. Kühe; Ao. 1789. in der Nordfluh 2. Kühe; Ao. 1799. auf Gaiß in einer Weide 2. Kühe; und anderswo mehr. Während einem heftigen Ungewitter sind die Kühe in den Ställen äusserst unruhig, zittern vor Angst am ganzen Körper und blöcken erbärmlich zusammen. — Walser schreibt in seiner Kronick: " den 1. Heumonat 1761. fiel auf dem Kamor ein entsezlicher Hagel; die Steine waren wie Gänseeyer, und 3. starke Kühe wurden von denselben erschlagen.

Die Gesundheit des Viehs ist dem Aelpler von der grösten Wichtigkeit, und vorzüglich der Appenzeller glaubt — und gewiß nicht ohne Grund — daß in seinem Lande das kraftvollste und gesundeste Vieh aufgezogen werde, weswegen eine Appenzeller Milchkuh auch theurer verkauft wird, als eine fremde von gleicher Grösse und Güte.

Nasse Sommer machen das Vieh auf den Alpen sehr mager und unscheinbar.

Ich finde nach den Jahrzeitbüchern dieses Landes und der neuern Erfahrung, daß in Vergleichung mit dem ehm. ganzen Canton Linth, mit Bünden oder anderen Schweizer-Viehländern höchst selten Viehseuchen grassiert haben, nie im Land selbst ihren Ursprung nahmen, sondern von hergekauften, angesteckten Kühen entstanden, auch nie in grossen Bezirken des Landes um sich greiffen konnten. Nicht sowohl das Clima, als aber vielmehr die vernünftige und sorgfältige Behandlungsart des Viehs ist Schuld daran. — Der Landmann versteht sich aber auch wirklich mehr darauf, wie er sein Vieh gesund erhalten müsse, als wie er das einmal krank gewordene wieder heilen könne, und in dem ganzen Canton findet man vielleicht nicht 2. geschickte Viehärzte.

Man striegelt und wascht das Vieh häufig — wie ich schon oben zeigte — die Ställe werden sehr reinlich gehalten, fleißig durchluftet, und in warmen Nächten sogar noch ein paar Läden von der Oberdill aufgehoben; die Brunnentröge werden fleißig ausgewaschen; das Heu und Oemt lang und stark aufgeschüttet, damit es von allem Staub und Unsauberkeit gereinigt, dem

Vieh könne in die Krippen geworfen werden, auch werden die Stümpen, die es etwa in der Krippe liegen läßt, insgemein weggenommen, und zur Streue hingeworfen; wenn Reiffen im Frühling und Herbst fallen, wird das Vieh nicht auf die Weiden gelassen, bis dieselben weg sind, aus der Besorgniß: die tragenden Kühe möchten **entwerfen**, wie es heisset, oder das Vieh möchte sich sonst Schaden zuziehen; bey einem einfallenden unerwarteten Schnee, oder am Ende des Sommers, wenn auf der Weide wenig Gras mehr zu finden ist, wird das Vieh mit dem gesammelten Heu aus dem **Alpäkkerli** gefüttert, u. drgl. mehr — auf welche Weise das Vieh gesund bleibet; da im Gegentheil an den Orten, wo das Vieh Tag und Nacht durch auf den Weiden gelassen wird, dasselbe entweder in Erhitzung und Durst geräth, und schlecht Wasser trinkt, oder aber Frost und Erkältungen erdulden muß, welches alles auf die Eingeweide und die ganze Gesundheit desselben die allernachtheiligsten Folgen haben muß. — Wenn aber dem ungeachtet sich hie oder da Viehseuchen äusserten, so ergrif alsdann die Obrigkeit, wie die im Glarnerland, ganz die nämlichen Maaßregeln. — In Appenzell Innerrooden fand ich über diesen Punkt nachstehende Landesgesetze: „**vom siechen Viehpresten und andern Strauchenden d. h. Krankheiten oder Gepresten**, „hat eine vollkommene Landsgemeind auf und angenommen: wer Vieh hat, das prestig ist, der soll es „auf dem Seinigen haben, als ein Rath erkennt; und „wenn 13. Wochen hingehen, daß ihm keine hin- noch „abgehet oder siechet, und das durch seine Nachbau-

„ren oder andere Biederleut bezeuget, so mag er zu
„Alp und Weid fahren, als ein anderer Landmann;
„wenn aber einer sein Vieh, das prestig wäre, wollte
„auslassen oder liesse, so soll der das krank Vieh wie
„gemeldt auslasset, für den rechten Haag 3. Schritt
„weit davon machen, bis sein Vieh wieder frisch und
„gesund ist. Es soll auch keiner, so der Prest vorem
„Land ist, Vieh in das Land kaufen und führen, wo
„der ermeldte Presten nicht eine Meile weg davon
„entfernt ist, und das muß der, welcher zu derselbi-
„bigen Zeit Vieh ins Land kauft, mit Treu und Ei-
„desstatt bezeugen.„

„Ao. 1712. d. 13. Jenner ward erkennt, wenn einer
„in strauchenden Kühen geschicket, d. h. gehandlet
„hat, soll ers niederschlagen lassen, bis der Metzger
„ein gsunde erfinde; und dann das übrige 13. Wochen
„bey Ehr und Eyd in den Stall botten seyn; die von
„ihm Küh empfangen und noch haben auch 13. Wo-
„chen wie obige; auch ist gebotten, innert 13. Wo-
„chen in der Haab zu schicken, nit anderst als
„an die Barten, d. h. zum Abschlachten.

Ao. 1799. im Wein- und Wintermonat wurde viel Rindvieh in der Gemeinde Gaiß von der Mund- schwämme und der Fußseuche ergriffen, die auch schon vor 150. Jahren, und in den1730ger Jahren im Appenzellerlande das Rindvieh ergriffen haben solle. Unsere alten Bauren versichern, man habe diese Krankheit damals für den Zungenkrebs gehalten, und daher dem kranken Vieh ätzende Sachen auf die Zunge gethan, die ihnen grosse Stücke von der Zunge weggefressen, und unausbleichlich den Tod zugezogen

haben. Man bediente sich dabey mit dem besten Erfolg des gekochten Habermuses (Hafergrütz), das sowohl nahrhaft als kühlend ist.

Die vorzüglichsten Krankheiten, denen das Appenzeller-Rindvieh gewöhnlich ausgesezt ist, sind nachstehende, die ich wiederum, wie beym Glarnervieh nur nennen und etwas weniges über die besondere Behandlungsart der Bauren beyfügen, keineswegs aber eine vollständige Krankheitsgeschichte dieser Thiere liefern will.

Es giebt sehr viele pfinnige (finnige) Kühe. Man hat kein sicheres Kennzeichen von dem Daseyn derselben, bis ein Thier geschlachtet und geöfnet ist, es wäre denn, daß ein anhaltender Husten und Keuchen eine allzugrosse Menge der Finnen oder auch eine damit behaftete Ansteckung und Fäulniß der Lunge — welche Beschaffenheit man Faulpfinnig nennt, verriethe. Einige Bauren glauben: allzuheisse Ställe können das Geblüt verderben und zu Finnen fähig machen.

Die Kalbersucht, die an fremden Orten selten ist, herrscht hier ziemlich allgemein. Es ist eine Art von Fieber, welches alsdann entsteht, wenn man einer Kuh, bald nachdem sie gekalbet, allzukaltes oder zu viel Wasser zu trinken giebt, da man gewohnt ist, die Kalberkühe, insonderheit des Winters, ein paar Tage in dem Stalle zu tränken; oder wenn sie höh wird, d. h. wenn sie in einen heftigen Zorn geräth, worauf der Magenfalt zu brennen anfangt, wie es in der Sprache der Bauren heißt. — Man giebt einer solchen Kuh sogleich ein wohlgesottenes Habermuß, mit Rahm oder frischem Butter vermischt, und

wenn auf dieses Mittel nicht baldige Besserung erfolgt, so wird das Thier um dem Krepieren vorzubeugen, geschlachtet, indem man diese Krankheit — vielleicht zu geschwind — für unheilbar hält. — Ein heftiger Zorn kann jedem Vieh den Tod zuziehen; wenn nun wahrgenommen wird, daß sich eine Kuh allzusehr erzürnt hat, so sucht man ihr durch Eingiessung von Fleischbrüh mit Safran vermischt, zu begegnen, oder man läßt ihr eine Ader öfnen, das bey der wirklichen Kalbersucht, wenn sie aus einem heftigen Zorn entstanden ist, gute Dienste gethan hat.

Hier zu Lande hält man es auch für die Kalberkühe sehr nützlich, wenn man ihnen in den ersten Tagen Bienst (die erste Milch nach dem Kalben) einschüttet.

Mit der Kalbersucht ist die sogenannte Kalberräsße nicht zu verwechslen. Man nennt nämlich die Kühe Kalberräß, wenn sie — nachdem ihnen kurz nach dem Kalben das Kalb weggenommen worden ist, immer nach demselben blöcken, und sich nicht zur Ruhe begeben wollen. In diesem Zustand, der bey vielen Kühen nicht selten ist, muß man sich nur hüten, daß keine fremde, dem Thier unbekannte Leute, und noch weniger Hunde in den Stall gelassen werden, um die Kuh nicht zum Zorn zu reitzen, woraus sonst gar leicht die wirkliche Kalbersucht entstehen könnte.

Das Augen (procidentia uterus,) besteht darin, wenn eine Kuh entweder, von einer violenten Geburt her, den Leib von Zeit zu Zeit herausdrückt, oder nur alsdann, so oft sie bald kalben will. Der uterus geht bisweilen von selbst wieder zurück, und oft muß

er zurückgestossen werden, nachdem man ihn zuvor mit lauwarmem Wasser gewaschen hat. Solche Kühe werden aber auch bisweilen mit einem grossen Heuseil auf eine künstliche Weise, die gelernet seyn muß, so gebunden, daß es ihnen unmöglich ist denselben nachher wieder herauszudrücken. Wenn der Verkäufer einer äugenden Kuh dem Käufer den Fehler verkleinert angeben will, so sagt er: sie laht (laßt) luägä, oder bey einer Kalberkuh: es lit (liegt) zuhi.

Das allzuflüßige Misten, wodurch der Leib und die Milch ins Abnehmen gerathen, entspringt von überflüßigem trinken. Um das Vieh davon zu befreyen, so giebt man ihm, in einer trockenen Pfanne geröstetes Bohnenmehl ein; oder man knettet ein wenig Harz, ein Wespennest und frische Butter durcheinander, und stoßt es dem Vieh in den Schlund hinunter.

Die Unfräßigkeit wird meistens gehoben, wenn man dem Vieh etliche Morgen nacheinander eine Handvoll oder mehr Salz nüchtern eingiebt.

Stürmig wird ein Stück Vieh genennt, wenn es zuweilen in einem Kreis herumlauft. Es entsteht gewöhnlich, wenn dasselbe durch allzustarkes Anstossen eines Horns, dessen Wurzel in etwas ledig machet, wo sich dann einige Flüßigkeiten unter einem Häutlein sammlen, und kleine Würmer darin erzeugen. Man hat zur Seltenheit diesem Uebel wohl auch schon durch trepaniren abgeholfen; man findet aber besser, solche Thiere zu mästen und zu schlachten.

Die unfruchtbaren Kühe, die alle 3. Wochen stierig werden, und daher Stiten heissen, werden ebenfalls gemästet und geschlachtet.

Die Harnwinde ist eine ziemlich schwere und nicht seltene Krankheit, in der das Vieh rothen Harn mit Brennen wegläßt. Diese Krankheit entsteht alsdann, wenn die Kühe, welche vorher an eine gute Weid gewöhnt waren, aus dieser auf solche Triften getrieben werden, die entweder sumpfig oder aber mit Gesträuchen und Erdbeerpflanzen überwachsen sind. Wenn z. B. die Kühe von Gaiß auf Neuenalp oder auf Feusen, oder in die Weiden des Eichbergs im Rheinthal, die alle obige Eigenschaften besitzen, getrieben werden, so werden sie sogleich von obiger Krankheit befallen, da diese Weiden hingegen für diejenigen Kühe, welche im Rheinthal und überhaupt in den sumpfigern Gegenden dies- und jenseits des Rheins liegen, aufgezogen worden, und welche daher eines solchen Futters von Jugend auf gewohnt waren, gar keine nachtheiligen Folgen hat. — Man sucht diese Krankheit durch kühlende Mittel, z. E. durch Gerste, Eyer, ganze Milch u. dgl. zu heilen.

Bey starker Entzündung des Euters, welches man die Uterstrüchleten nennt, und die nicht so allgemein und schädlich wie im Glarnerlande ist, gebraucht man Gundelrebenkraut und Wurzeln, zerschneidet beydes, siedet dasselbe in ganzer Milch mit dem weissesten Mehl wie einen Kindspapp, mischt ein wenig frische Butter darein, und legt dieses nun in einem Leintuch lauwarm auf das Euter, das man öfters wiederholt. Man streut auch alsdann meistens Heublumen unter die Kühe, und reibt öfters ihr Euter damit, und erwartet heilende Kräfte davon.

Auch im Appenzellerlande herrscht der Irrthum allgemein, daß die gemeine Spitzmaus — der Mützger (Mus Araneus L.) den Kühen in den Bauch krieche, sie am Bauch und an dem Euter verwunde und ihnen Blut sauge, daher nennen sie die Innerrooder Blutsauger.

Die Bölle (das Auflaufen) befällt im Frühling und Herbst bisweilen auch das Appenzeller Rindvieh. Wenn die gewöhnlich gebräuchlichen Mittel, z. E. ein Ey in dem Hals der Kuh zerdrückt, Theriak, das Einblasen des Tabakrauchs in das Maul, Wegerichwurzeln mit Salz besprengt, Schwein oder anderer Mist, auch etwa eine eiserne Kette ins Maul gestossen um das Vieh zum Kauen und Gluchsen zu bringen, nicht anschlagen, so wird mit einem Messer ein Loch in den Leib geschnitten, durch welches der Dunst herausfährt, und das Blähen aufhört, das aber die Appenzeller-Bauren und sogenannte Vieharzte nicht verstehen, sondern wozu Oberländer herberufen werden. Herr Doktor Zellweger bemerkt hierüber auch noch folgendes: "Ein Viehartzt hat als ein Geheimniß eröfnet, „daß wenn man im Frühjahr einem jeden Stük Vieh, „an dem ersten Tage, ehe man es aus dem Stalle „auf die Weide gehen läßt, 3 Handvoll Mieth *) ohne „Heu eingebe, das Vieh den ganzen Jahrgang hin-

*) Unter Mieth oder Miethi versteht man im Appenzellerlande seltener pures Salz, sondern gewöhnlich ein Gemisch von Kleyen, Hafer, Lim, den Hülsen der Baum- und Feldfrüchten u. dgl., das mit Salz vermischt ist. Lim hingegen bekommt man bey

„durch keine Völle zu befürchten habe, welches kaum „glaublich, obschon einige Bauren die Erfahrung hie„von zu haben vorgeben; sonst vermeint man, daß „wenn man dem Vieh, ehe man es in das Frühlings„oder Herbstgras laufen läßt, den grösten Hunger mit „Heu in etwas stille, selbiges, so oft es geschieht, „das Gras nicht mehr mit so heftiger Begierde ein„schlinge und hiedurch die Völle vermieden bleibe.„

Bisweilen bekommen die Kühe hiesiger Gegend eine Art epileptischer Krankheit, die man — wie bey den Menschen — das Fallend- oder Bösweh nennt. Dieses Uebel ergreift die demselben unterworfenen

---

der Zubereitung des sogenannten Mußmehls (Hafergrütze). Man siedet nämlich Hafer in Wasser; dieser wird alsdann in Backöfen, oder in besonders hiezu eingerichteten Oefen, die man Haberdörri nennt, unter öfterem Herumrühren gedörrt; dem gedörrten Hafer werden darauf die Hülsen in der Mühle (in der Rellen) abgezogen, die Kernen durch einen zweyten Mühlezug gebrochen, und das davon abgehende sehr leichte Zeug Lim genannt; die gebrochenen Kernen werden endlich noch einmal durch eine Staubmühle getrieben, und das davon abgehende zärtere Mehl, unter dem sich auch noch viele kleine Körnchen befinden, Zonmehl genannt, welches in theuren, verdienstlosen Zeiten, die armen Leute kaufen, und in einen Brey gekocht, verspeisen, in bessern Zeiten aber zu Hühnerfutter benutzt wird. — Bisweilen lassen die Bauren den blossen Haber nur in einige Stücke zermalen um ihn so zerstückelt dem Mastvieh zu geben (zu miethen.)

Kühe abwechslungsweise nur zu gewissen Zeiten, bisweilen wochentlich 1. bis 2. mal; bisweilen alle Monate, oder auch nur alle Vierteljahre einmal. Einige behalten diese Krankheit lebenslänglich, andere werden nach einiger Zeit wieder davon befreyt. Im Krankheitszustand ergreift sie ein heftiges Zittern am ganzen Körper, sie machen starre Augen, bekommen vor dem Maul einen Schaum und fallen entweders hinter sich auf den Rücken, oder hängen sich rückwärts in die Kette, und bleiben in diesem Zustande eine oder mehrere Stunden. Solche Kühe werden aus den hohen Alpen sogleich abgetrieben, indem sie, wenn sie von ihrem Uebel befallen werden, verwalen, d. h. sich rückwärts den Berg hinunterwälzen und in den Abgrund stürzen würden. Ehmals war in Appenzell Auf- und Innerrooden ein allgemeines Landgesez: "daß vom „Bösweh befallene Kühe niedergeschlagen und mit „Haut und Haar verscharrt werden sollen,„ das in Innerrooden jezo noch in Kraft ist; hingegen in Ausserrooden wurde in den neuern Zeiten das Essen und der Verkauf dieses Fleisches erlaubt, nur mußte der Verkäufer es dem Käufer anzeigen: daß es von einem solchen kranken Stück Vieh herkomme. Diese Krankheit ist übrigens selten, so daß ein grosser Senn, der 12. Jahre senntnete, während dieser Zeit nicht mehr als 2. solcher Kühe unter seinem Vieh hatte.

Wenn eine Kuh das Darmgicht hat, so sagt man von ihr: sie hat Würm, oder Würmbeissen.

Viele Kühe, die aus einer Gegend in die andere verkauft werden, sind wie die Ziegen dem Heimweh

sehr

sehr unterworfen, wo sie aus Sehnsucht nach ihrem vorigen Wohnort wenig fressen und oft lange anhaltend brüllen.

Man muß der Kuh für den Ehrdruck eingeben heißt im Appenzellerlande: die Kuh wiederkauet nicht natürlich.

Von den Appenzeller - Schaafen.

Jeder Senn von 15. bis 20. Kühen hält bey denselben einige Schöäfe (Schaafe), doch ist die Schaafzucht hier noch viel geringer, als im Glarnerlande. Schon zu Walsers Zeiten belief sich die Anzahl der Schaafe kaum auf 1200. Stück, und gegenwärtig kann man sie höchstens auf 600. setzen. Man treibt sie des Sommers vom May bis in den Augstmonat in die höchsten Schaafweiden des Hochgebirgs, wohin die Kühe nicht kommen können; sie werden von einem Schaafbub gehütet, der nebst der Speise 1 fl Wochenlohn hat. — Von jedem Stück wird während dieser Zeit 10. Batzen Sommerlohn und das Salz bezahlt.

Ein männliches Schaaf heißt in der Landessprache: ein Schöäfbock und ein weibliches ein Schöäf.

Die übrigen Schaafe, die im Lande verspiesen werden, kauft man aus dem Toggenburg und aus dem Bündner- und Glarnerlande.

Um der Schaafzucht im Lande aufzuhelfen, verordnete die Obrigkeit schon 1723: " daß man fremde Schaafe nicht ins Land verdinge, von jedem Stück ein Pfund

„Buß.„ — Auch besteht sowohl ehmals als jetzo — die Schaafe betreffend — nachstehendes Gesetz: “daß „der Besitzer der Schaafen selbige im Herbst und „Frühling auf seinem eigenen oder gemiethеten Boden „weiden lasse, bey hoher Strafe auf die Uebertret„tung.„

Auch in diesem Alpengebirg verunglückten schon ganze Heerden Schaafe bey einem entstandenen Hagelwetter, das z. B. 1798. zwischen dem Meßmer und der Alten-Alp 200 Stück Schaafen begegnete, die alle todt fielen. Daß bey einem entstehenden Hagelwetter, ein Schaaf den Kopf zwischen des andern Füsse strecke, und ihn so gegen die Hagelsteine beschütze, ist erdichtet. —

Von den Ziegen oder Gääßen.

Ziegen werden im Appenzellerlande bey weitem nicht so viele, wie im Glarnerlande gehalten. Jeder Senn hat zwar in Inner- und Ausserrooden 4. bis 8. Stück Ziegen bey seiner Heerde, die mit den Kühen weiden, und mit denselben auch zum Stalle kommen, daher sie Sennen-Gäässli oder Kuh-Gäässli genennt werden; allein im Ganzen genommen macht dies doch keine grosse Zahl aus. — In Innerrooden werden zu diesen — vorzüglich den Sommer durch — noch einige besondere Ziegen Heerden, zusammen 1500. bis 2000. Stück, theils von ärmern Bauren, die keine eigenen Kühe vermögen, theils von solchen Sennen, die zu ihren Alpen noch eigene Ziegenweiden besitzen, gehalten; diese Ziegen nennt man Huffen-Gäässli. Ein

solcher Huffen besteht nämlich aus 21. Stücken. In wohlfeilern und verdienstvollern Jahrgängen, als die 2. letztern waren, in denen das Volk noch ein grösseres Vermögen besaß, als gegenwärtig, wurden mehr als 3000. Gaißen nur in Innerrooden gehalten, so daß sich Walser, der sie auf 1476. angiebt, damals sehr irrte. So wurden z. E. noch Ao. 1799. nur auf dem hohen Meßmer und in Seealp 24. Huffen übersommert, und meistens hatte ein Huffen noch 6. bis 8. Ueberstösse; hingegen im Jahr 1801. befanden sich auf dem Meßmer, in Seealp und Meglisalp nur 20. — in Wiederalp 2. von Schwarzenegg und Bönllisau 20. von Eggerstanden 5. in Bottersalp 5. Huffen. — Die ärmern Bauren, welche keinen ganzen Huffen vermögen, stossen dann ihre Gaissen zusammen, und halten dazu gemeiniglich einen Hüter, (Gääßbub) dem sie wöchentlich, nebst der Speise, 5. Batzen zu Lohn geben. —

Die Huffen Gaißen können des Sommers unter gewissen Bedingnissen unentgeldlich auf den höchsten Gebirgsgipfeln der Gemeinalpen ernährt werden. Nachstehendes ist der Hauptinnhalt der urältesten Verordnungen, die Gaißen betreffend, welche jetzo noch beobachtet werden müssen.

„Weil die Huffen Gaißen in den Wäldern unsäglich „schaden, als sollen hiermit alle Gaißen von g'meinen „als eigenen Hölzern und Waldungen abgehalten und „verbotten seyn, bey hoher Strafe.“

„Diejenigen so Huffen Gaiß in den G'mein-Alpen „oder G'meinmerkern haben, sollen nicht mehr als „21. Stück und 4. Kitze haben mögen.„

„Die Ledigen sollen mit gar keinen Gaißen in „das gemeine Wesen fahren dürfen; so auch diejeni„gen nicht, welche 200 Gulden oder mehr eigenes „oder ererbtes Vermögen besitzen.„

„Auch soll wegen der Erneuerung dieser Punkten „alle Herbst und Frühling von denen eigens dazu er„wählten Herren, Gaißrath gehalten werden.„

„Und welchem Landmann durch die Gaißen Scha„den geschieht, der mag von 10. Eine hinwegneh„men, wobey ihme die Obrigkeit gut Schutz und Schirm „geben wird.„

Ehmals durfte man keine fremden Ziegen ins Land kaufen, sondern mußte nur Landziegen aufziehen, seit einigen Jahren aber wird dieses Gesetz nichts mehr geachtet. — Die Toggenburger Gaißen taugen so wenig, als die dortigen Kühe auf unsre Appenzelleralpen; hingegen die aus den Bündner- und Montafuneralpen gedeihen sehr gut. — Man hält sowohl Ziegen mit als ohne Hörner.

Schon seit einigen Jahren kostet ein paar gute Milchziegen im Herbste 12. bis 14. und im Frühling 18. bis 20. Gulden.

Im Winter füttert man sie mit undüngtem Züg, d. h. mit Ried und mager Heu (gedörrte Staudenzweige, Erdapfelkraut, Baumblätter u. dgl. gebraucht man zu dem Ende nicht.) Um 2. bis 3. Gulden, und das junge Kizchen besorgt und futtert man den Winter durch eine Ziege.

Zu Ende des Maymonats und im Brachmonat geben die Ziegen am meisten Milch; hingegen die kräftigste Milch erhält man in der Mitte und zu Ende

des Augusts, weil sie erst in dieser Jahrszeit die höchsten Gebirgsgipfel besteigen, auf denen die kräftigsten Alpenpflänzchen wachsen. — Die besten Gaißen geben täglich drey Maaß Milch, gewöhnlich zwey Maaß, und eine in die andere den ganzen Sommer durch 1. bis 1 1/2. Maaß. — Die Stellung der Innerrooder beym Melken ihrer Ziegen ist auch ganz eigen. Der Senn liegt alsdann unmittelbar hinter der Ziege mit dem einen Knice auf dem Boden; steht diese noch nicht in gerader Richtung vor ihm, so zerrt er sie an einem hintern Fusse in dieselbe, stellt hinter ihre von einander gespeerten Beine das Milcheimerchen, stützt den obern Theil seines Kopfes an den Schwanz und den Hintern der Ziege, und druckt mit dem mittlern Gelenke des Daumenfingers aus den in den Händen haltenden Zitzen die Milch aus. — Die meiste Gaißmilch auf den Alpen wird gewöhnlich zum Gaißkäsemachen benutzt, wovon ein Käß 5. 8. bis 10. Pfund wiegt, und der ganz wie der fette Kuhkäß verfertigt wird. — Man schüttet zu dem Ende die Morgen- und Abendmilch zusammen; oder mischt manchmalen auch Gaiß- und Kühmilch zum Käsemachen untereinander.

20. Maaß Gaißmilch geben im Nachsommer und im Herbste, wo die Milch am stärksten und fettesten ist, einen 5. bis 6. Pfund schweren Käß; im Frühling hingegen, wo die Milch am schwächsten ist, müßte man dazu wenigstens 30. Maaß Milch nehmen. — Das Pf. frischer Gaißkäß wird meistens für 3. Batzen verkauft.

Je des andern Tags giebt man ihnen ein wenig pures Salz oder vermischt dasselbe mit Kleyen.



Unter 200. Gaißen findet sich jedesmal Eine mit 4. Strichen am Euter, die der Senn aber nicht gerne hat, indem sie keine guten Milchgaißen sind; die hintern Striche sind grösser und geben mehr Milch als die vordern.

Das Gaißschmalz, d.h. die Butter von der Ziegenmilch hält der Senn für ein vorzügliches Heilungsmittel für verschiedene äussere Schäden, z. E., bey Verrenkungen, Quetschungen, u. drgl., die meisten Sennen haben daher immer ein wenig davon im Vorrathe, von dem er zugleich glaubt: je älter desto wirksamer sey er. — Wenn man aus der Gaißmilch Butter machen will, so muß man sie zuerst sieden, sonst rahmt sie fast nichts, (gesotten zieht sie mehr als die Hälfte Rahm auf.) Wenn sie gesotten ist, so stellt man sie 2mal 24. Stunden lang in den Keller, und budert dann den abgenommenen Rahm, d. h., macht die Nideln zu Butter. Diese ist ganz weiß, und hat einen starken Ziegengeruch. Scheidet man aber alsdann die Gaißbuttermilch, so wird die Schotten (die Molke) gar nicht mehr stark, indem die Nideln oder die Butter alle Kraft in sich zog.

Zur Seltenheit fallen einzelne Gaißen von den Gebirgsfelsen todt, entweders wenn eine die andere im Zweykampfe über die Felsenwände hinunterstößt, oder wenn sie sich verstiegen haben, und allzuverwegene Sprünge wagen. Sie erfallen auch bisweilen, wenn sie, um einem Ungewitter zu entfliehen, den ordentlichen Weg verlassen, und in gerader Richtung über alle Felsenwände hinunter, der Hütte zuspringen wollen.

In den Zürcherischen monatlichen Nachrichten lesen wir auch folgendes: "Samstag den 12. Herbstm. 1750. „sind auf dem Kamor durch einen unversehenen ent„sezlichen Strahlstreich 10. Gaißen erschlagen und ganz „verbrennt worden."

Sehr oft verjucken sich die Gaißen im hohen Gebirge, d. h., sie springen oft durch gewagte Sprünge auf Felsenabsäze, welche über hohen schroffen Felsenwänden liegen, und auf denen sie weder vorwärts noch rückwärts mehr springen können; den Felsen hinauf zu klettern, über den sie heruntersezten, ist ihnen österst unmöglich, und sich an der gähen Felsenwand hinunter in scheußliche Abgründe zu stürzen, dörfen sie auch nicht wagen. — Auf solchen Stellen bleiben sie dann österst ein paar Tage lang. Der Gaißbub, der sie am Abend beym Melken bey der Alphütte vermißt, sucht sie des Tags darauf im Gebirg, und findet sie meistens sehr bald, da sie aufs jämmerlichste blähgen (schreyen,) so daß man sie von Ferne hören kann. Erblickt sie der Gaißbub auf einem solchen Felsenabsaz, so klettert er mit unbegreiflicher, schauererregender Kühnheit dorthin, um die verjuckte Gääß zu lösen, wobey er dann österst einer solchen Gaiß Seiler um den Leib bindet, und sie entweder an denselben hinunter oder hinauf zieht. Ueberhaupt darf man österst seinen Augen kaum trauen, wenn man an die Stellen hinsieht, auf denen diese Gaißbuben, wie Gemsen, herumklettern, und zwar so sicher, daß keine Beyspiele von solchen Verunglückten bekannt sind.

Nachstehende Krankheiten befallen in dieser Gegend die Gaißen:

Im Alter werden sie bisweilen blind.

Die Gelte heißt hier die Uterstruchleten. Von dieser sagen die Innerrooder, daß sie erst seit 14. Jahren ins Land gekauft worden, und vorher unter den Ziegen im Appenzellerlande ganz unbekannt gewesen seye. Sie behaupten nämlich: einige hergekaufte Toggenburger-Ziegen haben mit dieser Krankheit die Land-Ziegen angesteckt, und jetzt zeige sie sich fast alle Jahre bald da, bald dort. — Die leichtgläubigen Sennen ahnden in dieser Krankheit Hexerey, und glauben es damit deutlich zu beweisen: weil, wenn solche einen Huffen Gaißen befalle, immer 1. oder 2. davon frey bleiben. — Diese Krankheit ist übrigens nicht bey allen gleich heftig.

Diejenigen, welche nur die Milch verlieren, ohne daß ihre Euter Verhärtungen bekommen, erholen sich das künftige Jahr wieder völlig; hingegen diejenigen, welche Geschwulsten und Verhärtungen im Euter erhalten, werden auch in dem nächsten Jahr trocken bleiben.

Die Holzsucht ist hier auch eine Ziegenkrankheit, die alsdann entsteht, wenn sie allzuviel Baum- oder Gesträuchrinde fressen. Sie äussert sich dadurch, daß die Gaißen einen g'straub en Kopf bekommen, d. h. daß ihnen die Haare am Kopf in die Höhe stehen, auch vergeht ihnen alsdann die Freßlust, weßwegen sie viel weniger Milch geben.

Der Klokker (der Schlukken, Singultus) der sie unaufhörlich reizt, kann ihnen bisweilen auch tödtlich werden. Man läßt sie alsdann häufig kaltes Wasser trinken.

Die Scheiß ist auch eine Krankheit der inländischen Ziegen; ihr Mist ist alsdann sehr verdünnet. Gefährlicher ist die Wasserscheiß, wo ihr Mist, dünn wie Wasser, von ihnen geht.

Sie haben Würm sagt man von denjenigen Ziegen, welche plözlich umfallen, sich strecken und ausdehnen, sich hin und her wälzen, und jämmerlich schreyen. Man giebt ihnen alsdann in Ziegenmilch Wurmmehl vom Bohrkäfer, das sich zwischen der Rinde und dem Holz angegriffener Tannenbäume findet, ein.

Wider die Raud siedet man Rauchtoback, und gebraucht für sie das abgekochte Wasser davon äusserlich zum waschen und innerlich zum laxiren.

Die ins Land gekauften fremden Gaißen sind auch häufig dem Heimweh unterworfen. In diesem Zustande schreyen sie oft viele Wochen lang unaufhörlich, fressen nur für Hungersterben, und geben sehr wenig Milch.

Alle Jahre, wenn die Gaißen auf dem hohen Säntis weiden, trägt es sich zu, daß einer oder mehreren plözlich ihre Eingeweide zerplatzen, und sie Rettungslos sterben müssen. Es ereignete sich schon, daß solche Gaißen (wie der Senn sagt) zum Eimer kamen, um sich melken zu lassen, und daß sie während dem Melken plözlich aufgeblasen wurden, den Kopf zu verwerfen und zu schütteln, und jämmerlich zu schreyen anfiengen, und schnell todt umfielen. Die Sennen schreiben diese Wirkung einer giftigen Pflanze zu.

Ein Bürger von St. Gallen, der im Sommer immer 20. bis 30. Milchziegen hält, und die Milch da-

von in der Stadt verkauft, ließ sie im Sommer Ao. 1801. auf einer sumpfigen Wiese weiden, wovon ihm einige wassersüchtig wurden und starben. Wenn er sie öfnete, so fand er zwischen Haut und Fleisch ein gelbes unreines Wasser, und die Leber soll äusserlich nur einzelne Flecken gehabt haben, innerlich aber voll Bandwürmer gewesen seyn.

Von den Hussen Gäätzen kommt besonders auch die aller Orten bekannte Gaiß-Schotten, die auf Gaiß, im Weißbad und in Appenzell alljährlich mit vielem Nutzen Kursweise getrunken wird, und worüber schon sehr vieles geschrieben worden ist. *) Das Beste, was ich bis dahin über diesen Gegenstand geschrieben finde, ist unstreitig derjenige Aufsatz, welcher in Rahns Museum der Heilkunde, herausgegeben von der helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte, 3r Bd. Zür. 1795. abgedruckt ist; da aber dieses grosse Werk wahrscheinlich nicht alle von meinen Lesern besitzen, so hoffe ich, es werde ihnen nicht unangenehm seyn, denselben hier abgedruckt zu finden, indem er alles enthält, was über diesen Gegenstand, sowohl in naturhistorischer als medizinischer Rücksicht, gesagt werden kann.

*) Die ersten Kurgäste, welche auf Gaiß die Molken-Kur gebrauchten, waren von Rheineck Ao. 1749. Seit der Zeit fanden sich alle Jahr eine gewisse Anzahl Kurgäste ein, allein erst seit dem lezten Jahrzehend wird Gaiß als ein eigentlicher Kurort häufig besucht.

Nachricht von Gaiß und von dem daselbst üblichen Gebrauch der Ziegen-Molken, von Dr. Ernst in Winterthur.

* * *

Man pflegt seit einigen Jahren sowohl aus unsern Gegenden, als aus dem benachbarten Deutschland, zahlreicher als vormals, nach Gaiß im Kanton Appenzell zu reisen, um daselbst einige Wochen durch die Ziegenmolken zu trinken, in der Hoffnung, durch den Gebrauch derselben, sowohl seine Gesundheit zu bevestigen, als auch sich in verschiedenen Krankheiten und körperlichen Beschwerden Erleichterung zu verschaffen. Dieser Umstand macht mich hoffen, es sey nicht ohne allen Nutzen, und werde den mit Gaiß noch unbekannten Personen, welche dahin zu reisen Lust haben, vielleicht auch einigen vom Ort entferntern Aerzten, nicht unangenehm seyn, wenn ich sie mit den Eigenschaften und der Wirckung dieser Molken und mit dem Ort selbst, wo man sie trinkt, in etwas bekannt mache und unterhalte, so gut mir mein zweimaliger Aufenthalt daselbst hiezu Gelegenheit gab. Was den Gebrauch der Molken betrift, so ist es bekannt, daß man sich der Kühmolken schon seit langer Zeit, besonders bey uns, als einer Frühlingskur bedient hat, um die im Winter angehäuften unreinen Säfte aus dem Geblüt zu entfernen, und alle berühmten Aerzte, älterer und neuerer Zeiten, rühmen die auflösenden, eröfnenden und Geblüt reinigenden Kräfte der Molken, und ihre vortreflichen Wirkungen in verschiedenen Krank-

heiten, besonders der Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibs, in hypochondrischen und hysterischen Beschwerden, in Brust- und Gliederkrankheiten. Diese heilsamen Kräfte der Molken, wird man leichter begreifen, wenn man betrachtet, wie sie aus der Milch entstehen, welchen Theil derselben sie ausmachen, und was sie eigentlich sind. Jedermann weiß, daß die Milch, dieses allgemeinste Nahrungsmittel der Thiere, wenn sie einige Zeit stehen bleibt, sauer wird und sich scheidet, daß sich nach und nach der Rahm oben an sezet, unter demselben aber sich eine schneeweisse gallertartige, dem Weissen von einem weich gekochten Ey ähnliche Masse befindet, welche von einem sauerlichten Wasser umgeben wird. In diese 3 verschiedene Bestandtheile scheidet sich die Milch von selbst, und aus ihnen besteht sie; aus dem Rahm wird, wie bekannt, die Butter bereitet, diese enthält die öhlichten fetten und nahrhaftesten Theile der Milch: In der weissen diken sulzigen Masse, befinden sich die schleimigen und festern Theile derselben, und nach gehöriger Zubereitung, wenn sie nemlich zuvor aller Flüßigkeit beraubet worden ist, macht man aus ihr allein die magern oder in Verbindung mit dem Rahm die fetten Käse, der 3te Bestandtheil der Milch, das sauerlichte Wasser, welches sich zum Theil von selbst absezt, aber in grösserer Menge durch das Ausdrücken jener sulzigen Masse gewonnen wird, ist der wässerige Theil derselben, der ihr die Flüßigkeit giebt. Dieses macht die eigentlichen Molkenaus, und ist der wenig veränderte Saft der Nahrung des Thiers; und da seine Nahrung aus Kräutern besteht, so kann man die Molken mit Recht, wie

Tissot bemerkt, als einen Kräutersaft, welcher durch die Werkzeuge des Thiers geläutert und versüßt worden ist, ansehen. Ich habe diese Veränderung welche mit der Milch vorgeht, wenn sie sich von selbst scheidet, nur deswegen erzählt, damit man eine deutlichere Einsicht von den Bestandtheilen der Milch und der eigentlichen Natur der Molken erhalte. Diese werden selten allein aus der saur gewordenen Milch bereitet, weil sie, wenn die Milch etwas zu lange gestanden, meistens zu sauer werden und zu unangenehm schmecken würden; sondern man scheidet meistens wie bekannt mit schon saur gewordener Milch die noch süße Milch während dem sieden, oder man bedient sich hierzu einer andern Säure, z. B. des Zitronensafts, des Weinsteinrahms, des Eßigs, Kalberlabs u. s. w. Da die erzählten heilsamen Kräfte der Kuhmolken durch die tägliche Erfahrung eines jeden aufmerksamen Arztes bestätiget werden, so kann man mit allem Recht diese Erfahrung auch auf die Ziegenmolken anwenden, weil der Unterschied zwischen beiden, nach der Erfahrung berühmter Chemiker, nur darin besteht, daß die Ziegenmolken etwas weniger nahrhaft ist, als die Kühmolken. Verschiedene vortheilhafte Umstände trugen ohne Zweifel dazu bey, die ländlichen Wohnungen des Hirtenvolks in Appenzell zu besuchen, um daselbst mit gesegneterer Wirkung die Molken zu trinken, welche man auch an andern Orten sich bereiten lassen könnte. Unter die vorzüglichern zähle ich vornehmlich, die günstige Gelegenheit, vortrefliche, wohlzubereitete, angenehmschmeckende Ziegenmolken im Ueberfluß zu bekom-

men, welche wegen den auf den Alpen wachsenden heilsamen und kräftigen Bergpflanzen an innerer Güte jede an andern Orten zubereitete Molken weit übertreffen müssen — die reine leichte Bergluft, welche man daselbst genießt, und welche macht, daß auch engbrüstige Personen, wie ich aus Erfahrung weiß, die umliegenden Berge mit leichterem Athem besteigen können — den angenehmen Aufenthalt bey einem freyen der Natur noch ziemlich getreuen Volke, wo der Anblik der majestätischen Alpen und der auf grünen Fluren zerstreuten Sennhütten, die entzückenden Aussichten auf den benachbarten Bergen in weit entlegene Länder, die frohe Lebensart der Einwohner, und tausend neue noch nie gesehene Gegenstände auf jeden Fremden den frohesten Eindruk machen müssen: zudem macht die Entfernung von Hause, wie allen Aerzten bekannt ist, jede Kur an einem fremden Orte gesegneter und wirksamer; denn frey von Haus- und Berufsgeschäften, welchen man bey einer Kur zu Hause, auch beym besten Willen, nicht gänzlich auszuweichen im Stande ist, kann man hier seine Zeit ganz der Cur wiedmen und sich dem fröhlichen Scherz und angenehmen Zerstreuungen überlassen.

Man besucht gewöhnlich erst in der Mitte oder gegen das Ende des Brachmonats den schön gebauten anmuthigen Marktflecken Gaiß, weil erst um diese Zeit die Ziegen in die höhern Alpen getrieben werden, wo sie ein kräftigeres Futter antreffen und wodurch mithin den Molken auch heilsamere Kräfte mitgetheilt werden. Die Molken werden auf folgende Art von den Sennen bereitet: sie scheiden nemlich zuerst mit dem ausge-

drükten Säft von Kälbermagen die Ziegenmilch, dann schöpfen sie den Zieger heraus, um davon den magern Ziegenkäs zu machen, hernach giessen sie etwas Saur hinein, (welches alte Molken bedeutet, die schon lange saur geworden ist und in jeder Sennhütte angetroffen wird) dadurch wird die Molkenmasse noch mehr geschieden: dieses zum zweytenmal geschiedene wird dann in hölzerne Gefässe abgeschüttet, welche 5 bis 6 Maaß halten und unter dem Namen Gaißschotten 3 Stunden weit vom untern Meßmer*) (einem Berg) nach Gaiß getragen. Ungeachtet dieser beträchtlichen Entfernung sind die Molken, wenn man die Gefässe öffnet, noch so warm, daß man die ersten Gläser noch etwas erkalten lassen muß, ehe man sie trinken kann. Man fängt meistens früh gegen 6 Uhr an die Molken zu trinken, trinkt die ersten Gläser bey noch leerem Magen etwas geschwinder, die leztern langsamer auf einander, doch beobachtet man immer gehörige Zwischenzeiten, wie beym Gebrauch der Mineralwasser üblich ist, und macht sich dabey bey heiterm Himmel vor dem Hause, bey regnichter oder kalter Witterung aber in grossen geräumigen Zimmern hinlängliche Bewegung, und unterhält sich mit den zahlreichen Kurgästen auf eine ungezwungene, fröhliche Weise, wobey alle Prätensionen

*) Die Ziegen weiden in den höhern Gegenden des obern Meßmers und der Meglisalp — die Milch dieser Ziegen, wovon man Molken nach Gaiß bringt, wird in die Auengüter heruntergetragen, und da werden zuerst Käse davon gekocht.

Anm. des Herausgebers.

verbannt sind. Die Menge der Molken, welche man trinken soll, ist verschieden und läßt sich nicht bestimmen; jeder Vernünftige befrägt darüber seine eigene Empfindung: mancher befindet sich wohl, wenn er nur 6 bis 8 Trinkgläser voll Molken zu sich nimmt, die meisten trinken 10 bis 12 Gläser, einige verschlingen gegen 20 Gläser um sich durch diesen Molkenst.om einen Bauchfluß zu erzwingen. Gewöhnlich nimmt man, und wie mich dünkt, mit Recht, gleich den ersten oft noch den zweiten Tag, ein abführendes Mittel, um den Molken den Weg zu bahnen, und die ersten Wege von Unreinigkeiten zu befreyen, welche die gute Wirkung derselben hindern könnten, und trinkt etliche Gläser Molken nach. Allein ich finde es sehr unschiklich und schädlich, wenn man beym Gebrauch der Molken durch so vieles Trinken einen Bauchfluß erzwingen will, weil man durch die zu starke Ausdehnung des Magens und der Gedärme sich selbst Nachtheil zuziehen kann. Ich habe an mir selbst und an andern bemerkt, daß die Molken die nemliche Person, das eine Jahr fast täglich laxiren, das andere Jahr in den 16 bis 18 Tagen, während welchen man die Molken trinkt, kaum ein einziges Mal; und doch kann man, auch ohne erfolgtes Laxiren, eine recht gute Kur machen. Nach dieser Erfahrung würde ich jedem Kurgast rathen, so viel Molken zu trinken als sein Magen wohlvertragen kañ, ohne eben unruhig zu werden, wenn auch kein Laxiren kömmt, würde aber eine Verstopfung von etlichen Tagen erfolgen, so könnte man dieser durch ein abführendes Mittel schon abhelfen. Gewöhnlich befindet sich eine gesunde Person von 10

bis

bis 12. Gläsern nicht belästiget, sondern bey gehöriger Bewegung recht wohl. Es giebt jedoch auch einige Kurgäste, welche genöthiget sind ih em schwachen Magen durch stärkende Mittel zu begegnen, um die Molken desto leichter ertragen zu können. Sie bedienen sich in dieser Absicht der Magen-Elixiere und anderer stärkender Mittel. Könnte man aber nicht schwächlichen Personen, besonders Frauenzimmern, welche an den Caffe gewöhnt sind, die ihn fast nicht entbehren können, und denen die Molken Blähungen und Kopfweh verursachen, erlauben, eine Stunde vor dem Gebrauch der Molken eine oder zwey Schalen Caffe mit keiner oder sehr weniger Milch zu trinken, wie solches Markard beim Gebrauch des Pyrmonterwassers auch anräth, oder den Caffe zur Verminderung der Blähungen nachtrinken lassen. — Ueberhaupt werden solche schwächliche Personen wohl thun, wenn sie besonders im Anfange lieber weniger Molken trinken, als zu viel Magenstärkende Mittel nehmen, der Magen verträgt nach und nach die Molken besser. Ich erinnere mich eines Frauenzimmers aus Deutschland, welche, nachdem sie von verschiedenen geschikten Aerzten Jahre lang die bewährtesten Arzneymittel und mancherley Kuren für ihre Krankheit, welche sehr compliziert war, wobey aber hysterische Beschwerden und Nervenschwäche sich am meisten auszeichneten, gebraucht hatte, sich auf Anrathen einer Freundin aus der Schweiz entschloß, diese Alpenkur noch zu versuchen. — Sie machte die beträchtliche Reise von Heidelberg nach der Schweiz mit grossen Beschwerden und langte halbtodt in Gaiß an,

trank 3 Wochen lang die Molken, ohne Besserung zu verspüren, hatte mit Magenbeschwerden und andern Zufällen zu kämpfen, so daß ihr der Arzt den fernern Gebrauch der Molken mißrieth; nichts desto weniger hatte sie den Muth die Molken fortzutrinken. Gegen das Ende der 4ten Woche spürte sie die Besserung, und endigte erst mit der 6ten Woche ihre glükliche Kur; sie befand sich ein ganzes Jahr durch ziemlich wohl, und kam das Jahr darauf zum zweyten Mal voll Freude und Hoffnung wieder nach Gaiß. Ein gutes Magenmittel, vielleicht das beste, welches ich in Gaiß gebrauchen sahe, ist der ausgepreßte Saft von Bieberklee, zu einem halben Glas voll täglich beym ersten Glas Molken genommen: nur ist es zu bedauren, daß wenige den Muth haben denselben wegen seiner Bitterkeit zu nehmen.

Wenn man Vormittags mit dem Molkentrinken zu Ende gekommen ist, so macht man gewöhnlich noch einen kleinen Spaziergang oder man bringt die Zeit im Zimmer auf mannigfaltige Art zu. Um sich nicht durch Hasardspiele zu erhitzen, wählt man lieber solche, welche zugleich Bewegung geben, wohin seit 2. Jahren das Billardspiel gehört. Zu Mittag wird gemeinschaftlich gespeißt, oft an einer Tafel, welche für 50. Gäste ziemlich wohl mit Speisen besezt ist, unter denen sich das bekannte Appenzellerbrod, sehr schmakhaftes Kalbfleisch, gutes Rindfleisch und vortrefliche Fische aus dem Seealpersee auszeichnen; die Gemüsarten sind weniger gut bestellt, denn in Gaiß wird wenig gepflanzet, man bringt das meiste von St. Gallen, so wie auch Kirschen von daher und aus dem Rheinthal kom-

gen, indem man hier keine Fruchtbäume sieht; gewöhnlich trinkt man bey Tische ziemlich gute Rheinthalerweine, wer stärkere liebt, kann Veltliner bekommen, oder guten Winterthurer; nach dem Mittagessen trinken die meisten einige Schalen Caffe. Nichts ist so auffallend als der starke Appetit, und da auch Personen, welche nur wenige Tage in Gaiß auf Besuch sind, und keine Molken trinken, gleich starken Hunger verspüren, so schreibt man die Ursache davon, nicht ohne allen Grund, der leichten Bergluft zu. Während dem Mittagessen verabredet man eine gemeinschaftliche Parthie auf einen benachbarten Berg, bald auf den Geberis, um das fruchtbare Thurgäu und den spiegelhelben Bodensee, und die daran liegenden Städte zu übersehen, bald auf den Stoß, wo man das herrliche Rheinthal überblikt, und den dasselbe durchschlängelnden Flußder ihm den Namen giebt. Mit Ehrfurcht besieht man hier die Kappelle und läßt sich vom kleinsten Appenzellerknaben die Geschichte der Schlacht erzählen; denn hier wissen schon die kleinsten Jungen mit Begeisterung die Geschichte ihrer Vorfahren, und wie sie die Freyheit erworben, herzusagen; man denkt in ähnlichen Zeiten an ähnliche Vorfälle und kehrt unter Revolutionsgesprächen wieder nach Haus. Oft wird eine Parthie nach dem Hauptflecken Appenzell vorgeschlagen, oder man verabredet sich, die abreisenden Gäste gemeinschaftlich zu begleiten; indeß der Kränkliche auf seinem einsamen Zimmer leicht verdauliche Speisen mit Aengstlichkeit zu sich nimmt, und vom Geräusch der lärmenden Gasttafel entfernt, doch die Hoffnung bey sich nährt, durch eine glükliche Kur seine wankenden

Kräfte zu stärken, um auch bald bessern Antheil an so mannigfaltigen Freuden nehmen zu können, auch wird er nie verlassen, man besucht ihn täglich, nimmt allen Antheil, und freut sich mit ihm über seine baldige Besserung. Einige bleiben bey Hause, und besuchen das benachbarte Badhaus mit einander, welches in einer kleinen Entfernung vom Gasthaus liegt, und wo man bequem baden kann. Man kommt Abends fröhlich von dem besuchten Berg und der gehaltenen Parthie wieder nach Hause, und erzählt sich die genossenen Freuden. Gegen 8 Uhr wird mit gutem Appetit und unter fröhlichen Gesprächen zu Nacht gespeißt, und nach 2 Stunden wirft man sich in die Armen des alles beruhigenden Schlafes. Ich bemerkte, daß Personen, welche sonst einen unruhigen Schlaf, verbunden mit unangenehmen Empfindungen auf der Brust hatten, und oft Nachtschweisse bekamen, nach einem achttägigen Gebrauch der Molken ruhig schliefen, und des Morgens sehr erquikt erwachten, da sie sonst vorher eine Unbehaglichkeit und Mattigkeit beym Erwachen empfanden. Bey Personen die zur Auszehrung geneigt sind, wird man allemal eine Schärfe im Geblüt, und in den davon abgesonderten Säften bemerken, daher glaube ich, daß die Molken ihre gute Wirkung dadurch äussert, daß sie durch ihre versüssende Kraft die Schärfe der Galle und übrigen Säfte verbessert, ja ich vermuthe, daß sie jenen Bestandtheil des Bluts, welchen man vibros nennt, und welcher im Verhältniß der andern Bestandtheile des Bluts bey solchen Personen etwas zu geringe ist, woher das Blut zu scharf wird, in etwas vermehren kön-

ze. Bey einigen, welche seit langerZeit einen troknen Husten hatten, der keiner Arzney weichen wollte, blieb dieser beym Gebrauch der Molken nach und nach aus, und kam nie wieder: selbst Lungensüchtige verlängerten ihre Lebenstage, indem sie einige Jahre, schon bey sehr starkem Auswurf, diese Molken in Gaiß tranken; wodurch ihre heilsamen und balsamischen Kräfte in Brustkrankheiten auffallend sich beweisen.

Man weißt, daß die Ziegen die astringierenden Pflanzen sehr lieben, und kann vermuthen, daß die Molken dieser Thiere auch etwas stärkendes dadurch erhalte; wenigstens ist es gewiß, daß die Ziegen auf den Alpen vortrefliche Kräuter zur Nahrung bekommen, welche sonst in niedern Gegenden nicht gefunden werden, und daß auch die gewöhnlichen Kräuter viel vollkomener und kräftiger angetroffen werden, als bey uns; dies alles muß einen guten Einfluß auf die Molken haben.

Wegen der oft abwechselnden Witterung ist man genöthiget, sich mit warmen Kleidern wohl zu versehen, denn oft wenn man wegen der grossen Hitze leichtere Sommerkleider angezogen hat, giebt es plötzlich Regen, man sieht auf den untern Alpen Schnee, und es stellt sich eine empfindliche Kälte ein, welche aber nicht lange anhält.

Bey einem Wundarzt am Ort kann man die gewöhnlichen Arzneyen bekommen und in Trogen und Altstätten sich bey geschikten Aerzten Raths erholen.

Auf einer Reise nach Gaiß trift man die schönsten Strassen an, bis nach St. Gallen, von da aus muß man 3 Stunden weit beträchtliche Berge besteigen, um nach Gaiß zu kommen; doch findet jedermann diese

Bergreisen nicht so gar beschwerlich wegen der leichten Luft, und wenn man von Gaiß wieder ins Rheinthal oder nach St. Gallen heruntersteigt, so fühlt man eine etwas drückende Empfindung beym Athemholen wegen der zunehmenden Schwere der Luft.

Kränkliche Personen, und jeder Kurgast, der die Ruhe und Stille liebt, wählen sich lieber ein Logie in Privathäusern, denn wegen dem leichten hölzernen Bau der Häuser spürt man auch in dem abgesondertesten Zimmer eine jede Bewegung, welche in andern Zimmern geschieht, und hört alles lärmende Geräusch, welches in einem Wirthshaus nie vermieden werden kann.

Dieses ist das Vorzüglichste, was ich von Gaiß erzählen kann, immer ist dieser Ort für unsre Schweiz merkwürdig, welche in Vergleich anderer Länder an mineralischen Quellen arm ist. Diese Beschreibung ist freylich nicht vollständig, und ich wünschte von unsern Aerzten über erleichterte oder geheilte Krankheiten, welche man der Molkenkur in Gaiß zu danken hat, mehrere Nachricht zu erhalten, wodurch meine Beschreibung vollständiger und merkwürdiger werden könnte. Noch muß ich bemerken, daß man gewöhnlich 16 bis 18 Tage die Molken in Gaiß trinkt, und daß man dann der Kur 3 Wochen bestimmt, wovon aber einige Tage für das Hin- und Herreisen müssen abgezogen werden.

Von der Schweinzucht.

Jeder Senn von 20 Kühen hat 4 bis 6 halbjährige, oder 1 bis 3 einjährige Schweine, die — selbst auf der Alp, immer im Stall eingesperrt bleiben, den Som-

mer durch mit Schotten, (Aufwäsch-Schotten heißt sie auch hier, weil die Sennen ihre Alpengeräthe darin abwaschen) gefüttert, den Winter durch aber mit Mehl und Abmehl, Zieger, Erdapfeln u. dgl. gemästet werden. (Hat einer keine eigenen Schweine, so verkauft er seine Schotten 32 Maaß für 4 Batzen.)

Man hält sie im Sommer auf den Alpen in einem besonders gebauten Saustall; im Thale hingegen macht man gewöhnlich im Kuhstalle in eine Ekke eine gitterähnliche Einfassung, nur halb so hoch als der Stall ist, und ohne Bedeckung, und dies heißt der Saustig.

Gewöhnlich werden sie 100 bis 125 Pfund schwer geschlachtet, seltener 3 bis 400 Pfund schwer. Der Baur verkauft dem Metzger die Schweine nicht überhaupt, sondern todt gewogen beim Pfund; ein Pfund gewöhnlich 12 bis 16 Kreutzer.

Bisweilen werden auch Spanfährli (Ferkeln) verspiesen, und meistens für 1 bis 2 Gulden verkauft. Wenn man die Ferkel schnell mästen will, so giebt man ihnen Morgens und Abends jedesmal eine halbe Maaß kühwarme Milch mit etwas Lim vermischt; wenn sie noch mehr zu fressen Lust zeigen, so giebt man ihnen des Tags 1 1/2 Maaß in 3 Portionen vertheilt; doch hat man sich dabey sehr in acht zu nehmen, daß man sie nicht völlig satt fressen lasse.

Die mänlichen Schweine heißt man Heß, und die weiblichen Lößli oder Loos.

In den lezten Tagen, vor dem Werfen einer trächtigen Loos, bewachen die Sennen diese sorgfältig, um zu verhüten: daß die Mutter ihre Jungen nicht nach

der Geburt fresse; nach Verfluß des ersten Tages aber verliert die Mutter diesen unnatürlichen Instinkt, und wird für dieselben so besorgt, daß sich ihnen niemand nähern darf.

Man verschneidet sie bisweilen, wenn sie 4, gewöhnlich aber wenn sich 6 Wochen alt sind.

Die Innerrooder nehmen alle Sommer von den Rheinthalern halbjährige Fährli auf ihre Alpen, und futtern sie um den Lehnzins. Ehmals bestand dieser wochentlich vom Stück in 15, jetzt in 20 Kreutzern.

Die Alpenschweine sind vorzüglich auch gegen ihre Sennen sehr anhänglich, und öfters laufen sie diesen Stunden weit, wohin sie gehen — ganz nach Art der Hunde nach.

Im Appenzellerlande werden allen Schweinen von Zeit zu Zeit die Zähne ausgebrochen, damit sie die hölzernen Ställe und Hütten nicht benagen können.

Die Appenzeller Metzger vermischten die Lauge, womit sie die geschlachteten Schweine begiessen, mit Harz, und behaupten, die Borsten der Schweine seyen vermittelst desselben leichter wegzubringen.

Im ganzen Appenzellerland wird Sommer und Winter ausnehmend viel Schweine Fleisch verspiesen.

Von der Pferdzucht.

Die Pferdzucht wurde bisdahin in Ausserrooden sehr schlecht, und in Innerrooden nur ein wenig besser getrieben, so daß die erstern alljährlich viele auf auswärtigen Jahrmärkten erkaufen, die letztern hingegen nicht viel mehr, als sie bedörfen, auferziehen.

Die Landpferde gehören indessen zu einer recht schönen Rage, die sich unter den kleinen Rheinthaler- und Oberländerpferden in Ansehung der Grösse und der Fettigkeit sehr vortheilhaft auszeichnen, so daß jetzo ein schönes 4jähriges Saumroß (Packpferd) 20 Ld'ors, ein Saugfüllen hingegen 30 bis 40 Gulden kosten würden.

Noch vor wenigen Jahren waren die Strassen im ganzen Appenzellerlande so schlecht beschaffen, daß gar alle Produkte, welche man ausführte, und alle Bedürfnisse, welche man einführte z. E. Butter, Käse, Korn, Brod, Obst, Wein, Most (Obstwein) u. dgl. von Pferden getragen, und auf diese Art fortgeschaft werden mußten; dieß heißt man saumen, so wie eine Last, die ein Pferd tragen kann (3, bis 4 Zentner) ein Saum, und das Pferd, welches sie trägt, ein Saumroß genennt wird. — Gegenwärtig aber, nachdem in den letzten paar Jahren französische und kaiserliche Generale die Verbesserung der Strassen befahlen und bewürkten, wird auch hie und da ein grosser Theil auf der Axe hin und her geführt. — Vorzüglich die Käse und Butterhändler (Molchengrempler), die diese Produkte in den Alpen abholen, und dann theils im Lande verkaufen, theils nach St. Gallen, in das Rheinthal und anderswohin bringen, halten einige solcher Saumrosse. — Alle Lasten werden auf hölzerne Sättel gelegt, die deswegen in Fässer oder Ballots gerade von solcher Grösse gepackt, oder in 2 Körbe eingeladen werden, daß man sie bequem an die beyden Seiten der hölzernen Sättel anbinden und bevestigen kann. Man begegnet oft langen Reihen 15 bis 20

solchen Backpferden, die mit buntbemahlten Harzdecken, und mit einer Reihe von Schellen aufgepuzt sind, welches vorzüglich alsdann statt findet, wenn im Herbst der süsse neue Wein aus dem Rheinthal und anderswo abgehollt wird.

Im Herbste — von Verenatag weg, d. h. zu Anfange des Herbstmonats — dürfen die Ausserrooder ihre Pferde in der Schwägalp, und die Innerrooder von Mariä Himmelfarth an, d. h. von der Mitte des Augstmonats an, in allen Kuhgrechteten Alpen bis der Schnee sie vertreibt, unentgeldlich weiden lassen. Sonst werden wenige Pferde auf die Alpen getrieben; da man sie den ganzen Sommer durch zur Arbeit braucht.

Roßmieth besteht aus Grüsch (Kleyen) und Korn- oder Haferstreü mit klein verschnittenem Heu und Salz vermischt, womit man die Pferde hie zu Lande häufig futtert.

Die Pferde sind hier vorzüglich der Darmgicht oder dem Würmbeissen, dem Faulwerden, dem Strengel und dem Wisten, da sie nicht stallen (misten) können, unterworfen.

Ein Koller oder Narr geht immer mit den Vorderfüssen in die Kripp und in die Raafen hinauf, steigt damit beim Tränken in die Brunnenbetten und macht andere Sonderbarkeiten; — daher er ein Hauptmangel ist.

Von der Bienenzucht.

Die Bienenzucht im Appenzellerlande verringerte sich seit etwa 40 Jahren mehr als um den dritten Theil, reichte aber zu keinen Zeiten hin, um das Land genugsam mit eigenem Honig zu versehen, indem gewiß in keiner Gegend der Schweiz mehr Honig als hier gegessen wird, und Hung und Schmalz (Butterbrodt mit Honig) und Hungküchli (im Schmalz gebackene Kuchen in eine Brühe von zerschmolzenem Honig und Butter gedunkt) die Lieblingsspeise des Appenzellers ausmacht. — Ehmals hatten die Appenzeller im Frühling im Rheinthal zehen bis zwölf Plätze, wo sie ihre Bienenstöcke hersetzten, und an jedem Orte befanden sich 30, 70, 80, bis 90 Körbe voll, gegenwärtig besitzen die größten Bienen-Liebhaber höchstens 40 bis 60 Stück; obwohl in den letzten zwey Jahren die Bienenliebhaber im Appenzellerlande sich wieder um ein Beträchtliches vermehrten.

Das Clima des Appenzellerlands ist übrigens wegen den vielen kalten Lüften der Bienenzucht gar nicht günstig, und wenn man den Ertrag von mehrern Jahrgängen zusammenrechnet, so ist der Verlust davon allhier immer weit beträchtlicher als der Gewinn. In Genten und Urnäschen sollen sie noch am vortheilhaftesten stehen, doch kann keine unserer Gegenden in dieser Hinsicht nur einiger Maaßen mit den Gegenden jenseits des Rheins, im Werdenbergischen und Sarganserländischen und mit Bündten verglichen werden; selbst das Rheinthal muß diesen noch weit nachstehen.

Es giebt hin und wieder im Lande einige Bienengroßhändler, die man Immengrempler neñt, welche im Frühjahr und Herbste alle Jahre 40, 50 bis 100 Bienenstöcke in den oben genannten Gegenden aufkaufen, und selbige zum Theil leben lassen und hin und her im Lande aufstellen, und sowohl da, als im Thurgau und Rheinthal wieder verkaufen; zum Theil aber sogleich mit in Schwefelgetunktem, angezündetem Papier tödten, und überhaupt das ganze Jahr Honig und Wachs verkaufen. Vor ungefähr 30 Jahren kaufte man im Frühjahr das Stück für 7 bis 8 Gulden, allein seit etwa 5 Jahren bezahlt man jeden alten Schwarm gewöhnlich mit 10 bis 11 Gulden.

Die Bienenschwärme werden auch hier gewöhnlich nur in Strohkörbe aufgefaßt, die man Immenbeecher nennt, und den Sommer über aussen an den Häusern einzelner Baurenhöfe aufstellt; ehemals hatte man viel mehr eigentliche Immenhäuser. Man richtet ihren Ausflug immer gegen Mittag, jenseits des Rheins hingegen gegen Mitternacht. Hölzerne Untersätze sind bey weitem nicht allgemein. — Während der Winterszeit hält man sie meistens in trockenen Kammern, und füttert diejenigen, welche einen geringen Honigvorrath besitzen gegen dem Frühjahr zu, und zwar meistens mit Honig. Auch den süssen Rahm (Nideln) fressen sie sehr gerne. — Einige lassen sie Sommer und Winter auf dem Immenstand stehen, und bedecken sie in lezterer Jahreszeit nur mit einigen warmen Tüchern.

In der Mitte des Merzens trägt der Appenzeller seine Bienenstöcke gewöhnlich in das wärmere und

fruchtbarere Thurgau oder Rheinthal, um vorzüglich die blühenden Obstbäume zu benutzen, und je nachdem die Blüthezeit vorbey ist—meistens zu Ende Aprils — tragen sie dieselben wieder herauf und setzen sie auf ihre einzelnen blumenreichen Wiesen oder in ihre zähmern Alpen.

In dem helvet. Calender, Jahrgang 1780. S. 159. steht nachfolgende Bemerkung über die Appenzeller Bienen: "Unter einem Gestell von Planken, auf wel„chem Bienenkörbe standen, sahen wir eine grosse Nie„derlage; etliche 1000 lagen todt umher oder über„wälzten sich halblebend. Mein Begleiter sagte: daß „die getödteten aus dem Rheinthal wären; sie wären „weit schwächer, als die vom Lande, und wenn sie „neben diese gestellt würden, werden sie unbarmher„zig angegriffen und umgebracht; daher werde auch „in dem Rheinthal jährlich untersagt: daß niemand „Körbe mit Bienen aus den Gebirgen ausstellen sollte. „Ich ward auch leicht gewahr, daß die erlegten von „kleinerm Wuchse und hellerer Farbe waren.„ — Diese Schilderung ist zu grell und zu übertrieben. Die Bienen aus dem Gebirge sind zwar durch das rauhere Clima, in dem sie leben, etwas abgehärteter und kraftvoller, und es kann daher einzelne Zweykämpfe zwischen diesen und denen im Thal absetzen, doch ist der Schade der daraus entsteht, niemals beträchtlich. Zudem erinnert man sich noch, daß obiges Verbott nur ein einziges Mal, ungefähr vor 40 Jahren von einem Landvogt für ein Jahr lang ausgeschrieben, — nachher aber wieder ungültig wurde.

Gewöhnlich soll — nach der Appenzeller Berechnung, ein frischeingefaßter Bienenschwarm 2 1/2 bis 3 Pfund schwer seyn (à 40 Loth) selten aber bekomme man auch 4 bis höchstens 5 Pfund schwere.

Der innländische Honig (Landhung), ist von einer vorzüglichen Güte, hat eine ganz feuergelbe Farbe, zieht, wenn man ihn am Messer in die Höhe hebt — lange Fäden, und wird, wenn man ihn stehen läßt, in kurzer Zeit kandirt; die Maaß wird daher auch immer um einige Batzen theurer, als der ausländische Honig verkauft; allein die Ursache hievon liegt nicht sowohl in der höhern oder tiefern Gegend, worin er zubereitet oder gesammelt worden ist, als aber vielmehr in der Kunst ihn gehörig aussieden zu können, wobey der Appenzeller wirklich sehr zweckmäßig verfährt. —

So ist z. B. der wirklich unverfälschte Bündtner-Honig, und namentlich der aus dem Engadin ganz weiß, zieht keine Fäden, und wird nicht kandirt, wenn er auch schon dick ist, und doch kann man mit Recht behaupten, die Bündtner Bienen fliegen so gut als diejenigen im Appenzellerlande, auf Alpenpflanzen. Ueberhaupt ist es eine häufig gemachte Erfahrung, daß die Bienen im Thal an schönen Sommertagen unglaublich grosse Reisen in die Gebirge machen, und oft in die höchsten Alpen hinauffliegen. Ich fand sogar ganz oben auf dem Schneefeld des hohen Säntis einzelne halb todte Bienen, die sich auf ihrem Wege dahin verirrt hatten. — Warum steht dann der Bündnerhonig dem Appenzellerhonig weit nach? Jene verstehen das Aussieden gar nicht. Gewöhnlich wird er nur durch ein

Tuch ausgepreßt oder aber man siedet die ganzen rohen Waben in einem Kessel und preßt nachher alles Fliessende aus, daher der Bündnerhonig von unsern Leuten immer noch einmal gereinigt werden muß. — Derjenige Bündnerhonig, welchen die Bienen auf der Heidekornpflanze einsammeln, die übrigens äusserst ergiebig ist, indem ein Schwarm oft täglich um 2 Pfund schwerer wird — soll sehr schwach und kraftlos seyn. — Man behauptet auch, je später im Herbste man den Bienen den Honig nehme, desto besser werde er auch.

Die Appenzeller haben zum Aussieden des Honigs zwey eigens dazu verfertigte lehmene Gefässe; das eine ist ein viereckigtes Becken, in dessen Boden sich überall kleine Löcher befinden, das andere ist etwas grösser, so daß jenes oben auf dasselbe zu stehen kommt, ohne über dieses hervorzuragen. In das obere werden nun die unausgesottenen Honigwaben gelegt, und durch die Hitze in einem mäßig eingeheizten Ofen zerschmolzen, worauf alles Flüßige durch die Löcher in das untere Gefäß lauft, und worin sich dann an der Kühle Honig und Wachs rein absöndern. Damit der Honig nicht zu braun werde, so muß man es verstehen, gerade den gehörigen Grad der Wärme im Ofen zu treffen. — Der auf diese Weise oben zurückgebliebene Trester wird nachher in einer Pfanne gesotten, in einen Sack geschüttet und ausgepreßt, und dann der noch etwa erhaltene Saft und die Ueberbleibsel im Sack bisweilen mit Wasser vermischt, welches man gähren läßt und Honigbrandtewein daraus destillirt, welcher einen etwelchen Geschmack von Honig behaltet, an

Stärke aber den Kirschengeist noch übertrift, auch gewöhnlich eben so theuer, wie dieser verkauft wird.*)

Es ist auch eine, auf vielfache Erfahrung gegründete Beobachtung: daß die besten Jahrgänge in Ansehung der Menge des Honigs auch die besten sind, in Ansehung des innern Werths desselben. So behauptet man allgemein, daß z. E. der wenige Honig, den man Ao. 1801 erhielt, mehr als um 1/4 Theil schlechter, saurer und unergiebiger war, als der in Menge erhaltene Ao. 1802.

Dieser Jahrgang 1802. war so ausserordentlich begünstigend sowohl für die Vermehrung der Bienenschwärme, als aber vorzüglich zur Einsammlung des Honigs, zum Theil aller Orten in der Schweiz, namentlich aber auch im Appenzellerlande, daß ich hier nothwendig einige Beyspiele davon anführen muß, welche hinreichend beweisen, daß seit Mannsgedenken kein Jahrgang den Bienenliebhabern so günstig war.

Was die Vermehrung der Bienenschwärme Ao. 1802 anbetrift, so war diese in Bündten sehr mittelmäßig, hingegen bey uns äusserst zahlreich, so daß man häufig von 6 Mutterstöcken 12 junge Schwärme erhielt. — Und dieser ungewöhnlichen Fruchtbarkeit der Brutbienen entsprach zugleich die ausserordentliche Menge Honig,

*) S. Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich II. 312. Vor wenigen Jahren hat Hr. Pfarrer Christ in Deutschland diese Kunst, aus dem Abgang des Honigs einen Geist zu destilliren, ebenfalls beschrieben.

nig, welchen die Bienen in diesem Jahre einsammelten, das man dem häufig gefallenen Honigthau zuschrieb, wovon die Tannen und Weiden oft eigentlich tropften.

Von einem Mutterstock erhielt ein Appenzeller 2. junge Schwärme, und einer von diesen schwärmte noch einmal, (diesen nennt man einen Jungfernschwarm). Im Herbste war nur der Mutterstock 64. Pfund, der erste junge 50., der zweite 44., und der Jungfernschwarm 30 Pfund schwer, alles à 40. Loth das Pfund.

Ein anderer Mutterstock schwärmte drey Mal im gleichen Sommer, dem ungeachtet war dieser im Herbst 46. Pfund, der erste Schwarm 49. Pfund, und der letzte 29. Pfund schwer.

Ein anderer im Kobelwald schwärmte drey Mal, und doch konnte man ihm noch im Herbste — unbeschadet seines Winter-Vorraths — 2. Maaß Honig nehmen, und der erste Schwarm davon woq 56. Pfund.

In der Reuti schwärmte ein Schwarm zwey Mal, und einer von diesen Jungen stieß noch zween Jungfernschwärme aus, so daß der Mutterstock mit vier andern Kindern und Enkeln vermehrt wurde, die alle für den Winter genug Honig eingesammelt hatten.

Ein anderer in der gleichen Gemeinde wollte aus einem schwer mit Honig angefüllten Korbe mitten im Sommer an einem heissen Tage einige Waben herausschneiden, worauf der ganze Gwerb, d. h., die ganze inwendige Wachs- und Honigmasse herunterplazte; er jagte darauf den Bienenschwarm aus dem

Waben in einen leeren Korb, und dieser war aufs neue wieder so thätig, daß er im Herbste noch 30 Pfund schwer wurde.

Jemand in meiner Gemeinde erhielt einen äusserst geringen, kaum 1. Pfund schweren jungen Schwarm, und dieser vermehrte sich den Sommer durch und arbeitete mit solchem Erfolge, daß er im Herbste 46. Pfund schwer war.

Ebenfalls einer von hier erhielt einen doppelten Schwarm, wo nämlich auf einem Gestell zwei Mutterstöcke mit einander schwärmten, und beyde junge Schwärme mit einander in einen Bienenkorb zogen. In diesem Falle sollen die beyden Königinnen ihre Wohnung mit einander theilen, und ihre Waben einander entgegengesezt bauen. Dieser Doppelschwarm nun sammelte so viel Honig ein, daß er im Herbste 95. Pfund schwer war, und einige Mal in einem Tage 3. bis 5. Pfund schwerer wurde, nachdem nämlich ein Honigthau gefallen war.

Einem andern nahm der gleiche Baur mitten im Sommer die Hälfte seiner Waben weg, worauf er heraus und in die Höhe flog, und sich nahe bey der Reuti in einem Wald in eine hohle Buche sezte, woraus man ihm im Herbste noch 6. Maaß Honig nehmen konnte.

Noch ein anderer fand im gleichen Jahrgange einen wilden Bienenschwarm in einem Walde in einer Buche, woraus er gegen 50. Maaß Honig erhielt.

Doch vielleicht habe ich schon allzuviele Beyspiele von diesem Bienen- und Honigreichen Jahrgange angeführt! —

Noch muß ich bemerken: daß die Bienen ein ziemliches Alter erreichen. Einer meiner Gemeindsschulmeister hatte z. E. einen Mutterstock 20. Jahre lang, der von Zeit zu Zeit schwärmte, dem er aber niemals weder im Herbst Honig nahm, noch im Frühling Honig zusezte. Nach 20. Jahren starb er, und hatte damals noch 1. Maaß Honig im Korbe.

Beschreibung der Sennhütten.

Die Sennhütten heissen hier gewöhnlich Käshükten, seltener Zimmer oder Zimmerig. — Diese kleinen Häuschen, welche die Hirten den Sommer durch bewohnen, und worin die Fabrickstätte der Alpenproduckte ist, stehen in den Privat- und Kuhgrechteten Alpen einzeln, auf den Land- oder Gmeinalpen — hingegen stehen 10. 20. bis 30. neben einander. Die Bauart der erstern und der leztern ist sehr von einander unterschieden.

Diejenigen in Kuhgrechteten und Privatalpen stellen eigentlich kleine Alpenhäuschen vor, die nicht selten den Sommer durch von dem Senn und seiner ganzen Familie bewohnt werden. Sie bestehen aus hölzernen Balken und Brettern, ausgenommen daß der Keller, die Küche und der Ofen aus Steinen, mit Kalch und Leim gemauert, besteht. — Auf 1. oder 2. hohen hölzernen Staffeln, die bey der Thüre ausser der Hütte angebracht sind, trittet man zuerst in die Küche, die nur so groß ist, daß die Feuerstatt

und die nöthigen Alpengeräthe darin Raum haben, ungefähr 8. Schuh lang, und 10. bis 12. Schuh breit. Aus der Küche steigt man wiederum auf ein paar Staffeln in das Stübchen, das in der nemlichen Grösse wie die Küche ist, und 7. bis 8. Schuh in der Höhe mißt, auch ein paar Fenster mit Glasscheiben enthält. In diesem befindet sich vorzüglich ein Ofen, ein Tisch, und ein hölzerner offener Bettkasten, (eine Gutschen) der mit gutem Bergheu angefüllt ist, und in dem 2. bis 3. Personen schlafen können. — Neben der Stube und der Küche liegt der Milchkeller, (der Maßer) der öfters in den Boden hinuntergegraben ist, und der eigentlich den Ort der Hütte bestimmt, indem man auch hier auf unterirrdische Luftlöcher sieht, um die Milch vor dem Saurwerden zu bewahren. Quellwasser sucht man hier nirgends in die Keller zu richten, um die Milchgeschirre darein stellen zu können.

Der Platz um die Hütte herum, heißt auch hier der Hoof.

Die Käsehütten in den Gmeinalpen hingegen sind viel einfacher gebaut. Die 4. Wände sind nur trocken aus Steinen aufgemauert und oben mit Schindlen bedekt, welche Steinklötze beschweren, damit sie der Wind nicht wegtragen kann. Diese kleinen viereckigten Hütten, die kleine Sennendörfchen bilden, und von ferne dem Auge wie grosse Steinhaufen vorkommen, bestehen aus der Küche und dem Milchgemach; in die erstere kommt man gleich bey dem Eintritt in die Hütte, und das letztere macht ungefähr den fünften Theil des Ganzen aus, und ist bisweilen ein paar Schuhe in die Erde hineingegraben.

Neben der Hütte steht gewöhnlich ein eigener Saustall oder Gaißstall, der 6. Schuhe ins Gevierte hält und 4. Schuh hoch ist, und für die Schotten und übrige Nahrung einen Trog hat, den man aussert dem Stalle anfüllen kann.

Nahe dabey befindet sich endlich der Kühstall, der 20. bis 30. Schuh lang, 14. bis 18. Schuh breit und 10. bis 15. Schuh hoch ist. In den Privat- und Kuhgrechteten Alpen sind sie für 20. bis 25. Kühe, in den Gmeinalpen hingegen nur für 12. Kühe eingerichtet.

An den erstern Orten sind sie ebenfalls aus Balken und Läden, an den letztern aber nur aus Steinen trocken aufgebaut. — In den hölzernen Ställen ist einige Schuhe unter dem Dache ob den Kühen noch ein Fußboden mit Brettern gelegt, den man gewöhnlich mit eingesammeltem Heu anfüllt, um das Vieh bey einfallendem Schnee oder zu Ende des Sommers bey wenigem Gras damit füttern zu können.*) In diesen

*) Es hat sich auch in dieser Alpengegend schon öfters zugetragen, daß man dem Vieh bey eingefallenem Schnee aus dem Thal Futter hinauf trug, oder daß man genöthigt war, mit dem Vieh von Alp zu fahren, wovon unsere Jahrzeitbücher eine Menge Beyspiele anführen. Z. E., Im Jahr 1737. den 6. Aug. — Im Jahr 1744. den 1. Aug. — Im Jahr 1767. den 1. Aug. — Im Jahr 1771. den 6. Augstmonat u. s. w. fiel ein solcher Schnee in den Alpen und Bergen, daß solche wie mitten im Winter aussahen, und alle Sennen mit dem Vieh aus den Alpen fahren mußten.

Ställen sind auch zu beyden Seiten oben unter dem Dache ein paar Läden angebracht, um den Stall durch die Oeffnungen derselben von Zeit zu Zeit auszuluften zu können. — In den steinernen Ställen sind oben unter dem Dache nur leergelassene Oeffnungen oder Luftlöcher angebracht, die immer offen bleiben, so wie in diesen keine Heubehälter gemacht werden, weil man bey rauher Witterung diese wilden Alpgegenden sogleich mit dem Vieh verläßt. — Unten geht mitten durch den Stall ein Graben oder Kanal, der einen halben Schuh tief ist, in welchen von den Kühen beyder Seiten der Abfluß hinfallt, und durch welchen er auch hinten zum Stall hinaus durch eine in der Mauer offen gelassene Oeffnung, die das Schoorloch heißt, hinaus gelassen wird, das bey den Ställen auf den Wiesen im Thale ebenfalls der Fall ist.

Alle 3. Gebäude zusammen, nämlich die Käshütte, der Küh- und der Saustall kosten in den Privat- und Kuhgrechteten Alpen 200. bis 400. Gulden, je nachdem die Lage der Alp ist, und je nachdem der Besitzer sich dabey benimmt. In den Gmeinalpen ist der Kosten weit geringer.

Im Jahr 1746. den 22. Brachm. — Im Jahr 1751. 1758. und 1770. im Heumonat ereignete sich das gleiche.

Den 19. Brachmonat im Jahr 1778. warf es einen so tiefen Schnee, daß er selbst im Dorf Gaiß 2 1/2 Schuh tief war, welches im Jahr 1801. den 15. Brachmonat beynahe der gleiche Fall war.

Die Alpengeräthschaften.

Zu einem Sennten von 20. bis 25. Kühen sind folgende Alpengeräthe nothwendig:

Ein grösses küpfernes Sennenkeßi, das 30. bis 70. Maaß Milch hält.

Eine oder zwey küpferne Pfannen, mit 3 eisernen Füssen, um die Alpenspeisen darin kochen zu können.

Zwey gedrechselte Melchstühle, wovon das Stück 18. bis 20. Kreutzer kostet.

Vier Milcheimer zum Melchen, wovon jeder 10. bis 12. Maaß in sich fasset; das Stück kostet 14. bis 15. Batzen.

30. Näpfe, die weit aber nieder, rund und gedrechselt sind, 10. bis 12. Maaß Milch in sich halten, und wovon das Stück 1 1/2 Gulden kostet. — Diese und nachstehende gedrechselte Alpengeräthe werden meistens von Toggenburgern z.E. im Wildhaus, Neu St. Johann u. s. w. (nur wenige in Gaiß) aus aspenem und buchenem Holz verfertigt, und auf die Jahrmärkte gebracht; die Küblerarbeiten hingegen werden im Land verfertigt. — Je älter die gedrechselten Milchnäpfe u. dgl., desto höher schätzt der Bauer dieselben.

Die neuen Gefässe hölzelen, (nehmen einen Holzgeschmak an) hingegen diejenigen, in denen schon eine lange Zeit Milch oder Schotten gestanden ist, bekomen nach und nach eine weisse Kruste an dem Boden, die

sich nicht wegwaschen läßt, und dem Holz ganz seinen widrigen Geschmack nimmt; "de Napf hät än „rechtä Stäh„ sagt alsdann der Senn.

Eine Rohmschüssel, womit man den Rahm von den Milchnäpfen abnimmt. Diese ist fast ganz flach, gedrechselt, und kostet 1 1/2 Gulden. Man nennt diese meistens die Schuafen.

Ein Rohmeimer, der wie ein Milcheimer beschaffen ist, und in den man aus der Rohmschüssel den Rahm gießt — kostet 18. Batzen.

Ein Buder (ein Butterfaß) und zwar nach der gewöhnlichen Art, rund, 4. Schuh hoch, überall etwas mehr als einen halben Schuh weit, mit Reiffen gebunden, und mit einem Stösser versehen, der zu unterst in eine runde Scheibe von hartem Holz, die genau in die Höhle des Fasses paßt, eingezäpft ist, womit der Rahm auf- und abgestossen wird. — Hiebey hat man sowohl in den Alpen als in den Sennenstuben im Thale, noch folgende Einrichtung: Man schraubt das Fäßchen unter einem senkrechten Balken fest, an dem sich oben ein Schwengel, gleich dem Schwengel an einer gewöhnlichen Wasserpumpe, befindet, und den man die Budersul nennt. In dem obigen Schwengel wird der Stösser des Butterfasses eingehängt, und durch denselben auf und nieder gezogen, wodurch die Bewegung des Butterfasses um sehr viel erleichtert wird. Doch muß man den Schwengel ganz langsam und gleichförmig bewegen, weil sonst, der durch denselben so sehr vermehrten Kraft wegen, der Rahm zu sehr in Bewegung gesezt wird, und vieles aus der Oeffnung, in der der Stösser auf und nieder

geht, und die eben dieser Einrichtung wegen eine gewisse Weite haben muß, herausspritzen würde. — In diesem Fasse können jedesmal 8. bis 9. Pfund Butter gemachet werden. Es kostet ein neues 3 1/2 bis 4 Gulden.

Nur in Innerrooden bedient man sich an einigen Orten eines cylindrischen Butterfasses, wie im Glarnerlande, das man ein Trüllbuder nennt.

Ein gedrechselter Käsnapf, der bis 1 1/2 Gulden kostet.

Kälber- und Kitzimägen, wovon ein Stük in das andere gerechnet, 3. bis 6. Kreutzer kostet.

Ein Saurfäßli mit einem Hahnen, kostet 18. bis 20. Batzen.

Eine Wägelscheiben zum Käsen, das aus einem langen Hölzchen besteht, an dem unten ein breites Querhölzchen bevestiget ist, um damit die Käßmasse im Kessel herumzurühren.

Ein Käsewerb.

Ein Kästill, das ist, ein Brett, worauf der neue Käs gelegt wird, um den ringsherum eine Furche eingeschnitten ist, die nach vornen gegen einem Ende des Bretts hinaus einen Schnabel hat, durch den das Käswasser in ein kleines Tropfeimerli ablauft, das man an denselben hängt. — Alle 3. Stück zusammen kosten oft bis 3. Gulden. — Anstatt des Käsewerbs und des Kästills hat man öfters nur einen Käsger das ein hölzenes, gedrechseltes Gefäß ist, welches inwendig gerade einen so grossen leeren Raum hat, als der Käs groß werden muß, und an dem unten eine Röhre angebracht ist, an welche man das

Tropfeimerli hängt, und durch welche es aus dem Käs in dasselbe herabrinnt.

Käsrinden, die aus büchenem Holz verfertigt sind, um die Käse damit zu umgürten.

Ein vom Kübler gemachtes Mütteli oder eine Muttelen, zur Schotten für den Senn, welche 6. bis 7. Batzen kostet.

Ein Blätterkübel, das ein Eimerchen mit einem wohlbeschloßnen Deckel ist, um die Schotten darin warm zu erhalten, kostet 10. Batzen.

Ein gedrechseltes Mütteli zur Milch für den Senn, welches 10. bis 15. Batzen kostet.

3. oder 4. burbäumene Löffel, wovon das Stück 4. bis 6. Batzen kostet. Ein Messer hat ein jeder in der Tasche.

2. Saukübel, wovon das Stück 6. bis 7. Batzen kostet.

Ein küpfernes Saukesseli, das etwa 10. Maaß Schotten enthält, um sie darin den Schweinen warm machen zu können. In einigen Alpen hält man dazu eine grosse küpferne Pfanne mit 3. eisernen Füssen.

Eine Miettasche, worin das Salz aufbehalten wird, und die ein Kübler für 5. bis 6. Batzen verfertigt.

Eine Milchtase, die länglicht oval und 3. Schuhe hoch ist, sehr breite Reife hat, die mit meßingenen Nägeln angenagelt sind, und 30. bis 40. Maaß Milch in sich faßt. Es kostet eine 5 1/2 bis 6 Gulden.

Ein Strigel, um damit die Kälber zu reinigen, kostet 18. bis 20. Kreutzer.

Für jede Kuh eine eiserne Kette, um sie daran des Nachts in den Stall zu binden, und die 20. Batzen kostet.

Eine Schnellwag, um damit die Alpenprodukte für den Molkengrempler zu wägen, kostet 3. bis 4. Gulden, und zieht 2. bis 2 1/2 Zentner.

Seiler, Sense, Hämmer, Nägel, Axt, Nadeln, Faden u. dgl.

Ein Mehlsack mit Mehl.

Ein Feuerzeug und eine Lampe.

Das Bettzeug, nämlich eine Federndecke, ein Hauptpfulmen und Kissen, und 2. Leintücher.

Eine Krenzen, ein grosser Tragkorb, der unten einen Boden hat, in dem ringsherum nichts als runde Stäbe stecken, den man an den Rücken hängt, worin man die Alpengeräthe in die Alp tragen kann, kostet 10. bis 15. Batzen.

Eine Meehßa, ein Brett mit 3. Tragriemen, welches man auf dem Rücken trägt und mit Seilern allerley aufbindet.

Ein Räffli ist ein ähnliches Tragbrett hinten mit zwey auswärts gerichteten, hölzernen Armen, worauf ein Querbrett liegt, auf welches man das Zutragende hinbindet.

Von dem Appenzeller-Aelpler und seinen Belustigungen.

Gewöhnlich werden die Alpengeschäfte nur durch Mannsleute versehen, obwohl man in Innerrooden auf vielen Alpen Männer mit ihren Weibern und Kindern antrift. Im leztern Falle theilen beyde Geschlechte die Geschäfte mit einander; leztere machen alsdann gewöhnlich die Käse und Butter, und besorgen die häuslichen Angelegenheiten, erstere gehen der Heerde nach, schaffen Holz herbey u. dgl.

Bey einem Sennten von 15. bis 20. Kühen sind zu Besorgung aller Alpengeschäfte eigentlich nur 2. Personen nöthig, nämlich ein Senn und ein Handbub. Bey einem Sennten von 30. bis 40. Kühen ein Senn, ein Knecht und ein Handbub. — Versieht der Besitzer der Alp die Geschäfte nicht selbst, so thut ers durch seine Knechte, die er das ganze Jahr durch hält, und einem jeden nebst Speise und Trank 50. Gulden Jahrlohn bezahlt.

Das Appenzeller Hirtenvolk, und namentlich der Innerrooder — ist gegen Fremde äusserst gutmüthig und gefällig; zeigt überall, wo er ist, eine zudringliche Neugierde; ist äusserst lebhaft — und munter; scherzt und lacht unaufhörlich mit seinesgleichen und verräth sehr viel Anlage zum Witz.

Die Kleidung der Sennen ist äusserst gering und wohlfeil. Ein paar Mannsschuhe, mit doppelten dicken Sohlen, und aller Orten mit grossen Ei-

sennägeln beschlagen, welche 3 1/2 bis 4 Gulden kosten. (Selten tragen sie Holzschuhe, und gar oft keine Schuhe.) — Lange bis auf die Schuhe heruntergehende zwillchene Beinkleider (Hosen,) die fertig gemacht 2. Gulden kosten, und ein lederner Hosenträger wo einer 1/2 bis 1 1/2 Gulden kostet und der die erstern in die Höhe hält, das durchaus nothwendig ist, weil ihre Beinkleider oben sehr kurz sind, und ihnen ohne diesen über die Kniee herabfallen würden, weswegen hinten das Hemdt jedem Sennen einige Hände breit über die Hosen herab hängt. — Ein Futterhemdt mit Ermeln, das nicht weiter als bis an den Hosengürtel geht, und 1 1/2 bis 2 Gulden, und eine lederne Kappe, die einen halben bis einen ganzen Gulden kostet. — Wahrlich! eine Kleidungsart, die nicht einfacher und natürlicher seyn könnte!

Sowohl der Aufenthalt der Sennen in der Küche der Hütte, die öfters in den Gmeinalpen sehr rußig sind, weil kein ordentlicher Rauchfang darin angebracht ist, als aber der Aufenthalt in dem engen Kühstall beym Melken u. s. w. — sind schuld, daß ihre Kleidung meistens sehr schmutzig aussieht. — Daher rechtfertigt der erste Anblik derselben das hartscheinende Urtheil, das Hr. Hofrath Meiners fällte, als er im Kanton Appenzell eine Sennhütte betrat, und kommt nicht mit den Vorstellungen überein, die sich manche, durch schwärmerische Beschreibungen von dem Vergnügen des Alpenlebens verleitet, machen. Es ist wahr, der äussere Anzug der Appenzeller Sennen könnte besser erhalten und fleißiger gewaschen werden, als es gewöhnlich geschieht. Es muß besonders einem Fremden äusserst auf-

fallend seyn, wenn er sogar im Dorfe Appenzell und anderswo solche schmutzige Sennen antrift, die selbst am Sonntag ihre Kleider nicht wechslen, sondern im nämlichen Anzug, wie sie von der Alp kommen, in der Kirche erscheinen; allein man muß schon mit den Alpen und dem Anblick der Sennhütten und Sennen bekannt seyn, um das Vergnügen des Alpenlebens geniessen, und sich ungestört den erhabenen Eindrücken der Natur überlassen zu können; man muß wissen, daß die Unsauberkeit der Sennen meistens nur scheinbar ist: daß im Gegentheil die größte Reinlichkeit bey denselben in Ansehung ihrer Milchgefässe herrscht, die sie, so oft sie gebraucht werden, mit Schotten auf das sorgfältigste reinigen, und ordentlich spiegelglatt putzen; man muß endlich wissen, daß unter einem schmutzigen zerrissenen Anzuge kerngesunde, wohlgebildete, biedere Naturmenschen verborgen sind, die man — bey näherer Kenntniß sogleich liebgewinnen lernt.

Ehmals wurden im Lande viel mehrere Festtäge als jetzo gefeyert, die vorzüglich zu Freudentägen der jungen Bergbewohner bestimmt waren, und woran man entweders auf die Alpen gieng, oder um deren Willen die Aelpler ins Thal herabkamen.

Es giebt jetzo noch mehrere Sonntäge im Jahr (in Innerrooden jedesmal der erste Sonntag im Monat, und in Ausserrooden der erste Sonntag in einem Vierteljahr) die man Reesonntäge nennt, an denen ganz besonders die beyden Geschlechter das Wirthshaus besuchen, und wo dann jedem Wirth erlaubt ist, seine jugendlichen Gäste so lange als sie wollen, zu bewir-

then, das dann öfters so lange dauert, bis der Tag am Himmel graut.

An verschiedenen Tagen im Jahr wird auch zum Zielgeschossen, wozu vorzüglich jeder vermögliche Appenzeller, der sich verheurathet, den Schützern seiner Gemeinde eine Schießgabe zum verschiessen giebt, die in der gleichen Woche, worin er seine Hochzeit hält, verschossen wird, und entweders in einem oder zwey Stücken Rindvieh oder in baarem Geld besteht.

Einige, vor Zeiten sehr beliebte, gymnastische Spiele, an denen Ledige und verheurathete Männer Antheil nehmen, und wobey Kinder, Mädchen und Müttern frohe Zuschauer sind — werden auch immer seltener. — Die Nachfeyertäge des Ostern- und Pfingstfests, und vorzüglich die Mayen- und Herbstkilbitäge einiger Gemeinden, z. E. in Appenzell, Urnäsch und Gaiß, an welchen grosse Jahrmärkte gehalten werden, und an denen sich die gewandtesten und stärksten Männer verschiedener Gemeinden jederzeit unfehlbar einfanden, und mit einander um den Preiß leidenschaftlich wetteiferten, waren von jeher dazu bestimmt.

Das Steinstossen ist jetzt noch üblich. Starke Männer nehmen 80. bis 100. Pfund schwere, meistens ganz runde Steine in die rechte Hand, heben sie bis auf die rechte Schulter, und werfen dann den Stein mit einem plötzlichen Schwunge des Körpers etliche Schritte von sich weg. Wer denselben am weitesten von sich weg wirft, von dem sagt man: er habe den Stein gehabt, und der ist alsdann der Sieger.

Bisweilen übten sich auch die Jünglinge im Wettlaufen, das man Zööchten nennt, wobey eini-

ge gemeinschaftlich auf einen Berg hinauf- oder von demselben herabliefen, und wobey derjenige den Preis erlangte, der das Ziel zuerst erreichte.

Die Ringgefechte heißt man hier das Hosen-lüpflen, wo zwey Kampflustige einander mit geneigtem und gegen einander gestütztem Kopfe um die Schultern oder um den Hosengurth fest packen, und so alle Bewegungen versuchen, um den Gegner seitwärts auf den Boden zu werfen.

Eine Gemeinde wetteifert recht eigentlich auf die andere, daß sie in solchen Uebungen die gewandtesten Leute besitze, und bildet sich wirklich viel darauf ein, wenn Thatsachen dafür reden.

Mit nächtlichem Zusammensitzen von beyden Geschlechtern, und mit Trinkgelagen, werden dann solche Feste gewöhnlich geendigt.

Die ehmaligen alljährlichen Musterungstäge der Ausserrooder und hauptsächlich die Landsgemeindstäge in Aus- und Innerroden, waren grosse Freudenfeste aller Landesbewohner, die jedem Stand und Alter jederzeit willkommen waren.

Die sogenannten Alpstubeten, welches eigentliche Alpenfeste, aber nur noch in Innerroden üblich sind, darf ich hier nicht vergessen. Zu Anfange des Sommers, bald nachdem die Sennen die Alpen bezogen haben, gehen die erwachsenen jungen Leute paarweise in einige Alpen, in denen eine Alpstubeten gehalten wird, (denn nicht in allen Alpen ist dieß der Fall,) z. E. in die Botersalp, Ebenalp, Sentis- oder Meglisalp, in Sell und Säntis. — Am Schutzengels-

fest

fest hören sie zuerst eine Predigt und eine Meß im Wildkirchli, und erst dann eilt man völlig nach Eben-Alp, und am Jacobstag geschieht das nämliche zuerst im Cronbergskirchli beim Jacobsbrunnen, worauf man erst in die Botersalp hinunter steigt, und Hand in Hand, unter lautem Jubelgeschrey und unter Johlen, Jauren und Löcklen den Sennhütten zuläuft. Hier bedient jeder Liebhaber seine Geliebte mit Alpenspeisen aller Art, die in dieser Gegend, unter frohen Scherzen doppelt gut schmecken. Nach diesem wird auf dem offenen Felde, theils nach der Geige und dem Hackbrett getanzt, theils sucht man sich mit Ringen, Laufen und andern Spielen zu belustigen. Des Abends spåth hüpft jeder Junggesell mit seinem Mädchen über Stock und Stein, ins Thal herunter, wo er denn gewöhnlich die Erlaubniß erhält, dasselbe bis in ihr väterliches Haus begleiten zu dürfen. —

Auch auf der Alp Sigck wurde ehmals eine solche Alpstubeten gehalten; allein da einst gerade damals, als sich die frohe Jugend dem vollen Freudengenusse ergab, ein schreckliches Hagelwetter entstand, das alles Gras auf der Alp in den Boden hinein schlug, so sah dies der Besitzer als eine Strafe Gottes an, und wollte nachher keine mehr daselbst dulden. Aus der gleichen Ursache wurden sie auch bisweilen obrigkeitlich untersagt. So fand ich z. B. nachstehendes obrigkeitliches Edikt vom Jahr 1590. „Es ist auch „menklichen noch unvergessen, wie uns der allmächtige „Gott, wenn die Stubeten in Alpen und Wähden „(Weiden) sind gsyn, uns wieder mit Hagel und Un-

„gewitter und großem Wasser hat gstraft, von wegen „unserm sündigen, bosshaften, ruchen Leben, deswegen „haben wir einhellig uf und angenommen, und verbot„ten, daß fürohin am Sonntag und an denen Fyr„tägen in Alpen und Wähden die gemeinen großen „Stubeten verbotten seyn sollen, bey der Buß, der „etwa würde haben 10 Schilling denie, und dem der „gieng 3 Schilling Denie, so oft es beschicht." — In Außerrooden sind diese 1726 gänzlich verbotten und abgeschaft worden. So lesen wir in Walsers Appenzeller Chronik: „in diesem Jahr sind auch die aus dem „Heydenthum herstammende sogenannte Weid- und „Alpstuberten, da sich das junge Volk, gleichwie „in alten olympischen Spielen, im Laufen und Ringen „übte, abgestellt und verbotten worden."

Möchten doch alle Obrigkeiten solche und ähnliche Freudenfeste — nur darum: weil sie vielem Mißbrauch unterworfen seyn können — nicht schlechtweg verbieten, sondern ihnen nur die gehörige Richtung und Veredlung zu geben suchen! — Werden solche öffentliche Lustbarkeiten verboten, so treten an derselben Stelle gemeiniglich geheime Winkelzusammenkünfte, die eben deswegen, weil sie geheim sind, auch viel gefährlicher werden können. — Möchte vorzüglich der glückliche Zeitpunkt recht nahe seyn, wo schweitzerische Volksfeste im Geiste unserer Altfordern — mit der freudigsten Theilnahme des gesammten Volkes gefeyert würden, welche vermögend wären, unserm, leider! nur allzusehr herabgesunkenen Volksgeist einen neuen edlen Schwung zu geben, und frohes Gefühl der Freyheit und Menschenwürde in unsere Adern zurück zu führen! —

Von den Geschäften und Nahrungsmitteln der Aelpler.

Bey Tages Anbruch wird das Vieh aus dem Stall gelassen, und auf die Weide getrieben.

Nach diesem nimmt der Senn mit der Rohmschüssel von etwa 7 bis 8 Milchnäpfen den Rahm hinweg; die abgerahmte Milch schüttet er aus jedem Napf in den großen Sennkessel, den Rahm hingegen in den Rahmkübel.

Ist dies geschehen, so wird gekäset. Dieß dauert ungefähr bis 9 Uhr, worauf dann alle das Frühstück, nämlich Schotten, Milch, Käs und Brod genießen. — Man hat übrigens nicht auf allen Alpen und jederzeit Brod; bey ärmern Sennen vergehen oft viele Wochen, ehe sie Brod und Mehl in ihre Alpen nehmen, sondern sie leben ganz von Milchspeisen. Wein findet man auf keinen Alpen; hingegen da, wo auch die Weiber mit ihren Kindern hausen, bisweilen Kaffee.

Ist das Frühstück genossen, so werden die Kühe wieder eingeholt, in den Stall gebunden und gemeinschaftlich gemolken. — Die meisten Kühe sind so gut an die Morgen- und Abendzeit gewöhnt, daß sie sich von selbst zu den Sennhütten begeben, und durch ihr Blöcken den Senn an seine Pflicht erinnern.

Das Melken dauert so lange, bis es Zeit zum Mittagessen ist, welches aus Schotten, Milch und einer Rohmzonne besteht. — Dieser letztere Brey ist aus nichts anderm zusammengesetzt, als daß man Rahm mit dem weißesten Mehl vermischt, und dasselbe so lange über dem Feuer kocht, bis es unten

eine gelbe Kruste ansetzen will, und bis alle Fettigkeit daraus gekocht ist, und oben auf schwimmt. Dies ist eine fette schwer zu verdauende Speise, wozu der Senn gewöhnlich warme Schotten trinkt. —

Nach dem Mittagessen genießt der Aelpler gewöhnlich ein Mittagsschläfchen.

Nach diesem wird wieder von neuem der Rahm von einigen Näpfen genommen (wird gerohmt) hernach Butter gemacht (gebudert) und zuletzt zum 2ten mahl gekäset. Ein Senn von 30 Kühen macht nämlich täglich 2 Käse. — Während dieser Zeit, ungefähr um 4 oder 5 Uhr Nachmittags, je nachdem die Hitze groß oder gering war — läßt der Handbub die Kühe wiederum aus dem Stalle, verwirft den Dünger auf gute Plätze u. dgl.

Ist der 2te Käs gemacht, so wird das Vesperbrod genossen, welches in Brod, Schotten oder Milch, und Käse oder Zieger besteht.

In den Voralpen und zahmen Alpen, welche entweder von der Natur durch Flüsse u. dgl. oder von den Sennen durch Zäune eingeschirmt sind, ist die Hütung des Viehes gar nicht nöthig, sondern man überläßt dasselbe völlig sich selbst. Hingegen auf den wilden Alpen, welche neben einigen guten Grasplätzen aus Felsen, steilen Anhöhen, und steinigten Gegenden bestehen, da muß das Vieh die meiste Zeit gehütet werden, und da vermehrt sich dann die Gesellschaft des Sennen, Knechts und Handbuben noch mit einem Kühbuben.

Nach dem Vesperbrod wird etwas Holz zur Hütte geführt, oder es wird selbiges bey der Hütte ge-

spalten, oder es werden andere nöthige Geschäfte verrichtet. — Am Abend wird das Vieh wiederum in den Stall hineingebunden und gemolken; worauf das Nachtessen, das aus Schotten oder Milch besteht, die Tagsgeschäfte beschließt. —

Nicht nur die Aelpler, sondern auch die reichern und ärmern Thalbewohner essen sehr vielerley Milchspeisen.

Die ganze Milch, d. h. diejenige, von der man den Rahm noch nicht wegnahm, ist der Vermöglichern, und die abgerohmte der ärmern Leute gewöhnliche Speise.

Der beynahe zu Butter verdickte Rahm wird unter dem Namen Luppmilch, als eine sehr niedliche Speise, geessen.

Nidelbrodt heißt diejenige Alpenspeise, wo man Rahm nimmt, und das weißeste Brod, so man hat, darin gelb bratet.

Bey einem Rohmzieger hingegen wird anstatt des Brodts weißer Zieger genommen, den man dann wie das obige Brodt behandlet.

Außer der Sennenschotten macht man auch in den Dörfern andere Schotten, da man entweder untermischte, oder aber mit Eyern versetzte aufsiedende Milch mit Wein oder Essig scheidet, wovon die erstere Pfannenschotten, und die letztere Eyerschotten genennt wird.

Der weiße Zieger ist in diesen Gegenden ebenfalls eine tägliche Nahrung in den Sennenhaushaltungen. Wenn nämlich der fette oder magere Käs gemacht ist, so wird das Käswasser, in das man noch zuerst Buttermilch oder abgerahmte Milch nachgießt,

(je bessere Milch man nachgießt, desto bessern Zieger erhält man) mit dem Saur gescheiden, und dann der auf diese Art gewonnene Zieger oder Käs theils sogleich geessen, theils wird der übrigbleibende in ein Leinentuch (in einen Fetzen) gethan, hängt ihn über den Heerd an das Kamin, daß die Schotten daraus rinne, und räuchert ihn, wo er alsdann g'räucherter oder Fetzenzieger heißt. Durch das Räuchern wird er fester und bleibt frisch; er läßt sich alsdann wie Brod schneiden, und wird mit altem Käse statt des Butterbrodts verspiesen. Bisweilen wird das Pfund um 1 Batzen an arme Leute verkauft; hingegen zu Schabzieger wird er hier zu Lande nirgends benutzt. Vermischt man den Fetzenzieger mit Kümmel, so heißt er Kümmigzieger.

Als vorzüglicher Nationalspeisen, die der Appenzeller im Thale für seine besten Leckerbissen hält, erwähne itzt hier auch noch der Hung- und Käs-Häbcken (Honig und Käskuchen — ein Häbck heißt ein Kuchen). Zu beyden wird ein Teig vom weißesten Mehl und Wasser augemacht, zum letztern aber auch verschnittene Kässtückchen eingemischt, auf eine besondere Weise angemacht, und in die Pfanne zum Backen in Schmalz eingelegt, da man dem erstern eine warme Brühe von Honig und frischer Butter beygießt. Die Käskuchen werden auch öfters von denjenigen mit Lust geessen, welche sonst den Käs nicht lieben.

Eyerbrodt Ring, Eyerbrodt Zöpfe, Milchbrod, Birrenbrod, wird an den Festä-

gen, und vorzüglich am Weihnachts- und Neujahrsfest sehr viel geessen.

Brodtringe, (eine Art Prezel) macht man das ganze Jahr durch meistens in Appenzell Innerrooden, und legt sie in jedem Wirths- und Schenkhause dem Bauer zum Trunke vor.

Die Bäcker machen auch auf den Neujahrstag sogenanntes Pfeilenbrodt. Es besteht aus dem feinsten Mehl, (Schildmehl) Salz und Wasser, woraus man einen Teig macht, der mit Saurteig in Gährung gebracht wird. Nach diesem wird der äußerst zähe Teig vermittelst eines hölzernen Zilinders untereinander gearbeitet, (man nennt dieß den Teig brechen) und darauf in runde Kuchen geformt, auf welche man noch 3 lange schneckenförmige Stückchen Teig legt. Diese Kuchen stellt man nun nahe an den Ofen, damit der Saurteig in denselben sie in die Höhe treibe; nachher bringt man sie an den kältesten Ort im Hause, und läßt sie so hart als möglich überfrieren, und erst in diesem steinharten Zustande werden sie mit Safran nnd Eyern überstrichen, damit sie schön gelb werden, in den Backofen gebracht, gebacken, — und alsdann zum Kaffee oder Wein, wie das Eyerbrodt, geessen. —

Die Käsknöpfle sind auch vorzüglich im Appenzellerlande zu Hause. Zu ungefähr 2 Pfunden Mehl wird 3/4 Pfund Käs genommen, den man klein verschneidet, unter das Mehl rührt, Salz darüber streut, und Milch daran gießt, und alles in einen Teig verrührt, und endlich dabey, wie bey den gewöhnlichen Mehlknöpflen verfährt.

Das auf die oben beschriebene Art vom Müller zubereitete Mußmehl, (Hafergrütze) ist schon seit den urältesten Zeiten, in eine schleimigte Suppe abgekocht (welche dann das Muß heißt) nebst einem Stück des besten, blendend weißen, feinsten und zärtesten Brods, wobey die Kunst des Müllers und Bäckers aufs höchste getrieben ist, die gewöhnlichste Nachtmahlzeit des Appenzeller Volks.*) — So ward z. E. schon Ao. 1524 zur Zeit der Kirchen-Verbesserung an einer Landsgemeinde erkennt: „daß alle Priester nichts anders weisen, leh„ren und predigen sollen, als was sie mit der heil. „Schrift und mit der Wahrheit belegen möchten; wel„cher anders lehre, dem soll Muß und Brod auch „aller Schutz und Schirm abgeschlagen seyn rc. —

*) Die wöchentliche Consumtion des Getraides im ehemaligen Kanton Säntis läßt sich aus dem Quantum ermessen, welches in der Sperre 1798 für die Landschaften dieses Kantons herüber gelassen wurde, und nach einer vorgenommenen Berechnung beyläufig 1400 Säcke betrug, ohne was an Partikularen — die gewöhnlich Marktgäste waren — abgelassen worden ist. Wegen dem Militair, das man nachher einquartieren und speisen mußte, ist der Verbrauch ungleich größer geworden, so daß im April 1799 zur Verproviantirung des Kantons Säntis wöchentlich 2000 Säcke a 250 Pfund schwer Gewicht zu 40 Loth gerechnet, also 5000 Zentner erforderlich waren. Appenzell Innerroden brauchte davon nicht mehr als wöchentlich 80 Säcke voll. Es hat im Dorf Appenzell Kornschütten, um ungefähr 4 bis 5000 Viertel aufzubewahren.

Als Getränk wird anstatt des Weins alljährlich ein ungeheures Maaß Most (Obstwein) getrunken, von dessen Zubereitung ich weiter unten, wenn ich die Landwirthschaft des Rheinthals beschreibe, reden werde.

Von dem Appenzeller Käse und Butter.

Es werden hier zu Lande verschiedene Käsearten zubereitet, die alle ihre verschiedenen Benennungen haben.

Um magere Käse zu verfertigen — deren man sehr viel macht, weil kein Schabzieger verarbeitet wird — wird die abgerahmte Milch in dem Sennenkessel lauwarm gesotten, ein Kitzi- oder Kalbsmagen klein verschnitten, in ein Säckli eingewunden und eine kurze Zeit hinein gehalten und dann mit den Fingern wiederum herausgenommen und ausgedrückt. (Einen solchen Magen kann man 4 bis 5mal gebrauchen, ja, einige Sennen versicherten mich sogar, man bekomme bisweilen einen besonders guten Kalbermagen, den man 14 Tage und 3 Wochen lang benutzen könne, welches sie einem besondern Mondszeichen zuschreiben, worin das Kalb geschlachtet wurde, von dem ein solcher Magen herkommt). Nach diesem zieht man den Kessel vom Feuer, läßt die Milch darin 1/4 Stunde stehen und erkalten, worauf sie ganz dick wird. Diese verdickte Milch wird dann mit der Wägelscheibe so lange gerührt, bis sie wieder dünn und flüßig geworden. (Je besser die Masse gerührt wird, desto schöner wird der Käs). Ist dieß geschehen, so geht dann erst die völlige Scheidung vor, worauf man

mit der Rohmschüssel und einem Napf die käsigen Theile, die man, so lange sie im Kessel sind, den Fiisch nennt, — zusammen zu treiben, und in den Napf hineinzubringen sucht, und damit, wie gewöhnlich verfährt, ihn den Tag über etwa zweymal kehrt, des Abends aus dem Käswerb herausnimmt, und mit der Käsrinde umgürtet, und ihn so lang im Keller oder Milchgemach stehen läßt, bis sie der Käshändler abholt, und sie erst alsdann salzt und zubereitet, so wie er sie haben will. Wenn der Magen zu ausgebraucht und beynahe zu schwach ist, die Käsigen von den wäßerigen Theilen völlig zu scheiden, so daß der Fiisch nicht zusammen zu bringen ist, so wird ein Feurstahl hineingelegt, das bald die völlige Scheidung bewirkt. Die gewöhnliche Größe dieser Käse ist 14 bis 20 Pfund schwer, wovon das Pfund 8 bis 14 Kreutzer kostet, je nachdem er jünger oder älter ist.

Vorzüglich im Sommer werden sehr viele Fähßtkäse (fette Käse) gemacht, wozu man anstatt abgerahmter ganze Milch nimmt. Hat man des Abends die Kühe gemolken, so schüttet man die Milch in das Sennkessi, und läßt sie die Nacht durch darin stehen. Am folgenden Morgen nimmt man etwa eine Maaß Nideln oben davon, die man nachher verbuttert, bindt darauf das Vieh in den Stall hinein, und milkt dasselbe, gießt nach diesem die frisch erhaltene Milch zur andern in den Kessel, und läßt so alles mit einander über dem Feuer lauwarm werden. Ist dies geschehen, so nimmt der Senn das Rinnen oder Megen vor; d. h. er sucht die Milch vermittelst eines Ziegen- oder

Kälber-Magens zum Gerinnen zu bringen. Hat die Milch alsdann — nachdem sie eine halbe Stunde gestanden ist — g'fangen, d. h. ist sie wirklich zur Scheidung gebracht und dick geworden, so stoßt man sie wieder über ein sehr gelindes Feuer, und verrührt sie mit der Rohmschüssel und mit der Hand, bis die käsigen Theile aus nichts als kleinen bestehen, die man so lange herumrührt, durch die Finger laufen läßt und zerdrückt, bis sie ganz hart und glänzend sind u. s. w. Diese Käse sind vorzüglich schmackhaft, schmecken wie frisch gesalzene Butter, und wiegen 12. 15. bis 25 Pfund, wovon das Pfund einzeln für 15. bis 24 Kreuzer verkauft wird.

Die allgemeine Berechnung der Appenzeller Sennen über den Ertrag ihrer in Käse und Butter verwandelten Milch ist diese: Ein Sennenkessel voll Milch — also 60 Maaß (1 Maaß zu 3 Pfund, und 1 Pfund zu 40 Loth gerechnet) ganze Milch, giebt 15 bis 18 Pfund Fettkäse, ohne Butter. (Auf fetten Alpen sollen also 4 Maaß Milch 1 Pfund Fettkäs geben, hingegen im Thal bekomme man es kaum von 5 Maaßen.) Macht man hingegen magere Käs und Butter, so erhält man von 60 Maas Milch 8. bis 10. Pfund Butter und 11. bis 12. Pfund magern Käs. Nach folgender gewöhnlichen Berechnung wäre der Ertrag des Fett- oder Magerkäsens beynahe der gleiche. Nämlich 10 Maaß gute Alpenmilch giebt wenigstens 3 Pfund Fettkäse, der 36 Kreuzer kostet. Oder aber man erhält davon 1 Pfund Butter 26 kr. und 2 Pfund magere Käse 10 kr., also zusammen wieder 36 kr.

Die auf obige Art zubereiteten frischen Käse leiden noch verschiedene Veränderungen, und bekommen darauf verschiedene Zunamen.

G'stellkäs wird er genennt, wenn er, neugemacht mit Rinden umgeben, auf das Gestell in den Keller gestellt, und nachdem er 1 oder 2 Monat dort gestanden ist, frisch gesalzen wird. — Ist dieser Käs noch mehr ausgetrocknet, und von Zeit zu Zeit gesalzen worden, so heißt er g'salzner Käs.

Sulzkäse heißen diejenigen, welche gesalzen in einen Kasten, in dem sich eine Sulz von Wasser, Wein, Salz und Pfeffer, worin man auch zuweilen die Hefen von weißem Wein mischt, befindet, eingebeitzet werden, welche Beitze dann nach und nach einzelne Kästheilchen wegfrißt, und in kurzer oder längerer Zeit ganze Käse durchdringt und mürbe macht, demselben aber auch einen so starken Geschmack mittheilt, der nicht jedermanns Gaumen wohlschmeckt. — Die Käshändler sulzen beynahe alle ihre Käse auf diese Weise ein, nachdem sie vorher einige Monate lang außer derselben gesalzen worden sind. Ungesalzen würde sie die Sulz völlig auflösen.

Ein Schmütterlig entsteht daraus, wenn man neuen ungesalzenen, linden Käs, der über die Käsrinde herausrinnt, und zum langen Aufbehalten nichts taugt, in ein irdenes Gefäß legt, Milch oder nur Wasser darüber gießt, und Pfeffer oder Ingwer und Salz, bisweilen auch Kümmel darüber streut, und täglich davon ißt, ohne ihn lang aufbehalten zu wollen. — Weil er sehr schlüpfrig ist, so heißt er auch im Rheinthal Blattenriter.

Zur Sommerszeit werden auch für den Hausgebrauch Sürlig (Saurkäse) gemacht und verspiesen.

Gaißkäse werden nur auf den hohen Alpgebürgen und den zunächst angrenzenden Sennhäusern gemacht, wovon ich oben, bey den Ziegen, weitläufiger redete.

Der Ziger, welchen der Senn, vermittelst des zweyten Scheidungsmittels, des Saur's, erhält, wird nur in ein Leintuch gethan, in demselben aufgehängt, damit die wässerigten Theile daraus fließen können, und dann von den Sennen täglich frisch geessen. Man nennt ihn Fetzenzieger.

Beim Buttermachen (Budern) kommt es vorzüglich darauf an, daß die Butter (das Schmalz) in einem Napf so lange geknettet (gebeeret) werde, bis alle Rührmilch völlig ausgepreßt ist, wodurch die Butter nicht allein leichter und ergieblicher wird, sondern auch ihre Süßigkeit länger behält, da sie im Gegentheil, wenn dieses Beeren von betriegerischen und eigennützigen Leuten schlecht verrichtet wird, schnell bitter wird, und beim Aussieden viele Unreinigkeiten hinterläßt — welches man thrönzig nennt, (den arme Leute auf dem Brodt essen) so daß 1 Pfund von dem erstern wohl 2 kr. mehr werth ist, als von dem letztern.

Die freye Ausfuhr der Butter und des Käses war in ältern und neuern Zeiten erlaubt, und wurde nur höchst selten von der Obrigkeit eingeschränkt. Es hat daher wirklich einige Handelsleute, die mit obigen Alpenprodukten handlen, und sie in großer Menge aufkaufen; man heißt sie Molchengrempler. Diese versehen nicht nur das ganze Land mit hinreichendem

inländischen Käse und Butter, sondern verkaufen eine Menge ins Ausland; von letztern kommt sehr viel ins Rheinthal, Toggenburg, nach St. Gallen und Zürich, und vom erstern ins Rheinthal, Thurgau, nach St. Gallen und Roschach, wo sie eingeladen, und über den Bodensee nach Schwaben weiter geführt werden. In dem ganzen Appenzellerlande sind solcher Großhändler mit Käse und Butter etliche und dreyßig, wovon in den Gemeinden Stein und Hundweil mehr als zwanzig, in Appenzell Innerrooden aber nur zwey wohnen. Sie machen gewöhnlich mit den Sennen einen Akkord auf ein ganzes Jahr hin, und holen dann von Zeit zu Zeit die Alpenprodukte mit ihren Pferden ab, so wie sie dieselben alle Wochen auf den benachbarten Wochen- und Jahrmärkten Pfund- oder Zentnerweise auswägen und verkaufen. Diejenigen Bauren hingegen, welche nicht ganze Sennten haben, bringen ihre Käse und Butter den Händlern ins Haus. — Gewöhnlich kaufen die Molchengrempler alles beim Schaffen. 50 Pfund Fettkäse heißen ein Schaffen, und 18 Pfund Butter und 32 Pfund magere Käse ebenfalls so; zum erstern Schaffen und zum letztern wird gleichviel Milch erfordert, daher ist auch der Name und der Preiß immer der gleiche. — Im Winter Ao. 1799 kostete der Schaffen 11 Gulden, und im Sommer des gleichen Jahrs 12 Gulden; in sehr wohlfeilen Jahrgängen aber 6 bis 7 Gulden. Wenn der Senn 8 Zollen Schmalz (d. h. 8. 10. bis 14. Pfund schwere Butterballen) und 16 Käse (gewöhnlich der Ertrag eines Senntums in 16 Tagen) beysammen hat, so läßt er dieselben dann

durch Molchengrempler mit seinen Packpferden abholen. Eine kleine Butterballe heißt ein Zölleli Schmalz.

Es bestehen hierüber auch noch einige ältere und neuere obrigkeitliche Verordnungen.

Ein Gesetz von Ao. 1551 lautet also: „Es ist auch „vor vielen Jahren auf und angenommen worden, „daß Niemand soll in unserm ganzen Land das Schmalz „oder Butter seines Senntums einem Auswärtigen „verkaufen.

„Ao. 1598 den 18 May, wurde in Appenzell erkennt: „die Außerrooder sollen das Molchen (Butter und „Käse) das sie in Innerooden kaufen, hier am Wochen„markte zuerst feil haben. Es sollen auch die Molchen„grempler, sowohl Aus- als Innerroodens, die Mol„chen in unserm Land kaufen, neben dem, so sie sonst „dem Umgang nach in die Waag zu thun schuldig „sind, allweg zwey unter ihnen in jedem Umgang „ein Saum Schmalz und Käs (d. h. was einem „Pferd aufgeladen wird) auf dem Markt monatlich „feil haben, bey der Buß 5. Pfund Denie (5. Gül„den). Es soll auch allen Ausländischen, so auf Für„kauf Molchen kaufen wollen, verbotten seyn, Som„merszeit vor 10. Uhr solches zu kaufen. Und sinte„mahlen die höchste Klag ist: daß von den Laden„leuten (Kleinhändlern oder Krämern) an Markt„tagen alles Schmalz dem gemeinen Mann vertheuert „werde, so soll denn das Schmalz aufzukaufen, um „selbiges feil zu haben, und damit zu handeln ganz „und gar verbotten seyn, bey Verlierung des Schmal„zes, welches dem Ungehorsamen durch die verordne-

„ten Aufseher ohne alle Entschuldigung zu obrigkeit„lichen Handen genommen werden soll.“

Nachstehende obrigkeitliche Verordnung ist gegenwärtig noch immer in ihren vollen Kräften, der zufolge nämlich alle Molchengrempler von Inn- und Ausserrooden verbunden sind, abwechslungsweise alle Freytage Einer, einen Saum Butter in viertels- und halben Pfunden nach dem Einkaufspreise, und nicht höher, im Waghause in Appenzell unter die armen Leute auszuwägen und zu verkaufen.

Auch wird das folgende Mandat von 1684. noch überall im Appenzellerlande befolgt, daß nämlich das Molchen nicht mit einer Wage vom Molchengrempler, sondern mit einer Wage vom Senn, der dasselbe verkauft, soll gewogen werden.

In Appenzell Innerrooden wird auch das nachstehende Gesetz noch gehandhabet: “wo etwa ein Landmann „oder Hausfrau, die Haushaben (Haushaltungen) „haben, auch gerne 1. 2. oder 3. Schaffen Molchen kau„fen wollten, und er giebt dem Bauer das Geld „dafür, so wie es ihm der Grempler bezahlt, alsdann „soll jeder Bauer demselbem, so viel er mangelt, zu „geben schuldig seyn, dem Uebertretter bey 3 Pfund 5 „Schilling Denie Buß.„ —

Anhang

der ein Verzeichniß der Alpen des Appenzellerlands enthält. *)

I. Alpen in Appenzell Ausser-Rooden.

a. Nachstehende Alpen liegen mitten in Appenzell Ausserrooden.

Kühe.

Der Closmen Berg auf Gaiß gehört dem Nonnenkloster in Altstädten und wird alljährlich verlehnt, hat das Waidrecht für 24.

Am Gyger auf Gaiß mit 1 Hütte (zu jeder Hütte gehört immer auch ein Kühstall) für 16.

*) Da ich ein solches Verzeichniß nirgends — selbst bey den Chronikschreibern dieses Landes nicht einmal — auffinden konnte, und es daher mit grosser Mühe theils auf eigenen Alpreisen, theils durch mündliche Nachrichten sammeln mußte, so besorge ich, daß in Innerrooden einige kleine Alpen meiner Kenntniß entgangen seyn möchten. Das Verzeichniß von Ausserrooden hingegen ist beynahe völlig vollständig, da ich es zugleich mit dem obrigkeitlich aufgenommenen Verzeichniß vom Jahr 1801. und 1802. vergleichen konnte.

Kühe.

Gäbelis oder Gäberis auf Gaiß 1 Hütte (der Senn sammelt hier auch ein wenig gedörrtes Heu ein, das aber zu Ende des Sommers wieder auf der Alp verbraucht wird) *) für 30.
Langenweid auf Gaiß 1 Hütte für 14.
Sondereggerswaid auf Gaiß 1 H. für 14.
Gäberstein auf Gaiß 1 H. für 12.
Häldeli auf Gaiß 1 H. für 8.
Hundweiler Höhe 1 H. für 12.

h. Alpen die an den Grenzen von Appenzell Ausserrooden liegen.

Schwägalp, eine Kuhgrechtete Alp; sie ist die beste und gröste Alp im Lande, ist sehr reich an Luft oder Windlöchern, und hat 32 reiche Quellwasser neben einander, auch geben die sogenannten 7 Brünnen hinter der Schwägalp dem grossen Flusse Urnäsch seinen Ursprung. Sie hat 22 Theilhaber und 22 Hütten, worunter eine gedoppelte ist. Jeder Alpbezirk, der zu einer Sennhütte gehört, hat seinen eigenen Namen und Besitzer, z. E. 1 und 2 Doßegg, 3 Unter-Kamm, gehört dem Siechenhaus zu Appenzell. 4 Gemeinwesen, gehört dem Spithal zu

*) Diejenigen Alpen, bey denen die Besitzer oder Eigenthümer nicht angezeigt sind, sind Privateigenthum.

Appenzell, 5. Weißeyerlen, 6. Zweygäbmen, 7. Zweygäbmen, 8. Nettenfeld, 9. Langengaden, 10. und 11. Zweygäbmen, 12. 13. 14. im Than, 15. bey der Tannen, 16. Kuhsitz, 17. Kalthütten, 18. Obere Kamm, 19. und 20. im Than, 21. Weißerlen, 22. im Than. Sie ernährt zusammen 493.

Das Schwägälpli ist eine Vorsömmerig zur Schwägalp und also auch eine Kuhgrechtete Alp, die ehmals ganz von Gemeindsgenossen von Gaiß besessen wurde; sie hat 6 Hütten, nämlich: 1. Bellethütten, 2. Schranzer, 3. Unter Staffel, 4. bey der Riglen, 5. Ober Staffel, 6. im Bach. Sie ernährt 139.

Das Acueli, 2 Hütten, das obere und das untere gränzt an Schwägalp, für 32.

Großwald und Kräzeren, eine schlechte Alp mit versumpftem Boden, gränzt an Schwägalp, 4 Hütten für 30.

Die Flühen, 2 Hütten, Sonnenflüh und Nordflüh, sehr gute Alpen, die durch einen Bach von einander getrennt, aber von Einem Senn benutzt werden, für 30.

Die Herrenflüh, sie gehört dem Landseckel (oder Landskasse) in Innerrooden, 1 Hütte, für 22.

Großgarten, grenzt an Flühli, 2 H. für 12.

Das Flühli, 1 H. und

Kühe.

Das Böheli, 1 H. beyde besetzt und benutzt Ein Senn; grenzt an Nordflaum, für 20.

Töbeli, 1 H. für 6.

Steinflaum, 1 H. für 20.

Fächtleren, 2 H., werden von Einem benutzt, mit 16.

Gerstengschwend, 2 H. für 28.

Das kleine Gerstengschwend, eine gute Vorsömmerig, grenzt an Steinflaum, für 20.

Roßfäll hat 2 Berghäusli, im hintern und vordern Roßfäll — die Sommer und Winter bewohnt werden. Beyde sind seit vielen Jahren sehr verbessert worden, und werden jetzt theils als Alp, theils als Wiesen benutzt. Sie geben für 10 Kühe Winterfutter, oder 50 Klafter Heu und Sommerweid für 15.

Scheyeli, 3 H. und wird von drey verschiedenen Besitzern benutzt, für 24.

Fischeggen, die mittlere, untere und oberste, 3 H. für 42.

Guggeyen, die untere und obere, 2 Hütten für 36.

Düeren, 5 H., zwey davon sind des Sommers und Winters bewohnt, eine davon giebt neben der Sommerweid für 8 Kühe und eine für 6 Kühe Winterfutter; alle zusammen ernähren den Sommer 66.

Petersalp, die untere, mittlere und obere, 3 H. für 4[illegible].

Fläschen, die hohe und die kleine, sie werden von Einem benutzt, für 16.

Schneggli, 1 H., grenzt ans Toggenburg, für 5.

Hochälpli, eine gute Alp, 1 H. für 16.

Der Hirtzen, 1 H. für 14.

Pfaltig, 1 H. für 18.

Flühberg, 1 H. für 10.

Die Höchalp, 1 H. für 20.

Der Filder, 1 H., eine sehr gute Alp für 15.

Ampfernboden, klein und groß, 2 H. werden von Einem benutzt, mit 20.

Kaüner, klein und groß, 2 H. werden von Einem benutzt, mit 25.

Roßmoos und Necker, 2 H. für 24.

Langennecker, 1 H. für 10 Küh, diese und die obere Alp gehören in die Staatskasse von Appenzell Ausserrooden, und werden alle Jahr zusammen verlehnt und benutzt. Ao. 1800 sind sie auf ein Jahr für 650 Liv. Pachtzins verpachtet worden, welches sehr viel ist. Die Schazung ihres Werths war 9000 Livers. — Letztere ernährt 10.

Die Schussenalp, 1 H. und

Stüblinecker, 1 H., werden zusammen benutzt mit 30.

Nasen, 1 H., und

Hölderli, 1 H., beyde werden zusammen benutzt mit 18.

Beyde Necker, 2 H. für 20.

Das Sätteli, 1 H. und

	Kühe.
Das Aelpli, 1 H. werden zusammen benutzt, mit	24.
Dürrwäldleren, eine rauhe Alp, 1 H. für	24.
St. Maureck, 1 H. für	20.
Das Geudckerli, 1 H. für	10.
Das Stockäckerli, 1 H. für	10.
Schülern und Geünecker, 2 H., die zusammen benutzt werden, mit	20.
Langenboden, 1 H. für	12.
Häm, 1 H. und viel Riedboden nebst einer Wiese, die geheuet wird, Sommerweid für	10.
Gschwend, 1 Hütte, grenzt an Dürrwäldleren für	6.
Kodnecker, 1 H. für	8.
Kriesinecker, 1 H. für	6.
Kapf, 1 H. für	13.
Necker, grenzt an St. Maureck, 1 H. für	10.
Saubühel, 1 H. für	6.
Großtellern, 1 H. für	10.
Spizli, 1 H. für	4.
Töbeli, 1 H. für	6.
Am Berg, 1 H. für	7.
Krühlöchli, 1 H. für	5.
Teuffenberg, eine Haimath, die Sommer und Winter bewohnt ist, und Sommer und Winter erhält	10.

II. Alpen in Appenzell Inner-Rooden.

a. Alpen die mitten in Innerrooden liegen.

	Kühe.
Die Ritzeren, 1 H. für	16.
Die Doppleren, 1 H. für	12.
Die Hundweiler Höhe, 1 H. für	16.
Des Müllers Höhe, 1 H. für	12.

b. Alpen die an den Grenzen des Landes liegen.

Fähneren, eine frühe, zahme Alp, 14 H. für 152.

Der Roßberg, 4 H., wovon der untere Roßberg neben der Sommerweide für 8 Kühe Winterfutter giebt, und Sommer und Winter bewohnt ist. Alle 4 Abschnitte ernähren zusammen 60.

Soll, eine wilde Alp, die 14 Hütten hat, und nur 7 bis 10 Wochen lang für 319.

Säntis, eine Kuhgrechtete Alp, 6 H. und ernährt 8 bis 10 Wochen 150.

Rainhütten, 1 H. für 15.

Furglen, 3 H., wird aber von Einem benutzt, mit 50.

Bollenwies, 1 H. und

Fählen, 1 H., werden mit einander benutzt.

Kühe.

Diese beyden Alpen haben auch noch hohe, für das Rindvieh unzugängliche Weiden, für 300 Schaafe und 100 Gaißen. — Hat man keine Schaafe, so wird das Wildheu abgemäht und verkauft. — Fählen gehörte in alten Zeiten dem Kloster Salmanschweil. Diese Alp hat viele gefährliche Stellen für das Rindvieh, und man weiß sehr viele Beyspiele aus neuern Zeiten, daß einzelne Kühe über schroffe Felsenwände heruntergestürzt und todt gefallen sind, auch sagt die Tradition, es seye einst auf dieser Alp ein ganzes Senntum Kühe erfallen, daher sie auch den Namen Fählen erhalten habe. Für 50.

Wideralp 2. H. für 500 Schaafe, und 30.

Buggarten, eine wilde Alp, für 3 Monate bewohnbar, 1 Hütte nebst Weide für 200 Schaafe und 50 Gaißen, für 50.

Obermanns, eine wilde Alp 1 H. für 16.

Untermanns, eine wilde Alp 1 H. Die Besitzer dieser 2 Alpen haben das Recht nach Gloggern etwa 60 Gaißen zu treiben, das nur eine Schaafweide ist. Es ist auch eine Hütte daselbst und wird bisweilen mit Kühen besetzt; obschon sie Walser unter die vorzüglichsten Alpen zählet. Auch auf Maarwies, das zur nämlichen Alp gehört, kann man ein paar hundert Schaafe oder Ziegen halten. Für 16.

Alpsiegel, eine Kuhgrechtete Alp; sie ist wild, für 7 bis 8 Wochen bewohnbar, hat 7 H. und 7 Eigenthümer, die sie 7 Lehenbauren ver-

Kühe.

pachten. 27 Kuhrechte gehören in den Innerrooder Landsekel. Eine jede Hütte hat auch noch das Recht 4. Gaißen und einen ung'schobenen Stier zu halten. Für 164.

Im Kehr, 1 Hütte für 8.

Bärstein, eine gemeine Alp, die dem Dörfli Schwarzeneck in der Pfarrey Brüllisau gehört, und von den Dorfs-Genossen gemeinschaftlich benutzt wird. Sie hat 4 Hütten. Man kann hier auch eine kleine Heerde Gaißen halten. Für 48.

Leugangen, 3 H. für 42.

Stoffleren, 1 H. für 16.

Sänkli, 1 H. für 16.

Der Alpweg, 1 H. für 14.

Katzensteig, 1 H. für 8.

Aufhütten, 2 H. für 41.

Meglisalp, eine wilde Alp, wohin auch der Büzel und Roßmaad gehört, für 5 bis 7 Wochen bewohnbar, die überall sehr viele Windlöcher hat. Es ist eine gemeine Alp für alle Innerrooder, die 16 Hütten hat, jede zu 12 Kühen. Auf Roßmaad kann jeder Innerrooder 1 Pferd unentgeldlich treiben. Auf diese und alle Gemeinalpen Innerroodens werden auch eine Menge Gaißen — wie ich schon oben bemerkte — getrieben. Alle diese Gemeinalpen werden auch durch die immerwährende Zerkluftungen der Kalkgebirge, und durch die immer größere Ausdehnung von Schuttkegeln von Jahr

Kühe:

zu Jahr schlechter und unfruchtbarer. Meglisalp ernährt also . . . . . 192.

Seealp, ebenfalls eine wilde Gemeinalp, die wie die obige benutzt wird, ausgenommen mit dem Unterschiede, daß Niemand auf die Meßmeralp fahren darf, ohne vorher in der Seealp gewesen zu seyn, wer aber auf den Meßmer fahren will, darf nicht länger als 12 Tage in Seealp bleiben, die übrigen hingegen, so lange sie Futter haben. Es sind 36 Hütten darin, jede zu 12 Kuhrechten, wovon aber für bleibend nicht mehr als 24 Hütten-Plätze von dem Anfange des Heumonats bis zu dem Ende des Augstmonats mit . . . . . 288.

Der Meßmer, der obere und untere ist ebenfalls eine Gmeinalp mit 12 Hütten. Sie ist die wildeste Alp, und wird deswegen am spätesten benutzt, so daß man länger nicht als 6 Wochen auf derselben bleiben kann. Hier sind die eigentlichen Alpenpflanzen zu Hause, auch sind die Käse, die man auf dieser Alp verfertiget, äußerst fett, so daß man sie viel länger ob einem gelinden Feuer mit den Fingern verarbeiten muß. Auf dem Untermeßmer ist ein Bergbett, d. h. ein fruchtbarer Gebirgsabhang, worauf Wildheu wächst, das die Eigenschaft hat, wenn man mit nackten Gliedern in dasselbe, zu der Zeit, wo es halb gedörrt ist, nur eine Nacht hinein liegen würde, daß es überall große Blasen zieht, (welches wahrscheinlich einige Ranunkelarten

verursachen) daher diese Stelle schon seit uralten Zeiten das Blatternbett heißt. Ueberhaupt befinden sich auf dieser Alp sehr viele steile Grasplätze, wohin die Kühe nicht kommen können, die daher von jedem Wildheuer, der sich dorthin wagt, abgemäht und benutzt werden dörfen. Auf dieser Alp allein werden die Hütten im Herbst abgedeckt, um nicht von den reißenden Sturmwinden fortgetragen zu werden. Sie ernährt 148.

Ebenalp, mit 7 Hütten, Garten mit 5 Hütten; Klus mit 4 Hütten; Weesen mit 2 Hütten; alle diese zusammen machen Eine, und zwar ebenfalls eine Gemeinalp aus, die nicht von einander unterschieden sind, und nur einen Alpmeister haben, für 216.

Alten- oder Luzelalp ist wild, und hat 1 Hütte für 20.
nebst 200 Schaafen und 50 Gaißen.

Diese Alp ist wie der Meßmer, Fählen, Dorrwies und andere mehr, sehr gäh und unwegsam, daher hie und da einzelne Kühe erfallen. — In Altenalp nennt man eine Berghöhle das Zigerloch, indem sich in derselben Bergzieger, d. h. in der Appenzeller Sprache Mondmilch ansetzt.

Oberbommen, eine wilde aber gute Alp, worin das Wildkirchli, eine Eremitage für einen dummen Einsiedler (Bruder) liegt, dem sie durch ein altes Vermächtniß angehört. Die Alp kann 14 Wochen 10.

ernähren, und soll nach dem Willen des Stifters immer an einen aus dem Uhlmer Geschlecht verlehnt werden, hat sie aber kein Uhlmer im Lehnzins, so wird alljährlich dasjenige, was der Lehnzins über 60 fl. abwirft, unter die Aermsten dieses Geschlechts vertheilt.

Der Escher, 1 H. für 8.

Die 2 Aeueli, 2 H. für 16.

Die mittlere Bommen, 1 H. eine wilde Alp für 14 Wochen, ernährt 15.

Die Auen, 2 Hütten, eine zahme Weid für 30.

Die untere Bommen, 1 H. eine wilde Alp für 12.

Neuenalp, 3 H. in einer 16, und in zwoo 14 Wochen lang Futter für 40.

Hundslanden, 2 Hütten für 32.
und für 100 Schaafe und 30 Gaißen.

Leuen, 3 H. die von Einem Senn mit benutzt werden. 50.

Burstbühel, 2 Hütten für 24.
und 30 Gaißen.

Boottersalp, eine große schöne Kuhgrechtete Alp, wie Schwägalp, an die sie gränzt. Es sind darin 14 Hütten, die zusammen 291. ernähren.

Brendli, 3 H. wovon eine der Obrigkeit gehörte, zusammen für 50.

Aelpli, sehr gut 1 H. für 20.

Gächten, 2 H. für 16.

Urlihan, sehr zahm, 3 H. für 24.

	Kühe.
Sönderli, sehr zahm, 3 H. für	30.
Helchen, 3 Hütten für	36.
wovon ein Hüttenbezirk der Obrigkeit gehört.	
Wasserschaffen, 2 Hütten für	34.
wovon ein Hüttenbezirk der Obrigkeit gehört.	
Neuenalp, 1 H. gehört der Obrigkeit, die sie jederzeit an einem Gallen-Rath (d. h. der am St. Gallustag gehalten wurde) auf 6 Jahr lang verpachtet — sie ernährt	20.
Seck, 1 H. für	10.
Wartegg, 3 H. für	30.
Aspedeyeli, 1 H. für	10.
Gygli, 1 H. für	10.
Unhorn, 1 H. für	15.
Grub, 1 H. für	15.
Auersberg, 1 H. für	8.
Oberstauden, 1 H. für	10.
Wiederegg, 2 H. für	20.
Scheidegg, 1 H. für	10.
Blatte, 1 H. für	15.
Der Kenner, eine wilde Alp für 12 Wochen, 2 Hütten für	30.
Des Kronbergsfüdlech, worin der St. Jakobsbrunn und eine Capelle steht, in welcher am St. Jakobstag alle Jahr eine Predigt und ein Hochamt gehalten wird. Es ist eine wilde Alp für 2 Monat, und hat 1 Hütte für	20.

Anmerkung. Die Ao. 1801. und 1802. obrigkeitlich aufgenommene Schatzung aller Alpen in Appenzell Außerrooden beläuft sich auf eine Summe von 169,658 Gulden.

Natur Schönheiten der Alpen des Appenzellerlands.

Da das Appenzellerland nicht so wie das Glarner, oder Bündtnerland auf allen Seiten von hohen Gebirgen umringt ist, sondern alle höhern des Winters unbewohnten Appenzellergebirge auf der mittäglichen Seite des Landes bey einander liegen, so ist es daher sehr leicht, namentlich von den Dörfern Appenzell und Gaiß aus, die meisten derselben in kurzer Zeit zu besteigen und zu durchwandern.

Vorzüglich im Appenzellerlande trift der sehr erwünschte Fall ein, daß man grössere oder kleinere Alpenreisen machen kann, die einen grösseren oder geringern Kraft- und Zeitaufwand erfordern; in beyden Fällen kann man beynahe gleich schöne Aussichten geniessen.

Es ist gegenwärtig durchaus nicht meine Absicht, eine mahlerische Schilderung der Appenzellerberge zu entwerfen; auch muß ich hier völlig darauf Verzicht thun, naturhistorische Nachrichten über die Produkte dieser Gegend aus dem Thier- Pflanzen- und Mineralreich mitzutheilen; sondern nachstehende paar Blätter sollen einzig eine kurze Anleitung enthalten, un-

sere Berge von verschiedenen Seiten auf die bequemste Weise besteigen, und ihre vielen verschiedenartigen Annehmlichkeiten genießen zu können, welche sie dem Thalbewohner, der ihre Höhe erreicht hat, gewähren. — Da ich alle diese verschiedenen Gegenden selbst durchwanderte, und nachstehende Bemerkungen einzig das Resultat eigener Beobachtungen sind, so darf ich für ihre Zuverläßigkeit Bürge seyn. —

Das Pfarrdorf Gaiß ist eine Stunde von Appenzell, 1 1/2 Stunden vom Weißbad, *) 3 Stunden von St. Gallen, 2 kleine Stunden von Trogen und Speicher, 4 Stunden von Herisau, und 1 1/2 Stunden von Altstädten im Rheinthale entfernt.

Das Baad in Gonten war und ist immer das allerbesuchteste Appenzellerbaad. Gonten liegt am Fuße des Cronbergs, und von da aus hat man die

---

*) Das Weißbaad ist in den ältern Zeiten auf den meisten Karten unbemerkt geblieben. Walser erwähnt dieses Baades zuerst in seiner Chronick. Das Weißwasser ist ein eigentliches Glerscherwasser, und wird, wie jedes Baad, vorzüglich wider Gliederkrankheiten angerühmt. — Ehmals muß es, wegen schlechter Bewirthung viele Jahre hindurch schlecht besucht worden seyn, jetzt aber finden sich alljährlich viele Gäste daselbst ein, indem man auch zugleich die Ziegenmolken daselbst trinken kann.

Höhe desselben zu besteigen, wo man eine sehr schöne Aussicht geniesst.

Von diesem Baad siehe mehreres im helv. Calender Jahrgang 87. S. 88 — 91.

Das 3te, jetzt ebenfalls ziemlich stark besuchte Appenzellerbaad liegt in der Gemeinde Waldstatt und ist von J. R. Sulzer beschrieben worden. S. seine Beschreibung des Baads bey Waldstatt im Canton Appenzell Ausserrooden. St. Gallen 1792. auf 43 S.

Von Gaiß aus kommt man bequem nach 3/4 Stund auf den Sommersberg, und eben sobald auf den Stoß.

Auf dem Sommersberg geniesst man eine sehr schöne Aussicht in das zu den Füssen liegende, äusserst fruchtbare Rheinthal, durch welches man den jungen Rhein bis an seine Mündung in den Bodensee fliessen sieht, auch hat man die Grafschaften Montfort und Fürstenberg und die Bündtner, Tyroler und Appenzellergebirge vor sich.

Auf den Stoß kann man entweder von Gaiß aus auf der Landstrasse, welche ins Rheinthal führt, oder aber gerade vom Sommersberg herunter. Die Aussicht allhier ist beynahe die gleiche wie die auf dem Sommersberg, ausgenommen, daß man nur das obere Rheinthal vor sich hat. — Diese Stelle ist auch in der schweizerischen Geschichte sehr berühmt, indem die Appenzeller daselbst Ao. 1405. den 15. Juny eine Schlacht

liefer-

lieferten, und ihren Feind, die durch die Oesterreicher sehr verstärkte Armee des Abts von St. Gallen gänzlich schlugen.

Noch ausgedehnter und mählerischer ist die Aussicht auf dem Gäbelis- oder Gäbrisberg, der von Gaiß eine kleine Stunde entfernt ist.

Da übersicht man sozusagen mit einem Blicke den größten Theil des flachen und gebirgigten Appenzellerlandes, das obere Thurgau, und den Bodensee, und dringt mit dem Blick bis weit nach Deutschland hinein. — An der Stelle wo man Gaiß sich biegen sieht, erblickt man auch bey heiterem Wetter den Rigi, den Rusi- oder Roßberg neben dem Rigi, die Allmannskette und den Glärnisch.

Eine ziemlich ähnliche Aussicht hat man auf Vögliseck, das in der Höhe eine 1/4 Stunde über dem Dorf Speicher liegt.

Das Auge beherrscht da, bey reiner und heller Luft, die alte St. Gallische Landschaft, die Obstwälder, die Weinhügel, die Dörfer und Wohnungen des Thurgaus, den spiegelglatten blauen Bodensee, und alle die verschiedenen Hügel Schwabens, welche denselben umschliessen. — Diese Gegend ist auch merkwürdig wegen der Schlacht, worin der Abt von St. Gallen mit seinem Volk Ao. 1403. von den alten Appenzellern geschlagen wurde. —

Die Reise nach dem Wildkirchli und auf die Ebenalp ist ebenfalls sehr angenehm, und jeder nur mittelmäßige Fußgänger kann mit leichter Mühe dahin kommen. Vom Weißbaad hat man 1 1/2 Stunden berganzusteigen bis zum Wildkirchli, und von dort ist man in einer kleinen halben Stunde bey den Sennhütten der Ebenalp.

Der Weg zum Wildkirchli ist gegenwärtig bey weitem nicht mehr so schauderhaft, als wie ihn Ebel beschreibt; selbst furchtsame Frauenzimmer werden ihn ohne Zittern gehen. — Sobald man sich ganz nahe beim Wildkirchli hart am Fuße kahler Felsenwände befindet, wo eine kleine Sennenhütte, auf dem Escher genannt, steht, die des Sommers von einer ganzen Appenzeller Haushaltung bewohnt ist*) — führt ein doch ziemlich breiter Fußsteig auf einen Felsenabsatz zur linken an einer senkrechten Gebirgswand vorbey, während dem sich zur rechten ein tiefer Abgrund vorfindet, den man aber nie ganz bemerkt; bald kommt man auf eine hölzerne Brücke, die zur rechten sehr gut mit einer Lehne eingefaßt, an die Felsen befestigt ist, und über dem hohen Abgrunde unmittelbar hängt; das Ende derselben führt zu einer Thür, und so wie sich diese öffnet und man über die Schwelle hineintritt, so ist der Pfad breiter, und ein kleines einfaches

---

*) Ao. 1803. ist dieses Sommerhäuschen abgebrannt, wird aber Ao. 1804. wieder an der gleichen Stelle von neuem aufgebaut werden.

Gebäude mit einem Thürmchen, in welchem eine drey Zentner schwere Glocke hängt, zeigt sich sogleich; hart neben diesem öfnet sich zur linken eine Felsenhöle, deren Wände mit Mondmilch überzogen sind, und worin ein aus Steinen gebauter Altar steht, an dem sich eine bemahlte Bretterwand in die Höhe hebt; vor dem Altar liegen einige zwanzig erhöhte Balken, welche dem Appenzeller Volk zu Bänken dienen, wenn dasselbe alle Jahr einmahl hieher kommt, um einer abzuhaltenden Predigt und einem Hochamt beyzuwohnen; das ganze wird Wildkirchli genannt, und ist die Folge einer Stiftung von einem Appenzeller, der 1656 dasselbe baute, als Eremit dorthin zog, und ein Capital zur Unterhaltung desselben widmete. — Geht man nur einige Schritte neben dem Kirchlein vorbey, so sieht man eine zweyte Höhle vor sich, die links in den Berg hineingeht, und bey deren Oeffnung die Wohnung eines Einsiedlers (Waldbruders) steht, welche ein Stübchen, eine Kammer und eine Küche enthält. Das Geschäft dieses Einsiedlers besteht darin, für die Hirten zu beten, und täglich fünfmahl die Glocke zu läuten, welche durch alle Alpen erschallt, und die Sennen zum Gebet auffordert; dafür erhält er von ihnen Käse, Butter, Milch und Molken, und die Erlaubniß zwey Ziegen weiden zu lassen, wo er will. — Hinter dem Einsiedler Hause kann man etwa 200 Schritt weit durch die Höhle durch, und zwar meistens aufrecht; aber weil es dunkel ist, so macht man gewöhnlich durch Fackeln und Lichter helle. Man steigt etwas aufwärts, und zuoberst findet man eine kleine Thüre. Ist man durch diese wieder in das offene Feld heraus-

getreten und noch eine kurze Strecke bergan gestiegen, so befindet man sich auf der fruchtbaren Ebenalp, und erquickt sich mit Alpenaussichten und Alpenspeisen aller Art, um erfreut und gestärkt wieder zurückkehren zu können. — Der Kanton Appenzell liegt als ein Miniaturgemälde ausgebreitet, welches der schimmernde Bodensee in der Ferne einzufassen scheint, und über den hinaus der Blick tief nach Schwaben dringt. Oben auf Ebenalp sieht man auch tief unten im Thale von Seealp den Seealpsee liegen. —

Von Gaiß aus besteigt man auch sehr oft die Alp Kamor und Hohenkasten, deren ich auch gerade hier erwähnen will, obschon Unterkamor nach Altstädten ins Rheinthal, und Oberkamor und Kasten in die Lienz in der ehemaligen Herrschaft Sax gehört. Von Gaiß aus, neben Fähnern vorbey, ist man in vier kleinen Stunden bey den Sennhütten des Kamors, und in fünf Stunden auf dem Rücken des Hohenkastens. Ueber das Weißbaad durch den Roßberg hinauf ist der Weg etwas näher, aber ungleich steiler, ungebahnter und mühsamer. — Vom obern Kamor weg kann man auch auf der entgegengesetzten Seite in 2 Stunden in den Sennwald hinunter, obwohl dieser Weg für Sennen und Aelpler nicht Jedermann angenehm vorkommt, und vorzüglich auch von Hrn.

Meiners, der ihn benutzte, gar nicht einladend beschrieben wird.

Der hohe Kasten ist ein ungeheures nach drey Seiten senkrecht abgeschnittenes Felsgerüste, welches die Natur auf den Rücken des obern Kamors hingesetzt, und gleichsam als eine Warte für ihre Freunde und Bewunderer erbaut hat. Dieser Felsstock steht nicht nur ganz frey, sondern hebt sich auch über die meisten nähern Appenzeller Berge empor, an die er gegen Nordwesten unmittelbar angrenzt, und die der Bergwanderer gleich im Anfange übersieht und bewundert. Der senkrechte Blick in das unmittelbar am nördlichen Fuße des Kastens liegende Thälchen, das einen scheußlichen Abgrund bildet, ist schauderhaft, und das Aug des erstaunten Beobachters sieht lieber über denselben hin und verweilt damit desto länger auf den übrigen Thälern, Hügeln und Dörfern des Appenzellers, die er mit einem Male überschauen kann. In einer etwas größern Entfernung schimmert das Becken des Bodensees, und das scharfe oder bewaffnete Aug entdeckt weiter hinaus gegen Schwaben sogar die Spitzen von Hohentwiel. Gegen Morgen und Mittag übersieht man den ganzen Lauf des Rheins und der Ill, und ihre bewohnten Ufer, und der sie umgebenden ungeheuren Bergketten der Bündtner, Tyroler und Vorarlberger Gebirgen.

Die Aussicht auf dem obern Kamor ist um vieles beschränkter.

Vom Kamor kann man auch in 3 Stunden in das Rheinthal hinunter steigen, und dann zugleich auf diesem Wege die allge-

mein bekannte Krystallhöhle*) besuchen, welche am Fuße des Kamors, oberhalb dem Dorfe Kobelwies liegt. Der Eingang ist beschwerlich, indem man auf dem Bauche viele Schritte lang hinein kriechen muß. Aus der ersten Höhle steigt man zur zweyten herab, und aus dieser zur dritten aufwärts, aus welcher der Bergbach heraus strömt, welcher das Baad zu Kobelwies erzieht. Die Wände dieser letztern sind mit zierlich schönen milchweißen, grauen und gelben Kalkspath-Rhomben bekleidet; die zum Theil in einem gelben Thonüberzug verborgen sind. Das Wasser, welches in diese Höhlen durchsickert, und gesammelt abwärts strömt, ist außerordentlich hell und klar, läßt aber nach einiger Zeit einen starken Satz zu Boden fallen; wahrscheinlich enthält es Kalkerde und Schwefelsäure aufgelößt, und hierin mögen wohl die Heilkräfte liegen, welche es in Hautkrankheiten, und hauptsächlich in Wechselfiebern äußert, die hier durch das häufige Austreten des Rheins fast endemisch geworden sind.

---

*) Eine sehr ausführliche Beschreibung dieser interessanten Höhle und der umliegenden Gegenden steht im Archiv kleiner zerstreuter Reisebeschreibungen durch merkwürdige Gegenden der Schweiz, 2ter Band. St. Gallen 1802. S. 74. und 75. und S. 257. bis 274.

Eine ziemlich ähnliche Aussicht hat man auf dem, dem hohen Kasten gerade gegenüber stehenden Alpsiegel. — Eine kleine Stunde von Weißbaad liegt der Roßberg. Aus diesem geht man durch die Alpen Soll, Dorrwies und Fürglen und langt nach 2 1/2 Stunden bey dem Forellenreichen Aemtiser oder Sämtisersee an. Dieser schöne Alpsee ist nicht mehr als 1/4 Stund lang, und kaum um die Hälfte breit. Von Westen her fließt ein ziemlich großer Bach aus dem Fählersee in diesen, der sich eine große Strecke weit unter der Erde durcharbeitet, und sich gleich beim Anfange des Fählersees, am rechten Ufer, wenn man von Appenzell aus zu den Sennhütten der Fählenalp geht, mit lautem Sprudeln in die Erde stürzt und über dem Gebirge fortläuft. — Dieser See trocknet indessen nie völlig aus, allein je wärmer der Sommer ist, desto kleiner wird das Wasser. Einen sichtbaren Abfluß bemerkt man nicht, hingegen behaupten die Bauren, der Bach, der im Sennwald aus dem Gebirge hervorquillt und sich ins Thal herunterstürzt, entspringe aus diesem See. — Auch der Brüllisauerbach soll durch einen geheimen unterirdischen Gang aus dem Sämtisersee Zufluß erhalten. Die Fischer sagen auch, je mehr dieser Bach des Frühlings und Sommers anschwelle, desto fischreicher sey der See, und umgekehrt, und alsdann muß man annehmen, die Fische aus der Sitter, in welche der Brüllisauerbach fließt, steigen alsdann aus diesem Fluße durch denselben (nach ihrer Gewohnheit) in den höhern Sämtiser See hinauf. Das Holz aus den Waldungen dieser Gegend wird auf dem See durch

den Wind ans untere Seeufer hingetrieben, und dann im Winter ins bewohnte Thal entweder geschlittet, oder aber durch den Brüllisauerbach hinab in die Sitter, und in dieser nach Appenzell geflößt*).

Zur Linken bey der Sennhütte der Aemtiser Alp geht man durch einen Wald in den Kuhboden hinauf und langt nach 1 1/2 Stunden bey den Sennhütten der Alp Siegel an. Von da an kommt man auf der entgegengesetzten Seite nach 1 1/2 Stunden wieder ins Weißbaad hinab. Man geht nämlich auf die Höhe von Alpsiegel, klettert über den Bärstein herunter, welches, da eine kleine aber senkrechte Felsenwand keinen Weg gestattet, auf einer Leiter geschieht, welche oben und unten am Felsen befestigt ist. Nach dieser zurückgelegten eigenen Art bergab zu steigen, setzt man sich hier noch ein wenig nieder, um die schöne Aussicht in das zu den Füßen liegende Thal-Gelände zu genießen, und kehrt

*) Der durch Pfenningers Abbildung bekannt gewordene Schottensepp (der Vater des jetzigen Baadmeisters im Weißbaad) anerbot sich, in einem heißen Sommer, da der See beynahe ausgetrocknet war, ihn völlig abzulassen und glaubte die Stelle desselben in Wiesenboden verwandeln zu können. Aber der Eigenthümer desselben war damals der Einzige, der im See fischte, und damit die Fischenz erhalten würde, durfte ein armer Mann ein Stück Land nicht urbar machen, das ihm dann ein halbes Dutzend Kühe gesömmert hätte,

dann auf einem ordentlichen Fußsteig ebenfalls in dasselbe zurück.

Im außerordentlich heißen und anhaltend trockenen Sommer des Jahres 1800. hatten die Sennen auf Alpsiegel kein Wasser mehr für ihr Vieh, und mußten daher dasselbe zu dem Sämtiser See herunter treiben, eine Strecke Wegs für das Vieh, hinauf und hinab, von 4 Stunden! —

Für geübtere Bergsteiger ist die Reise auf den hohen Sentis oder den Gipfel desselben, den Gyrispitz, sehr interessant, welche man in 1 1/2 Tagen bequem zurück legen kann.

An einem schönen heitern Sommer Nachmittag kann man bequem von Gaiß bis in die Meglisalp kommen, daselbst übernachten, am folgenden Morgen den hohen Sentis besteigen, und von da am gleichen Tage wieder nach Gaiß zurückkehren.

Vom Weißbaad führt der Weg — neben der Kirche in Schwendi vorbey — längs dem Schwändibach*) durch die Auenweiden bis in

*) Mein Freund Hartmann in St. Gallen bemerkt sehr richtig, daß der Ursprung der Sitter zwar — wie man überall liest — aus 3 Quellen bestehe, die aus den Thälern beym Kronberg, aus der Schwendi und von Brüllisau herkommen, allein man müsse noch hinzuthun, daß nicht eher, als da, wo alle 3 in einander geflossen sind, der Name Sitter anhebt, und jede Quelle oder

den Katzensteig, das ebenfalls eine Weide jenseits des Bachs am Fuße des Alpsiegel Gebirgs ist, und wohin man vom Weißbaade nach einer kleinen Stunde gelangt. — Von da steigt man bergan, und kömmt ebenfalls nach einer kleinen Stunde bis in die Privatalp Hütten, worin zwey sehr gut gebaute Sennhütten mit einem Stübchen und mit Fenstern stehen, welche gegenwärtig von einer ganzen Sennenhaushaltung bewohnt werden. Ohne völlig auf diese Sennhütten loszugehen, steigt man zur Linken auf einem schmalen Fußsteig noch mehr bergan, und hat im Anfange unmittelbar die Gloggern über sich, welche beraste Felsenköpfe sind, die zur Alp Manns

Bach zuvor einen eigenen Namen trägt. Diese Namen sind von einigen Schriftstellern z. E. von Scheuchzer (Hydrograph. helv. S. 86.) verwechselt, und von andern, wie von Walser (Appenzeller Chronik S. 5.) unbestimmt angegeben worden. Folgendes ist zuverläßig: 1) Von Brüllisau her kommt der Bärbach, der aber gemeiniglich nur Brüllisauerbach genennt wird. 2) Eine andere Quelle kömmt aus dem Seealpersee, fließt durch die Schwendi, und heißt desnahen Schwendibach. 3) Das Weißwasser kömmt aus dem Thale beym Kronberg, entspringt aber diesem Berg gegenüber, an dem Fuße des Felsens, Oehrli genannt, heißt Bernerbach, und vereinigt sich gerade beim Weißbaad mit obigen zwey Bächen, und erst hier hebt dann der Name Sitter an. —

gehören, wohin das Rindvieh nicht kommen kann, und die daher Schaafweide sind. Nachdem man ungefähr 1/4 Stunde gestiegen ist, geht man auf einem schmalen Fußpfad am Abhange des Alpsiegels der Meglisalp zu, der aber dem ungewohnten Bergsteiger etwas schauderhaft ist, weil er über sich zur linken die schroffen Felsenwände des Alpsiegels erblickt, während dem sich ihm auf der rechten Seite ein ziemlich tiefer Abgrund zeigt, worin der schöne blaue ebenfalls forellenreiche Seealpersee liegt, der einen Theil von der gemeinen Seealp einnimmt. Aber diese kleine Beschwerde wird durch die äußerst mahlerische Aussicht, die man allhier genießt, reichlich belohnt. Nicht nur die kahlen Felsenwände über sich, die mit einzelnen grünen grasreichen Plätzen schattirt sind, und das liebliche Seethälchen unter sich, gewährt eine ganz eigene Aussicht, sondern vorzüglich auffallend ist die Erscheinung der 36 Sennhütten, und eben so vieler Kühställe, die man ebenfalls unter sich in Seealp erblickt, und welche ein ordentliches Sennendörfchen bilden. — Auf diesem Wege zwischen Hütten und Meglisalp sieht man auch gerade gegenüber auf die rauhern Gemeinalpen des Obern- und Untern Meßmers. Endlich langt man (von Hütten nach 1 1/2 Stunden) auf diesem Wege in der Meglisalp an, wo der gutmüthige Innerrooder-Senn die Nacht durch gern sein Heubett mit einem angekommenen fremden Reisenden oder Bergmann theilt, — und ihn mit Alpenspeisen aller Art bedient.

Meglisalp ist zwar eine sehr wilde, aber dennoch gute und grasreiche Alp, worin sich ebenfalls 16

Sennhütten, und so viel Kühställe neben einander befinden. Da die Meßmer- und die Meglisalp über die Region des Holzwuchses liegen, so muß das Brennholz aus der Seealp in einzelnen verspaltenen Stücken hinaufgetragen werden. Wer dasselbe um den Lohn hinaufträgt, bekommt vom Stück, das ungefähr 50 bis 60 Pfunde wiegt, 9 kr. und wenns noch bey der Hütte gespalten (grähset d. h., zugerüstet ist) 15 kr. Es ist meistens Buchenholz, wovon es in Seealp sehr dicke Bäume giebt. Mit einem Bürdeli Holz (d. h., was ein Mann in einem Mal hinaufträgt) kann man gewöhnlich drey Mal Käse kochen. Starke Sennen tragen öfters für ihren eigenen Gebrauch ein Zentnerschweres Stück in die Höhe.

Sehr frühe, noch vor dem anbrechenden Tage muß man am folgenden Morgen auf den Weg gehen, um nicht lange nach Sonnenaufgang den höchsten Gipfel der Sentisergebirgsmasse erreicht zu haben. — Der Weg rechts bey den Sennhütten hinauf über das Kühmaad ist gar nicht anstrengend, und nach zwey Stunden führt derselbe zur Wagenlucken hin, welches ein Ausschnitt in einer grossen Felsenmasse ist, durch welchen man ins untere Seealperthälchen hinab sieht. Von der Wagenlucke weg kommt man sehr bald auf das sich beynahe bis auf den Gipfel ausdehnende Schneefeld; anstatt zur rechten muß man alsdann auf die linke Seite hinlenken und anhaltend bergan steigen, bis man nach 1 1/2 Stunden den Gipfel Gyrispiz glücklich erreicht hat, und sich am Ziele seiner Wünsche befindet. — Ist man so glücklich an einem heiteren Morgen hieher zu

kommen, so hat man noch eine ungleich ausgedehntere und prachtvollere Aussicht als auf dem Hohenkasten, und sieht da vorzüglich auch ganz in der Nähe die Sarganisischen und Toggenburgischen Alpenketten, wie auch den Wallenstatter- und einen grossen Theil vom obern Zürchersee und die in ihrem Hintergrunde liegenden Glarner- und Schweizergebirge.

Um des Genusses dieser Aussichten desto gewisser zu seyn, thut man wohl, wenn man am ersten Tage des Abends schon einmal auf den Gyrispiz steigt, wo man öfters bey der untergehenden Sonne eine eben so reine Atmosphäre als am Morgen beym Aufgehen derselben antreffen kann.

Wer sich auf diesem nun beschriebenen Weg auf den Gyrispiz mit grosser Anstrengung und Furcht hinaufarbeitete, und also kein Bergsteiger von Profeßion ist, dem rathe ich wieder den gleichen Weg in die Meglisalp zurükzugehen. Will man dann aber von Meglisalp einen neuen Rückweg einschlagen, so kann man zur Linken bey den Hütten bergan über den Fähler-Schaafberg zu dem Fähler- und Sämtisersee hinunter, welche man in zwey kleinen Stunden erreicht.

Ao. 1802 den 12. August machte ich den Rückweg mit meinem Freund Mehmel auf der entgegengesetzten Seite, hinter dem Oehrli vorbey; allein er ist einzig nur für geübte Bergsteiger gangbar, und in Ansehung der Entfernung von Gaiß gleich weit.

Vom Gyrispiz stiegen wir durch die hohe Niederen herunter, wo wir einige Mal rücklings herabklettern mußten. Nach einer halben Stunde befanden wir uns in einer Kluft, aus der sich ein anderer Gebirgsgipfel in die Höhe erhob; allein in dieser Kluft steckte eine ungeheuer grosse Schneemasse, die zu unserer nicht geringen Bestürtzung, etliche Klafter weit auf beyden Seiten abgeschmolzen war, und oben einen scharfen Rücken bildete, so daß es unmöglich gewesen wäre, über denselben hinwegzugehen, ohne sich dem wahrscheinlichen Falle auszusetzen, in einen von den zwey scheußlichen Abgründen hinunter zu stürzen, die sich auf den Seiten zwischen den Felsen und der abgeschmolzenen Schneemasse öfneten. Nach langen Deliberationen entschlossen wir uns, sitzend auf den Hosen hinüberzurütschen, und kamen endlich vermittelst dieser eigenen Schneereüterey glücklich auf das Schneefeld des obern Meßmers hinüber. — Nach einem Stündchen führte uns unser Wegweiser zur linken neben fürchterlich auswärtsragenden halbzerklüfteten Gebirgsköpfen, welche man die Hängeten nennt, vorbey, und unser Weg gieng eben über eine ungeheuer grosse Schutthalden hin, welche das kleine untenliegende Thälchen tief überschüttete, und ihm ein scheußlich rohes Aussehen gab. — Auf einem ähnlichen Wege, der von Zeit zu Zeit mit grossen Schneefirnen abwechselte, giengen wir hinter dem Oehrli vorbey, und gelangten am Fuße des Lützlisalpkopfs in die Lützlisalp selbst, welche aus einem äusserst gähen, grünen Gebirgsabhang besteht. Ehemals war dies eine wirkliche Kühalp, wo — welches beynahe

unmöglich scheint, Kühe weideten und Sennhütten standen; vor ungefähr 25 Jahren aber nahm ein Steinbruch die Hütten und rollte mit denselben in den tiefen Abgrund der Seealp hinunter, und seither wird sie alle Sommer etwa mit 500 Schaafen benutzt. — Mit der grösten Anstrengung legten wir den Weg über diese gähe mit langem Gras überwachsene Halden zurücke, wo unsere glatten Schuhe dem Fuße öfters keinen festen Standpunkt gestatteten, und der starke Alpenstock uns einzig vor dem Falle sicherte, bis wir endlich zur Linken zwischen zwey Gebirgsköpfen vorbey, wovon der höhere zur Rechten liegende, der Steckenkopf heißt, in die Alpen Altenalp, Wesen und Escher (beym Wildkirchli) gelangten, uns darauf im Weißbaade mit Speise und Trank erfrischten, und Abends um 9 Uhr gesund und froh in meiner Wohnung anlangten.

* *
*

Man kann ebenfalls durch Seealp in die Mealisalp, und der Weg dahin ist weniger beschwerlich als über Hütten, und kaum eine Viertelstunde weiter.

Anstatt daß man beim Katzensteig, eine halbe Stunde hinter Schwendi, über den Schwendibach hinübergeht, und zur Linken hinaufsteigt, so bleibt man alsdann auf dem rechten Ufer des Bachs, das man bis in die Seealp nie verläßt.

Da dieser Weg durch einen engen aber tiefen Einschnitt zwischen zwey Gebirgsreihen hinführt, wo die Gebirgslager äusserst verschieden eingeschränkt sind,

so wird vorzüglich der Mineralog diesen Weg einschlagen.

Die Tiefe des Seealpsees ist von jeher für unergründlich gehalten worden; in unsern Tagen aber will Hr. Dr. Wartmann in St. Gallen wissen: daß er nur etwa 8 Klafter tief sey; allein beyde Angaben sind in Ansehung des zuviel und zuwenig übertrieben.

Befindet man sich oben am Anfange des Alpsees, so steigt man rechts am Fuße des Alpsiegels in die Höhe und kommt oben wieder in den gleichen Weg, welcher von Hütten weg über den Alpsiegel führt, und nach 1 1/2 Stunden befindet man sich in der Meglisalp.

* * *

Man kann auch den Weg auf den Gyrispiz über den hohen Meßmer einschlagen, der aber um vieles mühsamer als der erst angegebene ist.

Aus der Hütte des Seealpthals in den untern Meßmer, stark	1 Stunde.
Auf die Sprüng	1/2 St.
In den Lachten	1/2 St.
Zur Wagenlucken	1/2 St.
Den obern Meßmer läßt man zur Rechten liegen, und kommt auf dem oben beschriebenen Wege von der Wagenlucken über das Schneefeld hinauf auf den Gyrispiz in	1 1/2 St.
Zusammen stark	4 Stunden.

Einen

Einen andern Weg kann man auch einschlagen von Seealp über den untern auf den obern Meßmer 1 1/2 Stunde.
Und dann durch die Milchgruben auf den Gyrispiz 2 1/2 St.

Ebenfalls 4 Stunden.

* * *

Man kömmt auch aus Seealp nach 3/4 Stunden in die Altenalp hinauf, und kann dann auf dem oben beschriebenen Wege hinter dem Oehrli durch, den Sentis besteigen. — Ueber Wildkirchli und den Escher führt ein Weg ebenfalls in die Altenalp hinein. — Man gelangt aber auch auf einem Alpenweg über Ebenalp auf den hohen Sentis; nämlich vom Weißbaad nach Ebenalp 1 1/2 Stund.
Von da auf Garten von einer Hütte zur andern 1/4 St.
Auf Chluus 1/4 St.
Hinter das Oehrli 1 1/2 St.
Ueber den Alpstein auf den Gyrispiz 1 1/2 St.

Zusammen 5 Stunden.

* * *

Unmittelbar über den Gyrispiz hinunter kann man auch in die Toggenburgeralpen kommen, allein dieser Weg ist ziemlich steil und schauerlich; — der nachstehende ist ungleich leichter und angenehmer.

Von den Hütten der Meglisalp, auf der linken Seite, geht man über den steinigten, rohern Theil derselben, auf die Schaaf maad, und nach 1 1/2 Stunden hat man den Grath (den Rücken) der Toggenburgeralp Illiis, zwischen dem Altenmann und dem Gyrispiz, erreicht, steigt über verschiedene sehr schöne, fruchtbare Toggenburgeralpen, z. E. Gampleut, Aelpli, Laueli rc. hinunter, lenkt darauf, nachdem man bey einer Holzsäge über eine Brücke gegangen ist, gegen die bewohnten Hütten der Kühbödnern ein, deren Bewohner deßwegen so heissen, weil ihre kleinen Berghäuser in fruchtbaren Bergwiesen stehen, wo vorzüglich viel Futter für das Vieh wachst, und viel Vieh daselbst gehalten wird, steigt durch die Nesselhalden — eine auf ähnliche Weise bewohnte Berghalden — ins Thal hinunter nach Alt St. Johann, und kann entweder zur Rechten Lichtensteig zu, oder zur Linken beym Starkenbach über die Ammonnsgebirge nach Wesen, an den Wallenstattersee, und nach Glarus gelangen, worüber ich aber bey den Toggenburgeralpen ausführlicher reden werde.

Um den Gipfel des Altenmanns, der dem Gyrispiz südöstlich liegt, und mit ihm südlich eingesenkt ist — zu besteigen, kann man folgenden Weg einschlagen:

Aus dem Weißbaad nach Manns 1 1/2 Stunden.
Dann ins Buggertli 1/4 St.

	1 3/4 St.
Von da durch die Säntisalp über den Hundsstein	1/2 —
Nach Fählen	1/2 —
Und endlich auf die Toggenburger Höhe und den Grath hinauf bis auf die Spitze des Altenmanns	2 —
Zusammen	4 3/4 Stunden.

Will man durch die Appenzelleralpen in die Toggenburgergegenden von Stein, Wildhaus rc. auf einem bequemern Weg, als über die Meglisalp, so befolge man diese Marschroute, die zwar nicht näher, aber ungleich bequemer, gar nicht steil, und selbst für gesunde Frauenzimmer sehr leicht gangbar ist.

Bey der gedeckten Brücke neben der Loosmühle vorbey, kömmt man in die Treibern, und aus diesen in die Warth, welches (wie Walser unrichtig angiebt) keine Alpen, sondern bewohnte Wiesen sind. Der Weg durch diese führt in die Aeugstli Weid und dann in den gemeinen Lähmerwald, an dessen Fuße rechts hinunter der Bernerbach der Sitter zufließt, welcher am Fuße des Oehrli entspringt, durch die Schwäg- und Bottersalp fließt, und das Weißwasser enthält.

Gleich sobald man in die Treitern Wiesen getreten, befindet man sich in einem beynahe ebenen engen fruchtbaren Alpenthale, das zu beyden Seiten mit hohen Gebirgsketten umgeben ist, welche sich der Länge

nach von Morgen gegen Abend hinziehen, und deren Abhänge ebenfalls meistens fruchtbare Alpen bilden. Auf diesem Wege kann man eigentlich das Appenzeller Alpenwesen in allen seinen verschiedenen Abweichungen kennen lernen. — Zur Linken thürmt sich die eigentliche Appenzeller Gebirgskette mit ihren besondern Gebirgsköpfen in die Höhe, unter denen sich namentlich Ebenalp, Garten, Chluus, Oehrli, Alpkein und Sentis sehr deutlich auszeichnen. Zur Rechten hat man hingegen die ganze Cronbergsmasse neben sich, die überall aus einer Menge schöner Alpen besteht, die diesen Berg auf allen Seiten sehr fruchtbar machen. Nachstehende fallen sogleich auf diesem Wege jedem Reisenden, der Reihenfolge nach, so wie er immer weiter fortrückt, in die Augen, nämlich Gechten, Urlihan, Helchen, Sönderli, Ubhorn, Aspedeveli, Gigli, Warteggen, Grub, Wiedereggen, Seck, Auersperg, Oberstuden, Neuenalp, Wasserschaffen, Blatten, Kenner, Dorrwies, der Höchstein, Langälpli, Tschutzenälpli, Täufflöchli, die Nußhalden rc. —

Aus dem Lähmerwald kommt man durch die Lähmerweid in den ausnehmend großen gemeinen Bernerwald und findet daselbst überall Spuren von der allerelendesten *) Holzökonomie. Bis

*) Die Gleichgültigkeit der Obrigkeit in diesem Stücke ist unerklärbar. — Wie viel weiser und gemein-

hieher geht der Weg ziemlich eben, aber nur muß man durch einige Alpen, z. E. durch die untere Leu, dann durch das Leustück, ferner durch das Dunkelberndli, Herrenberndli und Aelpli bis auf den obern Burstbühel eine halbe Stunde doch nicht allzusteil, berganſteigen, worauf man in die große Kuhgrechtete Bootersalp und aus dieser in die noch größere Schwägalp eintritt. — Am Ende der Schwägalp befindet man sich auf Toggenburgischem Territorium, und nachdem man die Alpen Toggenburger Wiederalp und Säntis, Leuthlisalp, Niederstock und Oberstock bestiegen hat, so geht man durch die äusserst schöne und zahme Alp Ober- und Unternessel in die heureichen bewohnten Steinerberg und durch diese ins Dorf Stein hinunter, wo man dann entweder nach Lichtensteig, oder über Starkenbach und Ammon nach Glarus und Wesen wandern kann. Ein geübter Fußläufer legt diese ganze Reise in Einem Tage zurück. z. B.

Von Gaiß ins Weißbaad	1 1/2	Stunden.
In die Bottersalp	2	—
In die Schwägalp	1	—
Ins Nesselfeld	2	—
An den Starkenbach	1 1/2	—

---

nütziger würde sie handeln, wenn sie, anstatt auf Mittel zu denken den Verkauf des Innerrooder Holzes an Ausserrooder auch jetzo noch verbieten zu können, eine bessere Forstpolizey entwerfen und anwenden würde! —

	8	Stunden.
Nach Wesen	3	—
Glarus	2	—
Zusammen nicht stark	13	Stunden.

Anstatt auf diesem so eben beschriebenen Wege auf der rechten Seite des Alpengebirgs ins Toggenburg zu kommen, kann man auch einen entgegengesetzten Weg auf der linken Seite desselben über die Krähalp nach Wildhaus einschlagen.

Vom Weißbaad steigt man bey Brüllisau vorbey durch das Brüllisauertobel, welches das engeste und rauheste von den 3 großen Thälern in den Appenzeller Alpen ist, wo man überall eine ungeheure Menge verwitterter Kalksteine und ganze Schutthalden und Schuttkegel erblickt. Durch das Tobel selbst fließt der Brüllisauerbach, der seinen Zufluß theils von herabrinnendem Wasser des Alpsiegels erhält, theils auch unter der Erde durch, aus dem Sämtisersee empfangen soll; wenigstens überzeugte ich mich selbst davon, daß dieser Bach an einigen Orten grosse Strecken weit auf der Oberfläche unsichtbar wurde, sich unter dem Boden hindurch arbeitete, und erst weiter oben wieder zu Tage hervor kam. Dieses Tobel selbst ist an seinen Halden eine schlechte Gemeinweide, welche der Dorfschaft Brüllisau gehört. In diesem Tobel hat man zur Rechten über sich das Alpsiegel- und Bärstein-Gebirg, und zur Linken Sall, Kamor, Hohenkasten und Staubern (eine Schaafweide).

Nachdem man durch diesen engen Paß einige Zeit bergan gestiegen, und zugleich einen Theil von Soll hinter sich hat, so kommt man in das schöne Seethälchen Appenzeller Sämtis, welches sich beynahe eine Stunde zwischen den beyderseitigen Gebirgen in die Länge zieht, zu beyden Seiten mit Tannenwäldern umgeben ist, und mitten drin einen kleinen See enthält. Aus dieser Alp kommt man ins Rheinthaler Sämtis, dann nach den Alpen Furgeln, Bollenwies und Fählen, wo sich ebenfalls wieder ein kleiner, etwa 1/4 Stunde langer und breiter — Alpensee vorfindet, in dem sich eine ungeheure Menge 2 und 2 1/2 Loth schwere Groppen (Cottus Gobio L.) ausschließlich aufhalten. Von der Fählen-Alp steigt man 1/4 Stunde ziemlich steil bergan, und trift dann auf dem Rücken des Gebirgs keine Spur von Vegetation, sondern eine ungeheure Menge zerklüfteter und verwitterter größerer und kleinerer Kalksteine an, welche die Oberfläche viele Klafter tief bedecken. — Ueber dieses fürchterliche Chaos, wo der Schnee im Sommer nie ganz wegschmilzt — steigt man 1/4 Stunde bergab in die Toggenburgische Krähalp. Auf einem sehr gähen Fußweg, der übrigens auf der rechten Seite, an der sich tiefe Abgründe zeigen, mit Latten eingezäumt ist, damit sowohl Menschen als Kühe nicht hinunter fallen, kömmt man nach 3/4 Stunden in die Teselsalp, und begiebt sich durch Wälder und Berge völlig ins Dorf Wildhaus hinunter.

Von Wildhaus kann man entweder durch den eine Stunde langen schönen Gamser Tannenwald

hinunter nach Gams und in die ehemalige Herrschaft Werdenberg; oder aber über die Ammonsalpen nach Wesen und Glarus gehen.

Von Gaiß nach Brüllisau geht man	2	Stunden.
Nach Fählen	2	—
In die Krähalp	1 1/2	—
In die Teselsalp	1	—
Ins Wildhaus	1	—
Zusammen	7 1/2	Stunden.

Man kann auch aus der Meglisalp in die Krähalp kommen. Von Meglisalp über den Fähler Schaafberg durch die rothen Blatten, kommt man nach 2 Stunden zum wilden Seeli, welches nur ein ganz kleiner Weiher ist, der keine Fische enthält, und von da, nach einer Stunde erreicht man die Krähalp. —

I. Beylage.

Verzeichniß

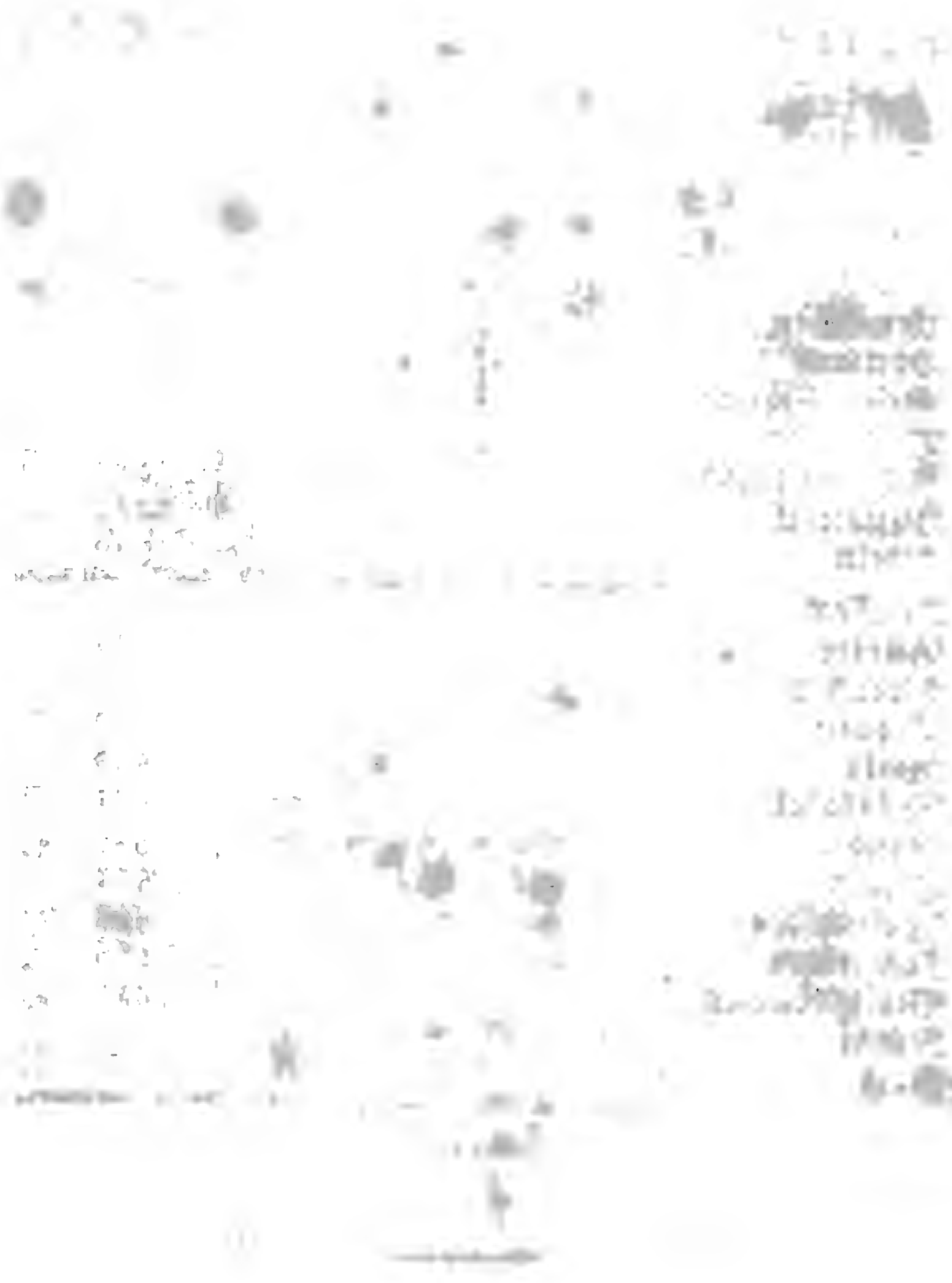
des in Appenzell Außerrooden befindlichen Viehes, hochobrigkeitlich aufgenommen im Christmonat Ao. 1796.

	Zuchtv.	Mastv.	Kleinv.	Summa.
Urnäschen				2067
Herisau				1502
Schwellbrunn				981
Waldstadt				541
Schönengrund				221
Hundweil				1072
Stein				749
Teuffen	890	144	35	1069
Bühler	297	27	55	379
Speicher	460	326	--	786
Trogen	591	116	23	730
Wald	416	174	—	590
Rehetobel	414	127	—	541
Grub	271	54	—	325
Heiden	458	113	—	571
Wolfhalden	467	131	—	598
Lutzenberg	220	46	—	266
Walzenhausen	355	8	86	449
Rüthi	186	21	45	252
Gaiß	993	151	157	1301

H. d. S. Sum. 7133.

Vor der Sitter Summa 7857.

Total-Summa 14990 Stück.



II. Beylage.

Ein sogenannter Appenzeller-Kühreihen. *)

„Har Kuhle, ho Lobe, hie unten hoch oben: treib usen, treib innen, den Reihen anstimmen, bring z'erst die Trichelkuh, Brämi und Giger, die Rämi und Stiger**), die Mälchen, die Galten, die Jungen und Alten, treib au frey wacker zu, die Grossen, die Kleinen, die Gleichen, die G'meinen, mußt inen thu."

Ach Schäzeli! hab ein guten Muth, am Freytag wemmer fahren, ein Ziger- und Belz-Nideli, de kannst du essen Lideli, an mir will ich's nicht spahren.

„Kühreihen im Mayen, gang Buob du mußt reihen, bring d'Brändi und d'Hägi, d'Holändi und

*) Da der Schweizerkühreihen schon oft unter verschiedene Melodien gebracht worden ist, allein der ächte unverfälschte Kühreihengesang der Alten sich völlig verloren zu haben scheint, so finde ich es für unnöthig, hier auch eine Melodie dazu einzurücken.

**) Hier und in der Folge bedeuten diese Benennungen die Unterscheidungsnamen der einzelnen Kühe in einer Sennerey

d'Schägi, wohl ab der grünen Weid, die Schwarzen und Alben, die Rothen und Falben, leg an dein Hirtenkleid: brings Kränzli und Pfeifer, das Schnäpsli und Schleifer, wohl ab der Weid.„

O angenehme Sommerszeit! auf schönen wilden Heiden, giebts schöne grüne Pläzeli, mein herzverliebtes Schäzeli, von dir mag ich nicht scheiden.

„Der Gaden wie Faden, gang Buob es mocht schaden: treib's g'mächli zum Bächli, das Brükli hed Lückli, nim deinen Hirtenstab; laß d'Spießle nit stechen, das Brückli mocht brechen, laß keine auf die Stägli, bis alle ins Wegli, fahr ordli fort ab, laß keine für duren, bis alle an d'Furen, da treibts de im Trapp.„

Es ist einer ja ein grosser Narr, der b'ständig um Geld sorget, man muß essen, trinken, lustig seyn, beym Most und guten kühlen Wein, so lang der Wirth uns borget.

„Har z'Barnen wie z'Arnen, Neunhemler zu Arnen, d'Pferdt sind ja nicht Rinder, die Menschen viel minder, hier brauchts viel Verstand: die Kühli recht binden, die Lugen vorbinden, daß sie nit z'rukstechen, die Heftli nicht brechen, die Stocki muß an d'Wand, die Stulzi und Schilte, die Schöne und Wilde, alle zur rechten Hand.„

Schön, groß und gute Sentli, sind angenehme Gaben, sechshundert Thaler Geld im Sack, und auch recht guten Schnuftabak, ist gut wenn ichs kann haben.

„Har Loben, lo loben, kein Senn söll mich foppen, treibs g'waltig in Thören, die stärksten vorführen, an d'Wilde muß der Schar, die Musi und Balki, die Zusi und Falki, an Falk, den Dubel, an Dubel den Knubel, an Knubel den Bär, an Bär muß s'Weiß-Füßli, bleibt de dem ein Spißli, sein Heftli noch lär.

Nichts bessers auf der ganzen Welt, ist als ein guts Gewissen, ist besser als viel Haab und Gut, so nach dem Tod nichts nutzen thut, dies zu haben bin beflissen.

„Har lustig und gustig, gang Buob reich d'Milch rustig, kannst den Eimer nit finden, die Kühli nit binden, jezt muß zur linken Hand, das Schnuzli und Schnäpfli, das Kugli und Kröpfli, die Idi und Gämpfi, die Kidi und Stämpfi, der Muni z'erst an d'Wand: jezt sind sie am Baren, da sinds uns zug'ordnet, im Schweizerland. „

Zwanzig Kühle sind z'Paaren gestellt, und eilf noch vor den Thüren, ich hab kein eigen Holderstock, kein Kuh, kein Kalb, kein Gitzlibock, stell mich so tapfer führen.

„Izt sind sie am Gaden, s'Salz liegt ufem Boden, leg ab den Hirtensteken, gieb allen zu leken, der linken, der rechten, der guten, der schlechten, gieb allensamen gleich; sie trinken braf Wasser, s'thut ihnen nit bessers, dem Muni auch instreichen, so mag er braf lühen, er wird uns wohl trühen, z'Herbst gilt er uns ein Reich.

Ach Schäzeli komm zu mir in d'Alp, ich will dir

Nidlen scheiden, und welcher sich in d'Lieb laßt ein, der macht ihm selbsten grosse Pein, gar selten giebt es Freuden.

„Jzt ist es im Sommer, dem Senn ists ein Kummer, er trauret und trübet, er scherzet und liebet, melchen muß er allein, die Holden und Linden, die g'machen und g'schwinden, am Mändig will er heim, drum milcht er deß g'schwinder, der forder und hinder, auch größ und klein.„

Ach Schäzeli! du hast übel than, hast mir vielmal gelogen; wer sich der Liebe nimmet an, der muß manchsmal im Schreken stahn, wird oftermal betrogen.

„Jzt sind die Küh g'mulchen, doch giebt es stolz Wulken, es sauset und brauset, daß einem drab grauset, es wetterleinet so gar, der Wind der thut wüthen, die Küh muß man hüten, sonst gehen sie in G'fahr.„

Und der sich des Kummers nimmet an, kann niemal ruhig schlafen; welcher hundert Gaiß im Güth hed, der huset öfters wie der Schwed, es giebt ihm viel zu schaffen.

„Es thut uns nit grusen, gang Buob laß d'Küh usen, fahr düren an Blatten, grad drennert ist Schatten, fahr mitten ins gute Gras; fahr umen fahr anen, sie münd sich da g'wohnen, fahr ufen bis zum Hag, de laß da bleiben, thu keine z'ruk treiben, bis fünfe schlagt.„

O Sommer! wie bist du so gut, du bist ein Zierd des

Freuden, ach! wär ich doch bey meinem Schaz, zwey Stunden wollt ich ihm geben G'schwaz, es müßt mir nit verleiden.

„Har lustig und fröhli, der Buob ist beym Vehle, er hed es guts Wesen, der Senn will jezt käsen, er käset nit gar g'schwind, z'erst muß er an fieren, zwey Stund kann er lieren, bis ihms recht brinnt.„

Im Sommer ist es lustig z'seyn, auf hohen wilden Bergen; man ist da ruhig ganz allein, und hört man nie kein Kinderg'schrey, die Luft mag eim auch werden.

„Jzt will die Milch warmen, es thut mich erbarmen, es dunkt mich die Muren, sött anfangen zu truren, wie kann sich der Gaden, enthalten vom Klagen? so lang geths da zu; jzt leidt er de z'diken, da kanns ihm nit rüken, hed viel zu viel z'thun.„

Ich han an großen Suffidurst, es ist mir asen trokent: ach, Bübli! komm zu mir geschwind, ich ha mi gester nie besinnt, hit muß dir etwas kochen.

„Jzt wills mir dá g'fall'n, ich glaub es werd wallen, den Käs muß ich laden, sonst möcht ihm was schaden, der Senn ist mein Vetter, gieb mir den Käs Medel, jezt ists am Handknab, kann Mutten z'weg stellen, und Sirten erwöll'n.„

Der Vorbruch ist gar ein misd Spies, man muß ihn nicht lang siden, probiers und friß ein Mutten voll, ich glaub er wird dich fuhren wohl, zwey Stund kannst du dich lieden.

„Izt macht er den Ziger, gang g'schwind und komm wieder, då kannst de verschnufen, då gang de dort usen, und såg zu dem Kühbuob, er sollt kogen essen, und abe weg wåschen, mit Schotten und Sirten, die Schwein braf aushirten, und geben bis g'nug.

O Glück! ich wünsch dir Tag und Nacht, am Abend und am Morgen, mein Knab ist krank, leidt großen Schmerz, was meinst, wie mir ist izt ums Herz? Ich lebe stets in Sorgen.

„Izt ist mir desgleichen, ich sött noch zum Speicher, da könnte lehren, die Kåslein umkehren, sie salzen und schaben; usem obersten Laden, da liegen drei, die sind die besten, wir wennds spåhren den Gåsten, sie könnens die hauen, den Herren und Frauen, es ist mir wåhrli gleich.

Wie gut und schön, auch lobenswerth, ist ledig seyn und bleiben; und viel hend dieses nicht betracht, hend ihnen selbsten Kummer g'macht, man könnt die Zahl nit schreiben.

„Har Kühli hier umen, der Sommer ist umen, der Reif und der Nebel, macht daß üsem Gebel, ergalten will; der Fuchs und der Buder, der Luchs und der Huder, gend numen viel.

O Freud, o Trost! o Süßigkeit! o angenehme Liebe! die Welt ist auch so weit und breit, hier sind wir in der Sicherheit, 's ist uns gleich wer dort kriege.

„Har Kühli zum Brunnen, gar wenig scheint d'Sonnen, das Wetter will kalten, die Kuhle ergalten, im Herbst fallt gerne Schnee; die Idi und Kesti, die

Kuhli

Kuhli und Besti, der Rigel und Brüller, das Läubli und Müllet, gend wenig me. „

Viel Hiz und Frost, viel Angst und Noth, leidt man auf hohen Bergen, sonders wenn man muß hüten d'Kuh; das Wetter kommt, man kanns nit fliehen, es kann eim artig werden.

„Har Kühli zur Hütten, nims auf und laß liegen, das Eis in dem Bächli, der Schnee auf dem Dächli, der Boden ist g'froren, de wemmer grad Moren, fahren bey; z'Hand will ich uskäsen, gang Buob nimm de Bäsen, und wisch de die Hütten, de kannst dä du liegen, bis um die Zwey."

Frey düns und dicks, frey guts und milds, thut's Hansen Mutter kochen; sie hed es Sente Hüner Veh, dort hani einist Eyer g'seh, a Huffen wie a Schochen.

„Har Kühli, lo loben, wend fähren in Boden, kannst Trichlen anlegen, fahr usen auf d'Eken, da kommst de zum Fürli, dä ist de das Thürli, das Thürle und das thu uf, de drennert las aben, blaß men in d'Matten, da läßes de weiden, mit Lusten und Freuden, und gang nacher Häus. „

Und welcher uns das Liedlein gelehrt, der ist auch noch am Leben; bin eben neulich bey ihm g'syn, er trinkt auch gerne guten Wein, mag viel, wanns gebt vergeben.

„Izt hast g'hört den Kühreihen, er wird dich nit freuen, du magst ihn nit hören, du wirst ihn nit lehren, er wird dir z'wider seyn: drum will ich izt

schweigen, das Singen und Geigen, das Jauchzen und Jolen, das Lachen und Gollen, ist auch nichts neus.“

Eine andere Art Sennenliedchen, welches im Appenzellerlande häufig gesungen wird, und ebenfalls im Berner Oberlande bekannt ist.

Ueser Etti, daß er thäte, mit dem Kühle, samt dem Stierle', vor das ganzi Ländli stoh; er ka Kübeli, Brändtli machen, braucht e Ma zu solchen Sachen, i bi notta 's Ettis Bu, denk mi Theil und lach dazu.

Schreibe, lese, und das Wese, auch die Rechnigkunst kann er au mit Gunst, ist es nit ein gestierter Ma; wenn i könnt wie mi Etti schribe, so wött i und lang ledig blibe, wie mi Etti wött is ha, bis es mir endli wurd a so gah.

Bub nimms Brenntli, gang ins Entli, mußt a klei Dugeli thu, 's ander ist a böse Kuh, 's will sie schier nit melche loh, 's thut sie brennen, 's thut sie stechen, 's Thausli willmer au verbrechen, 's thutere au so grüseli weh, gelt du hast es nie so g'seh.

Bub komm abe, dahrim ist Kilbe, du must mir es Fensterli mache, und wendmers kannst recht z'samme tribe, denn will i di lasse wibe, du hast mir viel zu hitzigs Blut, thust mer notta kei Gut.

Denn sage die Narre, i muß zum Herr Pfarrer, ich muß noch lehre wibe, i müß toh s' Wiegeli machen, braucht man das zu solchen Sachen? i müß noh zum Herren goh, es wird mir noh sauber use koh.

De stohni im Gade, lug i grad abe, siehe mein Menscherl da, wienes so misten ka, 's thut ere nit drab gruse, si hemme zu mene Amma wölle, wenn i könnte fünfzig zähle, Senne Hemmele ohne Schoh, muß mir fürene Mantel goh.

Der Text des Kühreihens,

ausgezogen aus F. L. Graf zu Stollberg Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien. Königsberg und Leipzig. 8. 1794. S. 141 mit Musik in 5 fol. Blättern.

Wän der i-ha, wän der i-ha, wän-der iha - Lo - - ba! All - sam - ma mit Na - ma, die Alte, die Junge, die Al - te, All - sam-ma, Lo - ba! Lo - ba!

Lo - ba! Lo - ba! Gönd allesam - ma, allsam - ma Lo - - ba! Lo - - - ba!

Wen - ne a - nam Bech ha pfif - fa, he pfif - fa, ho pfif-fa, ha pfif fa, so chönd allsam-ma zu ha si-li-cha schlicha! wol zu-ha, da zu-ha, Trib i-ha, Allsam-ma, wol zu-ha, daß - zu - ha, hüpsch sinds und frey, holdse-lig dazu, Lo-ba! Lo - ba - - - ba!

Wäs wol wenn ers sin-ga ver-gaht
Wenn zwoo Wie-ga in der Stu-be stath.
Wenn der Ma mit Fäu-sta drischlaht,
Und der Wind zu al-la Löch-ra in-na blaßt.
Loba! Lo-ba! — — — ba!

Trieb i-ha i-ha All-sam-ma, all-sam-ma, die Hinket, die Stinket, die Ble-zet, die Gsche-ket, Gfle-ket, die Blá-set, die Schwan-ze-re, Tan-ze-re, Glin-ze-re, Blin-ze-re, die Lehne-re, d'Fehn-ne-re, d'Schmal-ze-re, d'Has-le-re, d'Mo-se-re, d'Halb-öhrly, s'Möhrly, s'Ae-aug-gly, s'Tröf-aügly, die erstGál, und die Altschrom-bá, die á der groß Bauch, und die rauch d'Lang báne-re, und d'Hag-lehn-re, Trieb i-ha, wol zu ha, da zuha, baß-zu-ha, Loba! Loba — — — ba!

Seit das i g'wi-bet ha, ha i ká Brodt me gha,
Seit das i gwi-bet ha, ha i ká Glük me gha.
Loba! — — — — ba!

Wenns so wohl gaht, und nie-na still staht,
So ish ja gro-tha, Loba, Loba — — ba!
S'ist ká-na Lü-tha bas, aß üs-ra Küha,
Sie trinket aus-sem Bach, und mö-get trü-ha! —

Zweyter Abschnitt,

welcher die

Alpen- und Landwirthschaft

des

schweizerischen Rheinthals

enthält.

Litteratur
über die
Rheinthalische Alpen- und Landwirthschaft.

Ueber den landwirthschaftlichen Zustand des Rheinthals besitzen wir bis dahin beynahe keine gedruckten Nachrichten, und Ebel ist gleichsam der Einzige, der uns in seiner Schilderung der Gebirgs-Völker der Schweiz, in dem zweiten Theile S. 88. bis 99. einige — obwohl äußerst kurze Bemerkungen darüber mittheilt. Meine nachstehende Beschreibung ist daher meistens die Frucht meiner eigenen Untersuchungen und Nachfragen, woben ich vorzüglich der freundschaftlichen Unterstützung einiger Freunde sehr vieles verdanke.

Ueber die Lage des Rheinthals.

Das Rheinthal hat seinen Namen von dem Rheine erhalten, der dasselbe durchschneidet, und sich an dem Ende desselben in den Bodensee ergießt. Dieser Strom macht die Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz, und theilt das große Thal in das deutsche und schweizerische Rheinthal. Da der Rhein den helvetischen Bergen sehr nahe fließt, so liegt die gröste Ebne auf deutscher Seite. Ebels Schilderung hievon ist der Natur sehr getreu. Das schweizerische Rheinthal — dies sind seine eigenen Worte — zieht sich 8 Stunden lang, und in der Breite

von 1 bis 3 Stunden an hohen und fruchtbaren Bergen fort, und umzieht als ein blühender Kranz den ganzen östlichen Theil des Kantons Appenzell. Die Wanderung von Stade durch Rheineck, St. Margarethe, Balgach, Marbach, Altstätten bis Haard, ist einer der angenehmsten Spaziergänge, welche ich je gemacht habe. Das 7 Stunden lange Berggelände, welches sich rechts in seiner reichen mannigfaltigen Kultur dem Auge entwickelt, gleicht einem herrlichen Garten; Wiesen, Felder, Weinberge und Obstbäume ohne Zahl, überziehen die wogigte Oberfläche, welche aus lieblichen Thälchen über Hügelformen schweift, und sich in waldigte Berghöhen verliert; Dörfer, Häusergruppen, Schlößer, Landsitze, überall zerstreuet, und halb verborgen unter breitästigen Fruchtbäumen, winken verführerisch in die Ebne herab, und mahlen der Seele den schönen Lebensgenuß ihrer Bewohner in den lachendsten Bildern*).

*) Auf dem Stoß bey Gaiß im Appenzellerlande kann man den obern Theil des Rheinthals sehr schön übersehen, und auf der Anhöhe des Buchbergs, zum steinernen Tisch genannt, hat man die schönste Aussicht, die man sich denken kann. Auf der einen Seite entdeckt man den ganzen Bodensee, und alle schöne Städte und Flecken, die ihn begränzen; auf der andern in einem Thal einen Wald von Fruchtbäumen besetzt, aus dem da und dort ein schönes Landhaus hervorragt; rings um dasselbe die schönsten Weinberge, und weiter hinauf Aecker und Wiesen mit Kirchen und Häusern durchsäet, und

Die Alpenwirthschaft im Rheinthal.

Die Alpenwirthschaft im Rheinthal ist gar nicht beträchtlich, und ich kann daher darüber kurz seyn.

Beynahe alle Rheinthaler Alpen sind sogenannte Stoßalpen, d. h. Privatalpen, die aber nicht von Einem allein besessen und benutzt werden, sondern an denen gewisse Geschlechter oder Familien Antheil haben, die sie gemeinschaftlich mit einander benutzen; indessen bleiben sie nicht immer auf den gleichen Geschlechtern, sondern sie können durch Kauf oder Erbschaft auch an andere kommen.

* * *

Oberkamor und Kasten und Unterkamor

sind die vorzüglichsten Rheinthaler Alpen, und gehören, nach der obigen letztern Bestimmung, zu den gemeinschaftlich benutzten Privatalpen. Oberkamor und Kasten besitzen Gemeindsbürger von Lienz und Sennwald in der ehemaligen Herrschaft Sax, doch mit dem Bedinge: daß sie gegen die

---

hie und da ein Wäldchen von Fichten, deren dunkeles Grün mit dem hellern des Grases herrlich absticht. Von der dritten Seite hat man das Städtchen Rheineck vor sich, den sich in den See ergießenden Rhein, und die jenseits desselben gelegenen Dörfer und Flecken mit den Bregenzer und Tiroler Bergen umgeben.

Stadt Altstätten ehrschätzig sind*), so daß, wenn ein oder mehrere Gräser verkauft, vertauscht oder verändert werden, der Stadt ein Altstädter vom Gulden 3 kr. und ein Fremder vom Gulden 6 kr. Ehrschatz geben muß; Erbfälle aber sind davon ausgenommen; auch müssen die Alpmeister immer Bürger von Altstätten seyn. — Unterkamor hingegen wird von Altstättern benutzt. — Der hohe Kasten ist eine unbeträchtliche Kuhweide, wohin das Vieh alle Sommer nur ein paar Tage hinaufgetrieben wird.

Oberkamor hat zwey Gaden (Sennhütten) und 7 brauchbare Kühställe, worin man in jedem 18 bis 22 Stück Vieh einstellen kann. Die Ställe sind einzelnen Bauren eigenthümlich; allein wenn einer nicht genug eigene Weid auf der Alp besitzt, als Vieh in seinem Stalle stehen kann, so muß er sie an andere Alpbesitzer, die keine Stallung haben, verlehnen; auch kann einer seinen Antheil an der Alp andern abtreten. Diese Alp hat 200 Gräser, d. h. Weidrechte für 200 Kühe, allein da sie, wegen den immer allgemeinern Zerklüftungen der Kalkgebirge, von Jahr zu Jahr steinigter und unfruchtbarer wird, so benutzt man sie gegenwärtig höchstens mit 90 Kühen und 50 Kälbern.

Auf Unterkamor befinden sich 4 Gaden, und bey jedem Gaden 3 Ställe, und zu jedem Gaden rechnet man 37 Stück Kühe.

In beyden Alpen wird zu einem jeden Gaden ein

---

*) Ehrschatz ist eine gewisse Abgabe vom Hundert beym Verkauf oder Erben der Güter.

Gadenmeister, (ein Auffseher über denselben) und über jede Alp ein Alpmeister gesetzet.

Die Bauart der Ställe und Hütten ist äußerst roh und kunstlos, viereckigt, etwa 8 Fuß hoch, und besteht aus trocken und schlecht auf einander gelegten Steinklötzen, die oben mit einem flachen Schindeldache bedeckt sind, über welches ebenfalls große Steine gelegt werden, damit der Wind dasselbe nicht abdecken und wegtragen kann. — Jede Sennhütte theilt sich in zwey Theile; der erste enthält das Vorhaus, worin die Küche ist, und der letzte besteht aus den zwey gleich großen Käs- und Milchmaßern (Käse und Milchkellern). Ueber diesen befindet sich unmittelbar unter dem Dache die Maßertill, wo die Sennen ihr Heubett haben und daselbst schlafen.

Neben den Hütten befinden sich kleine steinerne Schweinställe, dann auf sieben Kühe darf jeder noch ein Schwein zu Alp treiben. Ueber die Kühe der verschiedenen Eigenthümer wird auf jeder dieser Alpen ein eigener Senn gesezt, der nebst zween Handbuben (Knechten) dasselbe besorgt, die Milch von allen Kühen in Käse und Butter verwandelt, und im Herbste die erhaltenen Milchprodukte unter die Eigenthümer der Kühe auf nachstehende Weise vertheilt.

Die Alpfarth geschieht gewöhnlich in der Mitte des Brachmonats, und der Aufenthalt darauf dauert — je nachdem der Sommer oder Herbst gut oder schlecht ist — meistens 11 bis 13 Wochen. Nachdem die Kühe 8 Tage lang auf der Alp gewesen sind, so wird am Wechselmorgen (so nennt man diesen Tag) jede Kuh, nachdem sie 15 Stund die Milch im Euter ge-

habt, des Abends, durch einen unpartheyischen Melker unter der Aufsicht des Gadenmeisters, gemolken, und darauf von einer jeden Kuh besonders gewogen. Wiegt die Milch 7 Pfund, so erwartet man vom Senn auf Unterkamor einen schweren Schaffen, worunter man im Rheinthal 27 Pfund Butter, und 4 Stück 6 bis 8 Pfund schwere magere Käse versteht; wiegt sie 4 1/2 Pfund, so zählt man auf einen halben Schaffen, und 3 Stück 6 bis 7 Pfund schwere magere Käse; wiegt sie 3 1/2 Pfund, 9 Pfund Butter u. s. w. In der Herrschaft Sax, also auf Oberkamor, hat man den leichten Schaffen, der nur 18 Pfund schwer ist, und wozu man 6 Pfund Milch fordert. Ist nun die Milch von jeder Kuh auf diese Weise gefächt, d. h. gewogen, so wird das erfundene Gewicht aufgeschrieben, und für jeden Alpbesitzer die Ausrechnung nach dem obigen Maaßstabe gemacht. Bleibt dem Senn in einem guten Jahrgange nach der auf diese Weise vorgenommenen Vertheilung der Alpenprodukte noch ein Ueberschuß übrig, das er Fürschmalz nennt, so wird dieser unter alle Theilhaber verhältnißmäßig vertheilt, so wie in unfruchtbaren Jahrgängen jedem von dem ihm gutgeschriebenen auf ähnliche Weise abgebrochen werden muß. — Die Sennen wetteifern mit einander, und mit ihren Vorgängern, um recht viel Butter und Käse zu machen, und in diesem Falle dürfen sie darauf zählen, aufs künftige Jahr die Sennerey wieder zu erhalten.

Der Senn auf Oberkamor hat in 13 Wochen, nebst Speise und Trank, zur Belohnung 12 Gulden; der Zusenn 8 Gulden, und ein Küher 9 Gulden

Auf Unterkamor der Senn 13 Gulden, nebst 12 Pfund Butter und 6 Stück Käse; der Zusenn erhält 5 Gulden, 10 Pfund Butter und 4 Käse; und zwey Handbuben, jeder 2 1/2 Gulden, 9 Pfund Butter und 3 Käse.

Die Rahmkelle heißt hier die Schupfen, oder der Rohmer; die Milchgeschirre, worin die Milch, um den Rahm aufzuziehen, in den Keller gestellt wird, nennt man Milchbrennten.

Der Zieger wird in einem viereckigten Verschlag, den man Ziegerstig nennt, sehr ekelhaft auf einander geworfen, und am Ende vertheilt und roh verspiesen.

Altstätten hat auch von Ober- und Unterkamor den Verspruch (das Zugrecht), so daß wenn einzelne oder mehrere Weidrechte, durch Erb, Tausch, Verkauf, oder auf andere Weise außer der Bürgerschaft handwechseln, zuerst jeder nächste Freund, und nach diesem die Alpgenossen, oder jeder eingesessene Bürger zu Altstätten für eine gewisse Taxe das Zugrecht 1 Jahr 6 Wochen und 3 Tage lang hat. — Ao. 1726. konnte man auf Unterkamor ein Grasrecht für 30, und auf Oberkamor für 8 Gulden an sich ziehen, gegenwärtig aber ist der Preis um ein merkliches höher gestiegen.

Nachstehendes ist eine wörtliche Abschrift der Alpenordnung von Oberkamor, welche Ao. 1678. verfertigt und bis auf die gegenwärtigen Zeiten immer wieder erneuert wurde; auch sind die Gesetze der meisten übrigen Rheinthaler Alpen dieser ziemlich ähnlich.

1. Sollen die Alpmeister Bürger zu Altstätten seyn; sie sollen durch die Mehrheit der Stimmen je zu Jahr um gesetzt werden, und soll allezeit einer ob- der andere unter dem Hirtzensprung wohnhaft seyn, aber beyde Bürger zu Altstätten. Die sollen dann fleißig zur Alp Sorg tragen, damit sie geschirmt, und jedem das Seinige werde; sollen auch alles gemeinschaftlich verrichten, das Salz mit einander kaufen und in die Alp thun, und alle Rechnungen, und was ihrem Amt anhänglich ist, getreulich mit einander verrichten.

2. So man mit dem Vieh zu Alp fahrt, sollen 4 Gräser einen Knecht zum hagen (Zäune auszubessern) geben; wer dieses nicht thut, soll vom Gras 2 Kreuzer zum Hagen Lohn geben.

3. Soll jedes Gaden 3 gute Zuchtstier haben, die dem Alpmeister gefällig sind.

4. Sollen 7 Kühe eine Schweintränke haben (d. h. auf 7 Kühe soll ein Schwein die Schotten davon erhalten). Auch soll man die Schweine bis auf die letzten 14 Tagen im Stalle behalten.

5. Welcher Alpgenoß ein Gras verlehnen wollte, dem soll nicht mehr als 10 Batzen Zins dafür gegeben werden.

6. Soll keiner, herwärts Kürsten Holz abhauen, bey Buß 5 Schilling Pfennig, ausgenommen was zum bauen vonnöthen ist.

7. Welcher Alpgenoß Galtvieh auf der Alp findet, soll er dasselbig dem anzeigen, dem es ist; sollte man es aber nachher wieder antreffen, so soll jeder dem

Alpmeister vom Stück 3 Schilling Pfennig geben müssen.

8. Soll jeder Alpgenoß von seiner Melster (Kühstall) den Bau ausführen; wer das nicht thut, soll dem Alpmeister 5 Schilling Pfennig geben.

9. Welcher ein Gras ererbte, erkaufte 2c. soll es in Jahresfrist in das Alpbuch lassen einschreiben, bey Verlierung der Gräser.

10. Welcher wollte über kurz oder lange Zeit ein Gras ziehen oder versprechen, der mag es thun, wenn es unter 10 Gulden verwendt wird, nach dem Kauf; geschähe aber der Kauf höher, oder würde sonst Gefahr damit gebraucht, soll jeder, der des Verspruchs genoß, das Gras mögen um 10 Gulden ziehen und versprechen.

11. Den Uebersatz der Gräser betreffend, ward Ao. 1607. erkennt: welcher ein Hauptvieh auf die Alp thut und nicht befugt wäre, der soll unnachläßlich ein Pfund Denier gebüßt seyn, und mit dem Stück Vieh sogleich abfahren müssen.

12. Wenn einer nur ein halb Gras hat, der soll nicht 1 Hauptvieh darauf treiben, sondern zu dem schlagen, so auch ein halb Gras hat; die sollen mit einander loosen, und ein Jahr ums andere darauf treiben.

13. Es soll auch kein Alpmeister ohne den andern Sennen oder Knechte dingen, sondern daß der Alpmeister unterm Hirzensprung je und jährlich auf einen bestimmten Tag mit 2 Knechten, nämlich einem Sennen und Küher, die ihnen bis zu Veränderung der Gräser zustehen sollen, in die Lienz kommen, und soll mit dem obern Alpmeister seine und die Lienzische Sennen und Knechte (wie denn dem Lienzer beyde Sennen und

4 Knechte zusehen sollen) dingen; allein es sollen alle Lienzische und Untersennen und Knecht den untern und obern burgerischen Gadens oder Alpgenossen gefällig seyn, darum sollen die Alpmeister zuvor auch mit den Alpgenossen reden, und sollen dann die gedingten Sennen den Alpmeistern in allen Stücken gehorsam seyn.

14. Soll man auf die Alp fahren den 8ten alten Brachmonats, wie von altem her; es würden sich denn die Alpgenossen eines andern vergleichen.

15. Gaiß, Schaafe, Hunde u. dgl. sollen in der Alp nicht geduldet werden.

16. Soll der Leuenschlatt dem ördentlichen Umgang nach genutzet werden.

17. Falls die Gräser sich veränderten, oder die Alpgenossen ein oder anderer Theil, sich in ein oder andern Punkten zu beschweren hätten, solle es weiter an Stadtammann und Rath in Altstätten stehen, Milderung und Ordnung zu verschaffen, damit unter den Alpgenossen Fried und Einigkeit erhalten werde.

18. Welcher ein Gras empfangt von dem, dessen das Gras eigen ist, soll das selbst besetzen, und nicht weiters verlassen, bey der Buß 10 Schilling Pfennig.

19. Es haben gemeine Alpgenossen geordnet, daß man jedem Alpmeister — nebst 1 Grasrecht — geben soll vom Dünger ausführen 1 Gulden, und vom Salz hinaufzuführen ebenfalls 1 Gulden.

Die Alp: das Rheinthaler Sämtis,

gehört ins Oberried, hat 3 Hütten, und ernährt mehr als 100 Kühe; auch wird sie ganz wie obige Alpen benutzt. Eben so

Die Diepolzauer Schwam,

für 29 Kühe.

Die Krieserer Schwam,

für 28 Kühe.

Die Eichewieser Schwam,

welche Oberried gehört, mit 36 Kühen.

Die Montliger Schwam,

für 35 Kühe.

Der Sträußegaden von Kobelwies,

für 30 Kühe. Und

Der Sträußegaden von Oberried,

für 37 Kühe.

*
* *

Neuenalp

liegt zur linken, wenn man vom Kamor gegen Kobelwies geht, ernährt 12 Kühe, und gehört einem einzigen Privatmann von Oberried.

In dieser Alp hat man eine zierliche Aussicht auf das Rheinthal, den Bodensee, und die Montafuner und Tyroler Gebirge.

* *
*

Die Reutner Alp

gehört der Gemeinde Reuti, liegt ob dem Dorfe, hat 2 Sennhütten und wird mit 90 Kühen gemeinschaftlich bestoßen.

* *
*

Nachstehende 3 Alpen gehören zwar einzelnen Familien in der Dorfschaft Lienz und sind erblich und verkäuflich, doch so, daß alsdann der Stadt Altstätten vom hundert 5 Gulden Ehrschaz bezahlt werden muß.

Grashalden.

Sie stoßt an Oberkamor, und wurde Ao. 1796 für 82 1/2 Gras taxirt.

Räberen.

Sie stoßt an Unterkamor und Grashalden, und wurde Ao. 1774 zu 71 Gräsern und 3 Füßen geschäzt.

Bützel.

Sie stoßt an Oberkamor, und wurde Ao. 1774. ohne des Alpmeisters Gras 25 1/4 Gras geschäzt. Ao. 1796. wurden 12 5/8 Gräser von dieser Alp von einem Vater an seinen Sohn um 240 Gl. verkauft.

Ao. 1726. ward erkennt: daß je der nächste Freund, nach diesem die Alpgenossen, oder jeder eingesessene Bürger zu Altstätten, den Verspruch zu nachstehenden Gräsern haben, und solche auf hienachgesetzte Form beziehen mögen, wenn sie Erbs, Tauschs, Verkaufs oder anderweis außer der Bürgerschaft handwechseln oder fallen würden, als zu einem Gras oder Kuhrecht

— auf Grashalden für 16 Gulden,

auf Näberen für 12 Gulden,
auf Bützel für 7 —

dergestalt und also: daß nach Zeit und Läuffen dieser Preis wieder erhöhet, oder aber vermindert werden könnte.

*
* *

Es giebt auch noch einzelne Bergweiden im obern Rheinthale, welche man die Kienberge nennt, und die ebenfalls mit Kühen besetzt werden, wo aber die Thalbewohner alle Morgen und Abend die Milch zu ihrem Hausgebrauch in die Dörfer herunter tragen: z. E.

Die Montlinger Kienberge für	20	Kühe.
Die Oberrieder	—	18	—
Die Kobelwalder	—	20	—
Die Freyenbacher	—	16	—
Die Oberriedter	—	25	—
Die Diepolzauer	—	12	—

Von der Rindviehzucht.

Die Anzahl des Rindviehs im Rheinthal ist sehr unbeträchtlich, und da die Rheinthaler keine eigene Race ziehen, so wäre es überflüßig, wenn ich weitläufig darüber seyn wollte.

Die meisten Kälber von den Rheinthaler Kühen werden 3 Wochen lang zum Saugen gelassen, und dann 30 bis 40 Pfund schwer an die Metzger verkauft. Vorzüglich wegen Mangel des Futters erkauft man lieber schon erwachsene junge Milchkühe. — Den Sommer und Herbst durch futtert man sie mit Gras,

im Winter hingegen mit Heu und Mieth. Unter Mieth versteht man nämlich allerley Feldfrüchte oder einzelne weniger brauchbare Theile derselben, Kleyen, Mehl, weiße Rüben, Erdäpfel, Obsttrester u. dgl. mit Salz vermischt, womit man alle Winter ziemlich viel Schlachtvieh zu 4 bis 5 Zentnern schwer mästet, und theils selbst verspeist, theils an die Mezger verkauft.

Das meiste, sowohl Galtvieh zum Mästen, als aber Milchkühe wird mehrentheils von den alljährigen Herbstviehmärkten jenseits des Rheins z. E. in Dorrenbirren, Schwarzenberg, Schrun, Pludenz rc. hergebracht; im Rheinthale selbst werden nur in Altstätten und Berneck Viehmärkte gehalten, wo dann an den Haupt- oder Jahrmärkten viel Vieh gekauft oder verkauft wird.

Auch im Rheinthale hat es keine eigentliche Vieh-ärzte. Neben der Kalbersucht, Kälberräße, Aeugen, Völle, Stürmischseyn — werden in der Rheinthaler Landessprache verschiedene Rindviehkrankheiten Läße oder in der mehrfachen Zahl Läßenen genennt, vermuthlich deswegen: weil dem auf diese Weise kranken Stück Vieh jedesmal dabey eine Ader geöfnet wird, das man eine Läße nennt. — Die verschiedenen Läßenen aber sind wieder durch besondere Zunamen von einander unterschieden, z. E.

a. Eine Läße vom gähen Blut, wo man dem Thier auf dem Schwanz eine Ader öfnet.

b. Eine Rückläße, die vom Blut im Mastdarm entstehen soll, das man also wegschaffen muß.

c. Eine Hirnkäße, wobey man dem Thier eine Ader öfnet, und eine Suppe mit Knoblauch einschüttet.

d. Eine Brustkäße, wobey die Kuh schwer Athem holt. Man öfnet derselben eine Ader, und giebt ihr eine Hafergrützsuppe, mit Wein vermischt, ein.

e. Eine Kropfkäße, wo die Kühe husten und einen angeschwollenen Zungenknopf bekommen. Man öffnet ihnen alsdann eine Ader, und läßt sie eine Weinsuppe fressen.

f. Eine Gallenkäße, wenn sie kränkeln und auf dem Kreuz eine kalte Stelle bekommen. Man bedient sich dagegen des Aderlassens, nebst einer Suppe von einem verkochten Kalbskopf.

Bisweilen wird auch eine Kuh vom Grind, einer Art Raud, befallen, das ansteckend ist.

Daß der Milzbrand in dieser Gegend von Zeit zu Zeit die Kühe krank mache und zum Theil tödte, werde ich weiter unten, wenn ich von den Pferdkrankheiten rede, zeigen.

Fällt eine Mastkuh pfinnig, so muß sie der Verkäufer entweder wieder annehmen oder dem Käufer von jedem Gulden des Preises wieder 3 Batzen zurückgeben.

Gerbereyen hat es im Rheinthal einige, im Appenzellerland keine. Ehmals hatten sie starken Abgang von weissen Kalbfellen nach Calabrien, Sicilien und Spanien zu gedrukten Tapeten.

Von den Pferden.

Da man das Feld im Rheinthal nicht mit Ochsen, sondern beynahe überall mit Pferden bauet, und ziem-

lich viel fuhrwerket, so hält man zwar eine ansehnliche Anzahl Pferde, allein dem ungeachtet hat man keine eigene Race; die Pferde im Rheinthal kommen meistens aus den Gegenden jenseits des Rheins und aus dem Werdenberger- und Sarganserlande, haben gewöhnlich strenge zu arbeiten und schlechtes Futter, und sind meistens klein und unansehnlich.

Man futtert sie im Sommer und Winter mit magerm Heu und Mieth, und rechnet wöchentlich vom erstern einen Zentner. Sie weiden im Sommer auch häufig auf den Riedern.

Zwischen dem ersten und zweyten Jahr ihres Alters werden sie gefällt (beschnitten), durch Schneiden und durchs Brennen, welches einzelne Rheinthaler gut verstehen. Eine Woche lang wird die Wunde täglich ausgewaschen und mit Butter bestrichen.

Die hiesigen Pferde sind vorzüglich dem Rotz, dem Strengel und dem gelben Knopf (Milzbrand) unterworfen.

Ao. 1781. und Ao. 1782. wurden sehr viele Pferde und Kühe im Rheinthale vom Milzbrand angegriffen und getödtet. Im lezten Jahrgange sind in den Gemeinden Berneck, Diepolzau, Widenau, Haslach, Krieseren, Montligen und Marbach vom 19. bis lezten Tag Heumonats 31 Stück Pferde und 4 Kühe gefallen.*) — vorzüglich verheerend aber war diese Seuche Ao. 1802. im August-und

*) S. Monatliche Nachrichten schweizerischer Neuheiten Ao. 1782. S. 156.

Herbstmonat, so daß nur im Rheinthale 153 Pferde und 37 Kühe dadurch getödtet wurden, wie aus dem hinten angehängten tabellarischen Verzeichnisse meines verdienstvollen Freundes, des Herren Doktor Neffen in Altstätten zu ersehen ist. *)

Ao. 1780. hatte das Rheinthal von den 9 Ständen, welche dasselbe abwechslungsweise durch einen Landvogt beherrschten, eine sehr gute Sanitätsordnung, diese Viehseuche betreffend, erhalten,**) und in den neuern

---

*) Neben mehrern Verordnungen des Regierungsstatthalters veranlaßte diese Viehseuche nachstehende zwey Druckschriften.

„Etwas über den gelben Knopf und dessen Heilart, eine Anleitung für Pferdbesitzer und Thierärzte; St. Gallen im August 1802. Im Namen des Sanitätskollegiums des Kantons. 14 S. 8.

„Vorbauungsmittel gegen den Milzbrand der Pferde. Altstätten den 27. August 1802. Im Namen der Distrikts-Sanitäts-Commißion des obern Rheinthals. Von Joh. Neff, Distriktsarzt. S. 7.„

Auch ist die kleine Brochüre lesenswerth, welche zur gleichen Zeit jenseits des Rheins bekannt gemacht wurde.

„Freye Gedanken über die den 24. August 1802. von Herrn Kraisarzt von Rosenstiel herausgegebenen Verordnungen, in Betreff der unter den Pferden und dem Hornvieh herrschenden Krankheit. Herausgegeben von einem Freunde der Thierarzneykunde. 8. S. 31.„

**) Sie ist im bündtnerischen Sammler IV. Jahrgang, A. 1782. dem wesentlichen Innhalte nach, abgedrukt.

Zeiten, sowohl unter dem Einheits- als aber unter dem neuen Föderationssystem, trift das Sanitätskollegium des Cantons alle nöthigen Veranstaltungen deswegen.*)

Schaafe und Ziegen.

Schaafzucht ist im ganzen Rheinthale keine; die Schaafe, welche im Herbste angekauft und sogleich wieder geschlachtet werden, kommen aus dem Schwäbischen.

Ziegen hält man hin und wieder einzelne um der Milch willen, man futtert sie mit Gras und Heu.

Schweine.

Obschon man das ganze Jahr durch ziemlich viel Mastschweine hält, so hat man doch keine eigene Art, son-

*) Die erste Rechenschaft dieses Collegiums ist in der Probe eines Wochenblatts für die östliche Schweiz, St. Gallen 1799. unter der Aufschrift abgedrukt: „Uebersicht der bisherigen Verhandlungen der Sanitätskommißion des Kantons Säntis vom Anfange ihrer Sitzungen bis in den Wintermonat 1799.

Die zweyte Rechenschaft ist besonders abgedrukt unter dem Titel: „Uebersicht der Verhandlungen des Sanitätscollegiums des Cantons Säntis, vom November 1799. bis Ende Augusts 1801. St. Gallen 1801. ein 8tav Bogen.

dern die grössern werden alle Jahre in Schwaben und im Oberlande, die kleinern hingegen auf den Rheinthaler Jahrmärkten gekauft, wohin man sie aus den verschiedenen benachbarten Gegenden bringt.

Schon in den ersten 14 Tagen nach ihrer Geburt werden sie verschnitten (beschnitten); von diesen heißt das Männchen und Weibchen Barg und Mutter, und von den unbeschnittenen Eber und Loos.

Man mästet sie mit abgerahmter Milch, Erdäpfeln, Rocken und Türkischkornmehl, u. dgl. so daß sie 2 bis 3 Zentner schwer werden. Diese verspeisen die vermöglicheren Bauren theils selbst, noch häufiger aber werden sie an die Metzger verkauft, welche sie entweder überhaupt, oder aber todt gewogen das Pfund um 12 bis 15 kr. kaufen.

Die Schweine werden hier vorzüglich von einer Krankheit, die man den kalten oder heißen Rangen nennt, befallen, wobey sie die Freßlust verlieren, und an der untern Kinnlade blaues und gespanntes Zahnfleisch bekommen, welches man wegschneidet.

Von den Wiesen.

Der Wieswachs im Rheinthal ist gar nicht beträchtlich, indem der Acker und Weinbau weit die grösten Strecken des angebauten Feldes einnimmt; doch hat man im obern Rheinthal noch ungleich mehr Wiesen, als im untern Rheinthale.

Die wirklich vorhandenen Wiesen werden im Herbst und Frühling mit Pferde und Kühmist gedüngt, und mehrere mahl des Jahrs mit Güllen (Jauche) begossen. — Das gedörrte Heu und Oemd wird in der Nähe der Scheune auf 2 Stangen eingetragen, oder wenns bergab geht, eingeschleppt; aus der Ferne hingegen auf Wägen herbey geführt. Die Scheunen heißt man hier Tenne; sie sind immer neben den Ställen, und machen einen wesentlichen Theil des Stallgebäudes aus; dieses aber ist an die gar nicht schön gebauten und schlecht eingetheilten Baurenhäuser in den Dörfern angebaut. Das Heu wird auf dem Tennboden in großen Haufen auf einander gelegt, welche gestampft werden, und dann Heustöcke bilden. Hin und wieder ist es üblich, daß man auf das überregnete eingesammelte Heu und Oemd reichlich Salz streut, damit es das Vieh lieber freße.

Im untern Rheinthal bedient man sich bisweilen, wenn Regenwetter einfallen will, und das abgemähte Heu noch nicht dürre ist, der in Bündten allgemein üblichen Heinzen, welches mit Sproßen kreuzweise versehene Pfähle sind, die in der Erde befestigt werden, und woran das Heu aufgehängt wird — nach meiner Beobachtung durchaus das beste Mittel, das liegende Futter im Regenwetter vor der Fäulniß zu bewahren.

Da man alles Rindvieh mit Heu und Oemd futtert, und dasselbe nur für die Pferde mit ein wenig Haferstroh vermischt, so wächst im Rheinthal nirgends hinreichendes Futter; es wird daher alle Jahre in dem Oberrheinthal eine Menge vortrefliches Heu aus

dem benachbarten Appenzellerlande*) Klafterweise hergebracht. Im untern Rheinthale kauft man eine nicht unbeträchtliche Zahl Zentner aus dem Oberrheinthal, und sehr viele Fuder recht mittelmäßiges aus den benachbarten jenseitigen Dörfern Gaißau, Höchst, Lustnau, Lauterach, Bönigg rc.

Mittelmäßig gute sumpfigte Wiesen, auf welchen sogenanntes Roßheu wächst, hat man im untern Rheinthal, seitdem die großen Rieder ausgetheilt, und in Ackerfeld verwandelt sind, beinahe keine mehr; hingegen besitzt man daselbst noch viele Mäder, wo solches Pferdfutter und Streue wächst, auf dem großen Gaißauer und Höchster Ried, jenseits des Rheins. — Im obern Rheinthal hingegen werden von den Gemeinden Altstätten, Oberriedt, und Eichberg, von dem ungeheuer großen wagerechten Bannriedt, welches einzelnen Privaten in diesen Gemeinden eigenthümlich gehört, alljährlich viele hundert Fuder des besten Pferdfutters eingesammelt.

Dem Vieh wird unter den Dünger eben so viel Riedstroh, das man meistens aus den Gegenden jenseits des Rheins herführt, als aber Getraidestroh in

*) Nach einer sehr genauen Berechnung rechnet man in Gaiß im Appenzellerlande von 36000 [] Fuß Wießboden 4 Klafter Heu und Oemd zu erhalten, und 8 Klafter für Sommer und Winternahrung einer Kuh; also den Ertrag von zwey Jucharten (das Klafter zu 6 Fuß 2 Zoll Rheinländisch); hingegen im Rheinthal muß man etwas weniger annehmen.

den Ställen gestreut. — Ein Fuder Dünger, das zwey Pferde zum wegziehen braucht, kostet im Oberrheinthal 5 bis 6 und im Unterrheinthal 7 bis 8 Gulden. — Man macht auch sehr viel Hofmist, von dem Stroh oder den Stängeln und Blättern verschiedener Feldfrüchte, z. E. von den Erdapfelstauden, den gröbern Stängeln und Blättern des türkischen Korns, von dem Erbsstroh u. dgl. welches man vor den Häusern verhackt, in die kothigen Strassen wirft, dort vertreten und mürbe werden läßt, dann vor den Ställen an einen Haufen legt, auf einander verfaulen läßt, und von Zeit zu Zeit mit Jauche begießt.

Die Wiesen sind im Unterrheinthal mehr mit Lebhägen und mit Latten, im Oberrheinthal hingegen meistens durch Graben von einander abgesöndert.

Man hat für die Wiesen und fürs Ackerfeld keinen bestimmten Maaßstab des Preises; sie werden nur nach Maaßgabe ihres Ertrags an Fudern Heu und Oemd, nach der Zahl der darauf stehenden Fruchtbäume, nach der Beschaffenheit des Alters derselben und ihrer Früchte, und auch besonders nach ihrer dem Eigenthümer mehr oder weniger vortheilhaften Lage, in Ansehung ihrer Nähe bey den Häusern, der Abkürzung oder Verminderung zu unterhaltender Wege oder Landstrassen, der Entferntheit von Bächen oder Flüssen, wo mehr oder weniger Dammung zu besorgen ist — theurer oder wohlfeiler gekauft oder verkauft. Die Benennung nach Jucharten ist also hier gänzlich unbekannt. Ueberhaupt aber sind alle Grundstücke in diesem Ländchen äußerst theuer. So wurde z. E. im Oberrheinthal in

der Gegend von Marbach, eine Juchart*) Wiesboden 1200, und eine Juchart Ackerfeld 6 bis 700 Gulden, und wenn dieselben mit schönen Obstbäumen besetzt wären, noch ungleich mehr kosten; so wie im Unterrheinthal z. E. in Rheineck und Thal der Preis derselben in jedem Falle noch weit höher gestiegen ist.

Nachstehende Bemerkungen hierüber, die ein ungenannter Rheinthaler in seiner ächt patriotischen Schrift schon Ao. 1769 bekannt machte**), verdienen hier eine Stelle, da sie auch auf unsern neuern Zeiten passen, indem die Grundstücke seither im Preise nirgends gefallen, sondern noch vielmehr gestiegen sind; sie lautet also:

„Obgleich der Distrikt des untern Rheinthals und „insonderheit der Bürgerschaft zu Rheineck, wegen der „sehr nahen Lage des Rheins und Appenzellerlandes,

---

*) Mißt man zur Seltenheit im Appenzellerlande und im Rheinthal eine Wiese oder einen Acker nach Jucharten aus, so rechnet man gewöhnlich zu einer Juchart 36000 []Fuß; oder 360 []Stangen (eine Stange zu 100 []Fuß); oder 1000 []Klafter (ein Klafter zu 36 []Fuß).

**) S. Aufrichtig patriotisches Bedenken und Untersuchung der Frage: ob gegenwärtige ökonomische Umstände der Hausarmen und Bedürftigen des Rheinthals so dringend, daß sie zu besserer Nutzbarkeit und Erquickung der großen Menge derselben, eine Theilung des zwischen denen Gemeinden noch ungetheilt liegenden Grundes bedörfen. Lindau und Chur. 1769. 8vo. 48 S.

„sehr klein und enge eingeschränket, so daß er mit der „großen Anzahl Einwohner bey weitem in keinem Verhältniß stehet, ja noch die meisten um die Stadt „herumliegenden Güter hochobrigkeitliche Lehen sind; — „so hatten hingegen dasige Bürger, wie auch einige „von Thal sehr viele Aecker Mattland und Güter „jenseits des Rheins, in Schwaben, zu Gaißau, „St. Johann, Höchst, und im alten Rhein besessen, „welche gar leicht zu erhalten waren; seit wenigen „Jahren aber, da während dem Lauf letzteren Krieges „das Geld in Schwaben wegen seinem sehr gesteigerten „hohen Cours ziemlich circulierte, sind die meisten, „ja fast alle von solchen jenseits des Rheins liegenden Gütern gedachten Bürgern durch Verspruch gezogen „und der Ueberrest sehr gesteigert worden. Welches „dann verursachet, daß der Preis des Grund und Bodens, in dieser Unter-Rheinthalischen Gegend unglaublich, nicht nur um den doppelten Preis gestiegen, so daß von vielen, bey den fruchtbarsten Jahren, „bey weitem nicht das Interesse des darauf liegenden „Capitals daraus zu erheben, und ein sehr kleines „Stück Grund, schon das Vermögen eines bemittelten „Mannes übersteiget; der sehr großen Menge armer „Haushaltungen zu geschweigen, die nicht so viel „Grund besitzen, als zu einem Krautgarten erforderlich ist." —

„Um nur einen etwelchen Begriff davon zu geben, so „finden sich solche Exempel, daß jetzt lebende Besitzer „von Ackerfeld, solche um dreyfachen Preis verkaufen „können; ja, wenn man das Verhältniß gegen dem „benachbarten Thurgau berechnet, so findet sich der Un-

„terschied des Preises der Aecker und Güter, wie vier „gegen eins, so daß in dem Thurgau um gleiches Ca„pital ein viermal größerer Bezirk Landes zu erhal„ten ist.“ —

Von den Allmenten.

Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand weit der größere Theil des von Natur zur Fruchtbarkeit bestimmten wagerechten Rheinthälchens aus Allment, welche man überhaupt Riedboden nennte, und wovon man keinen andern Nutzen zog, als daß alljährlich das Rindvieh und vorzüglich auch die Pferde daselbst einige Wochen lang schlechte und zum Theil ungesunde und versumpfte Weide fanden. Dieser ungeheuer große Weidstrich längs dem Rheinstrome wird im Unterrheinthal das Bauried und im Oberrheinthal das Eisenriedt genennt; ersteres gehört gemeinschaftlich den Gemeinden Rheineck und Thal, letzteres hingegen den sämmtlichen Gemeinden des obern Rheinthals.

Schon Ao. 1760. wurden z. B. in Marbach und anderswo einzelne Allmentsbezirke eingelegt, d. h. vertheilt, und zum Anbau verschiedener Feldfrüchte umgeackert; und in der Gemeinde Berneck bewürkte man noch früher die Erlaubniß dazu; allein die wichtigste Gemeinheit, die oben genannten Rieder blieben — dieser augenscheinlich wohlthätigen Beyspiele ungeachtet — auch in den neuern Zeiten schlecht, oder eben so gut als völlig unbenutzt liegen. Die Sache kam zwar öfters von dem vernünftigen Theile der Thalbewohner zur

Sprache, allein der von Vorurtheilen eingenommene und verblendete große Volkshaufe, der sich meistens, selbst den wohlthätigsten Neuerungen oft aus Unverstand, oft aber auch aus Bosheit widersetzt, konnte die gute Sache zwar lange hindern, aber doch nicht immer. Vorzüglich dem patriotischen Verfasser der oben angeführten kleinen Druckschrift gebührt das Verdienst sich thätig für diesen gemeinnützigen Zweck verwendet zu haben. Die zu seiner Zeit immer mehr überhand genommene Armuth im Rheinthale machte die bessere Benutzung des Gemeindsbodens immer mehr nothwendig, und er bediente sich gerade auch dieses Umstandes zur Erreichung seiner Absicht. Er schilderte das schreyende Bedürfniß der Vertheilung und bessern Benutzung der Rheinthaler Rieder mit der Sachkenntniß eines erfahrnen Landwirths, und mit der Wärme eines redlichen Patrioten, und forderte zugleich einerseits im Namen der vernünftig und gemeinnützig denkenden Rheinthaler, andrerseits im Namen der vielen von Armuth und Dürftigkeit bedrängten Haushaltungen, den damaligen verdienstvollen Landvogt, Joh. Heinr. Grob, von Zürich, auf das nachdrucksamste auf, diesen Vorschlag aufs kräftigste zu unterstützen. Das wohlthätige Werk kam glücklich zu stande. Die vereinte Kraftanwendung des vernünftigern Theils unter dem Volke, war nicht vergeblich, die hohen das Rheinthal beherrschenden Stände billigten und beschlossen die Vertheilung, und diese wurde sogleich ins Werk gesetzt, so daß Ao. 1770. noch unter diesem Landvogt das Bauriedt, und Ao. 1771. unter seinem Nachfolger, Wurstenberger von Bern, das Eisenriedt

vertheilt,

vertheilt, und beyde seither als eine reiche Quelle des Wohlstandes der Rheinthaler so benutzt wurden, daß jeder, der vorhin gegen dieses wohlthätige Unternehmen stimmte, sich nun seiner Thorheit schämen, und seinen Fehler öffentlich eingestehen muß.

Das Bauried, das eine wagerechte, 2 Stunden lange, und 1 Stunde breite Ebene enthält, und vorhin beynahe keinen Nutzen trug, warf nach seiner Vertheilung dem Landvogt, per admodiation in 713 gleiche Theile vertheilt, anstatt des Zehenden alljährlich 30 Louisd'or ab; und beim Ausmessen des Eisenrieds zeigte es sich, daß es 2089 Juchart und 309 Ruthen des besten Feldes enthielt.

Die Sache verdient es, die Hauptinstrumente der Vertheilung dieses Gemeindguts hier einzurücken. Je mehr Beyspiele von der Art wir in unserer Schweiz aufzuweisen im Stande sind, desto dringender dürfen wir die immer allgemeinere Nachahmung derselben empfehlen. Sie sind diesem Aufsatz hinten in der 2ten Beilage No. 1. 2. und 3. angehängt.

Ueberdies muß ich bemerken: daß in den meisten Rheinthaler Gemeinden neben diesen Gemeindstheilen des Bau- und Eisenrieds, noch mehrere andere Bezirke zur lebenslänglichen beliebigen und unentgeltlichen Benutzung ausgetheilt werden, so daß ein verheuratheter Bürger öfters 4 bis 6 und mehrere solcher Aecker besitzen kann. — Welch eine reichliche Quelle des Wohlstandes der Rheinthaler, die der Reiche wie der Arme im gleichen Grade benutzen kann! — Zudem können auf diese Gemeindstheile keine Schulden gelegt werden; giebt jemand einem liederlichen Haushalter Geld auf

seinen Acker, so kann er wohl sein ausgeliehenes Geld in dem Nutzen des laufenden Jahres suchen, im folgenden fällt er aber schon einem andern Gemeindsbürger, und zwar Schuldenfrey — zu. Diese Gemeindstheile sind endlich auch ein großer Vortheil für ein Armengut. Dem Schlechthausenden, der dem Armengut zur Last fällt, wird sein Gemeinfeld weggenommen, bearbeitet, und ihm das Nöthige angeschaft.

Es liegen zwar auch im Rheinthale noch hin und wieder, wie z. E. in St. Margarethen, und anderswo, einzelne Bezirke Gemeindsboden nur als Viehweide schlecht benutzt; allein es läßt sich mit Recht hoffen, die Zukunft werde auch hierin noch manche Verbesserung zur Reife bringen.

Auch das oben erwähnte große Banried, das an sehr vielen Orten für den Ackerban treflliches Erdreich hätte, würde umgeackert und angepflanzt einen ungleich größern Nutzen, als der gegenwärtige ist, den man davon zieht, abwerfen, und die Anwendbarkeit dieser Verbesserung kam wirklich schon öfters zur Sprache, allein bisher hinderten dieselbe vorzüglich nachstehende zwey Gründe:

Erstens wendet man ein: da im Frühjahr unausschließlich alle Gemeindsbürger von Altstätten, Oberried und Eichberg, sie mögen Grundstücke davon eigenthümlich besitzen oder aber nicht, bis auf den 26 May mit ihrem Rindvieh und Pferden das Trattrecht, und nach der Heuerndte vom Bartholomäustag an die Freyheit besitzen, einen ähnlichen Gebrauch davon zu machen, so müßten b y einer andern Benutzung dieser Rieder die wahren Eigenthümer derselben die obigen

3 Gemeinden wegen ihrem Trattrechte entschädigen, welches sehr viele Schwierigkeiten finde. — Allein, nach meinem Bedünken wären diese bald gehoben, da schon in frühern Zeiten die Gemeinden Marbach, Rebstein und Balgach, ähnliche eigenthümliche Weiden, auf denen das Frühlings- und Herbsttratrecht ruhte, umarbeiteten und anpflanzten. Die Besitzer der Grundstücke behielten Zweydrittheile für sich, und einen Drittheil davon überließen sie den Gemeinden als Entschädigung ihres Trattrechts, der dann wieder unter alle Gemeindsgenossen ausgetheilt und von diesen nachher ebenfalls als Eigenthum benutzt wurde.

Der zweite Grund gegen die Verwandlung dieser Weiden in Ackerfeld, scheint wirklich wichtiger zu seyn, indem man bemerkt: daß einerseits das Trattrecht und anderseits die große Menge von Pferdheu, die daselbst eingesammelt wird, ein unentbehrliches Bedürfniß für den obern Rheinthaler sey, der, wenn er dieses entbehren müßte, durch die dadurch nothwendig gemachte Verminderung der Kühe und Pferde und des Düngers, einen großen Nachtheil in seiner Landwirthschaft davon ziehen müßte. — Allein ich möchte hier fragen: würde nicht der Anbau von künstlichen Futterkräutern, die auf solchen Aeckern ungemein gut gedeihen könnten, das Trattrecht im Frühling und Herbst reichlich ersetzen, und könnte man nicht von dem erlösten Gelde aus den erhaltenen Feldfrüchten, so wie die Unterrheinthaler, genug Pferdheu aus den jenseitigen Rheingegenden ankaufen? —

Von dem Ackerbau.

Im obern Rheinthal hat man ungleich mehr Ackerfeld, als Wieswachs und Weinbau; im untern Rheinthal hingegen findet sich zwar mehr Ackerfeld als Wieswachs, allein die meisten Grundstücke bestehen vorzüglich aus Weinbergen.

Im Rheinthale findet sich zum Theil ein ziemlich schweres lehmigtes Erdreich, zum Theil aber auch, und namentlich auf den ehemaligen Riedflächen, eine schwarze leichte Torferde, die in der Nähe des Rheins mit einem leichten mergelartigen sehr fruchtbaren Schleim vermischt ist. — Auf diese Art kann der Rhein öfters, wenn er stark anschwillt oder austritt, eher nützlich als schädlich werden, indem der von ihm zurückgelassene Schleim anstatt des Düngers dient; auch legt er in Zeit von ein paar Monaten Boden an, wo vorher keiner war, nimmt aber auch wieder andern weg, der vorhin da war, wenn man nicht sorgfältig dammt.

Die Ackerfelder liegen niemals brach, sondern werden alle Jahre abwechselnd, bald mit Winter- bald mit Sommerfrucht bepflanzt. Im Oberriedt, Montlingen, Kriesern und Diepolzau, pflanzt man auf dem gleichen Felde 10 Jahre lang nach einander Korn (Fäsen), und alsdann Türkischkorn, Erdäpfel u. dgl.; im untern Rheinthale aber nur 2 Jahre, und dann muß man abwechseln.

Die Pflüge, welche ganz nach der gewöhnlichen Art eingerichtet sind, werden mit 2, 3 bis 4 Pferden, je nachdem das Erdreich beschaffen ist — nirgends aber mit Ochsen — gezogen. Viele, die keine eigenen Pferde haben, bauen ihr Feld auch mit der Hacke und

der Spathe, indem der Pflügerlohn von einer Juchart 4 bis 7 Gulden kostet.

Für den Fäsen (d. h. Korn in der Spreu) wird der Acker meistens zuerst stark gedüngt, hernach besäet und dann erst gepflügt oder gehauen (mit der Hacke umgekehrt) und im erstern Falle wieder mit einer Egge oder Haue eben gemacht; beim Waizen hingegen werden vor dem Aussäen desselben die Furchen gezogen. — Auf eine Juchart Ackerfeld rechnet man ungefähr 12 Fuder Dünger. Im untern Rheinthal fängt man hin und wieder an, mit Gips und Kaminruß zu düngen.

Zu Anfange des Weinmonats werden hier die Winterfrüchte, und zu Ende des Aprils die Sommerfrüchte gesäet. Man pflanzt nämlich Sommer- und Winterkorn, Sommer und Winterwaizen, Sommer- und Wintergerste, Sommer- und Winterroggen, Hafer und Türkenkorn, doch werden von den erstern vier Arten weit mehr Aecker mit Winter- als mit Sommergetraide angepflanzt. Auf eine Juchart rechnet man gewöhnlich 15 bis 18 Viertel Winterkorn (Fäsen) und erndtet in guten Jahrgängen 90 bis 100 Viertel davon. In Aeckern, die mit Winterfrucht überwachsen sind, reißt man das Unkraut mit den Händen aus, wo hingegen Sommerfrüchte stehen, so geschieht dies mit der Hacke, und in beyden Fällen läßt man dasselbe immer auf den Aeckern liegen und verfaulen.

Die Frucht ist hier dem Rott (der Röthe) und dem Brand vorzüglich unterworfen, und man kennt kein Mittel dagegen.

Durch das ganze Rheinthal bis nach Rorschach hinunter wird eine Menge Türken (Türkischkorn, Zea mays)

gepflanzt, und es macht das Hauptprodukt des Landes an Getraide aus, und in der That verdiente diese Pflanzung, welche eine der vorzüglichsten, und immer so nützlich, als die Erdapfel ist, in der Schweiz weit allgemeiner eingeführt zu werden. Man verfährt dabey auf folgende Weise: das Feld wird im Frühling zuerst umgeackert und gedüngt, worauf man den Saamen der Reihe nach in einzelne Löcher steckt, und zwar so, daß ein Stengel vom andern 1 1/2 bis 2 Fuß weit zu stehen kommt; man legt auch in jedes Loch 2 Körner, damit doch wenigstens das eine zur Pflanze aufkeime. Sind die Pflänzchen ungefähr 1/2 Fuß hoch, so reißt man da, wo 2 Stängel neben einander aufkeimten, den einen heraus. Gießt man zu jedem Stöckchen mehreremal mit einer Kelle scharfe Jauche, so bedarf das Erdreich gar keinen Dünger. Den Sommer hindurch wird der Boden um die Pflanzen 3 bis 4mal gefalgt, d. h. mit einer Hacke locker gemacht, und vom Unkraut befreyt, und zulezt, zu Ende des Heumonats, um jeden Stock herum aufgehäufelt. — Jeder Stengel treibt mehrere Kolben; allein ist dieser schwach, so läßt man ihm nur einen, und bey den stärksten nur zwey stehen, wovon einer öfters 500 Körner enthält. Von gutem Saamen braucht man auf eine Juchart kaum 1 1/2 Viertel, und erndtet in guten Jahrgängen 130 bis 150 Viertel davon ein. Nach einer andern Berechnung erhielt ein Bauer einige Jahrgänge nacheinander auf einem Acker, der 150 Schritt lang und nur 15 Schritt breit war*), den er mit einem

*) Zu einer Juchart rechnet man im Rheinthal 72

Viertel Saamen anpflanzte, 90 Viertel davon, wovon das Viertel 24 bis 25 Pfund schwer ist, und 22 bis 23 Pfund Mehl giebt. Welch eine reichlich vermehrte Erndte! — Ueberdies kann dieses Korn auf die mannigfaltigste Weise sehr vortheilhaft benutzt werden, denn es gewährt eine sehr gesunde und nahrhafte Speise für Menschen und Vieh; sein Mehl giebt vermischt und unvermischt recht gutes Brod, und schmackhafte Brey und andere Speisen, auch wird es als ein trefliches Mastungsmittel fürs Rindvieh, Schweine und Geflügel aller Art benutzt; so wie man einen großen Theil von den Blättern und Stengeln dieser Pflanze dem Rindvieh verfuttert. Die Rheinthaler verkaufen alle Jahr eine große Menge von dieser Kornart in die ehemalige Herrschaft Sax, und in die Appenzeller Gemeinden Oberegg, Heyden, Grub, Walzenhausen u. s. w.

Das sehr nützliche Abschneiden der Staubblumen oder Fahnen jeder Pflanze gegen die Mitte des Augusts, um damit dem Rindvieh ein köstliches Futter zu verschaffen, ist hier noch nicht üblich, und verdient benutzt zu werden *).

Diese nutzbare Pflanze hat auch noch das Empfehlende für sich, daß sie sehr wenig Krankheiten unter-

---

Schritt in die Länge und 72 Schritt in die Breite, 1 Schritt zu 6 Fuß.

*) S. kurzer Bericht vor den Landmann von den vornehmsten Futterkräutern und vom welschen Korn. Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Zürich 1764. 32 S.

worfen ist, und beynahe alle Jahre unausgesetzt gut gedeihet. Einzig ein allzufrüher Reif im Anfange des Herbsts, wann die Körner in der Milch, d. h. noch nicht ihre völlige Vestigkeit erhalten haben, sondern weich sind, schadet denselben sehr, wie dies z. B. allgemein der Fall im vorhergehenden 1803 Jahr war; worin immer stark die Hälfte der gehofften Frucht zu Grunde gieng.

Erdapfel pflanzt man überall im Rheinthal eine sehr große Menge, und zwar von sehr verschiedenen Arten, z. E.

Sehr frühe, weiße, mehligte, runde, wovon der Saamen von Zürich kam; ferners ähnliche weiße, äußerst schmackhafte, die aber später zeitig werden.

Eine Art lange, dünne, röthliche, nennt man Nudlen.

Eine andere länglichte weiße Art, mit sehr viel Augen (Keimen) heißt man Glarnererdapfel.

Die schlechtesten sind die sogenannten Züriërdapfel (an andern Orten nennt man sie auch Schweinerdapfel) die groß sind, und sich ausnehmend stark vermehren, aber eigentlich nur als Mastungsmittel für das Rindvieh und die Schweine benutzt werden können.

Rothe, runde, rauchhäutige, mehlige Erdapfel waren ehmals auch im Rheinthale die allergemeinste Art, da diese aber in den 1780er Jahren hier, so wie in der ganzen östlichen Schweiz völlig ausarteten, oder vielmehr, wie man im Rheinthal nicht ganz richtig vermuthete, da das Erdreich eine andere Art zu erfordern schien, so nahm man aus entfernten Gegenden verschiedene andere Arten ins Land. Seitdem man nun etwa

20 Jahre lang den Anbau derselben unterlassen hat, so gedeihen sie jetzt wieder besser, und werden daher nach und nach wieder eingeführt. Mehreres hierüber werde ich übrigens bey Werdenberg und Warthau sagen. —

Man steckt die Erdapfel regelmäßig in Gruben, die großen zerschnitten, die kleinen aber ganz, und legt in eine Grube 2. bis 4. Stücke. — Vom Herausschneiden der Augen oder Keime weiß man hier nichts. —

Der Dünger von Pferd- und Rindvieh wird entweder vor dem Stecken in die Erde gebracht, oder aber man legt davon in jede Grube eine Furke voll unmittelbar über den Saamen hin. — Bisweilen läßt man in den bergigtern Gegenden, wo das Erdreich ziemlich schwer ist, die Erdapfel den Winter durch in dem Boden, und gräbt sie, frisch und unbeschädigt von der Winterkälte, erst im Frühjahr heraus. Die Bauren behaupten: im leichten lockern Boden auf den Riedern würde dies nicht angehen.

Um Erdapfel, Rüben u. dgl. frisch zu erhalten, werden auch sehr viele den Winter über in Gruben auf dem freyen Felde aufbewahrt. Man wählt nämlich dazu eine trockene Stelle aus, wo kein verborgenes Wasser im Boden liegt, gräbt eine 4 bis 5 Fuß tiefe, und nach Willkühr weite Grube, je nachdem man mehr oder minder Feldfrüchte darein versorgen will; in diese Grube schüttet man die Erdapfel u. dgl., legt Stroh darauf, bedeckt dieses mit Brettern, und füllt dann die übrige Oeffnung noch mit Erde zu. Auf diese Weise bleiben die Feldfrüchte, im Frühling, wenn man sie wieder herausgräbt, eben so frisch und schmack-

haft, wie sie im Herbste waren, da sie das erstemal aus dem Boden kamen.

Nebst dem täglichen Verbrauch in den Haushaltungen werden auch Milch- und Mastvieh und Schweine sehr vortheilhaft damit gefüttert; den leztern und dem Mastvieh legt man sie gekocht vor. — Der übrige Theil und zwar ein ungeheuer grosses Quantum — wird in das benachbarte Appenzellerland verkauft, der Zentner gewöhnlich für 2 bis 3 Gulden.

Die Erdbirnen (Helianthus tuberosus L.) werden nur von einigen wenigen vornehmen Rheinthaler-Familien in den Gärten gepflanzt, und als ein sehr schmakhaftes Gemüse verspiesen.

Im obern Rheinthale wird ein kleiner Theil von Korn- und Roggenfeldern, im untern Rheinthal hingegen beynahe jeder Acker mit Räben (weißen Rüben Brassica rapa) angesäet. Eine Juchart giebt ungefähr 15 bis 18 Fuder, ein Fuder zu 10 Zentnern gerechnet, wovon die bessern von den Leuten verspiesen, und ins Appenzellerland verkauft, die schlechtern aber dem Vieh verfuttert werden. Ein Fuder kostet ungefähr auf dem Akker anzunehmen 3 bis 4 Gulden.

Werch (Flachs Linum usitatissimum) wird beynahe keiner, Hanf (Cannabis sativa) hingegen sehr viel und äusserst langer gepflanzt. — Selten läßt man die Saamenstengel stehen, sondern so bald sie eine gewisse Höhe erreicht haben, reißt man sie aus. Er wird alsdann theils in grossen tiefen runden Gräben an sumpfigen Orten, in welche das Wasser lauft, und weils keinen Abzug mehr hat, fault, eingebeizt; theils aber auch auf den Feldern verlegt (auf die

Sprett gethan) und nachher, wie gewöhnlich, behandelt und zu Haustuch verarbeitet. — Die obigen stinkenden Sumpflöcher nennt man Hanfrosen, und das Einlegen des Hanfs in diese Sümpfe heißt: den Hanf in die Fluth legen.

Kabis und Köhl (Brassica oleracea capitata et sabauda) sezt man hin und wieder auf den Aeckern und in den Gärten, welcher zum Theil verspiesen, zum Theil an die Appenzeller*) verkauft wird; doch werden alle Jahre im Unterrheinthal noch eine grosse Menge Kabisköpfe, weisse Rüben und eßbare, und dem Vieh zu futternde Erdapfel von Constanz und den jenseits des Bodensees und des Rheins liegenden Orten hergeführt.

Mit dem Anbau künstlicher Futterkräuter haben nur ein paar einzelne Bauren den Anfang gemacht; dieser ist also bis dahin ganz vernachläßigt worden. — Nur selten wird im untern Rheinthal zur Abwechslung ein Acker mit Heublumen oder Grassaamen angesäet.

Einem Taglöhner männlichen oder weiblichen Geschlechts, giebt man nebst Speise und Trank 15 bis 16 Kreutzer Taglohn. Mägde hat der Landmann kei-

---

*) Die Rheinthaler ziehen wirklich alle Jahre unbeschreiblich grosse Geldsummen für ihre verschiedenen Gemüse und Obstarten aus den Appenzellerlande, wo man in vielen Gemeinden gar nichts pflanzt, und alles in einem ausnehmend hohen Preise bezahlt.

ne; hingegen ein Knecht erhält 30 bis 40 Gulden Jahrlohn und hin und wieder ein paar Schuhe und ein Hemd.

Einige kurze Bemerkungen
über die
Lebensart und den Wohlstand
der Rheinthaler überhaupt.

Das Rheinthal ist beynahe überall sehr stark bevölkert, und nimmt darin immer mehr zu. Die Ursachen sind sehr leicht zu errathen. Sie liegen vorzüglich in den verschiedenen Berufsarten, welche die Vermehrung äusserst begünstigen.

Mit dem Feld- und Rebbau beschäftigen sich die meisten Thalbewohner, während der längsten Jahrszeit, um so mehr, da jeder Haushalter in dieser Gegend sehr leicht zu Feldern und Gärten gelangen kann. — Beynahe alle auf der Ebene liegende Aecker, Wiesen und Güter sind -- wie ich schon oben zeigte — meistens Gemeindfeld, das den Hausvätern und Wittfrauen nach und nach zur lebenslänglichen Nutzniessung ausgetheilt wird. — Im Anfange der Verheurathung hat man freylich nichts, aber einige Jahre nachher erhält jeder einen Acker nach dem andern, bis er 5 bis 8 Stücke besizt, die einer mittelmäßigen Haushaltung oft schon allein, ohne andern Zufluß den nöthigen Un-

terhalt verschaffen würden. Je früher man also heurathet, desto bälder kömmt man zu diesen Gemeindstheilen, denn mit dem Heurathen wird man dazu eingeschrieben und erhält sie regelmäßig in der Reihenfolge; daher verheurathet sich auch mancher früher, als ers sonst gethan hätte.

Zur grössern Bevölkerung trägt auch eine zweyte fast eben so allgemeine Berufsart, nämlich das Sticken, sehr viel bey. — Alle Weibspersonen, diejenigen ausgenommen, deren Männer grosse Baurenhöfe haben, und die also ihre Zeit das ganze Jahr hindurch auf Güterarbeit verwenden müssen, sticken den ganzen Tag in Musselinetücher. Auch hält man die Kinder so bald sie der Schule entlassen werden (und dies geschieht, leider! nur allzufrühe!) zu dieser Art von Verdienst an, so wie auch diejenigen ältern Söhne, die wegen schwächlicher Gesundheit oder schlechtem Körperbau zur Feldarbeit wenig Hoffnung versprechen. — Wenn diese Arbeit auch nur ein wenig gut geht, so ist eine Haushaltung, in der die Mutter und zwey Töchter die ganze Woche lang sticken, im Stand 8 Gulden zu verdienen, also ungleich mehr, als wenn sie im Taglohn arbeiten. Aber eben daher kommt es auch, daß man behauptet: gar viele Baurentöchtern im Rheinthal verstehen von der Feld- und Hausarbeit sehr wenig.

Neben dem findet noch eine sehr grosse Anzahl rheinthalischer Bauersleute ein hinlängliches und sicheres Auskommen auf den Lehenhöfen, die im Rheinthal liegen, und entweder der Stadt St. Gallen oder

Privatpersonen im Bündtnerlande angehören.*) Die Lehenbauren auf diesen Höfen bearbeiten die Weinberge um den halben Herbstnutzen, und von den Häusern, Wiesen u. s. w. haben sie einen geringen Zins zu entrichten, ihnen kann es daher selten fehlen, wenn sie haushälterisch sind.

Alle diese Umstände zusammen begünstigen nicht nur die Bevölkerung der Rheinthaler, sondern, wenn sie überall gehörig benutzt würden, so könnten sie eine reiche Quelle des blühendesten Wohlstandes für sie werden. — Es hat zwar, neben einigen reichen Han-

*) Ao. 1738 wurde ein Verzeichniß der fremden Güter im Rheinthale, die von dem ewigen Verspruch theils befreyt, theils demselben unterworfen sind, aufgenommen, und es kam von der ersten und zweiten Classe der nachstehende Betrag heraus:

	Des Versp. befreyt. fl.	kr.	Dem Versp. unterworf. fl.	kr.
In Rheineck	68880	—	17510	—
Thal	177561	40	65415	40
St. Margrethen	120296	—	16000	—
Wiednau u. Haslach	61370	—	3250	—
Bernek	95900	—	28443	—
Balgach	29500	—	—	—
Marbach	85350	—	5350	—
Altstätten	150000	—	20000	—
	788857	40	155968	40
	155968	40		
	fl. 944826	20 kr.		

delshäusern — auch eine grosse Zahl vorzüglich begüterter Landsleute, welche 20, 30 bis 60,000 Gulden eigenes Vermögen besitzen; neben diesen kann man von den meisten Rheinthalern sagen: daß, wenn sie schon keine grossen Reichthümer besitzen, sie doch hinlängliches Auskommen für sich und die Ihrigen erhalten; und endlich muß im ganzen Rheinthal niemand, durch Umstände gezwungen, betteln, indem jedermann genug zu arbeiten und zu verdienen findet — und doch dessen ungeachtet — sollte im Rheinthale noch ein grösserer Wohlstand herrschen, als wirklich in der That daselbst angetroffen wird.

Die Ursache hievon liegt unstreitig in dem allzugrossen Luxus der Leute; der gesegnete Rheinthaler schränkt sich in seinem Aufwande bisweilen nicht so ein, wie z. E. hin und wieder der Zürichbieter Bauer. — Die Kleider von zwilchenem oder grobem Leinwandtuch trägt er nicht, oder doch nur zur allerstrengsten Arbeit, er muß einen tüchenen Rock, eine schöne rothe Weste u. dgl. haben; — kurz er ist hoffärtig. Die Hemder die er trägt, sind von feiner — zwar selbst gepflanzter und gesponnener Leinwand. — In Jahrgängen, wo das Obst vorzüglich gut geräth, wird dasselbe meistens gemostet, (in Obstwein verwandelt,) und alsdann mehr Most als Wasser getrunken, und mit demselben nicht nur nicht gespart, sondern öfters auf eine unverantwortliche Weise gegeudet. Es giebt Leute, die wenn sie im Herbste noch so viel Most in den Keller tragen, im Sommer, wenn die strenge Arbeit kommt, schon lange damit fertig sind, und sich jezt entweder ums Geld andern kaufen, oder mit Wasser vorlieb neh-

men müssen, welches leztere aber selten geschieht, daher denn oft der so groß scheinende Obstsegen durch diesen Mißbrauch sehr verringert wird. — Als Nachbar vom Appenzeller ist der Rheinthaler sich gewohnt, mehr süße Butter zu kaufen als zu verkaufen, und sie roh sowohl in grosser Menge als aber ausgesotten auf den Speisen zu essen; — die Molkengrempler aus dem Appenzellerlande verkaufen daher alle Wochen auf den Märkten im Rheinthale eine grosse Menge Butter und Käse. — Obschon sehr viel Getraide im Rheinthal gepflanzt wird, so hat man dennoch lange nicht genug eigene Frucht, und Schwaben und Bayern ist auch der Rheinthaler Kornkammer.

Aber auch hierin vermißt man die gute Wirthschaft vieler Bauren anderer Schweizergegenden. Nur selten besteht das Brodt aus Kornmehl mit Rokkenmehl vermischt, und ein Theil Mehl von den Feldbohnen (die man hier gar nicht pflanzt) deren sich die Becker in Zürich und Glarus häufig bedienen, will ihm darunter gar nicht schmecken; höchstens bedient er sich dazu des Türkenmehls. Er versteht die Kunst zu Hause sein Brodt selbst zu backen nicht, er trägt bisweilen sein Mehl zum Becker, und läßt sich dasselbe vom ihme backen, häufiger aber kauft und ißt er das allerweisseste Appenzellerbrodt, daher die Appenzeller Bäcker alle Wochen einige schwer beladene Wagen mit Brodt hinunterführen, und daselbst verkaufen und verkaufen lassen, man nennt auch aus eben der Ursache — das im Rheinthal gebackene weisse Kornbrodt, in Vergleichung mit dem Appenzellerbrodt, Schwarzbrodt! Erdapfel ißt man sehr viele, aber an unzählig vielen

Orten

Orten wird kein Brodt dadurch erspart. Einige Gebräuche sind sehr köstlich, z. B. bey Hochzeiten. Die ledigen Söhne gehen mit den Töchtern am zweyten Tage an die Hochzeit, auch selbst, wenn ihm und seiner Gespielin Hochzeiter und Braut nicht verwandt sind; solche Anläße nennt man Schenken oder Schenkungen; da wird für sein eigenes Geld gegessen und getrunken, und dem Brautpaar noch ein Geschenk gemacht. Ein solcher Anlaß kostet oft einen Knecht oder Taglöhner bis auf 10 und mehr Gulden, also was man manchmal in mehrern Wochen kaum verdient. — Endlich kommt zu diesem allem noch dieß hinzu, daß der Rheinthaler in vielen Feldgeschäften und Arbeiten, und überhaupt in der vortheilhaftesten Benutzung seines Landes und der Früchte desselben noch lange nicht so cultiviert ist, wie der Landbauer im Zürcher- und Bernergebieth.

Dieser ökonomische Zustand einzelner Individuen steht völlig im gleichen Verhältniße mit dem ganzer Gemeinden. Sehr gut wären die Einnahmen der Gemeinde, würde man sie benutzen. Wenn man z. B. von jedem, den Bürgern zugetheilten Stücke Gemeinlandes nur ein geringes Zinschen forderte, so gäbe das eine artige Summe in den Gemeindsseckel. Einige Gemeinden haben überdies viele Juchart eigene Reben; auch diese würden jährlich viel eintragen, aber sie sind meistens liederlichen Leuten ausgeliehen, welche den Boden ausmergeln, — und kaum den vierten Theil des Nutzens daraus verschaffen, den man, bey besserer Behandlung, davon ziehen könnte.

Im Rheinthal und namentlich im untern Rheinthal werden eine ungeheure Menge Obstbäume gepflanzt, und die Baumzucht kommt hier wirklich von Jahr zu Jahr immer mehr in Flor. Diese muß getrennt in dem wagerechten offenen Thalgelände, wo die Winde von einigen Seiten gleich zuspielen, und die Sonne in allen Tags- und Jahrszeiten wirken kann, nothwendig gedeihen, auch in der Mitte der kleinen Anhöhen, die dieses Thälchen auf der Appenzellerseite einschliessen, kommen sie ebenfalls sehr gut fort. Die gewöhnlichen nachtheiligen Ursachen — nämlich späten Reiff und Schnee, und Hagel — abgerechnet, so geräth das Obst meistens sehr wohl, einzig schadet im Frühlinge bisweilen der Föhnwind (Südwind) dem Bluſt (der Blüthe) der Aepfelbäume, wenn er anhaltend bläßt, ehe es völlig aufgegangen ist; es schließt sich davon eſt zu, oder zieht sich zusammen und verdorrt; öffnet man es, so trift man eine Made oder ein kleines Würmlein darin an, welches die Blüthe benagt; diese sind also vielmehr als der Wind die Ursache der verdorbenen Blüthe, aber der Südwind ist es, der durch seinen warmen Hauch das in der Blüthenknospe verborgene Ey des Insekts gleichsam ausbrütet und schnell wachsen macht, so daß es den Keim der Blüthe anfrißt und verderbt. Wenn aber die Blüthe aufgeht, ehe der Föhn das Insektenen ausbrütet, so erstarket sie, und mag im Wachsthum der Raupe entrinnen, so daß diese ihr nichts mehr angewinnen kann.

Im obern Rheinthal zieht man viele junge Bäume aus dem Kerne in Weinbergen; im untern Rheinthal hingegen hat man hin und wieder eigentliche Baumschulen, und an beyden Orten werden sowohl an Rheinthaler als aber an Thurgäuer alle Jahre viele Stämmchen verkauft. Das Zweigen (Pfropfen) der Bäume verstehen sehr viele Bauren recht gut. —

Die Baumgärten und Wiesen sind im allgemeinen überall mit zahlreichen Fruchtbäumen besezt, doch immer mehr noch im Untern- als im Oberurheinthale. Wenn man bey Anlegung solcher Baumgärten blos auf den Nutzen des Obstes sieht, und des Grases nicht viel achtet, so kann man die Bäume in jeder beliebigen Ordnung dahin setzen; wo man aber zugleich auch Gras oder Heu erzielen will, da pflanzt man die Bäume nur den Zäunen nach, und um die Häuser, Ställe und Miststätten herum, in der Mitte der Wiese aber niemals anders als Reihenweise nach der Schnur, und in genugsamer Entfernung von einander, damit man beim Abmähen des Grases weniger gehindert ist, und dasselbe auch gedörrt werden kann *). Da wo die

*) Merkwürdig ist folgende Nachricht von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich: „da man im „Zweifel stand, ob es mehr Gras in den Wiesen „gebe, die mit Obstbäumen besetzt sind, oder in „denjenigen, welche keine Bäume haben, so machte „ein sehr kluger und erfahrner Herr hierüber eine „Probe, indem er das Gras von den einen und

Bäume in Wiesboden oder Waiden stehen, wird das Umgraben des Bodens um die Bäume her mit großem Vortheil angewendet.

In einigen Gemeinden, wie z. B. in St. Margrethen, sind auch sehr viele Gemeinweiden mit Obstbäumen ganz dicht besetzt. Es ist nämlich ein altes Gesetz: daß jeder, der einen Baum auf eine solche Gemeinweide setzt, selbigen als sein wahres Eigenthum ansehen und benutzen, und durch Erbschaft auf seine Kinder fortpflanzen oder aber verkaufen darf, wenn schon der Boden darunter Gemeindsgut ist. Die Bäume sind nun sehr ungleich vertheilt, je nachdem die Voreltern eines jetztlebenden Bauers viele oder weniger derselben pflanzten, und je nachdem dieser selbst mehr oder minder Mühe darauf verwendete. Ein Bürger kann auf solchem Gemeindsboden 100, ein anderer 50, ein dritter 20 Stück Bäume, ein vierter gar keine besitzen.

Das Obst auf diesen Bäumen gehört nun dem Eigen-

„andern Arten Wiesen in 3 verschiedenen Jahr-
„gängen wog, und fand

Jahr.	Land mit Bäumen. Schuhe.	Pf. Gras.	Ohne Bäume. Pfund Gras.	Mehr unter den Bäumen.
1782	2000	725	699	26 Pfund.
1783	2000	906	832	74 —
1784	2000	346	286	60 —
Summa	6000	1977	1817	160
Mittel	2000	659	605 2/3	53 1/2

„Mithin wäre es also immer ein größerer Nutzen,
„in den Wiesen Obstbäume zu pflanzen.“

thümer des Baums, das heruntergefallene, oder vom Wind herunter geworfene aber dem Aufleser. Der Arme also, oder der, der wenig oder keine Bäume hat, sammelt sich auf diese Weise im Herbste (wenn er nicht zu träge ist) eine solche Menge, daß er genug Obst und Most für den Winter, und — wenn er spart, noch für den Sommer hat. Die kleinsten Kinder laufen im Herbste mit Körbchen herum und lesen Obst auf. Wehet ein starker Wind, so geht man selbst bey Nachtzeit mit Laternen, um aufzulesen, aus Furcht, man möchte bey Tage wenig mehr finden.

Sehr viele Bäume stehen auch in wirklichem Ackerfeld, und zwar theils mitten drin, nach der Länge des Ackers in schnurgeraden Reihen und in gehöriger Weite von einander, so daß die Aeste, wenn sie auch noch so groß würden, einander niemals berühren können, theils stehen sehr viele an den Laufstraßen, Feldwegen, Scheidgräben oder Zäunen, wo sie in vielen Rücksichten nützen, und dann sehr wenig schaden können. Da wo die Bäume mitten im Ackerfelde stehen, wächst das Getraide freylich weder so dicht, noch wird die Frucht so schwer, als da, wo keine Bäume die Sonnenstrahlen abhalten; aber das Obst ersetzt diesen Abgang an dem Getreide reichlich, denn die Bäume kommen in dem Baufeld auch noch viel besser als im Wiesenlande fort, weil das Pflügen der Erde um die Bäume her ihnen zum Wachsthum sehr dienlich ist, auch die gewohnte Düngung der Aecker zugleich denselben wohl thut. Allein ist der Baum dieses alljährliche Aufgraben des Erdreichs einmahl gewohnt, so darf

es nicht mehr unterlassen werden, sonst fängt er an zu kränkeln, und nach und nach abzusterben.

Um meinen Lesern einen etwelchen Begriff von der Menge der Bäume vorzüglich im Unterrheinthale und dem davon zuziehenden Nutzen zu verschaffen, so will ich nur zwey Beyspiele anführen. — Vor der neuesten schweizerischen Revolution musten die Bürger von Rheineck und Thal dem Landvogt von jedem Baume 1 Kr. anstatt des Zehenden bezahlen, und dies betrug jährlich eine Summe von 60 Louisd'or! — Vor einigen Jahren -- freylich in einem guten Obstjahr — machte man einen etwelchen Ueberschlag des Ertrags der Obstbäume in St. Margrethen, und man fand, alles aufs niedrigste angeschlagen, daß in der Gegend der ganzen Gemeinde in einem Jahre 30,000 Butten (Tausen) voll Obst wachsen. Angenommen nun, daß die Butte, welche 3 Viertel Obst enthält, auch nur 1/2 Gulden kosten sollte, so besteht doch der Nutzen in 15000 Gulden, und so gedoppelt, wenn wir den Werth von einem halben auf einen ganzen Gulden setzen.

Man pflanzt im Rheinthal wenig edle, sondern vorzüglich solche Obstarten, die man überhaupt Mostobst nennt, und die daher vorzüglich zum Most oder Obstwein taugen. Da die Liebhaberey für den Most in unsern Zeiten immer mehr zunimmt, so vermehren sich die Obstarten im Rheinthal, obschon man immer mehr Mühe darauf verwendet, dennoch nicht gar sehr, weil man nun schon die für den Rheinthaler Boden am besten taugenden und vorzüglich saftreichen Most-Obstarten kennt.

Steinobst wird im Rheinthal überhaupt gar nicht viel gepflanzt, daher man auch sehr wenig Kirschen- oder Zwetschgengeist distillirt.

Die Arten und Abarten der Aepfel und Birnen sind unzählich, und zur Verwirrung trägt nicht wenig die eigene Benennung des Obstes in jedem Orte bey. Auch geschieht es häufig, daß wenn ein Bauer Pfropfreiser aus einem andern Dorfe oder Gegend von Obstarten, deren Namen ihm unbekannt sind, auf seine Bäume pfropft, so benennt er dann diese einzig nach ihrem Geburtsorte, z. E. Constanzer, Lindauer, Bernegger, Balgacher u. s. w.

Wir theilen das Rheinthaler Obst in zahmes und wildes oder rauhes ein. Im engsten Sinn genommen sollte man unter dem wilden Obst nur die Holzäpfel und Holzbirnen verstehen, die auf Bäumen wachsen, welche ohne Anpflanzung in Wäldern und abgelegenen Orten emporschießen. Allein man nennt auch diejenigen Aepfel und Birnen wildes oder rauhes Obst, welche man wegen ihrem herben Geschmack nicht von der Hand ißt, sondern nur zum Kochen und Mosten gebrauchen kann, obgleich die Bäume unserer Pflege bedürfen. Das zahme Obst wird selten zum Mosten gebraucht, wohl aber gekocht und gedörrt und frisch aus der Hand gegessen, weil es sich durch einen milden angenehmen Geschmack auszeichnet.

Ich will hier nur ein bloßes Namenverzeichnis der verschiedenen Obstarten derjenigen Gegend des Appenzellerlandes, welche an das Rheinthal gränzt, und des Rheinthals, bis in die Gegend der Stadt St. Gallen hersetzen; jede Art umständlich zu beschreiben und Ab-

bildungen davon zu liefern, würde allzuviel Weitläufigkeit erfordern, und die Grenzen des Plans, den ich mir bey dieser gegenwärtigen Schrift vestsetzte, überschreiten. — Ich liefere also für einmal auch über diesen Gegenstand nur kurze Lokalnachrichten; vielleicht benutze ich, oder jemand anders mit der Zeit diese und ähnliche Materialien der verschiedenen Schweizerkantone zu einer eigentlichen vollständigen helvetischen Pomologie.

Obsttabelle nach obigen Gegenden.

I.

Wildes Obst.

Aepfel.	Birnen.
1. Holzäpfel.	1. Holzbirnen.
2. Merkenäpfel.	2. Weinbirnen.
	3. Kriesi oder Frieslibirnen.
	4. Strikbirnen.
	5. Bergbirnen oder Berglen.
	6. Wasserbirnen.
	7. Gombischbirnen.
	8. Hutzelibirnen.
	9. Länglerbirnen.
	10. Steinerholzbirnen.
	11. Wäglen.
	12. Weintäggä.
	13. Steinisbirnen.
	14. Sülibirnen.
	15. Schuzenbirnen.

16. Danielibirnen.
17. Herbstgütler.
18. Rauchscheibler.

Von den Birnen werden vorzüglich die erstern als Mostobst am häufigsten gepflanzet*).

II.

Zahmes Obst.

Aepfel.	Birnen.
1. Egger oder Weißegger.	1. Kazenbirnen.
2. Torgeläpfel.	2. Pfundbirnen.
3. Frauenrothecher oder Fraurothlecher.	3. Stadelbirnen.
4. Balgacher.	4. Frühebirnen.
5. Bernegger.	5. Augstenbirli.
6. Lindauer.	6. Heubirli.
7. Konstanzer.	7. Welschbirnen.
8. Sprünzler.	8. Millionbirnen.
9. Renetten.	9. Hüngler.
10. Erdbeeräpfel.	10. Eyerbirnen.
11. Kuderäpfel.	11. Französler.
12. Schachtberäpfel.	12. Winterbirnen.
13. Kurrezäpfel	13. Bernegger.
14. Zeyenäpfel.	14. Röthlen.

*) Hr. Pfr. Kitt in St. Margrethen zählt zum Mostobst im Rheinthal hauptsächlich die Bergbirnen, Weinbirnen, Rauchscheibler, Wasserbirnen, Kriesebirnen und Langbirnen. S. Monatl. Nachrichten Schweiz. Neuheiten, 1781. S. 182.

15. Süßäpfel.
16. Flachachcher.
17. Schmelger.
18. Kilbiäpfel.
19. Gartenäpfel.
20. Nägeliäpfel.
21. Saur Schachenäpfel.
22. Süß Schachenäpfel.
23. Klausenäpfel.
24. Lederäpfel.
25. Carbander.
26. Zitronenäpfel.
27. Kuzmuserli.
28. Süßacher.
29. Gruniker.
30. Knoblacher.
31. Schmuzecher oder Breitecher.
32. Fäßleräpfel.
33. Mülleräpfel.
34. Augstenäpfeli.

15. Wulibuschen.
16. Pfefferbirnen.
17. Rädlen.
18. Häßlenbirnen.
19. Sälvibirnen.
20. Wildheubirnen.
21. Goldbächlen.
22. Ibschlen.
23. Roßbirnen.
24. Stubenbirnen.
25. Zweyäugler.
26. Reßeletten.
27. Bergamotten.
28. Garnbirnen.
29. Bisambirnen.
30. Kominibirnen.
31. Losimadambirnen.

Die erstern Aepfel- und Birnenarten sind im Rheinthale die allerbekanntesten.

Das Rheinthal treibt einen kleinen Handel mit Obst in das benachbarte Appenzellerland; allein die Ausfuhr derselben ist gegen der großen Menge Mostobst, die alle Jahr aus dem Thurgau eingeführt wird, sehr geringe.

Ehmals wurde auch sehr viel Obst in und auf den Stubenöfen gedörrt, und in den Haushaltungen auf verschiedene Weise benutzt, auch wohl in verschiedenen

auswärtigen Gegenden verkauft, gegenwärtig aber, da das Mostmachen in allzugroßer Menge allgemein eingeführt ist, auch die Feurungsmaterialien immer seltener und theurer werden, giebt man sich von Jahr zu Jahr — zum Nachtheil der Hausökonomie — immer weniger damit ab *).

Das meiste Obst wird immer, wie gesagt, zu Obstwein oder Most benutzt, über dessen Verfertigung ich jetzt auch noch einige Nachrichten mitzutheilen habe.

Von dem Most oder Obstwein **).

Der Gebrauch des Aepfel- und Birnenmosts ist in den St. Galler Gegenden sehr alt. Der berühmte alte Geschichtschreiber Stumpf giebt uns

---

*) Das Birrenbrodt oder die Birrenweggen, wo man, vorzüglich auf das Neujahrsfest, gesottene und fein geschnittene, oder gestoßene gedörrte Birnen, mit dem besten Gewürze und mit Nußkernen vermischt, und mit Rosenwasser oder Kirschengeist angefeuchtet, in den Brodtteig knettet und in Brodform mit einer Taigrinde überzieht und im Backofen backt, ist auch eine allgemein bekannte Schweizerspeise.

**) Ich benutzte hierüber auch die Nachrichten in der Anleitung für die Landleute über die Anlegung, Pflanzung, Pflege der Obstbäumen, über die Gewinnung, Bewahrung, Benutzung des Obstes. Aus den von den Landleuten selbst an die naturfor-

darüber schon folgende Nachricht*): „darzu wirt an vie„len Orten diß Lands wundervil Tranks aus Oepfflen „und Biren gemostet, glych wie in Normandy. Das „Best nennend sy Berlimost, oder mit gantzen Wort „Bergbirenmost. Deß wirt vil umb St. Gallen, „Arbon und dem obern Bodensee gemachet. Diser „Berlimost ist der best, und wirt gar bestendig und süß „so man jn südet, dañ er ist von einer sondern Art „der Biren gemacht, den fürt man auch in andere „Land, und schenkt man jn in den Tafernen gleych wie „den Weyn, und gadt man darzů zeurten. Wenn die „Jahr an obbemelten Biren fruchtbar sind, findt man „ein Pauren im Turgow, der ab seinen Gütern 8 oder „9, ja bis in die 10 Fuder Most machet, doch einen „besser denn den andern: nit gleycher Gestalt, also „auch in ungleychem Wärd.“

Diesem zufolge wäre also das Thurgäu schon in den ältesten Zeiten das eigentliche Most- und Obstland gewesen, und es behauptet diesen Rang bis auf die gegen-

schende Gesellschaft in Zürich eingekommenen Preisschriften, von einem Mitglied der Gesellschaft zusammen getragen, und auf derselben Kosten herausgegeben. Zürich. 1786. 191. S. Ferners: Einige Bemerkungen, die Zubereitung des Obstmosts in Thurgau betreffend. S. der Sammler in Bündten 1779. S 265-271. 273-275. 323-326.

*) S. J. R. Stumpfen gemeiner löbl. Eidgnosschaft Stätten, Landen und Völkern Chronik würdiger Thaten Beschreibung. In Folio. Zürich MDLXXXVI. Im 5ten Buch, im ersten Capitel.

wärtigen Zeiten. Obwohl im St. Gallischen überhaupt, und namentlich auch im Rheinthal, wie auch im Appenzellerlande, in unsern Zeiten immer mehr Most verfertiget und getrunken wird, so ist das Maaß desselben in diesen Gegenden, gegen demjenigen so man im Thurgäu macht, äußerst gering, indem man sich daselbst des Mostes nicht nur zum gemeinen Getränke bedienet, sondern besonders im obern Thurgau sowohl mit Obst als mit Most einen sehr beträchtlichen Handel in andere Kantone treibt. Ueberall im Thurgau sind die Aecker, Wiesen und Gemeinweiden mit einer Menge Obstbäumen besetzt, und der alljährliche Ertrag derselben würde zusammen ungeheuer große Summen ausmachen.

Alle Wochen im Herbste wird daher eine Menge Obst aus dem Thurgau nach St. Gallen auf die zwey Wochenmärkte gebracht, auch hält man alle Jahr im September einen außerordentlichen Obstmarkt in Rorschach, wohin eine zahllose Menge Mostobst aus dem obern und untern Thurgau, aus Ueberlingen u. s. w. hergebracht, und von den Bewohnern der Kantone St. Gallen und Appenzell, nach dem Maaß einer Lädi aufgekauft wird. — Unter einer Lädi Obst werden nämlich ungefähr 4 Viertel, oder zweimal 90 Pfund verstanden. Nach Maaßgab der mehr oder minder fruchtbaren Jahrgänge kostet eine Lädi Bergbirnen u. dgl. 3. 4. 5. bis 8 Gulden. Neben dem kauft man in den gleichen Gegenden ungeheuer viel schon zubereiteten Thurgauer Most, und befindet sich dabey immer besser, weil man alsdann vielmehr einer vorzüglich gu-

ten Mostart versichert seyn kann, als wenn man ihn selbst macht, wo er nicht selten fehlschlägt.

In den Kantonen St. Gallen und Appenzell, so wie im Thurgau werden immer mehr Birnen als Aepfel vermostet, doch wird der Birnenmost, wenn er einiger Maasen dauerhaft seyn soll, immer mit mehr oder minder Aepfelsaft vermischt. Die besten Mostbirnen sind herbe am Geschmack, lassen sich nicht lange frisch aufbehalten, weil sie einschrumpfen oder bald taig und faul werden; dergleichen sind die Wein- Friesli- Strick- Berg- Schuzen- Wasser- Wäglen-birnen u. dgl. Mit den Birnen kann man schlechtere und bessere saure Aepfel vermengen, ja alles Obst, das von selbst von den Bäumen gefallen, und zum Aufbewahren zu schlecht ist; ja man bemerkt sogar, daß der Most von gemengten Obstarten besser zu werden pflege, als der von einzelnen, und fehlt dann diesem öfters die helle gelbe Farbe.

Das gute Mostobst muß jederzeit frisch, gar nicht taig und vorzüglich auch nicht faul seyn; von faulem Obst bekömmt das Getränk einen äußerst widrigen und unangenehmen Geschmack. Beim Einsammeln desselben bedarf es nicht die Sorgfalt, die bey dem Obst, das man aufbewahren will, muß beobachtet werden. Man kann dasselbe von dem Baum schütteln, oder mit Ruthen oder dürren Stangen abschlagen, wodurch dem Landmann viel Zeit und Mühe erspart wird; einzig muß man dabey darauf sehen, daß man kein Laub oder kleine Aeste mit dem Obst vermenge.

Was die Farbe des Mostes anbetrift, so wird einiger lauter (gelb) und anderer trübe (grau) und

man behauptet: dies könne im gleichen Keller von gleichem Obste geschehen, auch sey die Ursache davon wie man sagt, oft sehr schwer zu ergründen. Aber der Most von einigen Obstarten werde unter mancherley Umständen gelb, und bleibt es, z. E. von den Bergbirnen. Zum grauen Most zählt man hingegen die Kriesibirnen; werden diese ganz frisch von den Bäumen sogleich gemostet, so wird der Most sicher grau; haben sie aber zuerst etwas Zeit gelegen, bis sie halb taig wurden, so kann er bisweilen auch gelb werden. Es giebt bisweilen Most, besonders bey der grauen Art, der bricht, d. h. wenn er eine Zeitlang im Glase auf dem Tische gestanden ist, so bekömmt er eine graubraune oder schwärzliche sehr unansehnliche Farbe.

Der Bergbirnen Most wird nicht nur gelb, sondern sehr süßlicht, aber etwas herbe auf der Zunge, auch hält er sich nicht gerne ein Jahr lang, sondern wird im Sommer öfters eßelig. Wer ihn lange aufbehalten will, schüttet ganz neu, auf jeden Saum, (d. h. 2 Eymer) 1/4 Maaß Kirschenwasser ins Faß, wovon er besonders lieblich wird, und auf Jahre hinaus haltbar bleibt.

Der Most von Weinbirnen ist sehr dauerhaft, und im Rheinthal hält man daher eine Mischung von Berg- und Weinbirnen mit einem Theil Aepfel für sehr vortheilhaft.

Die Länglerbirnen geben auch einen gelben und dauerhaften Most, und vorzüglich liebt man denselben von diesen und den Bergbirnen im Appenzeller-

lande, und behauptet: daß er hauptsächlich je älter je besser werde.

Am dauerhaftesten ist derjenige Most, der mit Holzäpfeln vermischt wird. Diese hier übliche Vermischung ist besonders bey dem süßesten Birnensaft am allerwohlthätigsten, denn je süßer und saftiger eine Birne ist, desto weniger haltbar wird der daraus zubereitete unvermischte Most seyn.

Aepfelmost von puren Aepfeln wird bey uns nicht viel, ausgenommen in sehr obstreichen Jahren, gemacht. Von Aepfeln bekommt man ungefähr ein Drittheil weniger Saft als von den Birnen, auch wird der Most immer etwas säurer, aber dauerhafter als der Birnenmost.

Bisweilen macht man vorzüglich auch im Appenzellerlande von pur Märken- oder Holzäpfeln Most, der dann mit gar keinem Wasser vermischt wird. Er muß wenigstens 2 Jahre lang im Faß verspundet bleiben, ehe er trinkbar wird; aber dann ist er ein sehr berauschendes Getränk. — Einige lassen einen Theil neuen weißen Wein mitgähren, und hängen ein Säcklein voll von Hollunderblüthe ins Faß, und er bekömmt davon in der Folge einen Geschmack, wie ein fremder Wein.

Wird unter den Aepfel- oder Birnenmost kein Wasser geschüttet, so nennt man dieses Getränk G'saft. Es schmeckt recht gut und ist ziemlich stark und berauschend, muß aber in dem ersten Winter weggetrunken

getrunken werden, indem dieser Most gleich, sobald die Sommerhitze eintritt, in Eßig übergeht*).

Der Rheinthaler Most ist nach den allgemeinen Beobachtungen im Durchschnitte immer um ein merkliches schlechter als der Thurgauer. Der meiste davon hat einen etwas widrigen Geschmack auf der Zunge, den der Appenzeller dadurch ausdrückt: „der Rintler Most ist halt a mehrst Sauschöttelig!“ — Sachkundige schreiben diesen Fehler einerseits der Ursache zu, daß man das Mostobst im Rheinthal nicht frisch, sondern erst, wenn es einige Zeit gelegen ist, und zum Theil anzufaulen beginnt, zermalme und auspresse; und anderseits weil sie das Wasser, das man an den Trester schüttet, und womit man den Obstsaft vermischt, allzulange an demselben stehen lassen, ehe sie es auspressen, das daher einen säurlichen widrigen Geschmack bekomme, und das ganze verderbe. Auch Mangel an genugsamer Reinlichkeit bey der Verfertigung des Mosts mag vielleicht hin und wieder ein Grund des unangenehmen Geschmacks oder der schlechten Farbe desselben seyn.

Von einer Lädi Birnen erhält man gewöhnlich einen Eymer (32 Maaß) Saft, und dieser wird mit der Hälfte

*) Wenn das Obst sehr schlecht, der Wein aber auch nur mittelmäßig gerathen ist, wie z. B. Ao. 1803. so macht man öfters zum Hausgebrauch und zum verwirthen Weinmost; dies ist nämlich ein Getränk aus weißem Wein, den man neu, ehe er zu gähren angefangen hat, ungefähr mit dem dritten Theil Brunnenwasser vermischt hat.

Wasser vermischt. Die Vermischung des Wassers mit dem Saft geschiehet am besten auf folgende Art: wenn das Obst schon ausgepreßt ist, so wird dasselbe Trester oder Trestel genannt; dieser wird von dem Druckbett genommen und in einer Stande mit Wasser übergossen, etwa 24 Stunden lang stehen gelassen, und dann entweder noch einmahl gestampfet, oder gerade so auf das Druckbett gebracht und wieder ausgepreßt. Diesen Saft nennt man das Glör, mit welchem der Saft um ein Dritrheil oder höchstens zur Hälfte vermischt wird, wenn der Most nicht schlecht werden soll.

Von einer ganz andern Art ist der sogenannte Schnitzlimost; es werden nämlich gedörrte Holzäpfelschnize in ein Faß gethan, und mit siedendem Wasser übergoßen und verspundet, worauf die ganze Masse in Gährung überzugehen anfängt; sobald man dies merkt, muß er sogleich weggetrunken werden, oder er steht ab. Allein, wenn dieser Most am besten ist, so ist er doch ein erbärmliches Getränk, welchem einige Leute, die sonst keine Wassertrinker sind, das gute Quellwasser doch noch vorziehen.

Der gesottene Most ist eine Art Rosoli. Man nimmt dazu den puren Saft von Birnen oder Aepfeln, läßt den ersten um die Hälfte, den Apfelsaft um den dritten Theil in einem offenen Hafen oder Kessel vorsichtig, daß er nirgends anbrenne, einkochen, schüttet ihn, wenn er kalt werden will, in ein Fäßchen, an welchem wohl ein Jahr lang der Spund nicht vest eingeschlagen werden muß; sobald er ganz hell ist, wird er in ein anderes gutes Faß von der Hefe abgezogen und aufbehalten; will er in Jahresfrist sich nicht läu-

kern, oder ganz helle werden, so ist wenig Hoffnung, daß er es je werde, doch versucht man, ihm durch öfters Ablassen von der Hefe in ein anderes Gefäß, nachzuhelfen. Bisweilen vermischt man ihn auch noch mit etwas Gewürz und Zucker.

Der Birrenhung (Birnenhonig) ist ein Syrup, der aus dem Birnensaft eingekocht wird, wobey man Sorge tragen muß, daß er in der Pfanne nicht anbrenne, und den man zu mancherley Speisen und namentlich auch auf Butterschnitten anstatt des Bienenhonigs, verbraucht.

Most, der sauer und zu Eßig geworden ist, hat als solcher einen kleinen Werth, und man destillirt dann gewöhnlich noch Brandtewein daraus, wobey aber der Gewinn sehr klein ist.

Auch aus dem Trester wird ziemlich viel Brandtenwein (Weingeist) gebrannt, und in jedem Falle wird der Trester im Rheinthal als Fütterungsmittel, seltener für das Rindvieh in Mieth von Kleyen, Salz u. dgl., meistens aber als Schweinfutter benutzt. Man siedet denselben gewöhnlich zuerst weich und schüttet ihn in Fäßer oder Standen, worin man ihn etliche Monate lang stehen läßt, ehe man ihn benutzt; — wo man solche besitzt, da gießt man Schotten (Molke) daran, um die Gährung desto besser und schneller zu befördern. Man vermischt ihn sowohl für das Rindvieh als für die Schweine mit anderm Futter. Erstere bekommen von unvermischtem gefressenem Trester stumpfe Zähne.

Zur Zubereitung des Mostes wird erfordert, daß das Obst wohl zermalmet, hernach auf einer Trotte wohl

ausgedruckt und der Most alsdann in gute Fäßer geschüttet, und in kühlen Kellern aufbehalten werde.

Das Zermalmen des Obstes geschieht auf verschiedene Weise. Entweder bedient man sich dazu großer ausgehöhlter eichener Tröge mit hölzernen Stößeln, die von hartem Holz verfertiget, und unten dick und schwer sind. In unsern Gegenden ist kein Stößel mit Eisen beschlagen, wie z. E. im Kanton Zürich. Diese Art das Obst zu zerquetschen ist freylich die einfachste und mühesamste, aber auch die, bey der das Obst am besten ausgenuzt werden kann. Andere bedienen sich der Reibsteine, wo ein kegelförmiger Stein auf einem harten runden Bett, das mit einem wenigstens einen Fuß hohen Bord eingefaßt ist, entweder von einem Mann oder einem Pferd herumgetrieben wird; allein bey diesen Steinmühlen stößt der Stein das Obst vor sich her, sobald es zerquetscht ist, und fährt nicht mehr darüber hin. Die beste Art von Obstmühlen oder Reibmühlen, die im St. Gallischen überall bekannt sind, bestehet aus 2 Walzen, von hartem Holz oder Steinen, welche durch ein Triebwerk gegen einander herum getrieben werden. Man hat diese in einem Gehäuse eingefaßt, in dessen obern Theil ein Trichter das Obst nach und nach auf die Walzen fallen läßt, und der untere das zermalmte auffaßt. Unter dem Trichter ist ein Messer oder Hobel angebracht, welcher bey dem Umdrehen der Walzen zugleich hin und her geschoben wird, das aus dem Trichter fallende Obst zu zerschneiden, ehe es auf die Walzen fallet. Auch sind an den äußern Seiten der Walzen Streicheisen angebracht, das

anklebende zermalmte Obst wegzustreichen, weil dadurch das zermalmen erschwert wird.

Auf diese Weise wird das Obst mit leichter Mühe in einen fleischigten Taig verwandelt, wodurch es zum Ausdrucken des Safts tüchtig wird. Hier wird der fleischigte Theil sobald möglich auf das Trottbett einer Weintrotte oder einer eigenen Obstpresse gebracht, gepreßt, und der Saft in die Fäßer gethan, welche Eile, nebst Weglassung eines Haarsiebs oder Flanellensacks, wodurch eigentlich der Saft noch zuerst ablaufen sollte, und wovon man hier nichts weiß, oft eine Mitursache der grauen Farbe des Mostes seyn mag.

Sehr gut ist es, wenn man auf den zermalmten Taig etwas Wasser schüttet, weil ihn dies mehr auflößt, und der Saft besser herausgepreßt werden kann.

Der so zubereitete Most wird in dürren oder neuen Mostfäßern aufbehalten, nachdem man zuerst eine Wachholderbäuche darein gemacht, das will sagen, nachdem sie vorher durch siedendes Wasser, worin Wachholderzweige und Beeren gesotten wurden, ausgelaugt worden sind. Von guten ausgetrockneten (nicht weingrünen) Weinfäßern bekommt der Most einen desto bessern Geschmack, jedoch müssen sie nicht viel Weinstein haben, indem der Most denselben ablöset, und dann davon trübe wird.

Der Gährung halber ist nichts anders zu beobachten, als daß man wohl 6 Monate die Spunden nicht vest einschlage. Der Most gähret langsam, und würde, frühe verschlagen, öfters das Faß zersprengen. Er unterscheidet sich auch wirklich von einander in Ansehung seines Geschmacks und seiner Güte, je nach-

dem man ihn in den Faßern genugsam gähren läßt oder nicht; nicht genugsam gegohrner Most hat einen süßen angenehmen Geschmack, brauset in den Gläsern (er chrälleletl), verursacht aber Blähungen, Bangigkeiten und Durchfälle. Völlig gegohrner Most hingegen hat einen bittern oder weniger weinigten und geistigen Geschmack, und ist viel gesunder und nahrhafter und also dem andern im Gebrauche weit vorzuziehen. — Der Most muß überhaupt in guten Kellern aufbewahrt, und gegen allzugroße Kälte geschützt werden, welche leztere ihm sonst die helle Farbe raubt.

Der Most wird in unsern Gegenden nirgends, und auch im Thurgau nicht, von seiner Hefe abgezogen. Auch wenn man ihn in entfernte Gegenden abführt, so gehen die ganz angefüllten und stark zugeschlagenen Fäßer mit der Hefe ab. Er erhält sich am besten in großen Fäßern, und leidet in denselben durch das Zugießen des Wassers viel weniger an Stärke, als wenn er in kleinen Fäßern aufbewahrt wird. Beim Gebrauch muß man aber das Zapfenloch in der Mitte oder noch höher machen, und zuerst den Most oben im Faß ablaufen lassen, und alsdann, wenn er bis dorthin verbraucht ist, und man das Faß weiter unten anzäpft, erhält man wieder eben so guten und frischen Most, als wenn er in einem eigenen bisher zugeschlagenen Faße aufbehalten worden wäre. Die Fäßer werden, wie ich oben bemerkte, ganz angefüllt, so weit nämlich, daß man mit den Fingern den Saft durch das Spundloch erreichen kann, damit beym Gähren nicht zu viel Geist verlohren gehe. Zu noch nicht gegohrnem Moste darf man keinen andern schütten, und man muß daher

sehen: daß man ein Faß in 4 bis 6 Tagen zufülle; hingegen kann man von dem gegohrnen Moste mit Vortheil in solche kleine Fäßer abziehen, in welchem sich noch gute Mosthefe, ungefähr von gleicher Art, wie derjenige in dem Faße, woraus man Most ablaufen läßt, befindet. Es ist auch diese Uebergießung auf eine gute Hefe beynahe das einzige bekannte Mittel, einem Most, der abstehen will, wieder aufzuhelfen.

In mittelmäßig guten Obstjahren wird bey uns ein Zentner Mostobst und ein Eymer Thurgauer Most, ungefähr um den gleichen Preis, nämlich um 2 bis 3 Gulden, verkauft.

Von dem Weinbau*).

Im obern Rheinthale besteht ungefähr der 6te bis 8te Theil der Grundstücke aus Rebbergen (Weinbergen) und im untern Rheinthale machen diese den erheblichsten Theil des Erdreichs aus. Die jetzt vorhandenen Rheinthalischen Weinberge sind schon seit lan-

---

*) In hiesiger Gegend hält
1 Eymer 32 Maaß.
1 Saum 4 Eymer.
1 Lägelen 14 Eymer.
1 Fuder 30 Eymer.
Im Land Appenzell, in den ehemalig fürstlich St. Gallischen Landen, im Rheinthal und zu Bregenz ist die Maaß gleich.
Aber in der Stadt St. Gallen thun 32 Rheinthaler Maaß 36 St. Galler Maaß.

gen Zeiten angelegt gewesen, und liegen an den kleinen und großen Hügeln desselben, beynahe nach jeder Richtung hin. Neue Rebberge hat man sehr wenige angelegt, und da, wo es wirklich geschah, wurden sie bald wieder in Heuboden oder Ackerfeld umgeschaffen, indem die vorzüglich tauglichen Stellen zum Weinbau schon in einigen vorhergehenden Jahrhunderten dazu benutzt wurden. Ich will hierüber Ebels eigene Worte anführen: „Im 8ten Jahrhundert besaß „die Abtey von St. Gallen nicht mehr als 2 Faß Wein. „Der Bischof von Constanz wollte diesen Vorrath vermehren, und sandte ein drittes Faß ins Kloster. Unterwegs wirft der Wagen um, und das Weinfaß stürzt „in ein tiefes Loch. Als jeder Versuch es hervorzuziehen unmöglich schien, hielt die Geistlichkeit einen „feyerlichen Umgang um dieses Loch, und stimmte in „lauten Chören an: Herr erbarme dich unser! „— Welche Veränderung ist seitdem durch die fleißige „Kultur des Landmanns in diesen ehmals so rauhen „Gegenden bewirkt worden! Die schwache Weinrebe „hat den feuchten und dunkeln Wald, der alle Bergseiten schwärzte, vertrieben; ihre traubenreichen Ranken überziehen zwischen herrlichen Obstbäumen das „ganze Gelände von Stade bis gegen Haard, und „kochen alljährlich den beliebten Saft in solchem Ueberfluße, daß nicht bloß die Keller der Abtey St. Gallen, „sondern der meisten Einwohner der östlichen Schweiz „damit gefüllt sind.“ — Diese letztere Behauptung von Ebel ist zu allgemein und zu übertrieben. Obschon im Rheinthale in guten Weinjahren viele 100 Eymer Weins in andere Gegenden ausgeführt wer-

den*), so reicht der Rheinthaler Wein lange nicht hin, die ganze östliche Schweiz damit zu versehen; der meiste davon kommt beynahe einzig in die Gegenden der Stadt St. Gallen, des ehemaligen Fürstenlandes, und des Appenzellerlands; auch kommt seit einigen Jahren ein großer Theil in die nächstliegenden Dörfer jenseits des Rheins, nach Bregenz, Hohenembs, Gäzis, Feldkirch u. s. w.

Vor 200 Jahren hat das Haus Blaarer von Wartensee den naßen Zehenden der Gemeinde Thal an die paritätische Kirche zu Thal für 100 Gulden, rheinische Währung, verkauft, und dieser trägt jetzt mehr als 300 Louisd'or alljährlichen Zehenden ein.

In Rheinek, Thal und Bernek pflanzt man meistens sogenannte Burgauer, und rothe und edelweiße Weinreben, und im Oberrheinthal beynahe ausschließlich Burgauer und Edelweiße. Das Holz der Burgauer und rothen ist weißgelb und röthlich, kurzgelenkig und die Blätter rund mit röthlichen Stielen. Diese Reben liefern viele und süße Trauben, die scholligter als die nachfolgende Art sind, d. h. deren Beeren dichter in einander stehen; der Wein davon ist im ersten halben Jahre angenehm zu trinken, hingegen gar nicht

*) Herr Pfarrer Kitt in St. Margrethen berichtet, daß Ao. 1781 in der kleinen 6 Stunden langen Strecke des mit Weinreben angebauten Rheinthals bey 15000 Saum Wein eingesammelt worden seyen, wovon der Saum weißen Weins 12 Gulden 48 Kreuzer, und rothen 17 Gulden 4 Kreuzer kostete. S. Monatliche Nachrichten Schweizer. Neuigkeiten Ao. 1781. S. 181.

lange haltbar. Das Holz der Edelweißen hingegen ist mager, die Gelenke sind weit von einander entfernt, und die Blätter sind spitzig und haben Einschnitte. Diese Rebe ist etwas wilder und weniger ergiebig; aber der Wein davon hält sich 20 bis 30 Jahre lang. Es giebt auch noch weiße und rothe Mußkateller, aber in so geringer Anzahl, daß die Trauben davon nicht einzeln abgedruckt werden. Ehmals hatte man auch im Unterrheinthal sehr viele Elbelen, die jetzt aber beynahe ganz durch die rothen verdrängt worden sind.

Der weiße Wein wird um ein Drittheil wohlfeiler als der rothe verkauft. Alle Rheinthaler Weine sind sehr gesund, und zum Theil in guten Jahrgängen vortreflich wohlschmeckend; allein der rothe hält sich ungespiesen nur 1 Jahr lang, und gespiesen höchstens 2 oder 3 Jahre, indem er dem Lindwerden oder dem Auflauf sehr ausgesetzt, und alsdann unverbesserlich ist. Das beste Weingewächs befindet sich unter Stein am Buchberge. Der rothe Rheinthaler Wein ist hauptsächlich deswegen so beliebt, weil er schon im ersten Jahre ein lieblicher schmackhafter Wein zum trinken ist, und ein anderthalbjähriger rother Wein von guten Jahrgängen billig einem sich nicht über das mittelmäßige erhebenden Burgunder mit allem Rechte vorgezogen werden darf; allein ein drittehalbjähriger guter rother Rheinthaler Wein ist, wie gesagt, eine Seltenheit.

Sobald die Trauben im Herbste eingesammelt sind, werden sie zerstoßen und hernach sobald möglich gedruckt. Die rothen läßt man 8 bis 14 Tage, ehe sie auf die Trotte kommen, in den Standen stehen.

Den Wein von rothen Trauben süß abgedruckt, nennt man Krätzer; er ist ungemein stark, wird aber schon im ersten Sommer lind. Sehr viele, die ihn in großem Uebermaaße trinken, büßen dadurch ihre Gesundheit und ihr Leben ein.

Der Trester wird größtentheils gebrannt (destillirt) und das Produkt davon heißt Glürer. Man schüttet auch zuweilen noch Wasser auf ihn, drückt ihn neuerdings in der Trotte aus, und vermischt den auf diese Weise erhaltenen Saft mit Apfel- oder Birnensaft. — Der Ueberbleibsel vom Weintrester kommt in jedem Falle unter den Dünger.

Die Rheinthaler Weine werden gewöhnlich im Frühjahr von der Hefe abgelassen. Die Vermischung derselben mit andern Weinarten entspricht selten der Erwartung.

Der Generalpreis des Weins wird jedes Jahr von dem Magistrat der Gemeinden vestgesetzt, den man alsdenn, wenn er in dieser Funktion ist, Weinrath nennt: dieser Preis heißt der Lauf. Allein es ist nur eine unmaßgebliche Richtschnur, indem jeder seinen Wein, je nach seiner Güte, demungeachtet 1. 2. 3. 4. bis 6. Pfenninge mehr oder weniger für die Maaß, oder, wie mans heißt: unter oder über dem Lauf verkauft. Der Mittelpreis ist für die Maaß weißen 7, und für die Maaß rothen Wein 11 kr*).

---

*) S. Weinbüchlein, worinnen nicht nur eine richtige Ausrechnung des Weins, sondern auch ein historischer Bericht des Weinlaufs von 270 Jahren her zu finden. Auf die Maaß und Rechnung des Lands

Das Erdreich an den Rheinthaler Rebbergen ist fast allenthalben ziemlich locker, hin und wieder etwas lehmigt, und die oben genannten Traubenarten kommen am besten darin fort.

Hr. Pfarrer Kitt bemerkt darüber folgendes sehr richtig *): „Im Rheinthal spizt man die Stickel „nicht einmal; sie fahren hinein, wie in einen Garten„grund; die Kärste sind ganz unbekannt, man bedient „sich zum hacken nicht einmal der Gewalt der aufge„hobnen Hacke; ob es aber dem lockern Boden nicht „dienlicher wäre, den Boden tiefer aufzuheben, ist un„streitig begründet. Unser Erdreich ist nur zu fett, „seine Näße und die Mastigkeit der Waldung die über„mäßig in Schoße treibt, verursachet allein oft den „Brenner im Blust und Beeren, verursachet die ge„ringe Dauer und Haltbarkeit unserer besten und kost„barsten Weine, darum muß in einem Theil der Wein-

---

Appenzell, St. Gallen und Rheinthal gestellet. Gedruckt zu Lindau, bey Ludwig Stoffel, 1753. 8vo. 40 S.

* *
*

Ao.1780, 1781 und 1783 verdarb der Rheinthaler Wein in einem solchen Grade, daß man die Maaß für 7. bis 8. Pfenninge verkaufte. Ein Burger von Altravenspurg kaufte denselben in ungeheurer Menge zu Eßig für eine Handlung zu Ravenspurg auf.

*) S. Monatl. Nachrichten Schweizer. Neuheiten. 1782. S. 103. 104. und 155. Schade daß Herr Kitt's Beyspiel keine Nachahmer fand!

„bergen gemergelt werden, welches dem gewöhnlich „sich einstellenden Brand wohl wehret, und dergleichen, „dessen Quart nur Kalk ist, ist auch in der Nähe zu „haben. Den ersten Nutzen vom Mergeln meiner Re„ben sah ich schon im ersten Sommer augenscheinlich „und überzeugend; die gemergelten alle, 40—45, waren „grün wie Schnittlauch, trieben die fettesten Schoße, „und weit größeres Laub, als alle andern. Er that „also gut. Nicht eine davon hat das Schicksal der „Menge umher, die wegen der strengen Kälte im Hor„nung ganz gelb in Schoßen und auch in Trauben „geblieben sind. Ja solche, die gelitten hatten und „gelb worden wären, haben durch dies Mittel ge„sieget."

Die Reben werden nicht an allen Orten in Linien Reihenweise, sondern oft sehr enge und dicht in und unter einander gesetzt; hin und wieder kann man daher einen Kohlkopf, oder ein junges Bäumchen, bis zum Versetzen und Impfen, in denselben pflanzen. Gewöhnlich im Merz werden die fruchttragenden Reben beschnitten, wobey man ein großes Schoß zum Bogen und eine kleinere Zinke stehen läßt; das übrige aber alles wegschneidet. Unmittelbar nach dem Schneiden werden die Stickel mit dem am einen Fuße befestigten Stoßeisen neben den Reben vest in die Erde hinunter gestoßen, diese an jene mit Weidenbändern angebunden, und hernach das Gras über der Wurzel derselben mit der Haue herausgerissen. Wenn die Rebschoße 5 bis 10 Zoll lang gewachsen sind, so wird alles ausgebrochen, was keine Trauben hat, ausgenommen 2 bis 3 Schoße, die für das künftige

Jahr zu einem Bogen und zu Zinken bestimmt sind. Nach dem Erbrechen werden die Schoße mit Stroh und Weiden aufgebunden, und das Erdreich, so oft es nöthig ist, vom Grase befreyt. In 2 oder 3 Jahren werden die Weinberge stark gedünget. Ist eine Weinranke abgegangen oder sehr alt, so wird die nächste daran im Frühling oder Herbste gegrubet, wobey man mit einer schmalen Haue (Leghaue) ein Gräbchen macht, und die Rebe, wenn ein Theil ihrer Wurzeln gelöst ist, gewöhnlich ganz hineinlegt, doch so, daß ein oder zwey neue Schoße aus dem Boden hervorstehen.

Winterkälte, Frühlingsfrost, wie auch der Regen zur Blüthezeit schadet den Burgauern am wenigsten, hingegen die Rechtweißen erleiden schon grössern Nachtheil davon. — Ueberhaupt ist zu bemerken, daß alle Arten von Reben, wenn sie nach dem Herbste auf den Boden niedergelegt, und dann während der Winterszeit mit Schnee stark zugedeckt wurden, weit mehr Kälte ertragen können, als die aufrechtstehenden. Hat es hingegen wenig Schnee, und fällt oft Regenwetter und Kälte ein, so sezt sie diesen weniger zu, als jenen; daher hat man hier die allgemeine Gewohnheit, daß man, um wenigstens doch einen Theil zu retten, die eine Hälfte der Reben legt, und die andre Hälfte aufrecht stehen läßt.

Die Krankheiten der Weinreben heißen hier der Rott, die B'senge, und die Rud; wobey aber die Burgauer denselben mehr als die Weissen ausgesezt sind. Bey der Rott (im Zürichgebiet der Brater) bekommen die Trauben gemeinig-

lich in der Mitte des Sommers schwarze Flecken an einzelnen Traubenbeeren; diese Flecken vergrößern sich nach und nach, bis endlich die ganzen Beeren roth und runzlicht werden und verdorren; hat die Krankheit einen hohen Grad erreicht, so bekommt auch das Holz solche schwärzliche Flecken, daher sie auch die schwarze Rott genennt wird. Die B'senge (der Brenner oder die Röthe) zeigt sich gewöhnlich zuerst an den untern bereits ausgewachsenen Blättern der Rebe, entweder in der Mitte oder am Ende derselben in Gestalt von kleinen gelblichen oder röthlichen Punkten, welche sich nach und nach vergrößern, bis das ganze Blatt oder der gröste Theil desselben gelbroth und dürre wird und abfällt. Bey der Rud (wahrscheinlich der Kropf oder Rebschwamm) erhält das Holz an der Ranke vom Boden herauf hin und wieder krause Auswüchse und Riße, durch die nachher der Saft ausfließt, weil das verdorbene Mark ihn nicht weiter zu leiten vermag. Wenn die Reben durch Winterkälte und Frühlingsfrost Noth gelitten haben und schwach geworden sind, oder auch, wenn im Sommer während der Regenzeit die Sonnenstrahlen zwischenein stechend heiß scheinen, und das Laub und die Reben brennen, so glaubt man, daß alsdann obige Krankheiten an den Reben erscheinen.

Hr. Pfr. Kitt bemerkt noch folgendes:*) „Unter „die grösten Feinde der Weinreben, die in der Trau-

*) S. Monatl. Nachrichten Schweizer. Neuheiten. 1782. S. 153. 154.

„benblüthe grossen Schaden thun, rechne ich insonder„heit eine Gattung Blattwickler, dunkelgrüner Räup„chen, mit glänzend schwarzem Kopfe. Auch diesen „könnte Verstand und Fleiß der Menschen, wenn sie „wollten, wehren. Bisher ist es nicht geschehen. Aber „ich lasse es in meinen Weinbergen thun, und lese sie „fleißig selber ab. Sie verderben nicht bloß Beeren, „die sie fressen, sie zernagen den Kamm selber, und „dann kann es um eine halbe Traube geschehen seyn, „und verderben alles, was sie in ihr Gespinnst ein„wickeln. Manchmal finden sich 4 und 5 an einer „Traube. Zweifle da niemand daran, daß es sehr vor„theilhaft sey, sie wegzunehmen und zu zerstöhren. „Sollte man auch mit jedem 6—7 Beeren wegrupfen, „sie zerstören wol mehr! Die übrigen bleiben gesund, „und wachsen desto größer. Diese Würmchen sind „eine Folge der kleinen Sommervögelchen, die grad „vor der Traubenblüthe so häufig in Weinbergen „herumschwärmen, und die man Motten oder Tineas, „Tortrices heißt. Diese legen die Eyer dahin, aus „welchen Würmer werden; könnte man diese vertilgen „oder abhalten, so würden die Würmer alle ausbleiben."

Wenn man Weinberge kauft oder verkauft, so geschieht es nach einem sehr unbestimmten Maaßstabe, nämlich nach Burden Stikel, d. h. nach einer gewissen Anzahl Stickel, von denen jede Weinranke einen zur Unterstützung gebraucht. — Man rechnet, daß alle Jahr ein Drittheil von den Stickeln durch neue ersetzt werden müße; es kauft nun einer z. B. einen Weinberg, worauf 6000 Weinranken oder Traubenpflanzen stehen, so sagt man alsdann im uneigentlichen Sinne:

Sinne: er kaufe 20 Burden Stickel. Zwanzig Burden Stickel im eigentlichen Sinne braucht er im Durchschnitte alle Jahre zu 6000 Weinranken; indem man immer auf den Dritten einen Abgehenden rechnet und zu 20 Burden 2000 Stücke zählt; in 3 Jahren hat man also 60 Burden oder 6000 Stück Stickel nöthig, um jeder Rebe einen neuen Stickel zu geben, und also hat einer, wenn er, wie mans heißt, 20 Burden Stickel gekauft hat, einen Weinberg an sich gebracht, auf welchem 6000 Weinranken stehen — Dieser Maaßstab ist zwar gar nicht genau berechnet, denn es können auf einem kleinen Bezirke in einem Jahre durch starke Winde und feuchtes Wetter, oder auch nachdem die Stickel beschaffen sind, viel mehr abbrechen oder verfaulen, als in einem andern; aber es ist auch kein gesetzter Preis auf einer Burde Stickel. Lage, gute Unterhaltung, Fruchtbarkeit und Fette des Erdreichs, u. a. m. bestimmen auch hier für eine gleiche Anzahl Burden Stickel einen ganz verschiedenen Preis. — Eine Burde Stickel von vorzüglich gutem Gewächs würde am Buchberg auf 150 Gulden zu stehen kommen.

Diejenigen Eigenthümer, welche ihren Weinberg nicht selbst bearbeiten, ziehen von dem Capital dieses Grundstücks einen sehr geringen Nutzen, weil sie mit dem, welcher die ganze Arbeit besorgte, den jährlichen Weinertrag theilen müssen.

Von den eigenthümlichen und Gemein-Waldungen.

Im obern Rheinthale hat es noch ansehnliche Tann- und Buchwaldungen; in Rheineck und Thal hingegen finden sich nur noch einige wenige Privatwälder, worin meistens Tannenbäume wachsen; Eichen und Buchen sind daselbst selten und Nußbäume giebt es fast gar keine mehr.

Ueberhaupt wird auch in dieser Gegend mit den Waldungen sehr schlecht gewirthschaftet; in Altstätten ist ein beynahe eine halbe Stunde langer Weg mit vielen hundert aneinander gereihten runden Holzstücken von jungen Tannstämmen besezt; hin und wieder ist das unbedingte Waidrecht für Rindvieh und Ziegen in den Waldungen, und unaufhörlich rottet man diese je länger je mehr aus, und unternimmt hingegen für die Anpflanzung junger Wälder gar nichts.

Da, wo man Gemeindswaldungen hat — und dies ist in den meisten rheinthaler Gemeinden der Fall — wird jeder Haushaltung alle Jahre abwechslungsweise bald aus dieser bald aus einer andern Gemeinde — ein Gemeindstheil von 2 bis 3 Fudern zugetheilt, wovon der gröste Theil im Herbste gefällt, und im Winter auf Schlitten zu den Wohnungen geführt wird. Die Stöcke läßt man grösstentheils mit den Wurzeln im Boden stecken und darin verfaulen. — Das Buchenlaub wird theils zu Füllung der Bettsäcken entweder selbst benutzt oder zu dem Ende ins Appenzeller-

land verkauft, theils zur Streue in den Viehställen angewendet. *)

Zu diesem wird alle Jahre eine Menge Brenn- und Bauholz aus den jenseitigen Rheingegenden, z. E. von Dorrenbirren u. s. w. und auf dem Rheine aus dem Sarganser- und Bündtnerlande ins Rheinthal gebracht und daselbst verkauft. Von viereckigtem behauenem Bauholz kostet das geringere der Fuß 2 bis 3, das stärkere 6 bis 8 Kreutzer; und der Fuß von 2 Zoll dicken Brettern 8 bis 9, und von 3 Zoll dicken, 14 bis 15 Batzen. Eine Burde von 50 Rebstickeln wird um 12 bis 14 Batzen ebenfalls meistens aus Bündten und aus dem Bregenzerwalde angekauft.

Vom Torf.

Da der Holzmangel immer allgemeiner wird, sucht man sich deswegen auch im Rheinthale durch Grabung des Torfs, den man hier in der mehrfachen Zahl die Schollen nennt, zu behelfen, doch wird der meiste in den Gemeinden Altstätten, Marbach, Ober-

*) In einzelnen Baurenhöfen, die nahe an Waldungen liegen, tragt man auch im Herbst und Winter die Ameisenhäufen, die aus Tannnadeln u. dgl. bestehen, in die Ställe und streut dieselben, anstatt des Strohs, dem Vieh, um damit den Dünger zu vermischen.

ried, Diepolzau und Widnau verbraucht. -- Man machte zwar mit der Benutzung dieses Brennmaterials schon in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts den Anfang, aber gegenwärtig wird der Torf sowohl zum Einheizen als Kochen immer allgemeiner gebraucht.

Die wagerechte Fläche der Rieder, längs dem Rheine nach, besteht aus nichts anderm als gutem Torfland, und sie sind also auch in dieser Rücksicht von unbeschreiblich grossem Werthe, den man erst in künftigen Zeiten mehr schätzen lernen wird. Daß gegenwärtig, seit dem das Eisen- und Bauriedt in Ackerfeld verwandelt wurde, Getraide und Feldfrüchte aller Art auf diesem Torffelde gedeihen, habe ich schon oben gezeigt, nur muß man dann an diesen Orten nicht versäumen das versessene Wasser in kreuzweise grosse Gräben abzuleiten.

Der Torf wird hier meistens 10 bis 12 Zoll hoch von einer leichten, lockern Torferde bedekt, die hin und wieder mit einem mergelartigen Schleime, von den Rheinüberschwemmungen her, vermischt ist, worauf man 3, 4 bis 6 Fuß tief Torf gräbt, und dann auf dem Akkerfelde denselben mit der oben weggegrabenen Erde wieder zudekt. Da, wo Ackerfeld ist, gräbt man gar nicht tief hinunter, an vielen Orten aber verhindert dasselbe das Wasser, so daß man nicht ganz bis auf den Lehm, der auch hier das Fundament des Torfs ausmacht, hinabgraben kann.

Die Torfspatte (Grabschaufel) ist 1 1/2 Fuß lang und einen halben Fuß breit, womit man viereckigte halb Fuß hohe und dicke, und 1 1/2 Fuß lange Stücke herausgräbt.

Es giebt hier vorzüglich zweyerley Torfarten, eine röthliche, schwammigte, leichte, schlechte, und eine dichte, schwerere, schwarze und ungleich bessere Art. Er scheint mehr aus Blättern und Grasarten als aus Moosen und Wurzeln zusammengesezt, und eine Menge Rohre und Riedgras finden sich in demselben. Hin und wieder trift man auch Baumstämme und Wurzeln mitten im Torfe an.

Da man vorzüglich auf den angebauten Riederen nie ganz auf das Fundament des Torfs, sondern nur ein paar Grabschaufeln tief abwärts gräbt, und darauf den Torf wieder zudeckt, so ist die allgemeine Behauptung sehr wahrscheinlich, daß das Erdreich in 20 bis 30 Jahren wieder allmählig zur vorigen Höhe anwachse, und man -- nach vielfältiger Erfahrung wieder von neuem Torf daselbst graben könne.

Aus dem Rheinthale wird kein Torf in auswärtige Gegenden ausgeführt, hingegen verkaufen die Rheinthaler unter sich, einen Wagen voll, den 2 Pferde ziehen -- ein Fuder, für 2 bis 3 Gulden.

Die Torfasche wird zu Dünger benutzt.

Von der Bienenzucht.

Diese ist im Rheinthale völlig unbedeutend, obwohl die Lage dieses Thälchens, vorzüglich im Frühling, dieselbe sehr begünstigen würde. — Nur wenige Bauren haben 3 bis 4 Bienenstöcke bey ihren Häusern, daher man nicht einmal den wenigen Honig, den man gebraucht, eigen hat, sondern ihn von den benachbarten Appenzellern kauft.

I. Beylage.

Tabelle über den Milzbrand im August und September 1802.

Distrikt Oberrheinthal.		Krank waren				Geheilt sind				Gefallen sind				Bemerkungen
		Pferde	Vieh	Gaißen	Schweine	Pferde	Vieh	Gaißen	Schweine	Pferde	Vieh	Gaißen	Schweine	
Gemeinden.	Altstetten	84	31	1	—	48	25	—	—	36	6	1	—	Bemerkungen. Das ist das gedrängte Resultat der von denen Gemeinden in obbemerkten Monaten eingegebenen Berichte. Die Krankheit war im Anfang am bösartigsten. Man gebrauchte der Viehärzte viele, und der Heilmittel noch mehrere, mit verschiedenem Glück. Es wurden zu Ende Septbs. u. Anfang Oktobers noch mehrere Pferde, Rindvieh, Gaißen und Schweine krank, die aber nicht eingegeben wurden; sie sind glüklich hergestellt. Altstätten den 8 Oktober. 1802. Dr. Joh. Neff.
	Marbach	6	8	—	—	3	8	—	—	3	—	—	—	
	Rebstein	6	1	—	—	5	—	—	—	1	1	—	—	
	Kriesßern	21	2	—	—	2	2	—	—	19	—	—	—	
	Oberriedt	108	29	4	1	20	1	—	—	88	28	4	1	
	Eichbeg	8	2	—	—	2	—	—	—	6	2	—	—	
		233	73	5	1	80	36	—	—	153	37	5	1	

II. Beylage.

Nro. 1.

Verordnungen über die Vertheilung des Gemeind-Bodens zwischen der Stadt Rheineck und dem Hoff-Thal.

Die schlechte Anbauung und ungleiche Benutzung des Bauriedts und andern damit verbundenen Gemeind-Bodens, samt der Menge darbey eingeschlichener Mißbräuchen erregten schon seit vielen Jahren her, bey allen denen, so den allgemeinen Nutzen dem Eigennutz vorziehen, ein Verlangen die Anbauung dieses weitläufigen Bodens zu verbessern, und die Benutzung desselben in eine billige Gleichheit zu stellen. Dieses Verlangen fande der Hochgeachte, Hochedelgebohrne und Gestrenge Herr Johann Heinrich Grob, des kleinen Raths und Constaffel-Herr Hochlöbl. Standes Zürich, gegenwärtig regierender Landvogt des Rheinthals, seiner angebohrnen edlen Denckungsart gemäß, und machte es zu einem vorzüglichen Vorwurf seiner landesväterlichen Sorgfalt. Dem zufolge machte er denen beyden Ehrsamen Gemeinden von Rheineck und Thal zu wiederholten malen trifftige, wohlmeynende und gemeinnützige Vorstellungen, und brachte dadurch unter Gottes Leitung so viel zu wegen, daß auf den 15. Novembris 1769 von beyden versammelten Gemeinden eine billige Vertheilung obermeldten Gemeindbodens vorzunehmen, einhellig erkennt und darzu Deputirte von beyden Gemeinden ernamset wur-

den, welche unter dem Vorsitz wohlermeldten Herrn Landvogts diesere Vertheilung vollführen und vor die Zukunft die nöthigen Verordnungen zu allgemeinem Verhalt machen sollen. Zu dem Ende haben sammtlich wohlermeldte Herren, Herr Landvogt und Deputirte, folgende Artickel vor gut angesehen und abgefasset, selbige den 23. Februar 1770. als dem Verlosungstag in der Kirche zu Thal ablesen lassen; da dann die daselbst versammelten ehrsamen Gemeinden diese Artickel einmüthig zu halten angenommen haben.

1. Es solle die Vertheilung des Gemeindbodens auf die Haushaltungen gehen, sie seyen verheurathet, im Ledigen- Wittwer- oder Wittwen- Stand, und damit solches recht unpartheyisch zugehe, so sollen die Loos-Zettel durch unschuldige Kinder gezogen, und mit lauter Stimm eröfnet, auch behöriger Massen einprotocollirt werden.

2. Diejenigen Personen aber, so aussert Lands oder denen beyden Gemeinden Rheineck und Thal haushäblich, sollen zu denen Gemeindstheilen kein Recht haben, bis und so lang sie sich in ihrem Hof oder Gemeind wiederum seßhaft machen; wie nicht weniger, so einer eine fremde Weibsperson heurathete, welche nach dem Stadt- und Hofrecht das Burgerrecht nicht vorweisen könnte, bleibt von der Nutzniessung der Gemeindgüter ausgeschlossen, bis und so lang die fremde Weibsperson die Prästanda von ihren eigenen Mitteln vorweisen kann. Diejenigen Personen aber, welche verpfründt oder verleibdinget, bleiben gänzlich ausgeschlossen.

3. Was durch die Verloosung von dem Gemeindsboden der Burgerschaft zu Rheineck, oder den Evange-

lischen zu Thal, wie nicht weniger denen Catholischen daselbsten zufällt, soll jedem Theil verbleiben, in der heitern Meynuug, daß wann ein Theil zu Rheineck vacant, ein solcher wiederum an einen Rheinecker fallen; ein gleiches solle observirt werden mit denjenigen Gemeindstheilen, so den Evangelischen und Catholischen zu Thal zufließen.

Es solle auch ferner jedem Theil bewilliget seyn, seinen bezogenen Gemeindstheil auf folgende Weise zu verleihen, nemlich: Wann ein Rheinecker an einen Thaler ein solchen verleihen thäte, so mag ein Rheinecker um den gleichen Lehnschilling den Zug haben, und vice versa mögen ein gleiches die Thaler gegen die Rheinecker observiren.

4. Es ware auch angesehen und verordnet, daß die Gemeindstheile um besserer Bequemlichkeit und Annäherung derselben mögen gegen einander ohne Ausnahm bis auf den 30ten Merz dieses laufenden Jahrs, ausgetauschet werden, von dieser bestimmten Zeit aber solle es gänzlich aufhören.

5. Es ware einem jeden frey gelassen, seinen beziehenden Gemeindstheil zu Waidgang, Mattland, Streue, Riedt, oder Ackerfeld liegen und anbauen zu lassen; Summa alles dasjenige zu pflanzen, was jeder glaubt für Menschen und Vieh das nuzlichste und beste zu seyn, jedoch soll von solchem Nutzen nichts aussert Lands verkauft werden mögen.

6. Die Nutzniessung des Gemeindbodens so auf jede Haushaltung fällt, gehöret erstlich dem Hausvater, sodann der Wittwen, so lang sie in der Gemeind unverheyrathet bleibt, nach solcher Personen Absterben

fallt der Theil auf die Söhne, so aber keine Söhne vorhanden, sondern nur Töchter, und solche eine eigene Haushaltung führen, den Töchtern; wann aber nur eine Tochter vorhanden, und selbige einen Burger oder Hofmann heurathete, der noch keinen Gemeindstheil hätte, solche Nutzniessung ihme verbleiben, aussert diesen Fällen sollen die Theil vacant seyn, und an solche Haushaltungen, welche noch nichts von dem Gemeindsboden besitzen — ohne einige Kösten ganz unpartheyisch zugeordnet werden.

7. Es solle bey zu erwarten habender, ernstlicher obrigkeitlicher Ahndung niemand sich unterstehen, einige fruchtbare Bäume umzuhauen, sondern solche sollen stehen bleiben, jedoch in der heitern Meynung, daß wann durch das Loos die Theil, allwo Bäum und Felben stehen, andern Personen, als dem Eigenthümer derselben zufallen würden, in solchem Fall man schuldig und pflichtig seyn solle, sich dessenthalben in Güte abzufinden, widrigenfalls solche Bäum und Felben durch unpartheyische Männer bey den Eidspflichten geschätzet, und nach der Schatzung dem Eigenthümer bezahlt werden, und so der eint oder andere diese Zahlung nicht leisten könnte, so soll jeder Gewalt haben, seine Bäume und Felben weiters als sein Eigenthum zu nutzen, bis die Bezahlung abgeführt wird.

8. In Erbfällen sollen die Geschwisterte oder eines abgestorbenen Bruders und Schwesterkinder, der Bäumen halber, so man erkauft oder gepflanzt, billichermassen betrachtet werden, aussert diesen Fällen aber ein solches gänzlich aufhören solle.

9. Sollen die Gemeindstheil zu keinen Zeiten, unter keinerley Prätext weder verkauft noch verpfändt, auch in keine Fallimentsmassa mögen genommen werden, sondern solcher Grund und Boden soll zu ewigen Weltzeiten Gemeindsgut seyn, bleiben und heissen.

10. Diejenige Bezirk Gemeindbodens, welche unvertheilt und offen gelassen werden, dienen zum Nutzen beyder Gemeinden Rheineck und Thal, in der heitern Meynung, daß die Leimgruben den Partikularen und nicht den Hafnern, welche auf Mehrschatz handeln, zudienen; auf dem übrigen unvertheilten Gemeindsboden sollen Eichen und Felben, zu denenjenigen die allbereits darauf stehen, mehr gepflanzet werden. Der Steinbruch unter dem Thürli sowohl, als in der Seelassen soll zu allgemeinem Nutzen dienen.

11. Wann bey dem Rheinerhaag oder an andern Orten, die Theilhabere der Gemeindstheilen, selbige in der Länge gegen der Landstraß richten wollten, wäre ihnen solches überlassen.

12. Es mag ein jeder auf seinem zufallenden Antheil von dem nächsten Anstosser 15 Schuh weit hinweg, zahme Bäume pflanzen.

13. Wann eint oder anderer auf seinem nutzenden Antheil Gemeindbodens ohne Schaden der nächsten Anstossern Leim oder Sand graben wurde, ein solcher solle pflichtig seyn, bey zu erwarten habender Straf, die Gruben mit Erden oder Lett ohne Anstand wiederum auszufüllen.

14. Man solle pflichtig, schuldig und verbunden seyn, die Eichen und Felben an unschädlichen Orten und unvertheilten Gemeindsboden nicht nur allein stehen

zu lassen, sondern mehrere dahin zu pflanzen; die übrigen Eichen, so etwann auf dem vertheilten Gemeindsboden gefällt werden, selbige soll man beschlagen lassen, und zu allgemeinem Nutzen aufbehalten, diejenigen aber, so nicht mehr tauglich, nebst dem Abholz sollen auf den höchsten Pfennig gebracht werden.

15. Die erforderliche Güterweg sollen folgender Gestalten eingerichtet werden, daß wo zwey Theil zusammen stossen, jeder die Hälfte des Wegs zu geben schuldig seyn, jedoch solle denjenigen, so etwann durch ihre Theilgräben oder Bäch gehen, darmit verschonet werden. —

16. Zu Abschneidung vieler Beschwerden hat man höchst nöthig zu seyn erachtet, den verhaßten Namen des Untergangs in der Meynung aufzuheben, daß die ausstehenden Schulden eingezogen, dasjenige Geld, so aus dem verkauften Holz gelöset wurde, und annoch gelößt werden möchte, solle darzu geschlagen, und dann zumalen daraus die Untergangsschulden und ergehende Unkosten bezahlt werden, damit fürohin niemand mehr gekränket werde, in der fernern Meynung, daß auf den vertheilten Gemeindsboden unter keinerley Prätext keine Anlag gemacht werden solle.

17. Die Haupt und Flußgräben sollen 20 Schuh breit und 6 Schuh tief gemacht und aufgedammt werden, die erforderliche übrige Gräben aber nach erheischenden Umständen eingerichtet, und aller Orten, wo es erforderlich, Schleußen gemacht werden.

18. Unten an dem See, hundert Schuh von selbigem hinweg, solle ein Damm errichtet, drey Reihen Pfähl geschlagen, selbige geflochten, mit Lett vest ausgefüllt,

und erhöht, und so man dem See nach ein Grändel von Pallisaden oder Pfähl nicht allzunah bey einander machen thäte, so wurde dadurch das Gewell des Wassers zerschlagen, und matt gemacht, wo dann das Land vor mehrerem Schaden vergaumt bliebe.

19. Es solle bey der Bisi von der Gerichtsmarch bey dem Brückle gegen den Ziegelhütten grad hinunter bis an den Rheinerhaag zu dem Ziel einer Felben, welche mit einem † bezeichnet zu Beschirmung des Lands 24 Schritt vom Rhein hinweg ein Damm errichtet werden.

20. Die Hauptlandstraß solle nach den abgesteckten Zielen 24 Schuh breit seyn, und erforderliche Gräben auf beyden Seiten zu Beschirmung der Straß errichtet und in dauerhaften Stand gestellt, auch jederzeit unklagbar unterhalten werden.

21. Die Straß beym Rötheli, wie nicht weniger diejenige bey des Reisershaus, welche an den Rhein gehet soll jede nach den abgesteckten Zielen 12 Schuh breit, in dauerhaften Stand gestellet werden.

22. Der Fußweg unter dem Pfaffenbrückle so dem Bauriedt zugeht, soll in einen guten Stand gestellet werden.

23. Den Einwohnern an dem alten Rhein soll die Straß und Fußweg bis an die Rheinermarch in erforderlichen Stand gestellt werden, und so der See groß, so mögen die Einwohnere des alten Rheins, dem Rhein nach hinauf, den Weg gegen den Ziegelhütten in die Landstraß gebrauchen.

24. Die Einwohnere in dem Bauriedt und hinter dem Rhein sollen die Obliegenheit haben, die Weg und

Straßen, so weit sie mit ihren Gemeindstheilen anstossen, ohne Beschwerd des gemeinen Wesens zu allen Zeiten in Ehren zu unterhalten, eine gleiche Beschaffenheit hat es mit den Steinbrechern der Straßen und Wege halber bis an die Landstraß.

25. Herr Lieut. Dieterich ware pflichtig den Fußweg sammt Güterweg bis zum Reiser ohne Beschwerd des gemeinen Wesens zu unterhalten, zugleich auch die Straß, so beyde Ziegler zu ihren Gewerben brauchen; auch sollen diejenige Persohnen, welche die zwey Gemeindstheil ob dem Reisersteg durch das Loos bekommen, verbunden seyn, in ihren eigenen Kösten den Steinlebach, so weit der Anstoß mit dem Gemeindstheil gehet, zu öffnen, auch sie sowohl, als der Jakob Hardtmann auf seiner Seiten die Eröffnung des Bachs, die Durchfahrt und Dämm in unklagbarem Stand zu erhalten.

26. Christoph Gassers sel. Wittib verpflichtet sich so weit ihr Gemeindstheil gehet, die Land- Beystrassen und Güterweg sowohl, als aber die Kleinigkeiten des Wuhrs ohne Beschwerd des gemeinen Wesens in ihren eigenen Kösten von Zeiten zu Zeiten auszubessern, und in unklagbaren Stand zu stellen und zu unterhalten; auch die Felben zum Nutzen des gemeinen Wesens stehen zu lassen; wenn aber an dem Wuhr Hauptsachen mangelten, so soll solches ohne Anstand denen Herren Beamteten angezeiget werden.

27. Lorenz Egger, Besitzer der Hauses zum Rötheli und Johan. Gasser der Ballenbinder, haben sich feyerlichst dahin verbunden, die Landstraß und Fußweg, so weit sie mit ihren Gemeindstheilen und des

Eggers Behausung anstossen, von dato an, in guten und dauerhaften Stand zu stellen, auch zu allen Zeiten in ihren Kösten ohne Beschwerden des gemeinen Wesens zu unterhalten.

28. Alle und jede Personen ohne einige Ausnahm, so Gemeindstheil beziehen, sollen pflichtig und schuldig seyn, das erforderliche Gemeindwerk zu versehen.

Diesere hier vorgeschriebenen Artikel solle man pflichtig und schuldig seyn, in allen Theilen, ohne Verzug in gänzliche Erfüllung zu setzen.

Nro. 2.

Vertheilung des Eisenriedts, so durch Vermittlung des Herrn Landvogt Wurstenberger von Bern projektiert, von denen participirenden Städt und Höfen aggradirt und von den G. Herren und Obern durch Ortstimmen ratificiert worden ist.

1771. Nachdem sämmtliche an dem Eisenriedt Antheilhabende Städte und Höfe sich vernehmen lassen, daß ein jegliches seinen Antheil davon gesöndert haben möchte, und hierzu von L. O. die Einwilligung erhalten haben, so wurde hierauf das ganze Eisenriedt von einem erfahrnen Feldmesser gemessen im Beyseyn samtlicher Hrn. Beamteten, und befunden: daß selbiges 2089 Juchart und 309 Ruten in sich fasse, und demnach nach den Höfen und deren besitzender Mannschaft, wie auch rücksichtlich auf das ungleiche Erdreich, in so gleich mögliche Proportionen abgetheilt und jeder Stadt und Hof folgende Quantität Juchart zuerkennt:

Daß Altstetten und Eichberg in toto	594.	
Oberried und Meder	390	288.
Marbach und Rebstein	345.	
Balgach	249	302.
Bernang	309.	
Wiednau und Haßlach	201	160.
Also zusammen: Juchart	2089	309 Ruten

beygemessen werden soll.

Anbey

Anbey wurde folgende Verordnung gemacht.

1771. 1. Daß die auf dem Eisenriedt vorfallenden Frefel und Fehler, von jedem Hof, es seye durch das Bußengericht oder sonsten, nach jedes Hofs Rechtsame und Gebräuchen gerechtfertiget werden, ob dessen Antheil allein in sein oder anderer Höfen Gerichtsmarken liege, jedoch der Landeshoheit, wie auch dem Fürst von St. Gallen ohne Nachtheil.

2. Solle diese Theilung des Eisenriedts, ohngeachtet solches ungefähr 2/3 in den Marken des Hofs Oberriedt liget, diesfalls zu keinen Zeiten, zu einiger Contribution an die Wuhren- und Rheinarbeiten des Hofs Oberriedt, im geringsten nicht verbindlich machen, sondern dießfalls habenden Rechten und hochoberkeitlichen Abscheiden sein Bewenden haben.

3. Die Unterscheidsgräben sollen auf gemeinsame Kösten der beydanstossenden Höfen 6 Schuh breit und 3 Schuh tief schreg gegraben werden und denenselben kein anderer Ausfluß in die Eich gegeben werden, als jeden Orts durch einen dareinlegenden Tüchel, welcher vermittelst eines Zapfens, je nach sich vorfindenden mehr oder weniger Wasser geöfnet, oder zugeschlossen werden soll. Sämmtlichen übrigen Gräben soll gar kein Ausfluß gestattet werden.

4. Die bis anhin geübten Straßen, Bruggen, Steg und Wegen, sollen von denen Gemeinden und Partikularen, die daran anstossen, unterhalten werden.

Sodann wurden Specialiter den Höfen folgende Verpflichtungen aufgeladen.

1. Altstetten soll aus seinem Gemeindstheil, den Hof Eichberg ausweisen und befriedigen, sodann die 2 auf ihrem Antheil Eisenriedt befindliche Straßen von Altstetten auf Krieseren zu allen Zeiten in gutem Stand unterhalten.

2. Oberriedt soll aus seinem Gemeindstheil, die ursprünglich aus seinem Hof herkommend und nun jenseits Rheins in der Gemeind Meder seßhaft wordenen 3 Geschlechter Ender, Kilga und Böfle ausweisen, und die von Krieseren auf Marbach brauchende Straß mit dem Hof Marbach gemein machen.

3. Marbach soll aus seinem Gemeindstheil, den Hof Rebstein ausweisen und dem Besitzer der Mühle zu Rebstein, ein Juchart nächst daran gelegnes Land abstecken, auch die von Marbach auf Krieseren gehende Straß mit dem Hof Oberriedt gemeinsamlich unterhalten.

4. Balgach soll mit und neben denen Gemeinden Bernang und Wiednau die Eich oder sogenannte Güllen helfen eindammen, wie auch die Straßen, Steg und Weg, welche sie mit diesen Gemeinden brauchen, nach Proportion machen.

5. Bernang soll aus seinem Gemeindstheil die bisherige Belohnung des Bannwarten auf dem Eisenriedt alleinig abführen, auch mit und neben den Höfen Balgach und Wiednau, die Eich oder Güllen helfen eindammen, und Straß und Weg nach Proportion unterhalten.

6. Wiednau, das am Eisenriedt nur eint und andere Ansprach und Rechte hatte, soll mit dem ihm zugetheilten Theil völlig und also ausgewiesen seyn, daß es von allen Brief und Siegel absteht, und darauf renoncirt. Auch soll dieser Hof verpflichtet seyn, mit Beyhilf derer von Balgach und Bernang die Eich oder Güllen einzudammen, und Straßen, Weg und Steg nach Proportion zu unterhalten.

Rheineck, den 20ten October 1771.

Von der k. k. Canzley zu Feldkirch erhielt man wegen denen 3 intereßirten Geschlechter in der Gemeind Mäder, ein Atteßatum, daß sie dieser Vertheilung beypflichten, das nemliche erfolgte auch von dem Gräflichen Hohen-Ems in Hinsicht des Hofs Wiednau und Haßlach.

Nro. 3.

Reglement für den Hof Berneck wegen Benuzung ihres Gemeindbodens und Eisenriedts.

1776. 1. Die alten Gemeindstheil, deren 846 sind, und die schon ausgetheilten 300 Eisenriedttheile, sollen in ihrer bestimmten Größe, Abtheilung und Lage bleiben, und denselben noch 11 Theile auf dem Zapfen beygefügt werden.

2. Soll jeglicher Gemeindsgenoß, der haushäblich im Hof wohnet, er seye gleich verheurathet oder ledig, so fern er Steuer und Bräuch bezahlt, 2 alte Gemeindstheile und ein Eisenriedttheil bewerben.

3. Auf die zu vertheilenden Gemeinds- oder Riedttheilen, sollen die den ersten Acceß haben, die auch das erste Recht darauf gehabt hätten, als da sind die eingesessenen ledigen Bürger, welchen dann die neu verheuratheten je der älteste, vor den jüngern nachfolgen sollen. —

4. Diejenigen die auf vacante Theil warten, sollen sich bey Antritt der Ehe aufzeichnen lassen und wenn 2 oder mehrere auf gleichen Tag Hochzeit machen würden, so sollen sie unpartheyisch loosen, welcher von ihnen aufzuzeichnen seye.

5. Wann jemand auf vorbeschriebene Art zum Besitz eines Gemeinds- oder Eisenriedttheils gelangt ist, so solle er solchen lebenslänglich nutzen, wann er aber

stürbe, so soll der Theil der Wittib zukommen, welche so lang sie unverändert bleibt, ihn bewerben mag.

6. Wann ein Hausvater, und nach ihm seine hinterlaßne Wittib stürbe, oder diesere sich in den zweiten Ehestand begäbe, die Kinder aber in gemeiner Haushaltung beysammen bleiben, so sollen ihnen die väterlichen Gemeinds- und Eisenriedttheil unter vögtlicher Verwaltung beyzubehalten seyn, es wäre denn, daß kein Sohn hinterlassen würde, in welchem Fall dann die Theile insgesammt der Gemeind heimfallen sollen; zertrennte sich aber die Haushaltung, so sollen die austrettenden Söhne weiters keine Ansprach daran zu machen haben, und wenn auch nur ein einziger Sohn übrig bliebe, zugeeignet seyn.

7. Wann einer eine fremde Weibsperson, die das Hofrecht nicht hat, heurathet, der soll keinen Zutritt zu denen Gemeindstheilen haben, doch sollen sich die Kinder aus solchen Ehen dessen nicht zu entgelten haben. Kann aber eine solche Weibsperson in der Folge das Hofrecht erlegen, oder daß er eine aus dem Hof wiederum ehliget, der erlanget wieder den Zutritt.

8. Wann einer seinen Gemeindstheil nicht selbst bewerben wollte, oder könnte, der hat die Freyheit solchen denen Hofleuten zu vergannten.

9. Wann Gmünd und Bründli nicht sollte eingelegt, sondern der Tratt oder den Buchhölzer und Husern überlassen werden, so soll dahin nicht anderst als mit gefangenem Vieh die fürstliche Straß gefahren werden.

10. Die Schaafe sollen, wenn sie in dem Herbst auf die Tratt gelassen werden, unter dem Staab des Hirten geführt werden, damit sie nicht in die Waldungen kommen. Die Geißen sollen aber gar kein Recht an der Tratt haben.

Den 24ten April 1776.

Dritter Abschnitt,

welcher die
Alpen- und Landwirthschaft
der
ehemahligen Landvogteyen
Sax, Gambs, Werdenberg und Warthau
enthält.

Litteratur

die bey diesem Theile meiner Beschreibung benutzt werden konnte.

Der landwirthschaftliche Zustand dieser Gegenden ist noch von Niemand beschrieben worden, und selbst Ebel, der nur flüchtig durchreiste, konnte einzig einige allgemeine, schnell in die Augen springende Beobachtungen darüber anstellen und mittheilen, und doch unterscheiden sich die Bewohner dieser Gegenden, sowohl durch die verschiedene Behandlung des Landbaues, als aber durch ihre ganze Lebensart, vom Rheinthaler, Appenzeller und Glarner, auf eine sehr auffallende Weise. Es gehört daher in meinen Plan, auch von dieser Gegend in obigen Hinsichten eine gedrängte Lokalbeschreibung zu liefern, wobey ich vorzüglich der unverdrossenen freundschaftlichen Unterstützung des geschickten und sachkundigen Herrn Gerichtspräsidenten Alexander Müllers, von Fontnas, sehr vieles verdanke.

Von der Lage dieses Thälchens und seiner Alpen.

Dieses kaum 6 Stunden lange enge Alpenthälchen wird von dem — hier noch wilden Rheinstrome begränzt, und zu beyden Seiten — dies- und jenseits des Rheins, von den schweizerschen und den gegenüber stehenden

deutschen und bündtnerischen Gebirgen, die kaum 1 bis 2 Stunden weit von einander entfernt liegen, eingeschlossen. Beide Gebirgsketten erheben sich schnell und steil, diejenigen in den Vorarlbergischen Herrschaften und Bündten noch steiler als die schweizerschen, und alle sind zum Theil mit Waldungen, zum Theil mit Alpweiden, bis auf ihre Gipfel bekleidet. — Das Thälchen selbst ist ebenfalls, wie das eigentliche Rheinthal, durchgehends niedrig, an vielen Stellen sumpfig, beynahe völlig wagerecht, und eben deswegen den häufigen Ueberschwemmungen des Rheins sehr ausgesetzt. Nachdem man durch den Hirschensprung (so nennt man einen Einschnitt der Straße mitten durch eine große Felsenmasse) in das Dorf Reuti gekommen ist, so verläßt man das Gebieth des schweizerschen Rheinthals, und tritt in die Landvogtey Hohensax, die ehmals von einem Landvogt der Stadt Zürich beherrscht wurde, und welche die Dorfschaften Lienz, Sennwald, Sax und Salez in sich begreift. Die erstern liegen dicht an den steilen Felswänden des Oberkamors und der Appenzeller Gebirgsmasse. Vom Dorfe Salez, wohin vom Sennwald aus ein Fußpfad durch sumpfige und waldige Wiesen führt, oder vom Landvogtey Schloße Forsteck, das nahe dabey dicht an der Landstraße liegt, gelangt man über wagerechte Rieder und Aecker in die Herrschaft Werdenberg, und sieht schon von ferne das auf der Höhe liegende uralte Schloß, den ehemaligen Stammsitz des berühmten Rudolph von Werdenberg und das ärmliche und halb zerfallene Städtchen gleichen Namens. Diese ganze ehemalige Herrschaft enthält nur drey Kirchgemeinden: Grabs, Buchs, und Se-

ven. Glarus kaufte dieselbe Ao. 1517. von den Freyherrn von Heuen um 21500 Gulden, und beherrschte dieselbe bis Ao. 1798. durch einen Landvogt. Gambs liegt zur Rechten zwischen Sax und Werdenberg. Glarus und Schweiz übten vorhin die Landeshoheit aus, und der Landvogt in Gaster regierte zugleich das Amt Gambs. Unmittelbar am Fuße der Dörfer Grabs und Gambs erhebt sich der Grabser und Gambser Berg. Diese beiden südlich liegenden Bergabhänge bestehen aus dem treflichsten Wiesengrunde, auf dem sich eine Menge Obstbäume, und einzelne Wohnungen überall zerstreut befinden, und zwischen diesen beyden reizend schönen Bergen zieht sich eine Straße bergan durch den großen eine Stunde langen Gambser Tannenwald nach Wildhaus ins Toggenburg. — Von dem Städtchen Werdenberg kommt man auf der Landstraße bey einem Teiche vorbey, zwischen Gärten und Obstbäumen nach Buchs, und von hier im ebnen Thale weiter durch Sevelen in die Herrschaft Wartau. Die Gebirge rükken dem Rheine immer näher, und das Thal wird schmäler. Hinter Sevelen geht es zwischen lebendigen Matten aufwärts, und bald findet man sich in einer lieblichen mahlerischen Berggegend. Rechts auf einem hohen Rücken liegen die Ruinen des alten Schloßes Wartau, links ein beschränkter Thalgrund, mit schönen Obstbäumen besetzt, und zwischen denen die einzelnen ländlichen Wohnungen von Fontnas und Malans hervorstechen. In diesem kleinen Gebiete liegen einzig die zwey Kirchgemeinden Gretschins und Atzmos; die acht alten Orte übten vorhin ihre Hoheitsrechte durch den Landvogt von Sargans aus, Glarus hingegen verwal-

tete die niedere Gerichtsbarkeit durch seinen Landvogt zu Werdenberg. Am Ende dieses traulichen Thalgrundes liegt noch dicht am Rheine das Dörfchen Trübbach, und rechts über demselben fällt senkrecht in den Fluß der Berg, die Hohwand genannt, an welcher sich der mit Mühe gesprengte Weg nach Sargans hinunter fortwindet.

Von den verschiedenen Alpen dieser Gegenden, und ihren Benennungen, und der Art, wie sie benutzt werden.

Alle Alpen dieser Gegenden sind entweder Privat-Stoßalpen, die einzelnen Familien gehören, und gemeinschaftlich benutzt werden, oder aber Gemeinalpen, woran ganze Gemeinden, ohne Ausnahme, Antheil haben. — Auf den meisten werden Butter und magere Käse, auch hin und wieder viele magere 16. 18. bis 24. Pfund schwere viereckigte Saurkäse verfertiget, und zwar vorzüglich in denjenigen Alpen, in denen keine kalten Milchkeller stehen, sondern worin die Milch sehr schnell sauer wird.

In der Gemeinde Lienz

liegen die Stoßalpen Oberkamor, Grashalden, Räberen und Bützel, die ich bey den Rheinthaler Alpen angezeigt, und zugleich die Art, wie sie benutzt werden, weitläufig genug beschrieben habe; — wobey ich zugleich bemerke: daß das Verfahren der übrigen Gemeinden in der Grafschaft Sax und Gambs hierin beynahe das gleiche ist.

Die Gemeinde Sennwald

besitzt 4 Stoßalpen, die mit Milchkühen und Geltvieh benutzt werden;

1. Eidenen für 75 Stöß.
2. Rohr für 33 —
3. Schobs für 220 —
4. Duls für 107 —

Die zween erstern stoßen an die Appenzeller Alpen, die zween letztern hingegen liegen im Sarganserlande, und werden auch zum Theil mit Pferden benutzt.

*
* *

In Salez

besitzen einige Familien eine Stoßalp im Sarganserland.

Auf Duls 107 Stöße, ferners

Auf der Alp Tschuken im Warthauischen 18 Stöße.

Das Dörfchen Haag, Pfarrgenössig zu Salez,

besitzt im Weißtanner Thal im Sarganserlande eine Gemeinalp Gafaren von 107 Stößen, welche wie die obigen mit Kühen, Rindern und Pferden bestoßen wird.

* *
*

In der Gemeinde Sax.

Ob dem Dorfe liegt die Saxeralp, eine Gemeinalp von 50 Stößen, die mit Kühen benutzt werden. Die Alp hat nur eine Sennhütte, ist aber in Unter- und Obersäß (im Glarnerland heißt diese Abtheilung der höhern und niedern Alpweiden die obere und untere Stafel) eingetheilt. Sobald man mit den

Kühen den Obersäß verläßt, welches gewöhnlich zu Ende des Augusts geschieht, können Pferde darauf getrieben werden.

Ehedem konnte jeder Gemeindsgenoß sein Vieh unentgeldlich auftreiben; laut neuer Verördnung aber muß von jeder Milchkuh jährlich ein neuer Thaler bezahlt werden, welches Geld in die Gemeindskasse fällt, und zu Bestreitung der Gemeindsausgaben benutzt wird. *) —

Im Schaafberg werden 60 bis 100 Schaafe gesommert, auch hat hier jeder das Recht Wildheu einzusammeln.

Einzelne Gemeindsgenossen haben auch noch im Sarganserlande die Alpen Sardonen und Schöbs, die gemeinschaftlich benutzt werden.

Das Dörfchen Frömmsen, nach Sax Pfarrgenößig, besitzt auch die Frömmser Alp gemeinschaftlich, und ein Privat Stoßälpli, welche ob dem Dorfe liegen; auch einen Schaafberg, auf dem man Wildheu einsammelt.

---

*) Es ist recht merkwürdig, wenn man sieht, wie einzelne Gemeinden durch allerley kleine Zusammenschüße und Auflagen die ungeheuer großen Gemeindsausgaben, welche das fremde Militair, zur Zeit der schweizerschen Revolution unausweichlich nöthig machte, bezahlt wurden; aber — warum kann und will man dies nur bey Militair-Requisitionen, u. dgl. — möglich machen? Warum nicht auch bey Schul- und Armen-Anstalten? —

Ja! man würde es auch können und wollen, wenns mit dem gleichen Ernste befohlen würde!

Neben der Frömmser Alp liegt auch die ehmalige Landvogtsalp für 20 Stöße, welche gegenwärtig der Staat verpachtet hat.

*

* *

Die Gemeinde Gambs

hat sehr viele Gemeinalpen, nämlich

1. Die Abendweid, für 50 Stöße. — Sie liegt ob Gambs, gegen dem Bezirk N. St. Johann, hat eine Sennhütte, und wird mit Kühen bestoßen. Jeder, der Vieh darauf treibt, muß laut alter Verordnung, vom Stoß 20 Kreuzer bezahlen, welches Geld unter die Gemeindsarmen, die kein Vieh auftreiben können, ausgetheilt wird.

2. Loch, welche Alp ob Gambs gegen Neu St. Johann liegt, 50 Stöße ernährt und alljährlich, der Stoß für 45 Kreuzer, von den Gemeindsgenossen benutzt wird.

3. Desell, im Distrikt Neu St. Johann, besteht aus 100 Stößen, wovon an jede Haushaltung alljährlich ein halber Stoß ausgetheilt wird. — Ao. 1800. wurde diese Alp verpachtet, um aus dem erlösten Geld einen Theil der auferlaufenen Gemeindsunkosten zu bestreiten.

4. Galfeisen, hinter Pfeffers, im Sarganserland, die mit 100 Stößen Geltvieh und Pferden benutzt wird, wovon jeder Haushaltung alljährlich ein halber Stoß zugetheilt wird.

5. Sardonnen in der gleichen Gegend, wovon 40 Stöße dem kleinen Dörfchen Gosenzen, das zu Gambs Pfarrgenößig ist, und 30 Stöße einigen Pri-

vaten angehört. Sie wird mit Geltvieh und Pferden benutzt.

Seelmatt im Distrikt Neu St. Johann ist eine Privatstoßalp von 70 Stößen, so wie

Breitenalp eben daselbst, für 20 Stöße; beyde werden mit Geltvieh benutzt, und gehören einzelnen Familien von Gambs.

Gambs hat auch noch verschiedene Schaafberge.

Die Gemeinde Grabs

hat Gemeinalpen.

1. Vielspus mit 3 Sennhütten; ferner eine daneben liegende Rinder- oder Voralp; endlich eine daran grenzende Voralp; zusammen für 130 Stöße, welche zum Theil mit Heimschkühen d. h. mit solchen benutzt werden, von denen man die Milch alle Tage zum Hausgebrauch ins Thal trägt.

2. Lauben für 42 Stöße.

3. Naus für 66 —

4. Eine Voralp, die mit 90 Heimschkühen benutzt wird.

5. Ischlewiz für 160, wo der Stoß jährlich 4 Gulden Pachtzins erträgt.

6. Rinderalp für 35 Stöße.

7. Neuenalp mit 3 Sennhütten für 30 Stöße.

8. Gamperseyn mit 5 — 150 —

9. Aelpli mit 3 — 36 —

10. Gamms mit 3 — 36 —

Privat Stoßalpen besitzen einzelne Grabser.

1. Galli-

1. Gampeney, für 120 St. Der Stoß wird jährlich für 4 Gulden verpachtet und mit Pferden, Rindvieh und Schaafen benuzt.

2. Isifiz, für 100 Stöße, wovon der Stoß jährlich für 1 Gulden 30 Kreuzer verpachtet wird.

* * *

Die Gemeinde Buchs

hat Gemeinalpen

1. Mattschull und

2. Mallbun, jede zu 150 Stößen. Ehmals konnte man sein Vieh unentgelrlich auf diese Alpen treiben, seit den lezten Revolutionsjahren, in denen die Gemeinden durch Militärrequisitionen u. dgl. grosse Auslagen hatten, mußte von jedem Stoß 2 Gulden 45 Kreuzer in die Gemeindskasse bezahlt werden. — Diese Alpen sind in Ober- und Untersäß eingetheilt, und jede hat 2 Sennhütten. Die erstere wird mit 125, die leztere mit 95 Kühen bestossen, und die übrigen Weidrechte benuzt man mit Geltvieh; auch sind noch hin und wieder höhere für das Rindvieh unzugängliche Waidplätze, die etwa 400 Schaafe ernähren.

Beyde Alpen liegen ob der Gemeinde.

Die Gemeinde Buchs hat auch noch 115 Stöße an der Alp Valldausch oder Villdausch, welche im Sarganserlande liegt, und mit Geltvieh bestossen wird. Es ist eine sehr wilde unfruchtbare Alp,

welche, wenn sie verpachtet wird, kaum für den Stoß 24 Kreutzer Pachtzins erträgt, und nur 9 bis 10 Wochen besezt werden kann.

* * *

In der Gemeinde Sevelen

liegen ob dem Dorfe

Inlarien und Plattegen, eine Privatstoß-Alp von 156 Stößen, welche einzelnen Bürgern aus allen 3 Gemeinden von Werdenberg gehört, und mit Kühen und Geltvieh benuzt wird. Zum verkaufen würde der Stoß ungefähr 70 bis 80 Gulden kosten, hingegen Pachtzins 2 1/2 bis 3 Gulden.

Altsäß, eine Gemeinalp für 70 Kühe, die eine Sennhütte und Unter- und Obersäß hat.

Fahrenboden oder Farmmboden, eine Gemeinalp für 80 Kühe, mit einer Sennhütte.

Ehedem konnte jeder Gemeindsbürger auf diese zwey leztern Alpen sein Vieh unentgeltlich treiben, nach der neuen Gemeindsverordnung muß von jeder Kuh 1 Gulden in die Gemeindskasse bezahlt werden. — Auf diesen beyden Alpen können auch noch 3 bis 400 Stück Schaafe gesommert werden.

Die Gemeinde hat auch 115 Stöße in der oben beschriebenen wilden Sarganseralp Valldausch, und in den Wartaueralpen 10 Stöße.

Alpen in der Gemeinde Warthau.

1. Das Aelpli ist eine Privat-Stoßalp von 15 Stößen, und wird stets mit Mastvieh benutzt, wo der Stoß Alpzins, wenn man sie verpachtet — an Gemeindsgenossen 3 Gulden 5 Batzen und an Ausburger 4 Gulden kostet. Ao. 1793 im Hornung ist ob diesem Aelpli eine Schneelauwin entstanden, die ihren Schnee und Erdschutt über dasselbe hinwälzte und an den Walserbergen mehrere Ställe, und einen mit dem Vieh wegrieß, und viele 1000 Klafter Holz-Bäume mit den Wurzeln mit sich führte. Ao. 1801. haben 2 Bauren dieses Aelpli gemicthet, und eine Hütte daselbst gebaut; um ihre Kühe von der in der Alp Rieth grassierenden Rindviehpest zu verwahren, wobey sie ihre Absicht glüklich erreichten.

2. Die Alp Rieth ist ebenfalls eine Privat-Stoß Alp mit 2 Sennhütten für 150 Stöße, und wird mit Kühen, Rindern, Pferden, Schaaf und Ziegen besezt. Baschgen ist eine kleine Privat Stoß-Alp für 16 Stöße; sie war ehmals eine besondere Alp, allein seit 50 Jahren ist sie zu Labric geschlagen worden, obwohl sie jetzo noch eine Privatalp geblieben ist.

3. Labric ist eine Privat Stoß Alp einiger Geschlechter von Atzmos und Malans, insofern sie innert einem gewissen vestgesezten Bezirke dieser kleinen Dörfer wohnen. Sie enthält 75 Stöße, die alljährlich auf die Antheilhaber vertheilt werden.

4. Matschucken oder Tschuken ist eine Privatalp und besteht aus 104 Stößen, wovon die Gemeinden Sennwald und Salez 18 Stöße eigenthümlich besitzen. Vor ungefähr 100 Jahren war sie allein eingeschlagen, nach dieser Zeit aber ist sie zu Labric gestossen worden, und wird — so wie Rieth — mit allerley Haabe, nur nicht mit Ochsen bestossen.

In Labric ist eine Schwefelquelle; und auf Tschucken ist der Gebirgsgipfel Chamm, wo man eine zierliche Aussicht über den Wallenstadtersee hat. An diesem Chamm ist das sogenannte Kriegsgut, wo nach der Tradition in uralten Zeiten ein Treffen geliefert worden seyn soll.

5. Die Oberschaneralp ist eine Gemeinalp, worauf 250 Kühe, 50 Stück Pferde, und weil sie sehr wild und gähe ist, eine grosse Anzahl Schaafe alljährlich gesommert werden.

Wegen der Benutzung dieser Alp wurden von 1796 bis Ao. 1801 äusserst kostspielige Prozesse geführt, indem die alten Bewohner zu Oberschan, die in neuern Zeiten in ihr Dorf eingesessenen Warthauer des Alprechts verlurstig machen wollten. Die Sache wurde endlich den 10. Merz Ao. 1801 gütlich beygelegt, und allen Gemeindsgenossen von Oberschan das Recht an dieser Alp Antheil zu haben, zuerkennt. *)

*) S. Appellation an ihre Gnaden und Herrlichkeiten, die hohen das Sarganserland beherrschenden Stände, von der Dorf- und Alpgenossame zu Oberschan; wieder die in ihr Dorf eingesessenen Warthauer, über die Frage: ob die, welche aus

6. Das Aelpli Banären, liegt im Gallfeisen-Thal im Sarganserlande, ist eine Privat Stoßalp, übrigens sehr wild und steinigt, wovon der Pachtzins vom Stoß nicht mehr als 5 bis 6 Batzen erträgt. Da es äusserst steil ist, so wird es, obschon es 60 Stösse enthält, meistens mit Schaafen und Ziegen bestossen, nur auf dem sogenannten Seßli, bey der Sennhütte des Hirten, weidet etwas Rindvieh, welches ausserordentlich fett wird, und vom Stoß 3 Gulden Sommerzins erträgt. — Merkwürdig ist es, daß man kein einziges Beyspiel kennt, daß irgend ein Stück Rindvieh auf diesem Aelpli von der Kothkrankheit befallen worden wäre. **)

---

aus andern Dörfern in das Dorf Oberschan ziehen und da wohnen, Mitberathung, Antheil und Genuß ansprechen dürfen, an denen Alpen und Bergen, welche der dortigen Dorf- und Alpgenoßsame eigenthümlich zugehören, und von ihr bey 300 Jahren, mit ununterbrochener Ausschliessung aller aus andern Dörfern Hineingezogenen, benuzt und verwaltet worden sind? in fol. 1796. 30 S. Ferners: Warthauisches aufgeheitertes und eingeschränktes Zugrecht von einem Flecken und Dorf in das andere. Erwiesen durch alte Sigill und Briefe, alte Possehion und dem Gegenrecht. Bekräftiget: 1) durch unpartheyisches Kauftesgericht; 2) vor löbl. Oberamt; 3) von Hochlöbl. Syndicat. In Appellation an Ihro Gnaden und Herrlichkeiten der acht des Sarganserlandes regierenden hohen Stände. St. Gallen. In fol. 26 S.

**) Hr. Landammann Sulser bemerkt hingegen: daß

7. An der Alp Egg, ebenfalls im Gallfeisenthal, woran Obermalans und Fidris in Bündten einen Antheil haben, besizt die Gemeinde Warthau 56 Stösse, und einige Privaten daselbst 19 Stösse, welche wie die Warthauerlandalpen benuzt werden.

8. Die Alp Balfreis ist die schönste und gröste Privatstoßalp in der Herrschaft Warthau, und enthält 447 Stöße. Sie hat 4 Sennhütten und wird mit allerley Vieh benuzt. Gegen Morgen gränzt sie an Tschucken, gegen Mittag an die gegen das Sarganserland liegende Bergkette, gegen Abend an die ins Sarganserland gehörende Alp Mallun, gegen Mitternacht auf ein Berggipfel, welcher der Allvier genennt wird, weil 4 Alpen, nämlich Balfries, Mallun, die Oberschaner Alp und Matschull, daran stoßen, und der höchste Berg auf diesem Gebirge ist.

Es ist merkwürdig, daß diese hohe Alp in uralten Zeiten überall mit vielen Häusern besetzt und Sommer und Winter stark bewohnt war, ja daß man sogar noch sehr alte pergamentene Alpenbücher ohne Jahrzahl besizt, worin deutlich verzeichnet steht, wie die Alpgenossen in Balfries ihre Alp vergrößert und mehrere Häuser und Güter nach einander angekauft und zur Alp geschlagen haben. Eben so sieht man noch jezo

---

nach der Rückfarth von dieser Alp auch nicht selten Vieh, welches daselbst gesommert worden, erst in einer andern Herbstweide von der angeführten Krankheit befallen worden. S. den Bündtnerischen Sammler IV. S. 263.

sehr viele Plätze, wo Häuser, Ställe und Wasserleitungen standen. Dies bestätigen auch die Gemeindsbücher und andere Urkunden, indem viele sich in das Gemeindrecht im Thale einkauften, und Verzicht auf ihre vorigen Freyheiten auf dem Berge thun mußten. Ja sogar gegenwärtig befinden sich noch 4 Haushaltungen auf dieser Alp, die Sommer und Winter daselbst wohnen, und eigene auf der Alp eingeschlagene Güter besitzen. Diese Aelpler wurden bis zur Aufhebung der Landvogteyen in der Schweiz, welche Ao. 1798 erfolgte, die freyen Walser genennt, weil sie von einigen Abgaben an den Landvogt z. E. vom Leibfahl, Fastnachthühnern, und Tagmolken*) befreyt waren, denen sich die Thalbewohner unterziehen mußten. In den leztverflossenen Revolutionsjahren waren diese Aelpler in Absicht der Militärlasten gegen den an Landstrassen wohnenden Thalbewohner glükliche Leute. Vielleicht sind die Menschen in jenen uralten Zeiten der Barbarey, wo das Faustrecht geltend war, oder wo von streifenden Horden die niedrigen Gegenden und Dörfer beunruhigt wurden, aus der gleichen Ursache um eine sichere Freystätte zu finden, in diese höhern Gegenden hinaufgezogen; nachher aber in einer ruhigeren und besseren Lage vertauschten ihre Nachkömmlinge wieder die wildere Gegend mit dem sanfteren Thalgelände.

---

*) Laut alten noch vorhandenen Urkunden haben die Warthaueralpen ehmals auch einen Grundzins bezahlen müssen, der aber in neuern Zeiten ausgelößt wurde.

Auf dieser Alp müssen in ehmaligen Zeiten grosse Strecken mit Tannenwaldungen besezt gewesen seyn, indem man jezt noch hin und wieder einzelne dürre Tannenbäume stehend und liegend auf derselben antrift; gegenwärtig liegt sie aber ganz über der Region des Holzwuchses.

Neben den vier Sennhütten dieser Alp sind einzelne kleine Wiesenplätze eingezäunt, auf welchen die Sennen Heu einsammeln, und dasselbe dann zu Ende des Sommers mit dem Rindvieh, und namentlich mit den Milchkühen wird aufbrauchen. Auch leistet es den Hirten alsdann, wenn zu Ende des Sommers ein früher Schnee den Alpenboden bedekt, grosse Dienste.

* * *

Nachstehende Copie eines Pergamentbriefs von 1541

welcher als Fundamentalgesez aller Warthäuer Privatalpen angesehen werden kann, verdient hier eine Stelle.

Er lautet wörtlich also:

Allen den, so diesen gegenwärtigen Brief ansehend, lesen oder lesen hörend, seye kund und zu wissen, daß wir die Stafelgenossen in der Alp Balfris, die da stoßt zu einer Syten nidwert uf den Berg, zur andern Syten inwert an Matun, zur triten Syten ufwert und ob sich an den Berg, zu der vierten Syten ussen abherwert auf die Geißeck, und zu der fünften Syten im untern Wald, an den Zun, nachdem die jetz genandte Alp dreyhundert, zwenzig, zween und ein hal-

den Stoß hat zu bestossen, und gemeinlich und einhelliglich beraten, vereint, und wie wir uns hinfür gegen und miteinandern der Alprecht und Gnossammihalb halten, wohlbedachtenklich für uns und unsere Nachkommen besinnt und betrachten haben, inmassen wie nachfolgt, dem ist also.

Des ersten daß jeglicher unter uns seine Stosse und Alprecht mit sinem Vich bestossen soll und mag, welcher aber unter uns, so viel eigens Vich nit hette, und also Stöß, die er mit sinem eignen Vich nicht bestossen möchte, übrig bliebe, der soll dieselben Stöß und Stafelgnossen anbieten und verlassen, ein Stoß um 4 Schilling Pfennig, Sarganserlands Währung, doch welcher ein eigen Senntum hat, der mag wol Melchküh empfahen, so viel er zu seinen Stössen bedarf, doch soll er keine Rinder, noch ander Vich damit nehmen, noch empfahen, welcher aber dennoch mehr Stöß hätte, als er bedürfte, der soll die aber den Stafelgnossen anbieten und lihen, wie obstat, und wölt aber unter uns Stafelgnossen keiner die Stoß empfahen und haben, dann so mag einer sine Stöß mit anderm Vich bestossen, wie er vermeint ein allernüzlichist und dienlichist sie. Es soll auch unter uns keiner, in welcher Alp er auch sye, kein Vich in diese Alp nit tuschen, damit geheilt Vich noch Roß durch solich tuschen hinein kement.

Item es soll auch keiner sin Alprechtung es sye lüzel oder vil verschenken, welcher aber die je verschenkte, so soll doch der dem gschenkt wird, die Alp z'bruchen, nit wyter Grechtigkeit haben, denn so fer sy langen mag, und besonder von solchen geschenkten Alp

wegen nit ein Stafelgnoß heissen noch syn, es soll auch keiner, die sinen Stöß gegen frömden us unser Gnossammi vertuschen, damit kein fremder und neuer Stafelgnoß zu uns kommen mög.

Item, welcher unter uns syn Alprecht lützel oder viel verkaufen oder versetzen wollte, der soll die zuerst anbieten und geben einem Stafelgnossen unter uns, welcher aber sölichs überfure, und einem Ungnoßsammen, vor und ehe er uns das angebotten hätte, zu kaufen gebe, oder wenn und wie viel auch einer unter uns Stafelgnossen einen ungnossammen von bemeldter unserer Alp zu kaufen geben, es werd uns angebotten oder nit, so sollen und mögen wir das wohl ziehen, und den Zug dazu haben, auch um jeden Stoß zugeben nit mehr schuldig sei, dann 6 gut Gulden, wie theur auch die verkauft, vertuschet und hingeben worden, es wär um liegend oder fahrend Gut, nüt usgnommen, Und wenn aber unter uns Stafelgnossen einer allein oder mehr sollichen Zug thun wollten, und das Geld nit möchten zuwegen bringen, so haben wir einander hieben versprochen, zugesagt und verheissen, verheissent und versprechent einandern, bey unsern guten Treuen, in Kraft dis Briefs, daß wir gemeinlich oder mit den meeren unter uns helfen sollen und wollen, sollich Stoß zu ziehen, wie oblit, damit wir bey unser gnossung bliben mögend.

Item es soll auch unter uns Stafelgnossen kein Alprecht nit höher noch thürer gelihen werden, dann um 4 Schilling wie obstat.

Item welcher auch unter uns sin Alprecht überstoßt und mehr darin thätte, oder mehr verkaufte, versezte und hinliese, dann er Stöß und Alprecht hätte, der soll und ist von jeglichem Stoß 10 Schilling Pfennig obbemeldter Währung uns Stafelgnossen zu geben verfallen, und soll dabey einer Herrschaft zu Sargans zur Straf und Recht vorbehalten sin, wie sie den oder dieselben dafür strafent.

Item die bemeld Alp soll also besezt und bestossen werden, nämlich eine Stutt mit einem Sugfülli für fünf Stöß, eine junge Stutt für 4 Stöß, ein Hengst für 4 Stöß, ein 2jährig Roß für 3 Stöß, ein jährig Roß für anderthalben Stoß und soliche Roß sollen in der Alp verblieben, wie anders Vech, und ihnen darin nuzet ausgesündert noch entwert syn.

Item ein Ochs, der gewerchet hat für anderthalben Stoß, ein Zytkuh für 1 Stoß, zwey jährige Rinderli für 1 Stoß, 3jährige Kalber für 1 Stoß. Und wenn die Zit des Jahr kummt, daß man gen Alp faren soll, so sollen wir Stafelgnossen uns gen Warthau zusammen fügen, uf den nächsten Sonntag vor St. Urbanustag, und da alle Jahr uf den Tag 1 oder 2 Alpmeister unter uns sezen und nennen, und auch dann mireinandern ze Rath werden, uf welchen Tag wir zo Alp faren, und wenn oder wie wir die Alp zünen wöllen. — Und ob wir Stafelgnossen uf den Tag nit all dahin kommend, nütz desto minder sollen die so da sind, Gewalt haben, von der Alp wegen zu handlen und mehren nach ihrem besten bedunken, und was dann unter denselben also das Meer wird, das sollend wir Stafelgnossen, wir syen all dabey gsyn oder nit, das-

selb Jahr halten, und dem trülich nachgott, und als wir ein Regißter und Alpbuch habend, darin jedem Stafelgnoß syn Stöß und Alprecht gsezt und gschriben sind und werdend, welcher dann sin Stöß und Alprecht versezte, oder verkaufte, der und die sollen die also kaufen, und der und die, so also verkauft und versezt hetten, sollen uf den obgemeldten Sonntag, so wir zu Warthau versammelt sind, vor uns Stafelgnossen erscheinen, damit die eigentlich in das obbemeldte Regißter und Alpbuch geschrieben werden. Es sollen auch alle Erkanntnusse und Gesetze in dies Buch eingeschrieben und von uns allen gehalten werden. Und das alles zu wahrem Vestem urkund haben wir vorgemeldte Stafelgnossen mit Ernst erbetten die frommen, fürnehmen und weisen Melchior Keyser, des Raths zu Unterwalden, der Zeit Landvogt im Sarganserlande, unsern gnädigen Herren, und Hans Müller, der Zeit Ammann zu Warthau, daß die beed ihr eigen Insigel für uns all, und unsern aller Nachkommen, doch unsern gnädigen Herren den Eidsgnossen und ihren Brüdern und allermänniglichen, an allen Freyheiten und Gerechtigkeiten in allweg unschädlich erfreulich gehängt haben an diesen Brief, der geben ist, an unsers Herren Auffahrt Abend nach seiner Geburt im fünfzehenhunderte und eins und vierzigsten Jahr.

Alpordnung auf dem hintern Balfris, wie sich ein jeder soll verhalten, welcher die Alp bestossen will, und sind diese Artikel gestellt worden, an einem Alptag Ao. 1649.

1. Solle man die Alpfahrt nach Gelegenheit des Jahrs haben.

2. Welcher nit zäunet hat, wann man zu Alp fahrt bis zu Mittag, der verfallt einen guten Gulden zu Buß.

3. Welcher nit Rechnung giebt, bis am Sonntag nach der Alpfahrt, der verfallt eine Cronen zur Buß, und soll man ihm seyn Haab abtreiben, und ein jeder seine Rechnung geschrieben den Alpvögten zu Handen stellen, was er für Alp und für Haab habe, so mit sie sich wüssen zu verhalten.

4. Es soll auch keiner Gwalt haben sein Haab mit deren er zum ersten bestossen, zu verwechslen, es sey dann daß er sie verkaufte, mag er sie einmal wieder bestossen, und nit mehr; doch soll keiner Gwalt han, einem Unstafelgnossen sie zu verlihen, von jedem Stoß einen Gulden zu Buß.

5. Item welcher mehr Haab auftreibt, dann er Alp hat, verfällt von jedem Stoß eine Cronen zur Buß, und soll man ihm sein Haab abtreiben.

6. Welcher sein Haab nicht zeichnet mit dem Brennzeichen, ist in einem Ring ein lateinisches (B.), dem soll man sein Haab abtreiben.

7. Welcher ein ungeheilt s. v. Schwein auf die Alp thäte, der verfällt von einem jeden 2 Cronen zur

Buß, und welchem von wegen des Ebers Schaden gschieht, demselben soll derjenige schuldig seyn vollkommenlich den Schaden abzutragen.

8. Soll ein jeder Hüttenvogt in seinen Hütten lugen, daß die s. v. Schwein geringet werden, damit der Alp keinen Schaden geschehe.

9. Man soll ein Untergang thun wegen dem zäunen, wann es vonnöthen ist, damit die Zäun nit verloren werden, und soll keiner Gewalt haben, Alp zu verkaufen, er gäbe danoch ein Zoll Zäunig darzu.

10. Welcher Alp verliht einem der nicht Stafelgnoß ist, der verfallt von einem jeden Stoß eine Cronen zur Buß, und mag ein Stafelgnoß demselben die Alp abziehen, ein jeder Stoß um 4 Schweizerbatzen laut Brief und Sigel.

11. Was die Pfarren ansicht solle man einem von einem Zeitstier ein Stoß über des Pfarren Bestossung, und ein Määßstier geht ledig.

12. Soll man nit vergessen die Feehlinen zu zäunen verdingen, damit der Haab kein Schaden widerfahre.

13. Was die Schaaf ansicht, sollen 4 Schaaf 1 Stoß, und 6 Gaiß 1 Stoß haben, aufzutreiben.

14. Welcher sich ungehorsam würde einstellen, den soll man einem Herren Landvogt anzeigen.

15. Die von den Stafelgnossen verordneten Alpvögt sollen alle Sonntag nach der Alpfahrt durch den Gemeindweibel rüffen lassen, daß ein jeder seine Alprechnung ihnen in Gschrift bringen solle, was für eigne Alp habe, oder von wem er sie empfangen, und was er für Haab auftreibe, welche dieselbig Wochen das nicht thun, soll man 1 oder 2 Mann auf des Fehlba-

ren Kosten zum Herren Landvogt schiken, um ein Bott oder Gebott zu erbätten, die Haab an Wirth zu stellen, und dann den Fehler zu strafen, laut dem Artikel, und den Uebertretter heißen die Losung abtragen, und ihn der Obrigkeit angeben. —

16. Welcher die Alp nur den Sommer brauchen will, der soll nit vor dem alten St. Jakobstag zu Alp fahren und dann die Alp noch mitten Sommer und nit darvor schuldig seyn zu bestossen; wann einer aber die Alp ganz bestoßt, der soll nit Gwalt haben, in zu behalten, er fahr mit andern zu Alp, und darnach weder wenig noch viel, bey der Buß von jedem Stoß eine Cronen.

Vor ungefähr 160 und 170 Jahren hat der Stoß Privatalp in diesen Gegenden 16 bis 18 Gulden, vor 100 Jahren 20 bis 24 Gulden, und in den neuesten Zeiten 30, 36 bis 40 Gulden gekostet. *) — Natürlich war in den erstern frühesten Zeiten das Vieh und alle Lebensmittel ebenfalls in einem niedrigen Preise; so kostete damals die köstlichste Kuh 26 und die wolfeilste 16 Gulden; das schönste, theuerste 4 Jahr alte

*) Daß dem Freyherrn von Hohensax, der 13 Stösse von dieser Alp besessen hatte, Ao. 1595 von den Stafelsgnossen in Warthau (so nennt man nämlich alle Antheilhaber einer Alp) jeder Stoß mit 20 Gulden bezahlt wurde, läßt sich einzig aus einer Abneigung gegen denselben erklären, und um keine fremden Stafelsgnossen auf ihrer Alp zu haben.

Pferd 60 Gulden, und das wolfeilste 20 bis 22 Gulden; doch muß man nicht vergessen, daß die L'dor zur selbigen Zeit auch nicht höher als für 7 Gulden 20 Kreutzer angenommen wurde. Merkwürdig ist es, daß das Salz seit 150 Jahren bis 1790 immer im gleichen Preise, nämlich für 28 Kreutzer der Kopf, verkauft wurde. — Da übrigens in den lezt verflossenen Revolutionsjahren nicht nur die Gemeinden, sondern auch einzelne Partikularen sehr grosse Ausgaben hatten, so kann man zum voraus sehen, daß in einer Gegend, wie diese ist, wo kein anderer bedeutender Handlungszweig als die immer mehr sinkende Baumwollenspinnerey angetroffen wird, die liegenden Gründe aller Art stark im Preise fallen müssen.

Da alle Gemeinden im ehmaligen Sarganserlande Gemeinalpen besassen, welche unveräusserlich waren, ausgenommen die zwey Gemeinden Mels und Warthau, so wendeten sich diese zwey Gemeinden Ao. 1654 an das eidsgenößische Syndikat nach Baden, und stellten demselben vor: wie daß alle übrigen Gemeinden beynahe nur Gemeinalpen besitzen, die diese Gemeinden nie an sich bringen können, hingegen sie besitzen beynahe nur Privatalpen, welche in die übrigen Gemeinden fortgeerbt oder angekauft werden können, daher man befürchten müsse: daß auf solche Weise diese Gemeinden in der Folge so an Alpen entblößt werden könnten, daß sie ihr Vieh nicht einmal mehr sommern könnten u. dgl.; — worauf erkennt wurde, daß in Zukunft keine Alp weder geerbt, eingetauscht, angekauft u. dgl. werden solle, sondern jeder Stoß möge

in solchen Fällen mit 15 Gulden von den nächsten Anverwandten oder sämmtlichen Alpgenossen an sich gezogen werden. Diejenigen, die aber schon Alpen Erbs- oder Kaufsweise besitzen, sollen solche behalten mögen, daher noch heut zu Tage verschiedene Stösse von Sarganseralpen in das Werdenbergische gehören. Dieser Schluß wurde den Gemeinden in einem Schutzbriefe mitgetheilt, der bis auf die gegenwärtigen Zeiten gehandhabet wurde — ob auch in Zukunft, ist ungewiß. Entweder sollten dergleichen alte Gesetz- und Schuldbriefe in Kräften verbleiben, oder alle Gemeindsalpen sollten nach dem Grundsatze: „kein Gut soll mehr unveräusserlich seyn," in Privatstoßalpen vertheilt werden, welche verkäuflich und erblich würden.

Da der Sommerpachtzins von einem Stoß Alp vor 100 oder 150 Jahren 9, 12, 16 bis 18 Batzen gewesen ist, so wollten die Eigenthümer von vielen Stössen in den neuern Zeiten ihre Alpen nicht mehr in einem solch niedern Preise verpachten, weil alle Lebensmittel und Bedürfnisse einen erhöhetern Preis auf sich haben, und verlehnten daher dieselben an Ausländer. Die Eigenthümer von wenigern Alprechten beriefen sich auf den Alpbrief und die Alpordnung, trieben das Vieh und die Pferde ab, und stellten solche an den Wirth, d. h., liessen dieselbe auf des Ungerechten Kösten hin verpflegen, und zeigten die Sache dem Richter an. Ao. 1788 entschied das Oberamt darüber, und bestätigte alle alten Briefe, Rödel, Alpenordnungen u. dgl.; jedoch ist nachher von sammtlichen Staffelsgnossen der Pachtzins von einem

Stoß Alp auf 20 Batzen gesetzet worden, welcher Pachtzins bisher immer beybehalten wurde.

Eine Sennerey besteht in diesen Gegenden aus 20, 30, 40, 50 bis 60 Kühen, je nachdem sich die Bauren miteinander verstehen. In einigen Sennhütten stellen mehr als 20 Bauren zusammen; der eine hat 1, der zweyte 2, 3, 4, 5, 6 Kühe u. s. w., und diese werden dann durch gemeinschaftlich gemiethete Sennen besorgt und zum Buttern und mager Käsekochen benutzt. — Zehen Tage nach der Alpfarth wird das Määsen vorgenommen, d. h., es gehen alle Bauren auf einen Tag in die Alp um die Milch ihrer Kühe nach dem Pfund genau abwägen zu lassen. Um allem Betrug oder Mißtrauen vorzubiegen, so darf am ersten Tag keiner seine eigene Kuh melken, sondern man stellt drey und drey zusammen, A. melkt dem B., B. dem C., C. dem A. seine Kuh; dies nennt man Wechselmelchen. Am folgenden Tag melkt jeder Baur seine eigene Kuh, worauf die von jeder erhaltene Milch genau gewogen, und nach dem Gewicht aufgeschrieben wird. 16 Pfund Milch nennt man ein Faß, 8 Pfund ein Halbfaß; 4 Pfund eine Maaß, u. s. w. Je nachdem die Kühe nun mehr oder minder Milch gegeben haben, je nachdem erhält jeder von seiner Kuh im Herbste mehr oder minder Butter und magere Süß- und Sauerkäse. Eben so werden auch die Hirtenlöhne und die Alpunkosten alle Jahre verhältnißmäßig vertheilt.

Die Kühe eines auf diese Weise zusammengestossenen Senntums müssen — nach dem Gesetze — um alten St. Gallentag, d. i. zu Ende des Weinmonats kalben;

geschieht dies früher, so muß der Eigenthümer davon von jedem Tage 2 Batzen in die gemeinsame Kasse bezahlen. — In andern Gemeinden wird die Milch einige Zeit nach Jakobi nach Löffeln gemessen, und nach diesem Maaßstabe dann das Geltwerden einer Kuh gestraft. —

Gewöhnlich ist man 12 bis 15 Wochen mit dem Vieh auf den Alpen, und ein Jahr in das andere und eine frühe und spät kalbende Kuh in die andere gerechnet, zieht der Besitzer während dieser Zeit von einer Kuh 8 1/2 Maaß Butter oder 34 Pfund, à 36 Loth; 36 bis 38 Pfund magere Käse und etwa 8 Pfund Zieger; nach Abzug der Käsen, welche die Knechte und Hüttenvögte zu beziehen haben.

Auf den Warthaueralpen hat man Ställe, in den übrigen nur grosse offene Bedachungen, die man Schupfen nennt; die Plätze hingegen um die Hütten, Ställe oder Melchschupfen herum heissen der Stoofel.

Es giebt auch auf diesen Alpen gewisse erhöhte gegen den Nordwind liegende Plätze, die man Stellinen nennt, wo selbst in den heissesten Sommertagen ein kühles Windchen bläßt, wohin sich daher das Rindvieh und die Pferde Vormittags von 10 bis Nachmittags um 2 Uhr lagern, und daselbst gegen die Hitze und die Verfolgungen der Insekten Schutz suchen und finden. —

Der Tag der Aufalpfarth sind den hiesigen Aelplern oder (wie man sie hier nennt) den Alpknechten, nicht so festlich, wie die der Vonalpfarth. Da in diesen Alpen die Milch immer am glei-

chen Tage gemolken und gemessen wird, auch am Ende die Milchprodukte nach dem gleichen Maaßstabe vertheilt werden, so macht dies den Ehrgeiz der Sennen unter sich rege, und jeder wetteifert mit dem andern, um am meisten Butter und Käse zu erhalten. Von dem oder denjenigen Knechten, die ein ziemliches weniger austheilen können als andere, sagt man: sie haben den Hund, d. h. spottweise: ein Hund sey gekommen, und habe ihnen viel davon gefressen; die Kinder sammeln sich dann vor diesen Hütten und necken die Knechte, indem sie wie Hunde heulen und bellen; auch auf der Heimfarth mit dem Molken (Milchprodukten) welches an einem Tag miteinander weggeführt wird, bewillkommt man sie hin und wieder mit diesem Greuelgeschrey! Von denjenigen hingegen, die von der erhaltenen Milch am meisten Butter und Käse verfertigten, sagt man: sie haben zu höchst. Diese Sennen und Zusennen — welches meistens ledige Bursche sind, zeigen solches ihren Mädchen an, die grosse Blumensträuße von Majoran, Rosmarin u. dgl. sammeln, sie mit einer Menge seidener Bänder von verschiedenen Farben zusammenbinden, und mit Flittergold behängen, und selbige ihren Liebhabern zur Belohnung für ihre Treue und Geschiklichkeit in die Alpen schicken. Am Tage der Alpabfarth wird nun der ersten Schellkuh aus einem solchen Sentum ein einfüßiger Melkstuhl auf den Kopf gebunden, und dieser wird ganz mit den erhaltenen seidenen Bändern, Kränzen und Sträußen eingefaßt; auch den übrigen Schellkühen werden Kränze und Sträuße aufgebunden, und so zieht

alles in die Dörfer, wo Junge und Alte sie jubelnd empfangen.

Von der Rindviehzucht.

Die Rindviehzucht ist in allen diesen Dörfern sehr beträchtlich, nur würde das Verfahren dabey mancher wohlthätigen Verbesserung bedörfen. Das nachstehende Verzeichniß über den Viehstand der kleinen Herrschaft Sax, das in drey verschiedenen Jahrgängen aufgenommen wurde, und dem in den übrigen Bezirken ziemlich ähnlich ist — giebt uns von erstern eine etwelche Uebersicht, und das Leztere werden meine übrigen Bemerkungen hinreichend genug beweisen.

Im Christmonat — also nach dem Markt in Italien —

A. 1737. Hornvieh aller Art.	2106.	A. 1795 Stieren	11	A. 1796 8.
		Kühe	949	1052.
		1 Jährlinge	400	547.
		junge Kälber	688	322.
A. 1737	2106	A. 1795	2048	A. 1796 1929.

Die Kühe dieser Gegend sind von den Bauren meistens selbst aufgezogen worden, und sind denjenigen im Sarganserlande und in der sogenannten bündtnerischen Herrschaft, d. h., in den Dörfern Meyenfeld, Malans, Zitzers u. s. w. sehr ähnlich. — Bergbewohner und vermögliche Bauren, die im Frühling ihr Vieh auf eigenen Wiesen weiden lassen, und die Kälber besser absaugen, haben gewöhnlich grössere Kühe, als diejenigen, die es auf die Allmenten (oder Gemeindsrieder) treiben.

Der Anblik der beynahe unübersehbaren magern Weiden, und ihrer kleinen hungrigen Heerden von allen Farben, machen auf jeden nachdenkenden Fremden, gleich beim Eintritt in diese Gegenden, einen unangenehmen Eindruck. Die Milchkühe allhier wägen 2, 2 1/2 bis 3 1/2 Zentner, wovon die kleinsten und leichtesten in der Herrschaft Sax anzutreffen sind.

Die Haupteigenschaften einer guten Milchkuh bestehen hier in folgendem: sie muß ein breites Maul haben, dann schließt man sie seye gefräßig und futtrig; ferners hervorliegende Milchadern und einen dünnen Schwanz, und endlich muß sie fein und glatt in den Haaren seyn.

Denjenigen Bauren, die ihr Vieh auf eigenen fetten Wiesen weiden lassen, taugt jede fremde Kuh; diejenigen aber, die dasselbe auf die Allmenten treiben, können nur solche Kühe für sich ankaufen, die vorhin ebenfalls auf magern trockenen Weiden ihre Sommernahrung suchen mußten, wie z. E. aus einigen jenseits des Rheins liegenden Gemeinden, aus den obengenannten Bündtner Dörfern, und aus dem Sarganserlande. Kühe, die an eine bessere Weide gewöhnt sind, würden sogleich siech werden und sterben. Diese Gemeindrieder sind daher auch ein grosses Hinderniß an der Verbesserung der Rindviehzucht in diesen Gegenden.

Mastvieh kann man aus jeder Gegend mit Erfolg mästen, doch glaubt man viele Beweise dafür zu haben, daß das hier selbst auferzogene Vieh, welches öfters im Stalle und auf den Weiden schlechte Pflege erhielt, mehr Unschlitt (Talg) bekomme, als wirklich Mastvieh, das von Jugend auf besser gefuttert wurde.

Man hat schon Beyspiele, daß eine hiesige Mastkuh, welche mit Türkenmehl*) und Erdäpfeln gemästet wurde, über 100 Pfund (a 36 Loth) ausgesottenen Talg hatte; 50, 60, bis 70 Pfund ist hin und wieder nichts ungewöhnliches.

Es wird übrigens aus andern Gegenden wenig Rindvieh angekauft; hingegen verkauft man alljährlich an den großen Herbst- und Frühlings-Viehmärkten in Werdenberg, Gams, Saletz, Ragatz u. s. w. eine beträchtliche Menge ins Rheinthal, Appenzellerland, Thurgau, Bündten, und nach Italien auf dem sogenannten Welschländer oder Lauißer Herbst-Viehmarkte. In diese letztere Gegend werden alle Jahr vorzüglich viel 2 bis 3jährige Stiere von gelb und grauer Farbe, seit 3 bis 4 Jahren auch ältere, und einige dreyjährige tragende Zeitkühe, ausgeführt und verkauft.

Nur arme Leute erpachten den Sommer über auf die Gemeinweiden Milchkühe, und bezahlen dafür von Anfang des Juny bis in die Mitte des Septembers 5, 6, 8 bis 18 Gulden, unter dem Bedinge: daß der Verpachter seine Kuh und der Erpachter seinen gekauften Nutzen wagen muß, d. h. wenn die Kuh krank wird oder zu Grunde geht, so kann der erstere nicht mehr als den Pachtzins fordern, und der letztere muß denselben bezahlen, und wenn er auch von der Kuh gar keinen Nutzen bezogen hätte. — Auf die Alpen erpachtet man ebenfalls nur wenige; geschieht

*) Das Türkischkornmehl ist überhaupt in jeder Rücksicht ein vortrefliches Mastungsmittel.

dieß aber, so bezahlt man den Pachtzins mit Käse und Butter.

Die Rinder werden hier auf den Allmenten und Alpen allzufrühe zum Stier gelassen, öfters schon anderthalbjährig, das für die Zucht nothwendig sehr nachtheilig seyn muß. — Die Zuchtstiere sind 1, 2 bis dreyjährig; der Eigenthümer von einem solchen kann ihn auf der Alp unentgeldlich weiden lassen, und bezieht noch 1 Stoß Alp zur Belohnung; auf der Allment bezieht er deswegen von der Gemeinde 2 Gulden, und erhält einen beträchtlichen Bezirk Streu-Riedboden zur Benutzung.

Ein unverschnittener anderthalb Jahr alter Stier heißt Pfaar, ein verschnittener Määßstier, bis er drittehalb Jahr alt ist, hernach Ochs. — Ein Rind von anderthalb Jahr heißt Määß, bis es drittehalb Jahr alt ist, es sey trächtig oder nicht, hernach Zeitkuh oder Zeitrind.

Man hält hier mehr auf Nachzucht jungen Viehes, als auf Butter und Käsemachen. Einzig aus den Gemeinden Grabs und Gambs wird etwas Butter nach Lichtensteig verkauft. Die Art, wie man Kälber absaugt, ist die allergewöhnlichste. Einige lassen sie nur 10 bis 14 Tage, andere 8 bis 9 Wochen an der Mutter saugen; bisweilen vermischt man ihnen die Milch mit Schotten oder Wasser. Wenn das Kalb von der Mutter entwöhnt ist, wie man sagt, so futtern es einige Bauren auch zur Abwechslung mit dürren Birnen, Türken- und Hafermehl u. dgl.

Bis an 30 Jahre wurden alle Stiere erst alsdann, wenn sie 1 ein viertel Jahr alt waren, verschnitten,

und zwar durch Feuer; in den neuern Zeiten aber nimmt man dies in den ersten 3 bis 4 Wochen mit den Stierkälbern vor, und bedient sich dabey der Methode des sogenannten Schnürens; man nennt sie alsdann Milchheiler, und werden von den Italienern gern gekauft, weil sie leichtere Hörner bekommen, und bey weitem nicht so plump und stark gegliedert werden, als die älter Verschnittenen. Im Frühjahre werden viele Stiere von Verkäufern theils aus dem Werdenbergischen, theils aus dem untern Toggenburg und Appenzellerlande aufgekauft, und in verschiedene Gegenden, z. E. nach St. Gallen und anderswohin, wieder verkauft.

Im Herbste läßt man alles Vieh auf den Wiesen weiden, und zwar jedes Stück erst an einem in die Erde geschlagenen Pfahl, woran eine Kette hängt, angebunden, so daß das Vieh nicht überall auf der ganzen Wiese weiden kann, sondern dieselbe nur nach und nach, so wie man alle Tage die Pfähle verändert, wegätzt. Dem Mastvieh wird alsdann, neben der Weide, des Abends und Morgens noch anderes Futter, z. E. Heu und Oemt, Erdäpfel, Rüben, mürbe grüne oder gedörrte Birnen, Türkenmehl u. dgl. gefüttert. Im Frühlinge weiden die Thalbewohner die Wiesen selten ab; die Bergbewohner hingegen meistens. — Der Thalbewohner, der sein Vieh im Frühlinge auf die Allmenten treibt, füttert dasselbe des Winters 4, 5, 6, bis 27 Wochen; derjenige, der die Allmenten nicht benutzt, sondern in die Berge fährt, so wie auch der Bergbewohner, 31, bis 33 Wochen lang; diese

rechnen für eine Kuh wenigstens 64 bis 66 Centner, jene aber glauben weniger zu bedörfen.

Bisweilen fallen Zwillingskälber, die man eben so gern als andere groß zieht, und dabey die öftere Erfahrung gehabt hat, daß wenn von zwey Zwillingskälbern das eine weiblichen Geschlechts zu seyn scheint, es eine Zwitterart abgebe, die niemals trächtig werde, welches man ein Zwigg nennt; sie werden groß und stark wie die Ochsen, und können, wie diese zur Arbeit gebraucht werden.

Neben der Lungensucht und dem Milzbrande, welche in diesen Gegenden das Vieh bisweilen befallen, ist dasselbe der Weidsieche (dem Durchfall) und dem Angriffe oder Roth (dem Lendenblut) *) vorzüglich unterworfen. Hr. Landammann Oswald Sulser in Atzmos schrieb darüber an die ökonomische Gesellschaft in Bündten folgendes:

„Diese Krankheit muß ihren Sitz im Geblüt haben, „welches ich aus folgender Erfahrung schließe: schon „seit einigen Jahren, so lange ich junges Vieh un„terhalte, das sonst eben dieser Krankheit am meisten „unterworfen ist, konnte ich es durch Aderlassen, wel„ches im Frühjahr, oder wenigstens vor der Alpfahrt, „vorgenommen werden muß, vor diesem Uebel ver„wahren. Dieser Versuch ist schon von meinem Va„ter gemacht worden, als in einem Sommer diese

*) Im Glarnerlande die Bauseuche. S. Meine Beschreibung der Alpen- und Landwirthschaft, ztes Bändchen. S. 80.

„Pest (ich darf sie wohl so nennen) in einer Alp unzählig junges Vieh getödter, und er selbst 24 Stück „2jährige Stiere daselbst hielte, gerieth er auf den „Entschluß, seinem Vieh vieles Blut abzuzapfen; dies „geschah in meinem Beyseyn, und ich bin der lebendige „Zeuge davon, daß es den glücklichsten Erfolg gewann, „indem kein einziges Stück mehr von dem Angriff „befallen wurde." *)

Die Darmgicht nennt man in diesen Gegenden die Kuhbänderig, weil die Eingeweide der Kühe dadurch gleichsam zusammen geschnürt werden.

Von der Pferdezucht.

Das nachstehende Verzeichniß der Anzahl von Pferden in der Herrschaft Sax überzeugt uns, daß die Pferdzucht in diesen Gegenden sehr beträchtlich ist, indem man annehmen kann, daß in den Herrschaften Werdenberg und Warthau verhältnißmäßig eben so viele als in der Herrschaft Sax gezogen werden.

Ao. 1796.	Pferde 369.	Ao. 1795.	381.	Ao. 1737.	377.
—	Füllen 89.	—	84.	—	
—	458.	—	465.		377.

*) S. den bündtnerischen Sammler IV. Band S. 258-263.

Auch die Abhandlung von Hr. Caplan Bärtsch zu Vals in Bündten, über den Roth oder fliegenden Brand, Chur 1783. auf 86 Seiten -- ist hierüber sehr lesenswerth, woraus Hr. Pfarrer Schneider im Entlibuch einen Auszug von einem Bogen für das Landvolk verfertigte.

Die hiesige Pferdart ist aus einer Vermischung der inländischen kleinen Pferdrace mit den größern aus dem Gaster, der March Einsiedlen u. s. w. entstanden, indem man alle Jahre Stutt- oder Hengst-Füllen aus diesen Gegenden ankauft, und die letztern meistens als Beschäler gebraucht. Diese Pferde von mittlerm Schlage sind vorzüglich dauerhaft, und werden auf allen Märkten, und namentlich auf dem zu Lauis, sehr gerne gekauft.

Die meisten Pferde dieser Gegend werden nach Italien, und einige wenige auf den Jahrmärkten zu Salez und Ragaz verkauft. Vor 7 und 8 Jahren konnte man einzelne 3 Jahr alte Pferde dieser Gegenden für 25, 30, und noch mehr Louisd'ors verkaufen, im letztern Jahre hingegen kosteten sie nur 12 bis 15 Ld'or.

In den Alpen, wo sie meistens unter anderm Vieh weiden, rechnet man einem dreyjährigen Pferde 4 Stöße Alpweid, und der gewöhnliche Alpzins ist 5 1/2 Gulden, doch giebt es auch Alpen, wo man nur wenige Pferde annimmt, in denen man 10 Gulden bezahlen muß.

Unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen haben die Pferde auf allen Gemeinweiden das Weidrecht, wie das Rindvieh. So kann z. E. in Warthau im Frühling jeder Gemeindsgenoß so viel Pferde auf die Auw treiben, als er in der Gemeinde gewintert hat; kauft er aber mehr als 1 Klafter Heu außer der Gemeinde, oder läßt Pferde außer der Gemeinde wintern, so muß er einen kleinen Weidzins bezahlen; im Sommer dörfen nur Zugpferde in der Auw weiden u. s. w.

Während der gewöhnlichen Winterszeit rechnet man für 1 Pferd gewöhnlich 2 Klafter saures Pferdfutter

(das Klafter zu 7 Fuß). Den müßig stehenden Pferden wird im Sommer, neben der Weide, nichts als Salz gegeben; Wagenpferde der Bauren füttert man noch mit Heu; Fuhrleute hingegen geben ihnen Heu, Haber, Spreu, Kleyen, Brod, gedörrte Birnen u. dgl.

Wenn sie 1 1/2 oder 2 Jahr alt sind, so bedient man sich ihrer zu leichten Fuhren in den Wägen.

Das Verschneiden nimmt man bey ihnen, wenn sie 2 bis 3 Jahr alt sind, vor, wo man sie vermittelst lederner Riemen und Seilen fällt, und mit glühenden Eisen brennt.

In Ansehung der Zuchthengste oder Beschäler hat man in den Gemeinden Warthau, Sevelen und Buchs ein altes Gemeinds-Gesetz, welches man die Fohlen- oder Bschäler-Ordnung nennt, in Kraft dessen in jeder Gemeinde die 4 schönsten, 2 Jahr alten ganzen Hengste, von zwey bestimmten Männern gezogen und ausgehoben werden sollen. Vor etwa 12 Jahren wurde diese Verordnung schlecht befolgt, indem sich einige Besitzer solcher Zuchthengste widersetzten, theils wegen der kleinen deswegen zu erhaltenden Entschädigung, theils, weil sie vorgaben: es diene zur bessern Aufnahme der Pferdzucht, wenn man Hengste im Stalle halten, und ihren Besitzern eine angemessene Belohnung für den Gebrauch derselben vestsetzen würde, wie in den übrigen Gemeinden. Man machte den Versuch davon, allein in den jetzigen Zeiten fand man es für vortheilhafter, jene alte Ordnung wieder einzuführen.

Folgende sogenannte Hauptmängel können nach den hie zu Lande gültigen Gesetzen einen Pferdkauf ungültig machen:

1. Krämpfig. Das Pferd hinkt alsdann bald an dem, bald an einem andern Fuße, bald an allen, besonders wenn es lange gestanden ist.

2. Dämpfig. Das Pferd athmet bey strenger Arbeit sehr schwer, zieht den Bauch stark einwärts, bläßt beym Athmen die Nasenlöcher weit auseinander, und hustet öfters, als wenn es den Strengel hätte. — Man hält dafür: Schonung bey der Arbeit, reines gutes gedörrtes Futter, die Frühlings-Weide auf naßen Niedern, und das öftere Füllenwerfen, sey gegen dieses Uebel sehr nützlich.

3. Stettig. Das Pferd ist öfters Stundenlang nicht mehr von seiner Stelle wegzubringen.

4. Spettig. Das Pferd ist alsdann steif in den Beinen.

5. Mönnig. Es wird bey jeder Mondsveränderung einige Tage beynahe blind; nachher kommt das Gesicht nach und nach wieder.

6. Barrenbeißer. Eine angenommene üble Gewohnheit des Pferdes, alles Holz überall, so weit sie solches erreichen können, zu zernagen

7. Rötzig (der Rotz). Eine Krankheit, die anstekkend und meistens tödtlich ist, und die man in dieser Gegend erst seit 3-4 Jahren kennt.

Neben diesen Hauptmängeln sind nachstehende Pferdkrankheiten die bekanntesten:

Der Strengel (die Bräune). Sie entsteht von einem Geschwüre oder Entzündung im Halse, das ihnen das Fressen oder Niederschlucken des Futters unmöglich macht, und ihnen einen heftigen Husten verursacht. Junge Pferde von 1 bis 4 Jahren sind dieser Krank-

heit häufiger als ältere unterworfen. — Man siedet alsdann Gerste, schüttet sie in einen Sack, gießt ein halb Glas voll Weinessig darüber, und hängt solchen dem Pferd unter die Nase, so daß der Dampf davon ihm aufwärts durch dieselbe in den Kopf steigt; darauf deckt man das Pferd mit einer Decke, um es zu erwärmen, und in Schweiß zu bringen, und wiederholt obiges alle 2 bis 3 Stunden.

Bisweilen kropfet ein Pferd, während dem es den Strengel hat, d. h. es zeigen sich bey ihm da oder dort einzelne Geschwüre (eine Art Wurm). Man schneidet alsdann auf einer solchen Stelle die Haare rein weg, legt erweichende Mittel darauf, z. E. Schweineschmalz, oder einen Brey von Flachssaamen, Eibischblättern und Milchrahm, und sucht die Unreinigkeit aus der offen erhaltenen Wunde herauszuziehen.

Bey der Rehe öffnet man dem Pferd öfters eine Ader.

Die Darmgicht und das Feivel hält man auch hier fälschlich für eine Krankheit, und ist eine Art Kollik.

Die Sieche, Weidsieche ist die gleiche Krankheit, wie beim Rindvieh. Man schüttet ihnen alsdann Lein- und Baumöhl ein, und giebt ihnen grüne Schilfrohre von Riedheu zu fressen. Einige bedienen sich des Lein- und Baumöhls als ein Vorbauungsmittels gegen diese Krankheit, bey fremden Pferden, die der Riedweid noch nicht gewohnt sind.

Von der Schaafzucht.

Vor der Revolution war die Schaafzucht beträchtlicher, als gegenwärtig. Während den unglücklichen

Kriegsauftritten waren die Schaafe vorzüglich dem Raube fremder Völker ausgesetzt, und eben aus dieser Ursache nahm ihre Anzahl sehr ab.

Es giebt hin und wieder große Schaafhändler, die im Frühlinge einige hundert Schaafe aufkaufen, sie auf den Alpen sommern, und dann im Herbste gewöhnlich je 2 und 2 Stücke, das man paarweise nennt, nach St. Gallen, Winterthur, Zürich, Stein am Rhein, in das Thurgau u. s. w. verkaufen; den Winter über haben einzelne Bauren hingegen 8 bis 15 Stück in ihren Ställen. — In Warthau mag die Anzahl aller Schaafe, die man hält, ungefähr in 7 bis 800 Stücken bestehen, und nach diesem Maaßstabe läßt sich ungefähr die Anzahl der übrigen Gemeinden bestimmen.

Man hat hier eigentlich zwey Schaafraçen, eine ist sehr klein, und den gewöhnlichen Bündtner Schaafen ähnlich, woher sie auch stammen; die andere ist eine Abart von einer kleinen Bündner Auwe und einem großen Bergamascer Widder. Diese letztern sind aber nicht so vortheilhaft, wie die erstern, indem sie meistens nur 1 Lamm werfen, und auch nach Verhältniß des Gewichts weniger Talg haben. — Schaafkenner behaupten auch allgemein, die schwarzen Schaafe haben nicht so viel Talg, wie die weißen, wenn sie geschlachtet werden.

Der Futterlohn der Schaafe auf den hohen Alpweiden, worauf sie 12 bis 16 Wochen bleiben, und vorzüglich in trockenen Sommern sehr fett werden, ist 2, 5, bis 8 Batzen.

Die jungen Schaafe nennt man Lämmer; ein Mutterschaaf eine Auw; ein halb und ein Jahr altes weibliches

liches Schaaf, ehe es Mutter ist, Kilber; ein unverschnittenes männliches Schaaf Hodenwidder; ein verschnittenes kurzweg Widder.

Alljährlich zweymahl, im Frühlinge und Herbste, wird ihre Wolle weggeschoren, und gewöhnlich erhält man von einem Widder 2 1/2 Pfund, und von einer Auwe, die Junge hat, 1 Pfund Wolle. Für 1 Pfund gewaschene Wolle erhält man 1 1/4 Pfund ungewaschene. Wenn die Lämmer ein halbes oder dreyviertel Jahr alt sind, werden sie auch geschoren.

Aus der Wolle werden Strümpfe und eine Art Tuch, das man Metzi oder Metzen nennt, zubereitet, woraus die meisten Kleider der Manns- und Weibsleute bestehen. Von geschlachteten Schaafen wird aber auch sehr viel Wolle an den Häuten verkauft.

Einige Bauern schneiden den Lämmern, sobald sie 3 bis 4 Tage alt sind, die Schwänze weg, ohne daß ich erfahren konnte, warum. Die Ohren werden ihnen nicht verkürzt, hingegen bezeichnet jeder seine Schaafe in den Ohren.

Schweine.

Schweine hält man sehr viele. Es giebt Gemeinden, in welchen man 2 bis 300 Stück findet. Des Sommers leben einige davon auf den Alpen; andere bey Hause in den Ställen; wieder andere in zusammengestoßenen Heerden, frey auf der Allment laufend, unter der Leitung eines Hirten, den man Schweiner nennt.

Man hat in diesen Gegenden eine eigene Zucht, die den Bündtner Schweinen ziemlich oder völlig ähnlich ist; doch kauft man alle Jahre auch aus andern Ge-

genden Schweine ins Land. Die inländischen und die Bündtner Schweine taugen viel besser zur Mastung, als diejenigen aus den Dörfern jenseits des Rheins, aus Schwaben und Bayern: die erstern haben höhere Füße, sind aber nicht so freßgierig, und werden daher nie so schwer als die inländischen und Bündtner Schweine; und die Bayer Schweine haben öfters Finnen.

Die vorzüglichsten Eigenschaften der inländischen Schweinsraçe setzt man hauptsächlich darein: daß sie keinen zu langen und zugespitzten Kopf, und große herabhangende Ohren, und niedere dicke Beine haben; von Schweinen einer solchen Art behauptet man allgemein: sie seyen vorzüglich freßgierig, welches eine Hauptsache an diesen Thieren ist. Man liebt in dieser Gegend auch vorzüglich die rothbraune Farbe der Schweine, und zwar einzig deswegen, weil die Toggenburger darauf sehen, und ein kaum 4 Wochen altes Ferkel von rothbrauner Farbe mit 30 bis 45 Kreutzer höher bezahlen, als wenn es weiß, halbweiß, schwarz, oder von einer andern Farbe wäre; bey einem halb Jahr alten ist der Preis sogar 2 bis 3 Gulden höher.

Auf den Alpen bekommen sie des Sommers neben der für sie offenen Alpweide täglich einmahl Schotten; wegen den vielen, die Alpen durchstreichenden Bettlern, bekommen sie zu wenig von dieser Nahrung, daher sie diese Alpen sehr mager verlassen. Auf jede Kuh rechnet man 4 Schweine.

Sehr viele Schweine werden aus diesen Gegenden jung, 7, 8, bis 12 Wochen alt, und älter in das Rheinthal, in das Toggenburg, und in das Appenzellerland

verkauft; man mästet auch viele Schweine für den Hausgebrauch.

Sobald die Schweine, welche zur Mastung bestimmt sind, von den Alpen wieder in das Thal herunter gebracht werden, so futtert man sie zuerst mit gekochtem Kraut, Rüben, Obst u. dgl. über das man jedesmahl Kleien und Mehl streut, und fährt damit so lange fort, bis sie große Bäuche bekommen. Dann verwechselt man dieses Futter mit gesottenen Erdapfeln, die nun dick mit Türkenmehl bestreuet werden. Zum trinken giebt man ihnen abgerahmte Milch oder Wasser mit Mehl vermischt. Wenn sie auf dieses hin nach einiger Zeit leckerhafter werden, so verstoßt man ihnen die Erdapfel warm, vermischt sie mit Mehl und Milch, und verwechselt diesen Brey sehr oft mit in Wasser eingeweichten Türkenkörnern, gedörrten Birnen, auf dem Ofen gebratenen Aepfeln, Eicheln u. dgl. Ihr Getränk hingegen besteht in Mehlwasser, abgerahmter und oft guter Milch u. dgl. -- Auf diese Weise mästet man die Schweine sehr fett und schwer, so daß man schon halbjährige Mastschweine schlachtete, welche 2 Zentner, 1 und ein halbes Jahr alte, die 3 Zentner, und 2 und ein halbes Jahr alte, die 4 Zentner schwer waren.

Gewöhnlich schon im ersten Jahre werfen sie Junge, und zwar in den ersten Jahren 6 bis 10, und nachher öfters 12 bis 14 Stücke, in einem Male; sie werfen auch meistens des Jahrs zweymahl, nämlich im Frühlinge und im Herbste.

Wenn die männlichen Schweine 3 Wochen alt sind, so werden sie verschnitten. Ein unverschnittenes männ-

liches Zuchtschwein heißt Eber, ein unverschnittenes weibliches Mutterschwein. Die erstern, so wie halbverschnittene, die man Kibhöddler nennt, sind auf den Alpen verboten, weil sie öfters sogar das Rindvieh angreifen und beschädigen. Mutterschweine werden in der Brunstzeit öfters halb wüthend, und verlaufen sich vielmahl.

Damit sie den Boden nicht aufwühlen können, wird ihnen ein Ring von Eisendrath in die Nase bevestiget.

Ziegen.

Einzig auf einer Alp der Gemeinde Gambs hält man des Sommers eine Ziegenheerde, um Käse von ihrer Milch zu kochen.

In allen übrigen Dörfern, Fontnas ausgenommen, hat man große gemeinsame Ziegenbehirtschaften, die von einem Hirte alle Morgen auf die Weide getrieben, und an jedem Abend wieder zurückgebracht werden. Vorzüglich die ärmere Volksklasse, die keine Kühe vermag, hält an ihrer statt Ziegen, und die Milch derselben wird meistens überall zum Kaffe benutzt.

Neben dem allgemein bekannten Schaden, den diese Thiere in den Waldungen anrichten, beschädigen sie auch hin und wieder zahme junge Bäumchen im Thale, indem sie bisweilen, ungeachtet aller Vorsicht, sich derselben zu bemächtigen wissen.

Von den Wiesen.

Da alle diese Gegenden eigentlich ein Viehland sind, worin die Vieh- und Pferdzucht wirklich recht beträchtlich ist, so nimmt der Wieswachs überall, und nament-

lich in der Herrschaft Sax, weit den größten Theil von der Oberfläche der angebauten Grundstücke ein. Beynahe in jeder Gegend werden alle möglichen Wiesen-Arten angetroffen, z. E. Berge (fruchtbare Heuberge) fette Thalwiesen, und mehr oder minder naße sumpfige Pferdheu- und Streu-Rieder.

Die fetten Wiesen werden meistens mit Kuh- und Pferdemist gedüngt; der wenige Schaaf- und Ziegendünger hingegen wird gewöhnlich in die Aecker, Wein- und Gemüse-Gärten geführt. — Künstliche Düngungsarten werden keine angewendet, ausgenommen bey feuchter Frühlings-Witterung streut man hin und wieder Asche auf die Wiesen. Da wo der Rhein bisweilen über seine Ufer austritt, hinterläßt er einen mergelartigen Schleim, der sehr fruchtbar ist. In der fürstlich Leichtensteinischen Herrschaft Vaduz jenseits des Rheins, dem Werdenberger Dörfchen Räfis gerade gegenüber, sind Gipsgruben eröffnet, auch ist hart an der Rhein-Schiffüberfahrt der Bürgerauw eine neue Gipsmühle gebaut worden; allein bisher hat man in dieser Gegend mit Gips, als Düngungsmittel, keine Versuche gemacht.

Bey dem Ausführen des Düngers verfahren die Bauren sehr verschieden, und sowohl hierin, als in Ansehung der Miststätten sehr unwirthschaftlich. Gewöhnlich wird derselbe außer dem Stalle an den Strassen der Dörfer an einen Miststock oder Haufen geworfen, wo man ihn liegen läßt, damit er brate, d. h. in Gährung übergehe und verfaule. Hier wird er hin und wieder von Hühnern verscharrt, oder bey anhaltendem Regenwetter ausgelauget und seiner besten

Kräfte beraubt. Mit Ausführung desselben richtet man sich eigentlich gar nicht nach gewissen Regeln oder Jahrszeiten, sondern mehr nach Muße und Bequemlichkeit. Im Herbste und Frühlinge wird gedüngt, doch weit mehr in letzterer Jahrszeit, wobey sich einige, wenn es im abnehmenden Monde geschehe, große Vortheile davon versprechen. Viel Dünger wird im Winter bey Schlittbahn ganz frisch und vergohren ausgeführt, und entweder auf der Wiese verworfen oder in Haufen gelegt. Bauren, deren Pferdställe so eingerichtet und groß sind, daß man mit dem Wagen aus- und einfahren kann, führen denselben des Herbsts, Winters und Frühlings von Zeit zu Zeit aus dem Stalle in die Wiesen, um nicht doppelte Mühe zu haben, und wenn kein Schnee auf dem Boden liegt, verwerfen sie den Dünger überall, welches jenen warm halten und fruchtbar machen soll.

Dünger wird wenig verkauft, und ein Fuder von 2 Pferden gezogen würde 26 bis 30 Batzen kosten.

Die großen Vortheile der Güllen (Jauche) will man hier nirgends benutzen; überall mangelts an Behältern derselben, sowohl in den Ställen als bey den Mistfstätten, und an einigen Orten, wo man noch Versuche damit machte, unterließ man es in der Folge der Zeit wieder.

Eins der größten Hindernisse an der Verbesserung der Wiesen dieser Gegend ist übrigens unläugbar dieses: daß die Güter einerseits von den Wohnungen und Scheuren der Bauersleute, dem größten Theile nach, weit entfernt liegen, und anderseits bey jeder Erbschaft ungeheuer verstükelt, und oft unter die Erben in die

kleinsten Riemchen verschnitten werden, so daß kein einziger Einwohner seine Güter beysammen, sondern zuunterst und zuoberst im Dorfe verstreut, und sogar oft Stundenweit von einander entfernt hat*). Wie ungleich vortheilhafter ist hierin die Einrichtung im Appenzellerlande! Freylich würden der Einführung derselben in diesen Gegenden neben der Verstücklung der Grundstücke noch andere große Hindernisse im Wege stehen. An vielen Orten würde man nicht so leicht, wie dies im Appenzellerlande möglich ist, Quellwasser zu einem Brunnen erhalten. Gesetzt aber auch, dieses würde sich wirklich gefunden haben, und ein Bauer wollte auf seine vom Dorfe entfernte Wiese ein Haus bauen, so hätte er an vielen Orten nirgends das Recht, durch die an seine Wiese angrenzenden Felder mit seinem Viehe und Pferden und Wagen in die Hauptstraßen oder auf die Allment zu fahren, und dies wäre dann ein unübersteigliches Hinderniß.

In Ansehung der Wiesen in der Herrschaft Sax läßt sich im allgemeinen die Anmerkung machen: daß es ihnen an der gehörigen Tiefe des guten Erdreichs sehr oft fehlt, so daß man wenige Plätze findet, worin man mit dem Pfluge umackern könnte. Zudem herrscht hier eine sehr schädliche Gewohnheit, daß man hin und wieder Haselstauden, Eschen, Eichen, und letztere oft von ungeheurer Größe, in dem schönsten Wiesboden, um der Schweinemastung und des Holzes willen, dem

---

*) Gerade dieser ähnliche Umstand trifft auch im Rheinthale ein, und ist auch dort ein großes Hinderniß der bessern zweckmäßigern Landwirthschaft.

Auge zum Aergerniß, dem Besitzer zum Schaden, und vorzüglich zum Nachtheil des Nachbars, stehen läßt.

Das meiste Streumateriale für Pferde und Rindvieh ist die Riedstreue, welche auf den sumpfigen Wiesen in hinreichender Menge wächst, und wovon ein Fuder für 2 Pferde oder ein starkes Klafter 3 1/2 bis 5 Gulden kostet. — Die ärmere und sparsamere Classe sammelt Laub von zahmen und wilden Bäumen, Farnkraut, auch Sägmehl u. dgl. — Das Laub von Buchen und Nußbäumen wird am meisten, das von den Eichen am wenigsten geschäzt; doch soll der Dünger von Laubstreue das Erdreich nicht so fruchtbar machen, wie derjenige von Riedstreue.

Vom Wässern der Wiesen macht man hier auch keinen Gebrauch, nur in Warthau werden Heu- und Streue-Rieder gewässert; auch das aufschwellende Regenwasser auf den Strassen benuzt man daselbst, und leitet es sorgfältig auf fette, lieber etwas abhangende als ganz ebene Wiesen. Für nasse Rieder hält man es sehr vortheilhaft, wenn man dieselben den ganzen Winter durch unter Wasser setzen kann, jedoch so, daß wenn es gefriert, immer noch Wasser zwischen dem Eis und dem Rasen durchfließt. Hingegen fetten Wiesen schadet das Wässern im Winter sehr, besonders wenn das Wasser darauf in Eis verwandelt wird, indem der Rasen im Frühjahr davon wie gebrannt aussieht, lange nicht grünt und den Sommer durch wenig Heu trägt. Eben so könnte auch die Auw in Warthau, in deren Mitte der sogenannte Müllebach durchfließt, um vieles verbessert werden, wenn das freylich etwas tief liegende Wasser vermittelst steinerner Wasserschwellen geho-

ben, und auf das Land hingeleitet würde. — Zu Sevelen, Buchs, Grabs, Gambs u. s. w. hat man ebenfalls viele schlechte Rieder, wo ihre Laubtragenden und Mergelführenden Wasser auf die bequemlichste Art zum Fettmachen derselben benuzt werden könnten, das nirgends geschieht. Freylich begünstigt dieser Umstand ein solches Unternehmen nicht, daß bey starken Regengüssen oft grosse Stücke Lands sich losreissen und sich in die Bäche herabwälzen, welche von der Gewalt des Wassers weiters getragen werden; würde man nun in diese Bäche Wasserleitungen zum Wässern der Wiesen anlegen, so stühnde zu befürchten, dieselben würden von Zeit zu Zeit von Erdschlipfen u. dgl. mit Schutt überführt werden; die Besitzer der Rieder, welche an diese Bäche anstossen, sind wirklich verpflichtet, das Bett und die Dämme derselben immer in gutem Stande zu erhalten, und daher haben diese einen sehr kleinen Werth. Indessen könnte man das Hauptbett dieser Bäche in ihrer bisherigen Lage lassen, hingegen das Wasser derselben durch hin und wieder angebrachte Nebenableitungen von Zeit zu Zeit auf einzelne Theile der Rieder abführen. — Diese Rieder sind meistens eigenthümliches Land, auf denen aber eine gewisse Zeit des Frühlings und Herbsts das Trattrecht ruhet, das der bessern Benutzung derselben ebenfalls im Wege steht.

In der Herrschaft Sax rechnet man auf ein Juchart (a 36000 [] Fuß) fetten Wiesboden 3 bis 3 1/2 Klafter Heu und Oemt, im Appenzellerland hingegen, wo man vorzüglich mit der Jauche gut umzugehen weiß, erhält man stark 4 Klafter, wovon man für eine Kuh Sommer- und Winterfutter 8 Klafter bestimmt.

Das Dörren und Einsammeln des Futters geschieht auf die allerbekannteste Weise. An den Bergen wird dasselbe auf dem Rücken eingetragen, im Thale überall mit Pferden auf Wagen eingeführt, selbst da, wo die Scheure mitten auf der Wiese steht. Die Scheuren befinden sich gewöhnlich an oder bey den Wohnungen. Die Städel, (so nennt man den obern Theil der Scheure, in dem das Heu aufbehalten wird, der untere Theil wo das Vieh steht, heißt Stall,) sind vorzüglich von zweyerley Bauart. Die erstere und ältere Art besteht aus einem grossen doppelten Stadel, unter dem 2 doppelte Ställe d. h., worin sich zu beyden Seiten Krippen befinden, stehen. Einige sind, so weit die Stallhöhe reicht, gemauert, andere nur ganz hölzern; zwischen den zween Vieh- und Pferdställen zieht sich das Tenn etwas erhöhter, als die Stallbrücken sind, der Länge nach durch das ganze Gebäude, um Heu und Feldfrüchte in dasselbe einführen und leztere daselbst dreschen zu können. So bequem diese niedrig gelegten Tenne, die mit 6 Zoll dicken Läden belegt sind, zum Einfahren sind, so unbequem sind sie zum Heuabladen, weil die Heubühne hoch über dem Tenn liegt, und überhaupt gar nicht geräumig ist. — Die meisten dieser Gebäude oder Gäden haben hinten noch Pfnillen, d. h., kleine angehängte Gebäude, die nur mit Brettern eingefaßt sind, in denen auch noch ziemlich viel Heu aufbewahrt werden kann. — Die nachstehende neuere Art von Städeln ist die weit bequemere. Der untere Theil des Gebäudes besteht aus zween grossen doppelten Ställen von Mauerwerk oder Holz; zwischen diesen befindet sich

der sogenannte Mittelstall, der kaum 9 bis 10 Fuß breit ist, und nur eine Krippe hat. Unmittelbar über diesen zween grossen Vieh- und Pferdställen liegen die Städel zum Heu (Heubühnen) 10, 12 bis 14 Fuß hoch, und mitten durch diese über dem Mittelstall läuft das Tenn in gleicher Ebene. — Solche Städel werden, wo möglich, an etwas abhangende Orte gesezt, damit man, vermittelst einer Tennbrücke, die auch Anfahr oder Anstreb heißt, mit Pferden und Wagen oben hineinfahren könne. Dieser Anstreb besteht aus zwey 8, 10 bis 12 Fuß langen und mehr oder minder hohen abwärts laufenden Seitenmauren, die inwendig mit Schutt ausgefüllt werden. Obschon die Einfuhr hiebey nicht gar so bequem ist, wie bey der erstern Art, so ist diese doch weit die vorzüglichere, weil das Heu viel bequemer abgeladen werden kann, ferners darin weit mehr Raum ist, und endlich ein dritter Stall anstatt des untern Tenns gewonnen wird. In beyden Arten sind oben unter dem Dachstuhle auch noch Bühnen angebracht, die man Tillen nennt, um Getreide-Garben, abgedroschenes Stroh u.dgl. daselbst aufbewahren zu können. — Einige Städel, deren Ställe aus Mauerwerk bestehen, haben je nach ihrer Grösse 4, 6, 8 bis 10 gemauerte Pfeiler, worauf das Dach ruht, und wovon der Zwischenraum mit Brettern eingefaßt ist; andere bestehen aus Pontwerk, und andere theils aus behauenen, theils aus unbehauenen runden Baumstämmen, welches man gestadelt oder gewättet nennt. Die Dächer sind mit grossen Schindeln bedeckt, die man mit einzelnen Steinen beschwert, damit der Wind sie nicht losreisse und weg-

trage. — Die Bergstädel sind einfach, niedrig und breit, damit der Wind sie nicht wegtragen kann; aus der gleichen Ursache müssen auch die Dachstühle mit starken eisernen Klammern stark befestiget werden; alle stehen an kleinen Anhöhen, so daß man das Heu beynahe ebenen Fußes hineintragen kann.

In der Herrschaft Werdenberg und Warthau wird an Auswärtige Heu theils verkauft, theils von ihnen angekauft. In die Gemeinden der Herrschaft Sax und Gambs ziehen einzelne Sennen aus dem Toggenburg und Appenzellerlande mit ihrem Vieh und benuzen angekauftes Futter daselbst; auch aus dem Montafun wird zuweilen Vieh hergetrieben, auch einiges Futter von den Gütern in die benachbarten Gegenden des Oesterreichischen verkauft. Der Verkauf geschieht nicht Centner- sondern Klafterweise, und der Preiß desselben richtet sich nach der Beschaffenheit des Futters, nach der Lage und Grösse des Heustocks, u. a. mehr.

Die Strohfütterung von Weizen, Roggen und Gersten ist für Geltvieh und Pferde — mit Heu vermischt, ziemlich allgemein. Die Blätter und Stengel vom Türkischkorn werden ebenfalls dem Rindvieh und den Ziegen verfuttert. In Warthau und Werdenberg und vorzüglich in der Herrschaft Sax sammelt man den Ziegen und Schaafen im Herbste Bündel, die man Bürdele nennt, von jungen Eichen- Buchen- Hasel- Ahorn- und Eschenzweigen u. dgl.; diese werden nebst den Blättern zu hunderten am Schatten gedörrt, und den Winter hindurch oft beynahe ohne etwas anders verfuttert. Dem Milchvieh sammelt man im August noch besonders Erlen- und Eschenlaub, dörrts im

Winter auf dem Ofen, zerreibts und macht Miethe davon (d. h., vermischts mit Kleyen, Salz u. dgl.) das demselben sehr zuträglich seyn soll. Für Nahrung und Mastung der Schweine suchen weniger Wohlhabende, die hier in den Wäldern und auf den Obstbäumen häufig wachsende Mistel (Viscum) auf, zerhaken und kochen sie mit Wasser, und halten sie besonders für Schweinsmütter und Gaißen für eben so zuträglich als Kartoffeln. — Im Werdenbergischen, z. E. in Buchs, werden die Buchnüsse sorgfältig durch die Kinder gesammelt, man läßt durch den Müller Mehl daraus machen, und benuzt dasselbe, wie das Türkischkornmehl theils Brodt daraus zu backen, theils Suppen, Brey u. dgl. aus demselben zuzubereiten. — Diejenigen, die sie verkaufen wollen, bekommen für das Viertel 12 Batzen.

Auf den Anbau von künstlichen Futterkräutern legt sich hier Niemand.

Der Ankaufspreis der fetten Wiesen ist äusserst verschieden, und es kommt dabey vorzüglich auch viel auf ihre Lage an, ob sie nahe bey den Dörfern oder entfernter von denselben seyen; doch ist er mehr als um die Hälfte niedriger als im Rheinthale. Auch zwischen dem Güterpreis in Warthau, Gams und in Werdenberg ist eine auffallende Verschiedenheit. Von einer in Warthau nahe an den Dörfern liegende Wiese kann jedes Klafter 15 bis 18 Batzen kosten, entferntere 9, 10 bis 12 Batzen; in den Werdenbergischen Gemeinden hingegen werden nahe gelegene Wiesen mit 24 bis 30 Batzen Klafterweise verkauft. — In der Herrschaft Sax kostet ein Juchart zu 36000 [] Fuß mit Bäumen

besezt, 400, und ohne Bäume 300 Gulden. Schlechtere Weid wird zu 150 und höher und niedriger, angeschlagen. — Eine grosse Ursache der Wohlfeilheit des Bodens gegen andere Orte, ist die verhältnißmäßig sehr schwache Bevölkerung, die den Absaz der Produkte hindert; neben dem trägt auch der Volkscharakter das Seinige dazu bey, der — so hart selbstsüchtig er auch in gewissen Fällen ist, doch keinen Sinn für erweiterte Betriebsamkeit und Vermehrung des Vermögens durch Unternehmungen und Thätigkeit hat, vielmehr neigt er sich offenbar auf die Seite: das Erworbene, Angestammte eifersüchtig zu bewachen. Ueberdies befindet sich in der Herrschaft Sax eine grosse Anzahl von Einwohnern in solch dürftigen Umständen, daß sie zu arm ist, sich durch den Landbau aufzuhelfen, und muß sich mit der kümmerlichsten Arbeit durchhelfen, weil sie sich beynahe zu arm glauben würde, um — selbst bey geschenktem Boden, auf eine Erndte zu warten. Die Vermöglichern haben es daher ganz in ihrer Hand, den Preis der Güter zu bestimmen, und da sie enge miteinander verbunden sind, so läßt sich, ohne besondere Umstände, kein Steigen des Preises derselben voraussehen.

Die Wiesen sind mit verschiedenen Verzäunungen eingefaßt; selten mit Lebhägen; mehr mit hölzernen Pfählen, Latten oder Brettern; am meisten mit troknenen Maurchen aus den Steinen, die vom Gebirge herabgerollt, und wovon die meisten Wiesen mehr oder weniger überdekt sind. — In Warthau und Sevelen bedient man sich breiter, aufrecht in den Boden befestigter Kalksteinplatten, die den Boden nicht wie die

Lebhäge ausmergeln, und nicht so viel Raum einnehmen, wie die trockenen Mäurchen.

Von den Allmenten.

Warthau besitzt, neben Holz- oder Bergweiden, eine große Allment, so man die Auw nennt; sie nimmt beym Trübenbach ihren Anfang, und erstreckt sich bis an die Seveler Gränzen, welches eine Länge von einer Stunde ausmacht, und die vorhandene ganze Fläche bis an den Rheinstrom einnimmt. Einige Gräben und Vertiefungen abgerechnet, so besteht alles aus trockenem guten Erdreich. Der größere Theil davon ist mit Erlen- und Wacholderbäumen und verschiedenen unnützen Gesträuchen überwachsen; der übrige Theil ist eine Gemeinweide oder Allment, worauf jeder Gemeindsbürger, unter gewissen Einschränkungen und Pflichten so viel Vieh und Pferde den ganzen Frühling und Sommer hindurch unentgeldlich treiben kann, als er überwintert. Um den Weidgang zu verbessern reutete man schon seit undenklichen Zeiten alle Jahre in einzelnen Bezirken, das Gesträuch u. dgl. aus, und säete den Boden das erste Jahr mit Hirs an; aber wie vieles wäre jetzt noch daran zu verbessern! — Ein Theil von dieser Weide wurde schon vor mehr als 100 Jahren eingeschlagen, und jeder Haushaltung 600 Klafter zur lebenslänglichen beliebigen Benutzung angewiesen, welches zusammen über 100,000 Klafter ausmachte. Diese Einschläge heißen Neugüter, bleiben aber immer Gemeingüter; wenn jemand Kinderlos stirbt, oder deren verheurathete Kinder schon einen

Theil besitzen, so fallen seine besessenen Neugüter der Gemeinde anheim, die dann alle Jahr im März durch Abgeordnete der Gemeinde an die Neuverheuratheten, die man die Neugüter Zugfähigen nennt, ausgetheilt werden. Das meiste Erdreich dieser Neugüter besteht aus einem fetten mergelartigen Lehm, der zum Türkischkorn und Erdapfelpflanzen sehr gut taugt. Winterweitzen und Winterroggen gedeiht darin sehr mittelmäßig; fällt im Juny und July naße Witterung ein, dann wird die Frucht rostig, nimmt täglich ab, und die Körner sehen zuletzt wie Kümmel aus; sind hingegen obige zwei Monate trocken, so fällt die Erndte um etwas besser aus, doch nie so gut, als in den höher liegenden Dorffeldern. Die Wintergerste kommt besser darin fort. Vorzüglich der Hanf gedeiht in diesem Erdreich vortreflich, wenn dasselbe recht fett gedüngt wird. Diese Neugüter liegen übrigens niemahls brach, sondern werden meistens unausgesetzt angebaut. Gewöhnlich pflanzt man in diesem Boden 2 Jahre lang Türkischkorn und Erdäpfel, und wechselt dann wieder mit Getraidearten ab. — Türkischkorn und Erdapfel müssen den Sommer hindurch 2 bis 3mahl mit scharfen Schneidhaken gefalget, d. h. aufgehacket und vom Unkraut befreyet werden, und vermittelst dessen wird das Erdreich nach und nach locker und zum Türkischkorn nicht mehr tauglich, welches, bey der erforderlichen Pflege, in diesem Erdreich besser gedeihet, wenn es vest und rauh ist. — Neben diesen Neugütern ist es, laut den Gemeindssatzungen, jedem Bürger erlaubt: genugsame Gartenplätze zur Anpflanzung von Gemüse-Arten für ihren Hausgebrauch umzuackern, jedoch wurden

den die zu pflanzen erlaubten Arten vestgesetzt, z. E. Kraut, Kabis, Kohl, Böhnen u. dgl; da aber die Erdäpfel immer mehr das allernothwendigste Produkt geworden sind, so werden diese auch dazu in großen Strecken benutzt, so daß ein beträchtlicher Theil der Allment auch auf diese Weise in einzelnen von einander abgesonderten Grundstücken eingezäunt und angebaut wird.

Die an Warthau angrenzende Gemeinde Sevelen hat ebenfalls eine solche am Rheine liegende Auw oder Gemeinweide, die aber etwas kleiner und unfruchtbarer als die obige ist, indem der Boden noch viel wagerechter als jener liegt, und daher näßer und sumpfiger ist. Auch hier besitzt jede Haushaltung ungefähr 500 Klafter Neugüter zu völlig ähnlicher Benutzung, wie in Warthau. — Das übrige davon ist ebenfalls eine Gemeinweide. —

Die Gemeinde Buchs hat eine mehr als eine Stunde lange äusserst große Gemeinweide ähnlicher Art, die zum Theil sumpfig ist, zum Theil aber ein sehr fruchtbares trockenes Erdreich enthält. Neben dem freyen Waidrecht hat jede Haushaltung 1200 Klafter Neugüter.

Die Gemeinde Grabs besitzt nur noch einen kleinen Bezirk Gemeinried, hingegen liegt in dieser Gemeinde ein großes Privatried und einige Mayenberge (Bergweiden) auf denen das Trättrecht ruht, so daß im Frühlinge vom Merz bis St. Johannistag und vom Ende des Augusts den ganzen Herbst hindurch jeder sein Vieh und seine Pferde unentgeldlich zur Weid treiben darf. Nach der Bekanntmachung des

Gesetzes von der helvetischen Regierung, daß Gemeinds-güter in eigenthümliche vertheilt werden dürfen, ließen sich viele von den wirklichen Besitzern dieser Weiden so viel Grundstücke davon abschätzen, als das Trattrecht der Gemeinheit am Werthe enthielt, und ließen sich den übrigen Theil davon als eigenthümlich zuschreiben; allein dies erbitterte die gegenseitigen Besitzer unter einander, verleitete zu einigen rohen Gewaltthätigkeiten, und wird, so lange kein allgemeiner Beschluß auf alle Theilhaber angewendet wird, noch lange die Quelle von vielen Neckereyen bleiben.

Die Gemeinde Gams hat ausser etwas Alpenboden keine Allmenten, hingegen ebenfalls Privatrieder und Mayenberge, auf denen die Gemeindsgenossen das Frühlings- und Herbsttrattrecht benutzen können. Schon vor zehen Jahren kamen einige auf den Gedanken, ein beträchtliches Stück davon zunächst ob dem Dorfe, das abhangend war und am leichtesten urbar gemacht werden konnte, zu vereignen, d. h., auf das Trattrecht gegen Abtrettung einer Strecke Lands Verzicht zu thun, und diese dann unter alle Haushaltungen zum eigenthümlichen Besitze zu vertheilen; es wurde daher ein Plan dazu der Gemeinde vorgelegt und von derselben genehmigt. Allein nachher gereute es wieder viele, und es entstand ein Prozeß deßwegen. — Die das Gamserländchen damals beherrschenden Ständen Schwyz und Glarus waren in ihren Meynungen darüber getheilt, Schwyz vertheidigte die Vereignung und Glarus die Nichtvereignung, und so opferten die armen Gemeinden deswegen über 8000 Gulden Prozeßkosten auf, ohne von dieser Behörde einen Entscheid zu bekommen. — Nachdem das Vereignungsgesez der

helvet. Regierung herausgekommen war, wurde darauf der erste Gemeindschluß ausgeführt, und ein neuer Prozeß, der wegen den oben angezeigten Prozeßkosten entstand, durch gütliche Vermittlung des Kreisgerichts glücklich beygelegt.

Die Gemeinden Sax, Sallez und Sennwald haben ebenfalls solche Gemeindsrieder oder Auwen, und Privatrieder, auf denen das Trattrecht für alle Gemeindsgenossen liegt. So theilt z. B. die Gemeinde Sennwald die erstern in die Berge und in die Auw ab. Letztere, die theilweise den vortreflichsten Boden zu Aeckern enthält, verschaft des Sommers etwa 40 Pferden und 50 Stück Rindvieh eine schlechte Weide; der Berg hingegen ernährt 30 Stück Kühe, 120 bis 130 Stück Ziegen, und ungefähr 100 Stück Schaafe. — Jede Haushaltung beynahe hat im Sommer ihre sogenannte Heimschkuh, die — indessen das übrige Vieh auf den Alpen ist, dieselbe mit Milch versehen muß, und dafür zum Lohne auf der unfruchtbaren Auw gröstentheils Tag und Nacht herumspazieren darf. Zu einem Beweis von der Vortreflichkeit derselben dienet dies: daß man die Hausväter täglich Heu oder Gras mit sich hinaustragen sieht, so oft sie zum Melken gehen; und doch wird kaum die Hälfte Milch nach Hause gebracht, in Vergleichung mit derjenigen, die bessere Nahrung verschaffen würde. — Das Haupthinderniß an einer bessern Benutzung dieser und ähnlicher Gemeinweiden liegt in den Pferden, indem die Besitzer derselben, welches zugleich die vermöglichsten Gemeindsbürger sind, dieselben auf gemeine Kosten hin ernähren kön-

nen. — Auf dem Berge ist jedem erlaubt, Einschläge zu machen, und daher werden derselben sehr viele, unter dem Namen Reutenen, urbar gemacht. Gewöhnlich werden sie 3 Jahre lang angebaut, und zwar meistens mit Erdapfeln. Ein glücklicher Umstand ist es für den Bau der leztern, und der Feldfrüchte überhaupt, daß wenn der Jahrgang allzu trocken oder allzunaß ist, wenigstens immer eine Gegend, die hohe oder die niedrige, eine ergiebige Erndte verschaft. — Vor zehn Jahren wurde ein ganz am Rhein liegendes Stück Gemeinweid durch Antrieb des verdienstvollen Hr. Landvogt Wolfen von Zürich zum lebenslänglichen Anbau ausgetheilt. Dieses Stück ist seit der Zeit die eigentliche Nahrungsquelle unzählig vieler Haushaltungen geworden, indem alle Feldfrüchte darauf nicht nur äusserst gut gedeihen, sondern auch, besonders die Erdapfel, von vortreflichem Geschmacke sind, und allen andern vorgezogen werden.

Die Gemeinde Reuti hat ihren Gemeind- und Trattpflichtigen Boden völlig eigenthümlich ausgetheilt, und befindet sich gar wohl dabey.

Hier muß ich nothwendig auch noch einige Bemerkungen über die bessere Benuzung der vorzüglichsten von diesen Gemeindsweiden und über gemachte einzelne Versuche deswegen, einrücken.

Während der helvet. Revolution, wo man in allen Hütten von Gleichheit sprach, wo die damalige erste Gesezgebung, nach erklärter Dringlichkeit, begleitet mit vielen Erwägungsgründen, bald alle Wochen ein neues Gesez wegen dem Gemeindseigenthum heraus gab, und die erstern vernichtete; wo selbst die Consti-

kution befahl: daß kein Gut mehr unveräusserlich seyn solle, da war das Vereignen und Vertheilen der Gemeinrieder im Werdenbergischen — vorzüglich bey der ärmern Klasse — das allgemeine Loosungswort.

In den Gemeinden Sevelen und Buchs kam es zu wirklichen Streitigkeiten. Einige drangen auf eine Vertheilung zu eigenthümlichem Besitze, andere verlangten nur Gemeindstheile zu lebenslänglicher Benutzung. Den leztern gab das in beyden Gemeinden vorhandene unbillige und unvernünftige Gesez, vermöge dessen den neuen Haushaltern nur die durch Todesfälle ledig gewordenen Gemeindstheile zugetheilt werden durften, Anlaß zu gerechten Klagen, indem selbige auf diese Weise viele Jahre lang zuwarten mußten, bis die Reihe Neugüter zu erhalten, auch an sie kam. Diejenigen, welche alles vereignen wollten sowohl, als diejenigen, die nur gleich andern, Neugütertheile verlangten, sprachen die Regierung in Bern um Hilfe an, und die leztern bewirkten das Gesez vom May 1799, in Kraft dessen jedem Begehrenden, der noch keinen Pflanzboden von dem Gemeindried empfangen habe, eben so viel davon als den ältern Besitzern zugetheilt werden solle, welches auch befolgt wurde.

Die Gemeinde Warthau wurde durch die zwey Feldzüge in den Jahren 1799 und 1800, wo in dieser Gegend beyde Kriegsheere von Oesterreich und Frankreich über den Rhein vorrükten und wieder retirirten, äusserst mitgenommen, und jede Haushaltung ist dadurch ihres Vorrathes an Lebensmitteln jeder Art beraubt worden. Viele von der ärmern Klasse wählten sich

daher eigenmächtig einzelne Plätze zum anpflanzen von Erdapfeln aus, und die Gemeindsverwalter schwiegen theils aus Mitleiden, theils aus politischen Gründen dazu. Einige, von Eigennuz und Mißgunst gegen die vermöglichere Klasse geleitet, zäunten über 2000 Klafter für sich ein, wovon sie kaum die Hälfte bearbeiten konnten, nahmen die Zäunung dazu aus der eingelegten Auw weg, stifteten dadurch ungeheuer grossen Schaden, und verlangten trozend, sich auf das obige Gesez berufend, — daß man ihnen genugsamen Boden zum anpflanzen anweise, sonst benuzen sie ihre eingezäunten Reutenen. Obschon das obige Gesez auf diese Bürger-Klasse gar nicht anwendbar war, indem selbige schon ihren Antheil Neugüter, gleich andern Gemeindsbürgern, im Besitze hatten, so kam die Sache dennoch zur Berathung vor die ganze Gemeinde, welche eine Commißion aus den reichsten, weniger bemittelten und ganz armen Bürgern verordnete, und ihr auftrug, einen Plan zu entwerfen, wie die Allmenten in Zukunft mit mehr Vortheil und Billigkeit benuzet werden sollen. — Diese Commißion legte darauf der Gemeinde einen Entwurf vor, dessen verkürzter Hauptinnhalt in folgendem besteht:

1. Soll jeder Haushaltung noch 600 Klafter Pflanzboden in der Auw zugemessen werden, und damit der Weidgang nicht nur an einem Orte leide, so soll ebenfalls jede Haushaltung aus den Hölzern — welches Gemeinweiden sind, die von den obern Dörfern Oberschan und Mallans benuzt werden, 200 Klafter erhalten. —

2. Der noch übrige Weidgang in den Hölzern und

der Auw soll in Stösse verlegt, und jedem, sey er reich oder arm, gleich viel derselben gegeben werden, auch soll der arme, wenn er seine Stösse nicht selbst bestossen kann, selbige verlehnen können.

3. Von jedem auf der Allment stehenden Privatbaum soll jährlich 4 Kreutzer an die Gemeinde bezahlt werden.

4. Alle Beschwerden an Rheindämmen, Steg und Wegen u. dgl. sollen von nun an gleich getragen werden.

Man erwartete nun, dieser auf wahre Gleichheit und Billigkeit gegründete Entwurf werde von der ärmern Klasse mit offenen Armen angenommen werden, allein, er wurde beynahe einmüthig verworfen; der Grund davon liegt im vierten Artickel; sie wollten und verlangten Gleichheit der Rechte, aber nicht Gleichheit der Pflichten; die gleiche Benutzung der Allmenten sollte eingeführt, die grosse Last, Dämme und Wehre beym Rhein zu machen, hingegen ferners auf den vermöglichern Theil der Bauren gelegt werden. Welch rohe Ungerechtigkeit!

Eine neue Commißion machte darauf folgende neue Vorschläge:

1. Es soll ein grosser Bezirk, dem Rheinstrom nach in bestimmter Breite — nicht vertheilt werden, sondern zum Holzwachs für die Rheindämme benuzt werden.

2. Alle übrige Gemeinweide, zu Berg und Thal, soll eigenthümlich vertheilt werden.

3. Alle Beschwerden wegen Rheindämmen u. dgl., sollen von jedem Bürger in gleichem Maasse getragen werden.

4. Auf jedem Antheil soll obige Verpflichtung unablöslich ruhen.

Aber auch dieser Vorschlag wurde so wie der erste verworfen.

Die Vortheile der eigenthümlichen Vertheilung stellt sich der hiesige Landwirth sehr groß und mannigfaltig vor. Das Erdreich würde urbar gemacht und angebaut werden, und daher einen viel grössern Nutzen tragen, der Ackerbau würde also durch dieses im Lande sehr in Aufnahm kommen; — da die Aecker abwechslungsweise wieder in Wiesen verwandelt werden müßten, so würde der Wieswachs dadurch ebenfalls sehr vermehrt; — wenn die Allmenten den Beschädigungen des Viehs nicht mehr ausgesezt wären, so würde man dieselben mit viel mehr Obstbäumen besetzen; — vielleicht würde durch dieses Mittel der Anbau der künstlichen Futterkräuter mehr erleichtert, und so würde auch die Viehzucht nichts darunter leiden; — das Vieh würde im Stalle leichter und besser genährt, denn durch den anhaltenden Aufenthalt desselben auf der Weide während der schwülen Tageshitze und mancher kalten Nacht wird es mager und die Milchkühe geben weniger Milch, so wie eben dadurch manche Krankheiten unter dem Rindvieh und den Pferden, z. E. der Milzbrand, die Lungensucht u. a. m. verhütet würden; — die Viehzucht könnte überhaupt durch Vermischung mit einer fremden grössern Raçe viel leichter verbessert werden; — die Kornfelder und andere Saaten würden vom Vieh und den Pferden nicht mehr verwüstet werden können; — man könnte Reblaub, Unkraut aus den Kornäckern u. dgl. dem Vieh verfüttern,

das jezt unbenuzt bleibt; -- das Vieh, besonders die Pferde wären im Stalle weniger in Gefahr gestohlen zu werden; -- bey der Stallfütterung würde nicht so viel Dünger verloren gehen, und bey der Gewinnung von mehrerm Dünger könnte man daher auch mehrere neue Weinberge anlegen; — die Häge oder Zäunungsbeschwerden würden wegfallen; — die Rheinwuhrungen und Dämme würden besser unterhalten, indem ein jeder auf sein Privateigenthum beßre Aufsicht tragen würde als auf das Gemeine; zehn Männer würden überdies für den Taglohn und unter der Leitung eines Aufsehers mehr arbeiten als bisher gewöhnlich 30 bis 40 — u. a. m.

Derjenige hingegen, der nicht aus Eigennuz, sondern aus Gründen und aus Ueberzeugung die eigenthümliche Vertheilung (das Vereignen) abrathet, macht folgende Einwendungen:

1. Der tobende Rheinstrom, der noch viel wilder und reissender ist als in der Fläche des Rheinthals, kann nothwendig nur durch die vereinte Kraft ganzer Gemeinden in den Schranken gehalten werden. Ferner, wenn alles von den Gemeinweiden vertheilt und ausgereutet würde, wo wollte man genug Holz für die Dämme hernehmen. -- Die Lage der Auw in Warthau ist überdieß so beschaffen, daß demjenigen, durch dessen vernachläßigten Wuhrantheil der Rhein ausgebrochen wäre, wenig Land verwüstet würde, sondern durchgehends den unten an seinem Antheil angrenzenden Nachbarn; dann wären alle diese Unschuldigen, um ihres eigenen Nutzens willen, nothgedrungen, demjenigen durch dessen Saumseligkeit der Rhein durchbrach,

den Damm herstellen zu helfen — welche Streitigkeiten und Prozesse würden daraus entstehen?

2. Nach der bisherigen Einrichtung und Benutzung der Gemeingüter kann niemand arm genennt werden, der thätig und arbeitsam seyn will. Jeder Hausvater hat an Neugütern, Reutenen und Gärten 800 bis 1000 Klafter Gemeindboden, den er lebenslänglich und unentgeldlich nach Belieben benutzen kann; wollte man nun diese Gemeingüter eigenthümlich vertheilen, so würde mancher verschwendrische Vater seinen Antheil durchbringen und seine Kinder zu Bettlern machen. — Neben dem, wenn arme Leute, die kein Fuhrwerk vermögen, ihre Frohnfuhren zu Rheindämmen bezahlen sollten, so würden sie sicher nicht lange im Besitze ihres eingebildeten Eigenthums bleiben. Auf diese Weise würden also die Reichen bald alles an sich ziehen können.

3. Obschon der Nutzen dieses grossen Weidgangs in Vergleichung mit dem, was ein eingeschlagenes Neugut abwirft, sehr klein scheint, so ist er, genau geprüft, dennoch weit beträchtlicher, als man im ersten Augenblicke vermuthen möchte. Das angepflanzte Neugut muß mit vieler Mühe und Kösten urbar gemacht und mit Dünger verbessert werden; bey der Berechnung seines Ertrags muß daher der Arbeitslohn, der Dünger und die Zäunungskösten vom reinen Ertrage abgezogen werden; hingegen vom Weidgange ist der Nutzen ohne Arbeit und Kosten, und — richtig berechnet — dennoch ziemlich groß. Das Heu ist z. B. alle Jahr im Merz und April gewöhnlich selten und theuer, so daß ein Pferd, so kümmerlich man es auch nährt — täglich 3 und also wochentlich 21 Batzen, ein geltes 2

Jahr altes Stück Rindvieh eben so viel, und ein kleineres halb so viel kosten würde; welche grosse Summen werden nun — nach dieser Berechnung — durch den freyen Weidgang auf diesen Gemeindsriedern erspart, indem gleich im Anfange des Frühlings, wenn der Boden vom Schnee befreyt ist, und warme Witterung eintrittet, vorzüglich die Pferde bey dieser Weide sehr gut gedeihen. Da jeder Baur in dieser Gegend, wo alles beysammen in Dörfern wohnt, und Wiesen und Aecker von denselben oft sehr entfernt liegen, eine Mähne (Ochsen und Pferde) haben muß, so kann er also diese, nebst einer Heimschkuh den ganzen Sommer durch unentgeldlich erhalten — wie unbeschreiblich viel Heu wird dadurch erspart! — Auch ist der Nutzen von den alljährlich zu machenden Hirs-Reutenen sowohl in Ansehung der Frucht und des Strohs, als aber in Ansehung des Gesträuche- und Holzwerkes sehr groß.

So urtheilt man in den verschiedenen Dörfern der Herrschaft Warthau und Werdenberg über diesen wichtigen Gegenstand. — Ich glaube in der bessern Benutzung der Allmenten so vieler Schweizergegenden ein gesegnetes Mittel zu erblicken, Armuth und Dürftigkeit zu verdrängen, den wahren Baurenwohlstand zu befördern, und gemeinnützige Anstalten aller Art daraus zu unterstützen, und eben deswegen werde ich nur gar zu oft über diesen Gegenstand allzuweitläufig.

Nach meinen Ansichten kann ich unmöglich die gänzliche Vertheilung aller dieser Gemeinrieder in Werdenberg entweder zu lebenslänglichem, oder zu eigenthümlichen Besitze billigen, würde nur die Hälfte der noch vorhandenen Gemeinweiden zu lebenslänglicher Benu-

zung ausgetheilt, ganz nach der Art und Weise wie dies mit den Gemeinriedern im Rheinthal geschah, und würde man dann von jedem Bürger-Theil eine etwelche Abgabe von ein paar Gulden zur Unterstützung von Schul- und Armenanstalten beziehen, so könnten durch ein einziges Mittel mehrere Endzwecke erreicht werden, die in der Folge sehr wohlthätig seyn müßten. Da nun aber dadurch das Weidrecht geschmälert würde, so hätte man ja Boden genug, um künstliche Futterkräuter anzupflanzen, und könnte auf diese Weise beym Rindvieh, das nicht auf die Alpen kommt, zur vortheilhaften Vermehrung des Düngers die Stallfütterung einführen, und die Weide nur mit den Pferden benutzen. Und endlich liesse sich die Anzahl der Pferde mit grossem Vortheil um vieles vermindern, wenn man die Anzahl der Ochsen vermehrte, und sich dieser anstatt der Pferde mehr bediente.

Aber — das gröste Hinderniß an der Vertheilung der Gemeinrieder in diesen Gegenden liegt unstreitig darin: daß die Vermöglichern welche Ochsen und Pferde besitzen alsdann, wenn den Aermeren mehrere Gemeindstheile zugegeben werden, behaupten, sie seyen nun auch schuldig, gleiche Lasten, wie die Reichern in Ansehung der Rheindämme über sich zu nehmen, wozu sich die Aermern nicht verstehen wollen; allein ich kann es unmöglich begreifen, daß hierin nicht eine Mittelstrasse zu treffen, und eine gegenseitige gütliche Uebereinkunft ausfündig zu machen wäre, deren Billigkeit dem Aermeren und dem Reichern in die Augen leuchten müßte, wenn nur auch einige wenige kluge und uneigennützige Männer sich darüber gemeinsam berathen

würden. — Ueberdies wäre es der grösten Aufmerksamkeit würdig, auf Mittel zu denken, wie die bisherigen schlechten Rheindämme in diesen Gegenden zwekmäßiger und dauerhafter eingerichtet werden könnten ? Doch, ich muß diesen Gegenstand in einem eigenen Abschnitte behandeln.

Von den Rheindämmen in dieser Gegend.

Die Verfertigung der Rheindämme oder sogenannten **Wuhre** in dieser Gegend wird durch Gemeindsfrohndienste besorgt. So oft es die Noth erfordert, muß jeder Gemeindsgenoß Theil an dieser Arbeit nehmen, die völlig unentgeldlich verrichtet werden muß; besizt einer eine Mähne Pferde oder Ochsen, so müß er mit diesen Steine und Dammmaterialien herbeyführen; es hat schon Jahre gegeben, wo Männer, Pferde und Ochsen 60, 70 bis 80 Tage in denselben solche Frohndienste verrichten mußten, und ein Jahr in das andere gerechnet, müssen die Haushalter in dieser Gegend immer alle Jahr einen ganzen Monat ihre Arbeit darauf verwenden. Die Kühe sind von dieser Pflicht ausgenommen, und es fahren daher sehr viele eigennüzige Bauren von ordentlichem Vermögen nur mit Kühen, damit sie an den Fuhren für die Rheindämme keinen Autheil nehmen müssen. Und wirklich ist hierüber schon mancher Streit entstanden; allein es läßt sich nicht leicht ein besseres Gesez, als das bisherige entwerfen, indem die Grenzlinie zwischen reich, mittelmäßig begütert, dürftig und ganz arm noch nie hat gezogen werden können, und einer beruft sich immer

auf den andern. — Den grösten Vortheil hierin haben die reichsten, welche viele Ochsen und Pferde besitzen, und die ärmsten Bauren, die keinen Antheil an diesen Gemeindsfuhren nehmen müssen; derjenige hingegen, der nur eine kleine Anzahl Vieh aber doch Pferde und Ochsen besizt, hat die gröste Last zu tragen. — Der bisherigen Bemühungen ungeachtet, nehmen die Ueberschwemmungen des Rheins von Jahr zu Jahr eher zu, als ab. Schon die Abzugsgräben sollten hin und wieder viel sorgfältiger geöfnet und von Zeit zu Zeit mit mehr Fleiß ausgebessert werden, als dies bisher geschah; und die hier allgemein eingeführte Einrichtung der Rheindämme hilft immer nur für den Augenblik, und wäre im höchsten Grade der Verbesserung bedürftig. Die gründlichen Bemerkungen meines Freundes, des H. Eschers in Zürich, die er schon vor einigen Jahren über diesen Gegenstand bekannt machte*), verdienen hier aufs Neue benuzt zu werden.

Noch wild und trüb sind in diesen Gegenden die Fluten des Rheins, oft strömen sie gedrängt zwischen ihren selbst aufgehäuften Grieß- und Sandbänken durch, und graben sich ein augenblikliches tiefes Bett aus, oft aber verbreiten sie sich über eine beträchtliche Fläche, wo sie alle ihre ursprüngliche Stärke verlieren, also die mitgeschwemmten Geschiebe absetzen, und sich durch diese lokale Erhöhung ihres Bettes selbst

---

*) S. seinen Aufsaz über einige Bergthäler der Schweiz, den er in die Monatschrift einrücken ließ, welche den Tittel hat: die Humanisra, 6tes Stück 1797. S. 425–476.

zwingen, seitwärts wieder ein tieferes Bett aufzusuchen, wodurch dann oft die reichen Fluren der an den Ufern wohnenden Menschen fürchterlich beschädigt werden: kommen nun gar in den Sommermonaten die geschmolzenen Schneemassen des Rheinwaldes, Luckmaniers und der übrigen ausgedehnten Schneegebirge des nördlichen Rhätiens, so überströmen sie, in diesem weiten offenen Thale, das ganze oft bis auf eine Viertelstunde breite Rheinbett, wo aber so ausgedehnte Sandbänke aufgehäuft liegen, daß die Hauptmasse des Stroms meist gegen die beiden Ufer hinübergedrängt wird, die lockere Dammerde derselben wegspühlt und so oft beträchtliche Strecken mit sich fortreißt, oder doch traurig beschädigt. Die österreichischen oder westlichen Rheinufer haben zwar meist in dieser Gegend den Vortheil einer merklichen natürlichen Erhöhung, oft sind sie selbst durch Hügel geschützt; aber eben deswegen werden auch die Fluten des Rheins mehr an die schweizerischen ganz allgemein niedren Ufer herübergedrängt, wo sie die meisten Verwüstungen veranlaßen. Nimmt nun im Spätjahr die Wassermenge des Rheins wieder ab, so findet sich das ausgedehnte Bett dieses Stroms gerade an denjenigen Stellen beträchtlich erhöht, wo wegen schon vorhandenen Grieß- und Sandbänken das Wasser die geringste Tiefe hatte, und wo also dasselbe seine mitgeschwemmten Geschiebe abzusetzen gezwungen war; dadurch werden dann alle die traurigen Ereignisse eines bald da bald dort an den Ufern oft in einer dem rechten Winkel nahe kommenden Richtung erscheinenden und durch die benachbarten Sandbänke konzentrirten Stromes erneuert

und wegen verschlimmerter Beschaffenheit des eigentlichen nun trockenen Rheinbettes, häufiger und gefährlicher gemacht. Wären beide Ufer des Rheins von den Bürgern eines Staates bewohnt, und könnte eine freundschaftliche Uebereinkunft zwischen den beidseitigen Landesregierungen statt haben, so könnte diesem Uebel, welches jezt schon so beträchtlichen Schaden bewirkt, und welches sich jährlich merklich vermehrt, durch gemeinschaftliche Maasregeln auf immerhin gesteuert werden. Zu diesem Ende hin müßte dem Rhein eine gerade Richtung gegeben, und eine merklich verengerte Normalbreite angewiesen werden; dadurch bekäme der Rhein einen schnellern Lauf, würde also weniger Geschiebe abzulegen gezwungen werden, und würde bey hohem Wasserstand, insofern er nämlich stark genug eingedämmt wäre, sich sein Bett etwas tiefer ausschwemmen und so durch sich selbst sein Ufer für die Zukunft sichern. Bey gegenwärtigen Umständen aber ist nur Lokalsicherung des Landes durch Palliativmittel möglich. Zu diesem Ende hin wenn der Rhein mit seiner ganzen Kraft auf die Ufer des Ländchens Sax, Werdenberg und Warthau zuströmt, werden von den benachbarten Gemeinden frohnweise Wehre angelegt um die Ufer zu sichern. Diese Wehre werden allgemein von lockern Faschinen oder Stauden verfertigt, welche mit sehr grossen Felsenstücken beschwert werden, wodurch gewöhnlich gleich Anfangs dem Strom Einhalt gethan, und derselbe abgetrieben wird; allein dessen ungeachtet haben diese kostbaren Wehre zwey besonders wesentliche Fehler, welche von

so

so grossem Nachtheil für diese Gegend sind, daß die Landesobrigkeit die Abwendung desselben zu bewirken suchen sollte.

Allervorderst werden in der Gegend der Herrschaft Sax *) allgemein nur Schupfwehre statt Streichwehren angelegt: diese Schupfwehre gehen vom unmittelbaren Ufer in einem Rhein abwärts mehr oder minder spitzigen, zuweilen dem rechten nahe kommenden Winkel auf 30 bis 50 Fuß in den Fluß hinaus, und treiben also das Wasser in einem beynahe rechten Winkel in sein eigentliches Bett zurück; allein hier stößt es sogleich auf die hochaufgeschwemmten Grieß- und Sandbänke, die den Strom mit eben der Gewalt wieder zurückdrängen, und so unter dem angelegten Schupfwehre wieder an das natürliche unbekleidete Ufer antreiben, welches dann aufs neue angegriffen und in einem tief eindringenden halben Cirkel ausgefressen wird. Diese Wirkung, die sich allgemein längs dem ganzen Rheinufer der Herrschaft Sax zeigt, ist so natürlich, daß gewiß nur allgemeine hydrostatische Kenntnisse erfordert werden, um bey jenen Angaben diese vorhersehen zu können. Daher wäre es äußerst wichtig, die am Rhein wohnenden Gemeinden, die so drückend durch diese Wehre beschwert werden, anzuhalten, daß sie ihre Schupfwehre allmählig in Streichwehre verwandelten, wodurch dann theils die Ufer allgemein be-

*) Von den Bündtner Gränzen weg bey der Zollbrücke, bis an die Herrschaft Sax hin, sind lauter Streichwehre, und alle Schupfwehre seit Jahrhunderten gegenseitig bey hoher Strafe verboten.

kleidet würden, theils aber auch der Strom nicht mit solcher Gewalt, unter einem so starken Winkel, in seine Grieß- und Sandbänke hineingedrängt würde, daß diese ihn ganz unausbleiblich wieder zurückprellen und in das Ufer hineintreiben müssen.

Der zweyte äußerst wesentliche Fehler in der Beschaffenheit aller Wehre ist die elende Construction derselben: sie bestehen nämlich aus lockern Faschinen, oder vielmehr großen Stauden, die mit ihrem dickern holzigern Theile gegen den Strom auswärts gelegt, und an einigen schwachen eingeschlagenen Pfählen befestiget werden; sind nun große dicke Lager solcher Stauden vorhanden, so werden mächtige Feldsteine daher geführt, auf diese Stauden hingewälzt, um sie zusammen zu drücken und recht vest zu halten, und hiermit ist der Damm vollendet, denn an eine weitere Bekleidung wird nicht gedacht. Kömmt nun ein etwas stärkerer gewaltsamer Strom, in einem starken Winkel, auf eine solche elende Schupfwehre zu, so ist oft in einer Stunde das Werk mehrerer saurer Gemeinde-Arbeitstage sowohl, als auch die nicht unbedeutenden Materialien des Dammes verlohren, und also das Ufer wieder gänzlich entblößt. Werden aber auch diese Wehre von solchen schnellen Unfällen verschont, so bedarf es nur der veränderlichen Witterung einiger weniger Jahre, so sind diese holzreichen Dämme vermodert, zusammengesunken, zum Theil weggeschwemmt, und die großen Steine, mit denen sie beschwert waren, von ihnen herab, in den tiefen Fluß hinaus versenkt; oft machen endlich an diesen Stellen, wo ähnliche Dämme beständig erneuert werden müssen, zuletzt diese versenk-

ten Felsenstücke eine ungleich festere und zweckmäßigere Bekleidung zur Beschützung der Ufer, als alle die künstlichen, mühsam angelegten Dämme der Menschen nicht sind: aber der Eingeborne, statt sich durch die natürliche Anlage solcher zufällig entstandnen Steindämme zu seiner weitern Beschützung belehren zu lassen, geht unempfindlich bey ihnen vorbey, und hackt gleichsam seine kostbaren Stauden zusammen, um neue Holzdämme anzulegen.

Nur in der Gegend der Gemeinde Salez scheint jener lehrreiche Fingerzeig zum Theil benutzt worden zu seyn; denn hier sieht man zuweilen die Dämme ganz ausschließend aus großen Felsenstücken bestehen, die in einer schiefen, nicht sehr steilen Anlage, über einander hingeworfen sind, und so die dauerhaftesten Wehre verschaffen.

Da wo, wie es in diesen meisten Gegenden der Fall ist, genug große Feldsteine vorhanden sind, können vermittelst derselben weitaus die dauerhaftesten und zweckmäßigsten Dämme angelegt werden. Zu diesem Ende hin müssen die Ufer in einem Winkel von höchstens 40 Grad abgestochen, und ganz mit jenen großen Felsenstücken bekleidet werden; so wie nun solche Ufer vom reißenden Strom untergraben werden, rutschen diese großen Steine auf der schiefliegenden Fläche der Ufer herab, und senken sich tief ein, denn überstürzen können solche trockne Mauren nicht, wegen ihrer sanften Anlage, und fortgeschwemmt können ihre Bestandtheile nicht werden, weil sie ausschließend aus so großen Steinen bestehen, die ihrer Schwere wegen nicht vom Wasser weggeschwemmt werden können: sinkt nun,

wie es immer sehr bald der Fall seyn wird, eine ähnliche Uferbekleidung allmählig ein, so darf sie nur eben wieder mit ähnlichen Steinen erhöhet werden, so erhält sie durch dieses allmählige Herabsenken nur desto mehr Festigkeit, weil die erstern versenkten Steine nun der neuen Uferbekleidung als Fundament dienen. Aehnliche Steindämme, wenn sie sich allmählig gehörig eingesenkt haben, sind so feste, daß die wildesten Bergströme sie unangetastet liegen lassen. Auf diese Art ist endlich die wilde Adda im obern Veltlin gänzlich bezwungen, und die reichen Fluren von Tiran gegen ihre fürchterlichen Verheerungen geschützt worden: so hat auch Aarau endlich die Aare bezwungen, und sich vor ihren Ueberschwemmungen gesichert, da sich die Einwohner dieses Städtchens ehmals an ihren hölzernen Dämmen fast zu Tode arbeiteten, ohne sich hinlänglich sichern zu können; der Wohlthäter, welcher zuerst diese Dämme bey Aarau einführte, ward, weil seine Dämme gar nicht künstlich, sondern ganz natürlich aussahen, ausgepfiffen, seines Amtes entsetzt, und so lange geneckt, bis er vor Gram starb, seine Arbeit aber sichert ihm den Segen seiner Nachkommen.

Da, wo keine solche hinlänglich große Felsenstücke genugsam vorhanden sind, werden Dämme am zweckmäßigsten mit Faschinen gebaut: zu diesem Ende hin aber müssen wirkliche gebundene Faschinen verfertigt werden, welche dann kreuzweise so übereinander gelegt werden, daß die Ueberkleidung etwa 40 Grad Einsenkung erhalte, und daß diejenigen abwechselnden Faschinenlager, welche direkte dem Strom entgegen stehen, gedrängt liegen; diejenigen Faschinen hingegen,

welche mit dem Ufer selbst die gleiche Direktion erhalten, werden nur reihenweise in einiger Entfernung von einander hingelegt, und durch eingerammelte Pfähle bevestiget; die dadurch entstehenden Zwischenräume werden mit Dammerde ausgefüllt: hat nun durch diese Faschinenlager der Damm seine genugsame Höhe erreicht, so wird er mit Rasen bekleidet, und mit schnell wachsenden Wasserbäumen bepflanzt. Solche Faschinenwehre sind an allen denjenigen Stellen, wo es um bloße Ueberkleidungen zu thun ist, völlig hinlänglich und zweckmäßig; da aber, wo ein starker mit Geschieben beladener Strom natürlicher Biegungen wegen stark an das Ufer anprellt, ist eine Bekleidung, wie die vorgeschlagnen Steindämme geben, zu hinlänglicher Sicherung unentbehrlich.

Eben so könnten die Wasserwehre von Warthau, Werdenberg und Sax, ungemein zweckmäßig nach Umständen, theils aus Faschinendämmen, theils aus Steindämmen bestehen, und wenn ihre unzweckmäßigen Schupfwehre nach und nach in Streichwehre umgeschaft würden, so könnten diese wichtigen Rheinufer und ihre dannzumahl erforderliche Sicherung außerordentlich Holz- und Kostenersparend werden; da hingegen bey Fortdauer der gegenwärtigen Umstände, immer das Mark dieser Gegenden auf die unzweckmäßigste Beschützung desselben gegen den Rhein verwendet wird. —

Ueber die Verbesserung der steinigten und sumpfigen Wiesen.

Da sich obige beyde Arten schlechter Wiesen in dieser Gegend finden, so verdient die Frage auch noch eine Beantwortung: wären diese nicht um vieles zu verbessern?

Alle diese Gegenden sind durchaus nicht stark bevölkert, und der Geist des vorhandenen Volks ist keinesweges unternehmend. — Die Cultur und Indüstrie dieser Leute steht kaum auf der alleruntersten Stuffe, so daß daher sogar große Strecken des beßten fruchtbarsten Landes einer viel zweckmäßigern Benutzung bedürften; es wäre also eine vergebliche Mühe, wenn man hier von Verbesserung harter, steinigter oder naßer, sumpfiger Wiesen reden wollte, während dem die ungleich einträglichern Unternehmungen vernachläßigt werden. — Aber eine Bemerkung kann ich unmöglich unterdrücken: es muß doch jedem Freund unsers Vaterlandes schmerzlich wehe thun, wenn er hin und wieder einzelne Gegenden, aus Mangel an Bevölkerung und Indüstrie, unbenutzt vor sich da liegen sieht, während er das Jammergeschrey über Armuth und Mangel so vieler anderer Gegenden, die allzustark bevölkert sind, vernimmt, und ganze Kolonien aus Verzweiflung in ferne Länder auswandern sieht. — Doch selbst im Werdenbergischen wollen einzelne Haushaltungen ihre Heimath verlassen, und das, was so nahe vor ihnen liegt, in der Ferne aufsuchen! —

Drückende Noth und Armuth ist freylich eine trefliche Lehrmeisterin, wenn das Volk vernünftig und auf-

geklärt ist, oder wenn es auch nur einzelne Männer unter sich besizt, die uneigennüzig und thätig genug sind, dasselbe auf ihre Winke aufmerksam zu machen; in der Zeit der Noth kommt alsdann zu Stande, was vorher unmöglich gewesen wäre. Aber — fehlt es einem Volke zur Zeit der Noth und der Verdienstlosigkeit an Bildung und fehlt es vorzüglich alsdenn der angesehenen und reichern Klasse an Gemeinsinn und Uneigennützigkeit, so wird es alsdann vollends abgestumpft, und wenn es auch noch einige schwache Ueberreste von moralischem Werthe besizt, so verliert es auch diese.

Von dem Äckerbau.

Weil jeder unentgeldlich den Sommer über so viel Vieh auf die Allment treiben kann, als er im Winter erhalten hat, so legt man sich sehr stark auf die Gewinnung von Heu und Oemd; und in dieser Absicht sind daher die Allmenten als Gemeinweiden der Aufnahme des Ackerbaus sehr nachtheilig.

Das Erdreich ist in dieser Gegend dem Rhein nach leicht, schleimig, mergelartig, hingegen in den etwas abhangenden Feldern z. E. von Atzmos, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und in der Herrschaft besteht es meistens aus Grienboden, der zum Getreidebau, wenn er wohl gedüngt wird, sehr gut ist; der erstere hingegen dient besser zum Wieswachs, indem das Getreide, wenn im Juny oder July starke Regen einfallen, darin sehr leicht zu Boden fällt, das ihm sehr schädlich ist.

Der Boden liegt in diesen Gegenden zwar niemals brach, allein die Getreideäcker werden von Zeit zu Zeit wieder in Wiesen verwandelt. Gesezt, ein Bauer hat im lezten Sommer 2 Dorffelder (eigenthümliche Aecker) mit Getreide angepflanzt, das eine davon mit Weizen, das andere mit Roggen, so wird er, sobald die Frucht gesammelt ist, den Weizenacker wieder umackern und mit Heidekorn ansäen, den Roggenacker aber läßt er geackert liegen und verwandelt ihn in Wieswachs; im September oder Oktober bricht er darauf wieder eine andere dem Roggenacker gleich grosse Wiese auf und besäet sie mit Weizen; den Weizenacker aber, worin er Heidenkorn hatte, pflügt er ebenfalls und besäet ihn mit Weizen oder Roggen oder Gerste. Auf diese Weise wechseln die Bauren, die mehrere Aecker besitzen, ab; drey Jahre wird ein Acker gewöhnlich gebaut, und im vierten ist er wieder Wiese, die man nach 6, 7 oder 8 Jahren aufs neue in Ackerfeld verwandelt. Die vorher umgeackerten Wiesen werden in der Folge wieder viel Heureicher, und Weizen in Aufbruch (Neubruch) gesäet, gedeiht gewöhnlich ausserordentlich gut, wenn anders der Winter nicht allzukalt und die Lage des Ackers nicht so ist, daß die Kornpflanzen erfrieren.

Einige pflügen das Erdreich, das für Sommerfrüchte bestimmt ist, zweymal, im Herbst und Frühling; andere aber pflügen dasselbe nur im Frühlinge, unmittelbar vor der Aussaat.

Die Aecker werden alle Jahre gedüngt, und auf hundert Klafter Boden rechnet man 2 Fuder Dünger.

Gewöhnlich spannt man an die hiesigen Pflüge auf ebenem Lande 4 Pferde oder 4 gute Ochsen, in abhangenden Aeckern hingegen 6 Stück; arme Bauren, die nur Kühe oder junge Stieren besitzen, setzen öfters 8 Stück vor einen Pflug. Für 100 Klafter wird 40, 48 bis 60 Kreutzer Pflügerlohn bezahlt.

Man hat hier vorzüglich zweyerley Arten von Pflügen. Die erste Art hat ein doppeltes Wegeisen (Pflugschaufel) womit man die Furchen nur auf eine Seite kehrt; sobald der Pflug am Ende des Akers ist, so wird demselben von dem Fuhrmann (Treiber) eine andere Richtung gegeben, der Pflugrädig wird nämlich gekehrt und das Säch, welches die von dem Wegeisen aufgebrochene Erde abschneidet vermittelst des hölzernen Weggen (Keils) auf die andere Seite abgeändert und festgekeilt; der Pflughalter hingegen nimmt das Riesterbrett, welches die aufgegebrochene und von dem Säch abgeschnittene Erde ableitet und umwendet, und bevestigt es auf die andere Seite des Pflugs und dann ist der Pflug wieder in der Ordnung, und dieß wird so lange wiederholt, bis der Acker ganz gepflügt ist. Diese Art von Pflügen gebraucht man nur in abhangenden Feldern, in denen man die Furchen nur auf eine Seite wälzen kann. — Die zweyte Art von Pflügen ist in allen Theilen der erstern ähnlich, ausgenommen daß sie nur ein halbes Wegeisen hat; dieser Pflug muß daher nur im Anfange zubereitet werden, dann fährt man mit demselben rings um den Acker herum, und wälzt die Furchen auf beiden Seiten hin; oder man fährt im Anfange mitten durch und fällt die Furchen

gegen einander. Diese Pflüge werden nur im ganz ebenen Lande gebraucht.

Erst kürzlich erhielt Hr. Landammann Oswald Sulzer in Atzmos einen Pflug von neuer Art von Basel, mit dem er mit 2 Pf rden auf dem ebenen Lande eben so gut ackern kann, als bey der obigen Art mit 4 Pferden.

Winterweizen, Winterroggen und Wintergerste wird gewöhnlich im September und später ausgesäet; Sommerweizen, Roggen und Gerste, auch Mischelkorn (d. ist: halb Weizen und halb Roggen) hingegen zu Ende Aprils oder zu Anfange des Mays. — Auf 200 Klafter leichten Boden rechnet man Saamen 1 1/4 Viertel (1 Viertel 40 bis 44 Pfund schwer) Winterroggen und 2 Viertel Wintergerste; in abhangenden trocknen Aeckern brauchts noch mehr. Vom Sommergetreide hingegen ist halb so viel Saamen erforderlich. — In gutem fettem Dorffeld kann man dann von dieser Aussaat in schlechten Jahren 5 bis 6 Viertel, und in fruchtbaren Jahrgängen 8 bis 10 Viertel einerndten. — Obschon vorzüglich in Werdenberg und Warthau viel Getreide gepflanzt wird, so hat man bey der bisherigen Benuzung der Allmenten dennoch nicht genug eigene Frucht; obschon es keineswegs an hinreichendem Ackerfelde dazu mangeln würde.

Das Unkraut aus dem Korn wird meistens als Streue in die Ställe der Schweine geworfen; nur wenige futtern es ungewaschen dem Vieh.

Der Weizen ist dem Brand und dem Roth (der

Röthe) unterworfen, und zwar am meisten im schleimigen mergelartigen Lettboden. Gegen die leztere Krankheit, der vorzüglich der Roggen und die Gerste unterworfen ist, kennt man keine Mittel, indem diese von der Witterung abhängt. Dem Brand im Weizen sucht man hingegen vorzubauen. Da man diese Krankheit vorzüglich angeloffenem, unreifem und unvollkommenem Getreidesaamen zuschreibt, so fordert man: das Korn, das zur Aussaat bestimmt ist, soll schön reif seyn, und am ersten Tage, wenn es geschnitten wird, auf die Scheune gebracht werden, so daß es von keinem Thau noch Regen benezt werden kann; in der Scheune soll ferners je eine Garbe an die andere möglichst aufrecht hingestellt werden, damit das Korn nicht brate (in Gährung gerathe); endlich, wenn der Saame abgedroschen ist, so soll er gewaschen, getröcknet und mit einer Portion Asche, Kalk oder Vitriol vermischt werden; man glaubt nämlich die von der Gährung angestekten Körner werden durch die Schärfe der obigen Bestandtheile aufgelößt, so daß sie nicht mehr aufkeimen können. Reifer Weizensaamen ist wenigstens das sicherste Mittel gegen den Brand, und man hat darüber in der hiesigen Gegend nachstehende sehr artige Beobachtung angestellt: wenn der Weizen in erhöhten Aeckern vorzüglich stark reif ist, so kann bisweilen der heftig blasende Föhnwind einen beträchtlichen Theil der reifsten Körner ausschlagen; sind diese Aecker nun für das künftige Jahr zu Wieswachs bestimmt, so keimt im Frühjahr öfters der schönste Weizen hervor, so daß man die Wiese nicht abmäht, sondern den Weizen zeitig werden läßt und einerndtet, und in solchem Weizen

entdekt man nicht die geringste Spür von brandigen Aehren. *)

---

*) Die Bemerkungen und Vorschläge der ökonomischen Gesellschaft in Bern stimmen mit den obigen völlig überein; der Gegenstand verdient es, daß ich auch hier folgenden Auszug einrücke: „das beste Verwahrungsmittel gegen den Brand, dessen Ursache in der innern Beschaffenheit des Getreides liegt, ist also reiner, reifer, gesunder und trockener Saamen. Wer denselben nicht hat, muß solchen anschaffen; ist die Plage so allgemein, daß er solchen in der Gegend nicht findet, so nehme er altes Getreide dazu, hat er auch das nicht, und ist er gezwungen, brandigtes auszusäen, so muß er zu einer der folgenden Zubereitungen seine Zuflucht nehmen, durch welche sein Saamen vom Brandstaub gereiniget, vor der Ansteckung gesichert, und zugleich fruchtbar gemacht wird. Nach mannigfaltig gemachten und wiederholten Versuchen und Erfahrungen, haben folgende als die einfachsten, leichtesten, sichersten und wenig kostbarsten, die der Aermste mit wenig Kosten erhalten und mit wenig Mühe brauchen kann, den Vorzug der naturforschenden Landbauer verdient.„

„Erste Zubereitung. Am Abend, bevor man das Getreid aussäen will, legt man so viel, als man dessen zur Saat auf den morndrigen Tag vonnöthen hat, in eine Bütte, gießt Lache oder Mistwasser darüber, bis solches über jenes zu ste-

hen kömmt, rührt dasselbe mit einer Schaufel von Zeit zu Zeit um; hat das Getreid das Wasser verschlukt, so schüttet man wieder so viel zu, läßt es bis am Morgen stehen (den Weizen und Dinkel 24 Stunden), zieht es mit Körben aus, spreitet solches auf die Tenne und streuet gewitterten Kalk darüber, bis er weiß wird; sobald dasselbe zur Aussaat trocken genug ist, wird es in Säcke aufgehoben und gesäet. Der Sämann muß allzeit vom Wind säen, damit ihn der Kalkstaub nicht plage. Diese Zubereitung dienet für alle Getreidarten, dünget den Saamen, widerstehet allen Krankheiten im Getreide, und bewahret solches vor dem Angriff der Vögel, Mäuse und Insekten.„

„Zweyte Zubereitung. Zu einem Bernmütt (er wiegt in Dinkel 130-140 Pfund, zu 17 Unzen Marktgewicht) Saamen nimmt man 26 Pfund gute Asche von hartem Holz zu 30 Maaß Brunnwasser, daraus wird eine Lauge gemacht, indem man die Asche auf einem Tuch von Zeit zu Zeit aufgerührt, 5 bis 6 Tage in dem Wasser liegen, hernach abtropfen läßt, worauf man solche Lauge wohl bedeckt zum Gebrauch aufbehalten kann. In gleichem Verhältniß kann man für mehrere Säcke Saamen von dieser Lauge vorbereiten. Hierauf nimmt man Lauge, so viel als zum Saamen nöthig ist, läßt den halben Theil davon in einem Kessel sieden, so daß solche mit dem andern halben Theil vermischt lau bleibt; hierauf werden vier Pfund ungelöschter Kalk in der warmen Lauge aufgelöst, die Lauge in eine Bütte gethan, mit

der übrigen Lauge durch Einrühren vermischt. In diese Lauge wird der Saamen in einem Korb etliche Mal getaucht, bis er von derselben weiß wird; hernach der Korb auf Stangen über eine andere Bütte zum Abtropfen gesezt, der Saamen auf der Tenne zum trocknen ausgebreitet, und sobald er erkaltet ist, und nicht mehr zusammenhängt, ausgesäet. Allemal, wenn man einen Korb aus der Lauge zieht, muß solche wieder mit einer Stange aufgerührt werden.„

„Dritte Zubereitung. Zu 2 Mütt Dinkel nimmt man ein halbes Pfund blauen Vitriol, und ein Viertelpfund geläuterten Salpeter; solches wird rein gestossen, in einen zweymäßigen irdenen Hafen gethan, und in anderthalb Maaß kochendem Wasser aufgelöst; dieses schüttet man in eine Bütte, und vermengt es mit 100 Maaß reinem Brunnwasser, und rührt solches mit einer Schaufel, bis es schaumet, schüttet die zwey Mütt Getreide in das Wasser, rühret sie bisweilen auf, zieht nach 24 Stunden das Getreid mit Körben aus dem Wasser, und läßt es auf der Tenne tröcknen, so ist es zur Aussaat fertig. Auch diese Zubereitung verwahret den Saamen vor den Jngeren und andern Erdwürmern und Käfern. — Siehe: Nachricht an das Volk vom Brand im Getreide. In der neuen Sammlung physisch ökonomischer Schriften, herausgegeben von der ökonomischen Gesellschaft in Bern. Dritter Band. Zür. 1785. S. 215 - 244. Und: Schreiben des H. Stürlers von Cottens, über die Weise, den Brand im Ge-

treid zu verhüten; in den Sammlungen von landwirthschaftlichen Dingen von der schweizerischen Gesellschaft in Bern. 1sten Theils 4 Stük. Zür. 1760. S. 896-912.

Unmittelbar nach der Gersten- und Hanferndte säet man gewöhnlich in diese Aecker **weisse Rüben** (Rüben), in den Gerstenäckern werden sie zwar groß, aber meistens hart und bitter, aus den Hanfäckern hingegen sind sie schmakhaft, werden aber öfters, wenn der August und September naß und kalt ist, nicht gar groß. Verkauft werden keine.

In den Gemeinden Warthau, Sevelen und **Buchs** wird ziemlich viel Hanf angepflanzt, doch meistens nur zum eigenen Hausgebrauch; es wird zwar auch ein kleiner Theil davon in auswärtige Gegenden nach St. Gallen u. s. w. verkauft, doch nicht einmal so viel, als man aus der Fremde Leintuch ins Land ankauft. — In Grabs und Gams wird wenig Hanf gepflanzt, weil man sich da mehr mit dem Baumwollenspinnen beschäftigt. Zu 100 Klafter hat man gewöhnlich 21/2 Kopf guten frischen Hanfsaamen nöthig, denn unreifer oder 2 Jahr alter Saamen keimt nicht mehr auf, in gar fettes Erdreich braucht man oft etwas weniger. Man wählt hier zum Hanf gutes fettes Erdreich aus, und wechselt von Zeit zu Zeit mit demselben ab; da heftige Sturmwinde den halbgewachsenen Hanf oft fast ganz zu Grunde richten, so bestimmt man meistens solche Aecker dazu, die demselben am wenigsten ausgesezt sind. Jede Art alten star verfaulten Düngers wird dazu gebraucht, nur nicht der Abgang von Menschen, indem die Stängel davon zwar schön

und groß, aber gar nicht Hanfreich sind, auch soll diese Art Hanf vom Winde viel mehr beschädigt werden. Der Saamen wird lieber in feuchten als zu trockenen Boden gesäet, und hat deswegen auch in der Säezeit lieber feuchtes als allzutrockenes Wetter; denn wenn die Witterung anhaltend trocken ist, so keimt der Saame lange nicht, und sehr viel davon wird von den Vögeln aufgefressen; auch ist es in dieser Absicht sehr vortheilhaft, wenn er schnell keimt, weil alsdann das Unkraut vom Hanf leicht verdrängt wird; im entgegengesezten Falle hingegen verdrängt das Unkraut den Hanf. — In der Blüthezeit, meistens im Anfange des Augustmonats, wird er gelochen (ausgezogen), an Garben gebunden, die Wurzeln von der Erde befreyt, und so bald möglich gespreitet. Nach einiger Zeit wird er umgekehrt, und bisweilen nach dem Wenden noch etliche Tage liegen gelassen, besonders wenn das Wetter nicht feucht ist, und der Föhnwind das Thau tröcknet; wird man hingegen von nasser Witterung bedroht, so nimmt man ihn öfters schon in zween Tagen nach dem Wenden weg. Muß der Hanf wegen nasser Witterung allzulange liegen bleiben, so schadet es ihm sehr; Hanf hingegen, der zu wenig lang gelegen ist, wird in feuchte gewölbte Keller gelegt, das ihm nachhilft. Einige legen den Hanf, anstatt ihn zu spreiten, in Teiche und Gräben, daß er durchgebeizt werde. — Auf dieses hin werden die Stengel g e s c h l e i z t, der erhaltene zähe Bast in Zöpfe geflochten, diese an der Sonne und beym Ofen gedörrt, und alsdann unter einem grossen Stein, der vom Wasser getrieben wird,

gerie-

gerieben, bis dieselben völlig weich sind. Diese geriebenen Zöpfe werden darauf vermittelst des einen Endes an eine aufgerichtete Leiter gebunden, mit einem eisernen Klammhacken gebrochen, d. h., zerrissen, und endlich zuerst in der weiten Räuchhächel und nachher in der engern Leinhächel gehechelt, und zum Spinnen zubereitet. — Beym Hächeln macht man dreyerley Sorten, nämlich Hanf, Leinwerch und Rupp. Leinwerch ist der bessere Theil des zurückgebliebenen gröbern Hanfes; und Rupp ist der Ueberbleibsel beyder leztern Theile. Aus dem Hanf wird Tuch zu Tisch- und Bettzeug zubereitet, auch gefärbt und gedrukt zu Weiberkleidungen u. dgl. angewendet; aus dem Leinwerch wird Metzi gemacht, ein Stoff, der einen wollenen Einzug hat, und zur Kleidung der Männer und Weiber benuzt wird: man zieht auch bisweilen Leinwerchgarn in Hanfgarn ein. Ruppgarn wird nur allein gewoben; man erhält davon ein groves Tuch zu Säcken u. dgl.

In der Herrschaft Sax wird mehr Flachs als Hanf gepflanzt, und man verwundert sich mit Recht darüber, daß man im Werdenbergischen und Warthauischen den Flachsbau nicht auch einführt. — Der Saamen, den man aus dem Tyrol bezieht, gedeiht vorzüglich, und daher bedient man sich dessen mehr zum Ansäen, als des inländischen. — Der Flachs wird meistens in das Thurgäu, Toggenburg, St. Gallen, Appenzell und Glarnerland verkauft, und ist eine der wichtigen Quellen des Gelderwerbs der Saxer. Nur in den Gemeinden Salez und Sax verkauft man jährlich über 200

Zentner Flachs das Pfund (à 40 Loth) für 10 bis 12 Batzen. — Das Abwerch oder den Kuder spinnen die Weiber des Winters, und benutzen dieses Garn zu Tuch für allerley Kleidungsstücke.

Seit dem Sinken des Verdienstes mit dem Baumwollenspinnen nimmt der Flachsbau in diesem Bezirke zu, und gerade dieser wäre vermögend manche Gegend wieder reichlich deswegen zu entschädigen.

Die Aecker in diesen Gegenden werden unläugbar am allermeisten mit Türkischkorn und Erdapfel angepflanzt. Vom ersten pflanzt man vorzüglich im Werdenbergischen und Warthauischen eine ungeheure Menge mit grossem Vortheil und macht vorzüglich überall Hausbrodt davon. — Erdapfel hat man hier ebenfalls verschiedene Arten:

Alte rothe, rauchhäutige mit vielen Augen, länglicht und rund: die beste Art.

Aeugstler, kleine rothe länglichte.

Blaßrothe, glatte mit wenig Augen, ovalförmig, von mittelmäßiger Güte.

Weißgelbe, runde, ziemlich schmakhaft.

Gelbe lange mit vielen Augen, Rübenförmige, und

Weisse runde; — diese zwey leztern Arten sind die schlechtesten; man gebraucht sie nur für die Schweine und das Vieh und pflanzt derselben immer weniger.

Man verfährt bey ihrer Anpflanzung auf die allergewöhnlichste Art. Alle werden in Reihen gestekt; die ersten zwey Arten am nächsten, die 2 andern entfernter, die leztern aber am weitesten von einander, weil sie sehr grosses Kraut bekommen. Grosse werden zer-

schnitten, kleine unzerschnitten in die Gruben geworfen, jede erhält zwey Stücke, die theils frisch, theils zwey bis drey Tage vorher zerstückt waren. — Hin und wieder werden solche zu Vierteln ins obere Toggenburg verkauft.

Ich habe schon bey der Beschreibung des Rheinthals von einer allgemeinen Ausartung der Erdapfel geredet, und hier muß ich darüber etwas weitläufiger seyn. — In einigen Jahrgängen der 1780ger Jahren wurde diese auch vorzüglich in Werdenberg und Warthau allgemein wahrgenommen; das Erdapfelkraut wurde krause, krüppelartig, verwelkte schon im Sommer und man erndtete im Herbste sehr wenige und schlechte Erdapfel ein. Man kaufte verschiedene fremde Saamenarten, und auch diese geriethen an einigen Orten schlecht, so wie hingegen der alte Saamen auch nicht an allen Orten ausartete. — Doch vorzüglich wurde das Saamenziehen von den Bollen guter und vollkommner Erdapfelpflanzen sehr empfohlen, um auf diese Weise wieder zu einer recht guten Erdapfelart zu gelangen, aber selbst die auf diese Art erhaltenen Saamen-Erdapfelart entsprach hin und wieder der Erwartung nicht. Mein Warthauer Freund schreibt mir hierüber folgendes, das ich wörtlich einrücke: „Durch „Zufall bekam ich auch Bollensaamen; in einem meiner Weingärten, den ich mit Gänsemist, der mit Erd„apfelstroh vermischt war, düngte, keimten etliche „Erdapfelstängel hervor, und ich erkannte sie sogleich als „die Folge von Bollensaamen. Da der Ruf von der „Vortreflichkeit desselben allenthalben erschallte, so nahm

„ich sie in meine Aufsicht und Pflege, und erhielt im „Herbste nur ganz kleine Erdäpfelchen davon. Im folgen„den Frühjahr steckte ich diese, und im Herbste hiengen „ungemein viel schöne Erdapfel von mittlerer Grösse „an den Stöcken. Im dritten Frühling stekte ich 4 „Reihen davon in einem Acker, in den ich auch an„dere Arten gebracht hatte, und jene zeichneten sich „schon frühe im Sommer durch ihre ungewöhnlich „grossen, und gerade in die Höhe gewachsenen Stän„gel und breiten Blätter sehr vortheilhaft vor diesen „aus, so daß der Unterschied jedem Vorbeygehenden „sogleich in die Augen sprang und ihn lüstern nach „solchem Saamen machte. Im Herbste nahm ich sie „selbst aus dem Boden, und sie gaben sehr reichlich „aus. Nun erwartete ich im folgenden Jahre eine „reiche Erndte davon, und stekte selbige selbst in einen „wohl gedüngten Acker; kaum konnte ichs abwarten, „bis sie etwas in die Höhe aufgeschossen waren; aber „wie erstaunte ich im Sommer, als diese Erdapfel„stauden wieder Krüppel, krause und verdorrt wurden, „von denen ich im Herbste wenige und schlechte Früchte „einsammeln konnte. Seither laß ich die Erdapfel „zum Stecken wieder unausgesucht vom grossen Hau„fen nehmen, und bin wieder glüklicher. Ueberhaupt „haben sich die Erdapfel in hiesiger Gegend wieder „um vieles gebessert. Ich habe auch den Versuch „gemacht, ein Stück Land nur mit grossen Erdapfeln „anzupflanzen, und ein anderes dabey nur mit Aus„wurf von ganz kleinen, allein sowohl in Ansehung „des Krauts als aber der Erndte fand ich keinen Un„terschied daran.„

Mit den obigen Beobachtungen stimmen ähnliche aus dem Glarnerlande völlig überein. Die Veränderung des Saamens hatte manche Vortheile, aber einzig dadurch wurde das Uebel der Ausartung nirgends gehoben. Dies vermochte einzig die Veränderung mit dem Erdreich. Es ist nothwendiges — namentlich durch obige Erfahrung gerechtfertigtes Erforderniß, nicht anhaltend die gleichen Aecker mit Erdapfeln anzupflanzen. Im Neubruch von vorhinigem Wieswachs erndtet man daher auch immer die meisten und schönsten Erdapfel.

In den erhöhten Dorffeldern von Warthau wird auch sehr viel Heydekorn gepflanzt, und es gedeiht weit besser in diesem, als im Riedboden. Es giebt Jahrgänge, wie z. B. der Ao. 1802, daß die zweyte Ernde so einträglich ist als die erste, nur muß man in denjenigen Getreideäckern, die man nach der Ernde noch mit Heidekorn ansäen will, noch vorher aufs neue düngen. Ein früher Reif, wie Ao. 1803, oder ein gar zu starker Südwind kann übrigens darin sehr schaden. In den übrigen Gemeinden wird wenig gepflanzt.

Der Anbau von Hirs und Fench ist sehr unbeträchtlich.

Gartengemüse pflanzt man von sehr vielen Arten, doch iedermann nur für seinen Hausgebrauch; einzig Kabiskrautköpfe werden viele ins obere Toggenburg verkauft.

Taglöhner hat man weibliche und männliche, erstere erhalten nebst Speise 8 Kreutzer, leztere 12 Kreutzer, und ohne Speise 36 bis 40 Kreutzer Taglohn. Ein Knecht hingegen erhält 36, 40 bis 50 Gul-

den Jahrlohn, je nachdem der Dienst mehr oder minder strenge ist.

Der Hülfe der Kinder von 10 bis 12 Jahren bedient man sich namentlich in dieser Gegend sehr häufig und auf verschiedene Weise. Im Frühjahr müssen sie lockere Furchen in den Aeckern aufhacken, um das aufgehakte Unkraut in diese zu legen; oder sie müssen das Getreide vom Unkraut befreyen (jätten); oder beym Türkischkorn und Erdapfelstecken den Saamen in die Erde legen; dem Stosser in den Weinreben die Stickel aufnehmen und geben; das Vieh auf den Allmenten hüten u. dgl. Im Sommer helfen diese ihren Eltern Türkischkor Erdapfeln, Erbsen u. dgl. falgen, das Unkraut ausreuten, heuen, in der Erndte den Schnittern Bänder zu den Garben machen, die im Acker abgefallenen Aehren auflesen, so oft es nöthig ist die Pferde, und hin und wieder alle Abend die Kühe ab der Weide holen. — Im Herbste kann man sie beym Einsammeln des Türkischkorns, der Erdapfel, Erbsen, des Obstes u. dgl. gebrauchen, zum Hanfschleizen, auch müssen die Knaben viele Mühe mit dem angepfählten oder angebundenen Vieh auf den Wiesen haben.

Von der Baumzucht.

Dasjenige, was ich hier über die Baumzucht bemerke, betrift zwar gröstentheils die 4 Gemeinden Warthau, Sevelen, Buchs und Grabs; doch paßt beynahe alles auch auf die Baumzucht in Gams und Sax, wo in den meisten Stücken eine völlige Aehnlichkeit mit den obigen Gemeinden angetroffen wird.

Der Obstwachs ist zwar in diesem Thalgelände sehr beträchtlich, könnte aber dennoch mit grossem Vortheil um vieles vermehrt werden. Die Bäume stehen nicht mitten in den Aeckern, sondern nur etwa an den Strassen werden solche auf das Fürhaupt gesezt: man nennt nämlich beyde Ende eines Ackers, den man daselbst ungefähr 3 Klafter breit nicht umpflügt, das Fürhaupt, gewöhnlich aber pflanzt man hier zu Lande die Bäume ziemlich enge und in grossen Haufen zusammen, und haltet die auf diese Art gepflanzten für tragbarer als die, so einzeln auf dem offenen Felde stehen, weil sie den vielen und heftigen Winden nicht so ausgesezt sind, und das Obst vom Föhnwinde weniger unzeitig abgeworfen werden kann.

Auf den Allmenten oder Auwen stehen sehr viele Obstbäume, die derjenige, der sie gepflanzt, geerbt oder gekauft hat, als sein Eigenthum ansehen und benutzen kann. Jeder Gemeindsbürger kann in bestimmten Kreisen so viel pflanzen als er will, es ist aber mit vieler Mühe und Verdruß verbunden, weil junge Stämme, die man dahin sezt — wenn man sie nicht mehrere Jahre lang mit Dornen wohl einmacht und fleißige

Aufsicht darüber trägt, vom herumlaufenden Vieh zu Grunde gerichtet werden. In Sevelen, Buchs und Grabs darf man auch Nuß- und Kirschenbäume auf die Allmenten setzen, in Warthau aber nicht. — Die Bäume auf den Auwen gedeihen sehr gut und sind überaus fruchtbar, werden aber nicht so alt, wie in den höher liegenden Dorfgütern; ein kalter Winter, besonders wenn das Erdreich vor dem Einfrieren stark mit Wasser geschwängert ist, zersprengt sie, und verursacht vielen einen frühzeitigen Tod.

Es giebt viele Bauren, die mit dem Bäumepflanzen ordentlich umzugehen wissen, allein regelmäßig angelegte Baumschulen giebt es keine. Man bedient sich dabey gar oft eines kürzern Mittels, vergrabt Träster vom gemosteten Obst in die Weinberge, woraus eine Menge junge Bäume entstehen, die man im folgenden Jahr hin und wieder in den Weingärten versezt. Die auf diese Weise gepflanzten und versezten Bäume bekommen viele Seitenwurzeln, und wachsen sehr schnell groß, so daß man sie nach wenigen Jahren entweder in das Holz oder in die Rinde zweygen kann (pfropfen und impfen); sehr viele Bauren verstehen das mehr und weniger, und einige davon verstehen es wirklich kunstmäßig, und zweygen um den Lohn; sie werden alsdann unentgeldlich bewirthet, und bekommen für jedes Zweygchen oder Aug, so anwächst, 4 Kreutzer Lohn. In andern Gegenden werden keine Bäume verkauft.

Man hat bessere und schlechtere, frühere und spätere Obstarten, allein die Benennung derselben in hiesigen Gegenden ist ebenfalls wieder sehr unbestimmt.

Oefters bringen Schwaben Bäume her, welche man sehr wohlfeil kauft, ohne den Namen oder die Beschaffenheit der Frucht vorher zu kennen, und nachher giebt der Besitzer derselben einen ihm beliebigen Namen. Bisweilen gefällt einem Baur in einer fremden Gegend, durch welche er reiset, eine Obstart; führt ihn der Zufall im Frühjahr wieder bey derselben vorbey, so nimmt er eine Zweyge oder Keime davon mit sich, und impft oder pfroft sie selbst oder durch andere auf seine wilden jungen Bäumchen, und alsdann nennt er die Frucht nach dem Ort oder der Gegend, aus welcher sie verpflanzt wurde, z. E. Zürcherbiren, Churerbiren, Mayenfelderäpfel, u. s. w. — Ich will hier nur die Namen von den bekanntesten Arten, welche man einzig in Warthau pflanzt, hersetzen, und man wird sich dann von der Verschiedenheit derselben überzeugen können. Die besten Arten will ich mit einem †, die mittelmäßigen guten mit einer o, und die schlechtesten mit gar nichts bezeichnen.

Frühe Birnen.

Heubieren, 2 Arten.
† Aeugstlen.
† Hüngelen.
† Zuckerbieren.
† Innelen.
o Rosenbieren.
Wasserbieren oder Kurzlänglen.
o Rothhäffelen.
o Bisembieren.
o Bönggelen.

Frühe Aepfel.

Rheinthaler.
Bilger.
o Scheibler.
o Gartenäpfel.
Süßmilter.
o Saurstreifer.
Klein Mauser.
Ranocher.

o Speggbieren.
Mummällen.

Mittlerfrühe Birnen.

o Lengelen.
o Röslen.
o Schmalzbieren.
† Römeren.
o Stadelbieren.
o Scheiblen.
o Stallrothlen.
Groß Wasserbieren.
Klein Wasserbieren.
o Landsknechtenbieren.
Würgelen.
o Hertelen.
† Ruschlen.
Spießlen.
o Weingütlen.
o Märglen.
Schmiedtbieren.
Frühhödlen.
o Ragatzer Aeugstlen.
† Büchslen.
o Kuglen.
o Kriesibieren.
Mehlbieren.
Pfundbieren.
Schliferen.
Striggbieren.
Triesnerbieren.

Mittlerfrühe Aepfel.

o Egger.
o Zürchäpfel.
o Streifer.
o Weißacher.
B'scheißling.
Klopfäpfel.
† Mauser, groß. (In Glarus Schweizerbreitech.)
Breitenäpfel.
Lederocher.
o Pflastocher.
Saurocher.

• Bagollenbieren.
Schalsbieren.

Winterbirnen.

† Rauchbieren.
† Goldbäcklen.
† Streuholzbieren.
† Groß Kulgelbieren.
Kellerbieren.

Zürchbieren.
Spathhödlen.

Spalierbirnen.

† Späthrömeren.
† Citronenbieren.
† Muskatellerbieren.
† Bergamotten.

Spätäpfel.

† Reinetten. 4 Arten.
† Karbander.
† Spathlauber 2 Arten.
† Rosenäpfel.
† Erdbeeräpfel, 2 Arten gelbe und rothe.
† Storzenäpfel.
Hartocher.
Pfaffenkäpli.
† Laueräpfel.

Edlere Aepfelarten z. E. Reinetten, Karbander u. dgl. nehmen sehr zu; mit den Birnen fährt man im alten Schlendrian fort. — Die oben unbezeichneten schlechtern Obstarten sind übrigens gleichwohl nicht zu verachten, denn einige davon sind sehr frühe, andere sehr lagerhaft und andere sehr fruchtbar; auch ist es für den Bauer sehr vortheilhaft, wenn er verschiedene Arten hat.

In diesen Gegenden wird sehr viel Obst und mehr oder minder von den meisten Arten gedörrt, jedoch unter den Birnen am meisten von denjenigen Arten, welche man am häufigsten hat; z. E. von den frü-

hen: die Rosenbirnen, Rothhäfeln, Bisembirnen; — von den mittlerfrühen: die Lengeln, Röslen, Stadelbirnen, Schmiedtbirnen, Ragazer, Aeugstlen und am meisten Kriesibirnen, die zum Dörren trefflich taugen, und von welcher Art die Bäume sehr tragbar sind; von den späten: Rauchbirnen, groß Kugelbirnen, Streuholzbirnen, theils ganz, theils verstückt, Spáthödler ganz. — Spalierbirnen werden theils gekocht, theils roh verspiesen.

Von den meisten Aepfelarten werden gedörrt, am meisten aber Egger, Zürchäpfel, Bilger, Scheibler, Gartenäpfel, Saurstreifer, Süßmilter, von allen Sorten Reinetten, Karbander, Späthlauber, Storzenapfel, Hartocher, Streifer, die aber wegen ihrem zarten Fleisch sorgfältig gedörrt werden müssen, und Laueräpfel. — Am wenigsten dörrt man Erdbeeräpfel, deren man nur wenige hat, Rosenäpfel und Pfaffenkäpli, welche im Winter so hart wie Stein sind, und sich bis in den August und September hinaus frisch erhalten, daher sie sehr geschäzt werden.

Die Stubenöfen in den Baurenhäusern sind zum Obstdörren ziemlich vortheilhaft eingerichtet. Sie sind sehr weit, viereckigt und nieder und aus Lehm und Steinen aufgebaut, und oben auf demselben ruht eine röthliche Thonschieferplatte, die nahe bey dem Dorf Mels anstehend sind, und in grosser Menge in entfernte Gegenden ausgeführt werden. — Diese Oefen sind viel dauerhafter und zum Obstdörren viel bequemer als die Kachelöfen.

Bey dem Dörren der Birnen verfährt man in diesen Gegenden auf folgende Weise. Man heizt den

Ofen zu dem Ende äusserst und reinigt nachher denselben best möglichst von der Gluth nnd der Asche. Ist dieses geschehen, so bringt man in denselben auf einmal 3 bis 4 Viertel (1 Viertel hält ungefähr 50 Pfund a 36 Loth) reife nicht mehr zu rohe, sondern einige Tage gelegene Birnen. Hier müssen sie nun von der Hitze recht durchgebraten werden, damit sie inwendig schön roth, lind und fleischig werden; es kommt also auf die erste gehörige Hitze sehr viel an, und man muß daher nicht nur einen hohen Grad von Wärme in dem Ofen hervorbringen, sondern auch das Ofenthürli überall genau anliegen und vest zuschliessen lassen, damit keine Wärme herausdringen kann. Ist die Ofenhitze im Anfange zu geringe, und das Holz gesparet worden, so bleiben die Birnen inwendig allezeit weiß und zähe, und können in der Folge auf keinerley Weise mehr verbessert werden. Des anderu Tags werden die Birnen theils von kleinen Kindern, theils auf Schaufeln, wie die Becker haben (mit denen man sie aber verstößt; die erstere Methode ist daher die bessere), aus dem Ofen gebracht und verlesen, d. h., von einander gesöndert, die am meisten durchgebratenen und gedörrten, welche man Brathelm nennt -- bringt man auf den Ofen, wo sie mit Tüchern gut bedekt werden, die andern aber müssen noch einmal in denselben. — Man heizt nämlich aufs neue ein, und verfährt dabey wie oben, ausgenommen daß man nicht mehr eine so grosse Menge grüne Birnen einlegt, sondern auf dieselben auch die zurükbehaltenen das vorige Mal nur halb durchbratenen aufhäuft. — An einigen dieser Oefen sind ringsherum kleine Gesimser, die man wie

einen Wandtisch auf- und ablassen kann; auf diese legt man die zuerst auf dem Ofen gelegenen Birnen, welche man halbdürre nennt, und am vierten Tag sind sie dann gewöhnlich ganz dürr. — Eine gutgedörrte Birne darf weder angebrannt noch von der Hize blatrig oder aufgetrieben seyn, sondern muß runzligt, krause und gerade wie eine gedörrte Zwetschge aussehen und inwendig fleischroth seyn. Frischgedörrte Birnen müssen übrigens nicht sogleich in einen Kasten verschlossen werden, sonst schimmeln sie. Verstossene oder angebrannte Birnen werden abgesöndert und den Mastschweinen unter ihr Futter gemischt.

Einige haben auch sogenannte Sonnendörrenen, welche den in Bündten allgemein üblichen ganz ähnlich sind. Sie bestehen aus 2 oder 3 zusammengefügten langen und breiten Brettern, die auf allen 4 Seiten mit einem niederen Brettchen eingefaßt sind, damit die Birnen nicht darüber herabfallen können. Diese Dörre ich nun so eingerichtet, daß man sie oben unter dem Dache gegen der Mittagssonne durch eine Oeffnung vermittelst angebrachter Räderchen aus- und einschieben kann. Halbgedörrte Birnen oder anderes Obst wird auf dieselbe gelegt, und von der Sonne vollends gedörrt.

Bisweilen legt man Birnen, die zum Dörren bestimmt sind, nur auf den Boden von trocknen dem Durchzug ausgesezten Kammern, und läßt sie völlig auströcknen.

Einige späte grosse Birnen werden auch in 4 Theile verstükt, und auf und in dem Ofen gedörrt; im leztern Falle bringt man sie auf hölzernen Dörrru-

cken, die aus Brettern bestehen, welche man auf Räderchen oder Füssen aus- und einschieben kann, oder aber auf einer ähnlichen Maschine, die aus Weiden geflochten und noch zweckmäßiger ist, in denselben.— Späte Birnenarten werden daher vorzüglich auch deswegen sehr geschäzt, weil man sie nur nach und nach dörren und sich der Stubenhitze, die man im Winter gegen die Kälte machen muß, bedienen kann, da man hingegen den frühern Arten ausserordentlich einheizen und eine Menge Holz dabey verbrennen muß, das in warmen Herbsttagen den Aufenthalt in der Stube und im Hause beynahe unerträglich macht.

Die Aepfel werden meistens beschnitten und wie die Birnenschnitte gedörrt.

Aus dem Warthauischen und Werdenbergischen werden in guten Obstjahren ziemlich viel gedörrte Birnen und Aepfel in das Toggenburg und Glarnerland verkauft; die erstern kosten gewöhnlich so viel als der mittlere Kernen (Korn); Apfelschnize hingegen sind etwas wohlfeiler.

Grünes Obst wird öfters ziemlich viel in die Gegenden jenseits des Rheins und in das obere Toggenburg, oft auch ins Rheinthal ausgeführt und verkauft; bisweilen aber wird auch in die untern Gemeinden mehr oder minder Obst und Most aus dem Rheinthal eingeführt. — Je nachdem das Obst gut oder schlecht gerathen ist, wurde das Viertel in diesen Gegenden für 10, 12, 30, 40 bis 60 Kreutzer verkauft. Ao. 1802 kostete es 24 bis 30 Kreutzer, und spätere gepflükte und ausgesuchte Arten 40 Kreutzer.

Most oder Obstwein ward vor 30 oder 40 Jahren

in diesen Gegenden äusserst wenig verfertigt; hingegen in unsern Zeiten wird das Mosten auch hier immer allgemeiner. — Eigentliches Mostobst, z. E. Bergbirnen, Weinbirnen u. dgl. das im Thurgau und Rheinthal so häufig gezogen wird, hat man hier keines, daher der Most sowohl aus diesem Grunde, als aber weil man überhaupt die Verfertigung desselben nicht versteht, auch nicht so gut wird, wie aus jenen Gegenden. Man bedient sich zum Mosten eines Gemisches von verschiedenen Obstarten; den besten Most erhält man von wilden ungezweigten Apfel- und Birnenarten; auch von den oben angezeigten späten Birnen und Aepfeln, und namentlich von den Streuholzbirnen. Das Obst wird unter einem Müllsteinläufer, der in einem Trog läuft und von zween Männern getrieben wird, gekröst d. h., zerrieben, und in den Weintörgeln (Weintrotten) ausgepreßt: da man oft — sehr unzwekmäßig — mürbe gewordenes Obst mostet, so ist das Auspressen alsdann eine sehr mühsame Sache und die zerriebene Maße muß auf dem Trottbett allerorten mit Strohkränzen umgeben werden. In den Most, den man zu Anfange des Winters trinken will, mischt man kein Wasser.

Der Obsttrâš wird meistens zum Dünger gebraucht; einige destilliren ihn, und andere futtern damit magere Schweine; wovon man sich aber wenig Vortheil verspricht.

Einigs

Einige kurze Bemerkungen über die Lebensart, Kultur und Indüstrie dieses Volks.

Die Lebensart dieser Thalbewohner, und namentlich der Werdenberger und Warthauer, ist äußerst einfach und haushälterisch, und sticht wirklich in jeder Rücksicht gegen den großen Luxus der Rheinthaler sehr ab.

Die Kleidung der Baursleute beyderley Geschlechts besteht meistens aus selbst zubereitetem Stoffe, nämlich aus Leinwand und Metzen, und ihre Hauptnahrung verschaffen ihnen Erdapfel und Türkischkorn, die jeder unentgeldlich auf seinen Neugütern und Gärten im Ueberfluße anpflanzen kann. Ein Werdenberger Wirth sagte mir letzthin: „haben wir genug Erdapfel und Türken in unsern Haushaltungen, so sind wir ausgemachte Herren!" — Treffen zu diesem noch Gerathjahre in Ansehung der Baumfrüchte ein, so bedient man sich zugleich des dürren und grünen Obstes und des Obstweins. — Jeder Bauer backt sein Brodt selbst; in Warthau und Sevelen besteht dasselbe aus Roggen- Türken- und Heidenkorn, bisweilen mischt man auch noch ein wenig Weizen darunter; in den übrigen Gemeinden, wo wenig Roggen und Weizen und gar kein Heidekorn gepflanzt wird, besteht dasselbe meistens aus Türkischkornmehl. Vermögliche Bauren und Wirthe backen jedesmahl, neben dem gewöhnlichen Hausbrodt, noch ein wenig Weizenbrodt, und vermischen den Teig bisweilen mit fein verschnittenen dür-

ren Birnen*). — Aus dem Türkenmehl wird auch häufig eine Art Brey zubereitet. Von den sogenannten Heimschkühen erhält man des Sommers die Milch für die Haushaltungen, und von dem Vieh auf den Alpen, die das Jahr hindurch nöthigen Käse und Butter. — Neben dem ist das Land gar nicht stark bevölkert, und nach Verhältniß der unübersehbar großen Strecken wagerechter Allmenten, woran alle Gemeindsgenossen Antheil haben, könnte dasselbe eine zweyfach größere Volksmenge ernähren. Alles Umstände, die, zweckmäßig benutzt, den unbedingten Wohlstand eines Volkes ausnehmend begünstigen und befördern.

Aber, dessen ungeachtet vermißt man in diesen Gegenden den eigentlichen Baurenwohlstand im Allgemeinen; die Art, wie man die Aecker, Wiesen und Weinberge benutzt, ist in vielen Stücken sehr fehlerhaft; die Landwirthschaft steht hier noch auf der untersten Stuffe der Vollkommenheit; die zweckmäßigere Benutzung der Allmenten würde allen Classen namenlose Vortheile gewähren, und, gehörig benutzt, eine unerschöpfliche, bleibende, nie versiegende Quelle zur Errichtung und Unterstützung von Schul- und Armen-Anstalten werden; aber — wer hat dafür Sinn? — In unzählig vielen Haushaltungen herrscht daher, wer sollte es wohl vermuthen? — drückende Armuth und Dürftigkeit, und jede Gemeinde hat eine größere oder

*) Die Wirthe und vermöglichern Haushaltungen im Sennwald lassen alle Wochen einige Weißbrodte von Gaiß aus dem Appenzellerlande hinauftragen.

kleinere Anzahl Bettler *); ein Fall, der vorzüglich gegenwärtig in Gams, Buchs und anderswo immer mehr eintrift, wo unzählig viele Hände, anstatt das Feld anzubauen, und Flachs und Hanf zu pflanzen und zu spinnen, sich mit dem Baumwollen Spinnen beschäftigten, das sie, bey den gegenwärtigen Handlungsverhältnissen, nicht mehr ernährt. — So sehr also diese Thalbewohner auf der einen Seite von der Natur begünstigt sind, eben so sehr fehlt es ihnen anderseits an Cultur und Betriebsamkeit, um davon den vortheilhaftesten Gebrauch zu machen.

Doch, kaum wird man sich mehr über alle diese Erscheinungen wundern, wenn man einen Blick auf die ganze Erziehung dieses Volkes wirft. — Von der zartesten Kindheit an wird theils durch die rohe häusliche Verziehung (wenn ich so sagen darf), theils durch den öffentlichen Schulunterricht jeder Keim eigner Denkkraft erstickt, anstatt entwickelt. Die Wohnstuben und Schulstuben der Kleinen sind einem Kerker eher, als einer ordentlichen Wohnung ähnlich, und könnten absichtlich nicht besser dazu angelegt seyn, alles Gefühl für Ordnung, Schönheit, und Reinlichkeit in ihren zarten Herzen zu ersticken, jede Lebenskraft in ihnen zu tödten, und das Selbstgefühl völlig auszulöschen; — ihr Geist muß nothwendig unter der Last der Unreinlichkeit und der sie umgebenden Fin-

*) Vor einem Vierteljahre befanden sich nur in der Gemeinde Grabs über 50 Haushaltungen, die sich einzig vom Gassenbettel nährten, jede Haushaltung zu 3 bis 10 Personen gerechnet! —

sterniß erliegen! Der Schulunterricht ist von einer solchen Art, daß er, nebst der dabey angewandten Methode, schwerlich zweckwidriger ausgedacht werden könnte. Ich glaube wirklich, jene Schule sey noch nicht die schlechteste in diesen Gegenden gewesen, worin vor 2 Jahren jemand, der von ungefähr dieselbe besuchte, die Schulkinder unbeschäftigt, und den Lehrer der Länge nach auf der Bank liegend, und im tiefen Schlafe schnarrchend antraf! In den Schulen zu Buchs, Sevelen*) und anderswo, schicken die Schulmeister, um Raum in den von den Hausgenossen schon stark besetzten engen sogenannten Schulstuben zu erhalten, jedesmahl einige Kinder mit ihren Schriften in die benachbarten Baurenhäuser zur Stubeten (auf Besuche), voll Zutrauen: daß sie ihrer Aufsicht und Leitung nicht bedürfen. Dieß sind zwar nur einzelne Beyspiele, aber von ihnen kann man aufs ganze schließen, weil ich eine Menge ähnlicher Exempel anführen könnte. — Und was läßt sich wohl bey solchen Verhältnissen vom Neocommunikanten Unterrichte in der Religion erwarten, der in 6 bis 8 Wochen, wöchentlich in 1, 2 bis 3 Tagen, vom Orts-Pfarrer angefangen und vollendet wird?? **)

*) Ein Schulmeister in Sevelen hat für seinen Winter-Schulunterricht ein Gehalt von 8, schreibe Acht baaren Gulden!

**) Sonntags Kinderlehren oder Katechisationen kennt man in diesen Gegenden nicht einmahl dem Nanwn nach!

Was Wunder also: wenn weit der größte Theil von diesen Thalbewohnern zu unwissend und zu roh ist, um sein eigenes wahres Beste zu berathen, und die vorhandenen Hülfsquellen zu seinem Wohlstande gehörig zu benutzen? — Was Wunder: wenn sich alles eigene Nachdenken verliert, und statt dessen die blindeste und hartnäckigste Anhänglichkeit an bisherige Uebungen entsteht? Was Wunder also: daß bisher die Allmenten, weit dem größern Theile nach, aus Unwissenheit, übelverstandenem Eigennutz und Mißgunst nicht besser benutzt wurden, ungeachtet Zeitumstände, Armuth, das wohlthätige Beyspiel der Neugüter u. a. m. so laut dazu aufforderten? Was Wunder endlich: wenn bey bürgerlichen Streithändeln ihre Hartnäckigkeit in einen solchen Starrsinn ausartet, daß sie eher ihr ganzes Vermögen in Prozessen aufopfern, als sich zum Vergleichen oder Nachgeben bereden lassen.

Mein Freund Escher erlaube mir, diese traurige charakteristische Skizze mit seinen eignen Worten, die er aus Veranlassung dieses Volkes niederschrieb *) enden zu dürfen: „Wahrlich! wenn wir mit Vorur„theilsfreyem Auge der Bildung und Entwicklung je„der Menschenklasse oder jedes Menschen nachspüren, „so werden wir beynahe immer den Grund der Ge„brechen, die wir ihnen mit Härte und Bitterkeit vor„werfen, in den Verhältnissen und Umständen auffinden, „in welche die gebildeteren Klassen sie hineinzwingen, „oder welche sie doch veranlassen. Kommen nun noch „gar allgemeine Fehler der Staatsverfassung, Staats-

*) Siehe seinen schon oben angeführten kleinen Aufsaz.

„verwaltung, bürgerlicher Verhältnisse u. s. w. hinzu, „so wundert sich eher der Psycholog, daß diejenigen „Volksklassen, welche allen diesen schädlichen Eindrük-„ken ausgesetzt sind, nicht noch verdorbner, ungebilde-„ter sind, als sie sich wirklich zeigen. Möchte doch „auch gerade in Helvetien, die große Volksklasse von „den Städtern, besonders da, wo diese die Regenten „jener sind, mehr aus diesem Gesichtspunkte betrach-„tet, beurtheilt und behandelt werden!

Vom Weinbau.

Der Weinbau ist in diesen Gegenden ziemlich unbeträchtlich. In Warthau sind auf tausend Klafter fettes Wiesen- und Ackerfeld, die magern Wiesen und Rieder nicht gerechnet, kaum 50 Klafter Weinberge; in Sevelen noch weniger als in Warthau; und in den untern Gemeinden beynahe keine. — Da man sich also mit dem Weinbau sehr wenig abgiebt, zudem die meisten Rebberge an abhangenden Hügeln angelegt sind, so bedurfte es hier wegen der Ausdehnung der Rebberge zum Nachtheile des Ackerbaus keiner obrigkeitlichen Verordnungen; vielmehr haben die ehmaligen Zehendgenossen den Weinbau zu befördern gesucht, und dem Pflanzer eines neuen Rebbergs den Vortheil zugesagt: daß er 10 bis 15 Jahre keinen Zehnden davon geben mußte.

Das Erdreich taugt sehr gut für die Weinberge, ausgenommen daß bisweilen eine Strecke desselben mit Wasser-Adern durchzogen ist, worin die Wurzeln der Weinreben gern anfaulen; diesem Nachtheil glaubt man

alsdann am besten dadurch abzuhelfen, wenn man tiefe Gräben durch den Weinberg hinunter ausschöpft, und solche mit Kieselsteinen beynahe zufüllt, und oben wieder mit Erde zudeckt. Die Reben werden auch in solchem Erdreich gar nicht tief gegrubet.

Die hiesigen Weinberge liegen gewöhnlich gegen Mittag und Abend; solche, die gegen Nordost stehen, geben einen sauren Wein, den man spottweise Grönländer nennt, der aber haltbarer und dauerhafter ist, als der schmackhaftere.

Die Art und Weise der Anlegung der hiesigen Rebberge ist gar nicht musterhaft. Es giebt zwar einige, die ihre Reben Reihenweise in geraden Linien angelegt haben; die meisten aber beobachten darin gar keine Ordnung, das vorzüglich in der Bearbeitung derselben sehr unbequem und nachtheilig ist.

Man hat hier vorzüglich zweyerley Arten Reben, an denen rothe Trauben wachsen; die eine trägt großes, breites Laub, und ihre Gelenken sind nahe bey einander; bey der andern Art stehen die Gelenke weit von einander, und sie hat schmales, kleines, ausgezacktes Laub, diese nennt man Spitzlaubern; sie sind nicht so tragbar, und man befördert die erstere und vermindert die letztere Art. Weinreben von weißen Trauben hat man ebenfalls zweyerley Arten, nämlich Edelweiße und Ellmelen; die erstern erfordern ein fettes Erdreich und viel Dünger, dann sind sie sehr fruchtbar, und geben einen vortreflichen und dauerhaften Wein; die letztern sind noch tragbarer, aber der Wein kömmt den erstern weder an Güte noch Dauerhaftigkeit zu.

Die meisten Weine dieser Gegend sind so, wie der Rheinthaler und Oberländer, im ersten Jahr sehr schmakhaft, werden aber in der Folge lind und trübe, und die Vermischung derselben im Herbste mit säurerem und dauerhafterem ist daher sehr wohlthätig; in gewölbten Kellern erhält er sich übrigens auch viel besser, als nur in den gewöhnlichen Baurenkellern. — Es giebt hier auch rothen Wein, der nur eine Ziegelrothe Farbe hat, welches man der Lage des Weinbergs und dem Erdreich zuschreibt, der ebenfalls mit Vortheil mit dünkler rothem vermischt wird. Ueberhaupt werden die Weine dieser Gegend sehr mit einander vermischt, da der Bauer seine kleinen Weinbergsantheile überall zerstreut hat, und die Trauben derselben mit einander abdrukt. — Weine von Weinbergen, die nicht allzustark gedüngt werden, hält man für besser und dauerhafter als solche, wo das Gegentheil statt fand. — Die Leute in diesen Gegenden sind übrigens so für den neuen erstjährigen Wein eingenommen, daß ihnen der vortrefflichste alte Wein nicht mehr schmekt.

Bey der Verfertigung der Weine verfährt man völlig wie im Rheinthal. Man macht ebenfalls auch 2 Sorten rothen Wein; den einen läßt man in der Trotte einige Tage lang am Träst stehen; den andern drückt man süß ab, d. h., die Trauben werden theils zerstossen, theils unzerstossen auf das Trottbett geschüttet und sogleich ausgepreßt; diesen nennt man süß torkleten Wein. — Bey der erstern Art muß man den obenaufkommenden Träst vorzüglich alle Tage, so lange man ihn unausgedrukt stehen läßt, mit einem Kloz etwas abwärts stossen, daß er stets feucht bleibt, und

nicht zu brathen (zu gähren) anfängt, sonst bekommt der Wein einen Eßiggeschmack, und auf diese Weise könnte also eine ganze Butte voll Wein sehr verderbt werden. Vor dem Abdrucken des Weins nimmt man daher eines Apfels groß vom Tråst an den Mund und saugt den Saft daraus, um zu erfahren: ob er keinen Eßiggeschmack habe; tritt wirklich dieser Fall ein, so wird der Tråst oben von der Butte so tief abwårts weggenommen, so weit er angesteckt ist, oder wenn das Uebel alles angegriffen hat, so låßt man den darunter sich befindenden Wein ablaufen, ohne ihn mit dem Tråst auszudrucken, denn dieser kann beynahe durchgehends såuerlich seyn, ohne daß der Wein darunter davon angegegriffen ist.

Aus den Gemeinden Sevelen und Warthau wird etwas Weins verkauft; der meiste kommt nach Werderberg und Grabs und in das obere Toggenburg; von Warthau wird auch davon ins Glarnerland verkauft.

Aus dem Tråster wird gewöhnlich Weingeist destillirt.

Gewöhnlich werden die Reben im Merzen geschnitten. Wenn in einem Weinberge schöne junge wohlgewachsene Reben sind, so låßt man auf einer Rebe zwey Schosse (Zweige) stehen und zwar die schönsten, wenn solche nicht gar zu hoch ausgewachsen sind; in diesem Falle aber, und hat die Rebe etwas tiefer unten auch noch schöne Schoße, so låßt man diese stehen, denn die Rebe soll überhaupt nicht zu stark in die Höhe gepflanzt werden. Aus dem schönern dieser zwey Schoße macht man einen Bogen, aus dem andern einen Stürzlig oder Knecht, dem man nicht mehr als etwa 4 oder 5 Augen stehen låßt, je nachdem die Ge-

lenke eng oder weit von einander stehen; jedoch schneidet man nicht auf alle Reben Bögen, sie würden zunahe an einander stossen und bey der Zeitigung der Trauben einander schaden. Einjährige Reben erhalten gar keinen, und zweyjährige nur hin und wieder eine davon einen Bogen. — Alte grosse und für das künftige Jahr zum Gruben bestimmte Reben müssen in der Absicht zum Voraus geschnitten werden; man läßt ihnen gewöhnlich die zwey schönsten und höchsten Schoße, jedes ungefähr einen Fuß lang, stehen; durch dieses wird die Rebe biegsamer und daher zum Einlegen geschikter; solche Reben, die man Vorschnitte heißt, sollten tüchtig gedüngt werden, damit sie schönes grosses Holz erhielten. An denjenigen Orten, wo einzelne Reben abgegangen sind, werden ein oder zwey der daran grenzenden Reben auf eine ähnliche Weise vorgeschnitten.

Vor und nach dem Schneiden werden alle Jahre eine gewisse Portion Reben in jedem Weingarten gegrubet (eingegraben;) dies sollte nämlich alle Jahr mit dem 7 oder 8ten Theil eines Weinbergs abwechslungsweise vorgenommen werden; da es aber sehr viel Dünger braucht, den man öfters nicht hat, so pflegt man es gemeiniglich länger damit anstehen zu lassen, und sehr oft werden bisweilen in einzelnen Jahrgängen und Bezirken nur 2, 5 bis 6 Stück gegrubet, wozu man alle Arten Rindvieh- Schaaf- und Ziegendünger gebraucht, doch immer lieber verfaulten als frischen. — Um das vernachläßigte Gruben einigermassen zu ersetzen, wird in dieser Gegend viel Gassenmist, halbverfaulte und vermoderte Holzstücke,

Schlamm und Sand von durch die Strassen laufenden Kühen darein geführt und getragen. -- In tiefliegenden frostartigen Weinbergen muß das Gruben öfters geschehen, als in erhöhten und abhangenden, obwohl auch diese noch bisweilen dem Erfrieren ausgesezt seyn können, wenn die Lage sehr stark nach Mittag gerichtet, und die Witterung im Merzen sehr warm ist, der Boden aber die Nacht hindurch stark gefriert. Der Gruber hat vorzüglich darauf zu sehen: daß er keine andern als recht gesunde und frische Reben grube, und daß er weder diese, noch ihre Wurzeln beschädige; eine stark beschädigte Rebe in die Grube gelegt kann zwar noch wachsen, aber sie kränkelt immer und ist unfruchtbar. Ueber das tief oder nicht tief untergruben sind die Meynungen hier sehr getheilt, jedoch gräbt man sie überall wenigstens so tief ein, daß die Wurzeln von dem Karste oder der Spitzhaue nicht beschädigt werden. Zudem wäre es an einigen Abhängen, wo das wenige Erdreich unmittelbar auf Steinen und Felsen aufliegt, geradezu unmöglich, die Reben tief einzugraben; diese werden dann gewöhnlich alle Jahre nur mit Dünger, den man auf den Fuhrstrassen zusammenscharrt, belegt, und gedeihen davon äusserst gut. Der Gruber muß sich ferners bemühen, daß die Wände der Grube nicht abhangend sondern senkelrecht ausgegraben seyen, damit die eingelegten jungen Rebschoße an dieselbe angelehnt, aufrecht und gerade in die Höhe stehen; eine solche Rebe haltet in der Grube vest, und wird nicht so leicht mit dem Karst oder der Haue (Hacke) hervorgezogen. — Eine in die Grube gelegte Rebe, sollte gerade die Länge

haben, daß nicht mehr als etwa 2 bis 3 Augen des neuen oder leztjährigen Holzes in den Boden kommen müßten; je nachdem das Erdreich beschaffen ist, kann dies gleichgültig seyn; in andern aber fassen die Augen des neuen Holzes Wurzeln, die man Bärte nennt, und dann fault die Rebwurzel hinter diesen Bärten ab, und die neuen Wurzeln haben noch nicht Kraft genug, Fettigkeit an sich zu saugen, und die Rebe zu ernähren; sie kränkelt also, und stirbt nach und nach ab.

Beim Zufüllen der Grube mit Dünger und Erde muß man die Vorsicht gebrauchen, daß die vorragenden Schoße oder die jüngern Reben weder unterlegt noch mit der Schaufel beschädigt werden.

Etwa 3 bis 4 Gelenke hoch über der Erde werden sie abgeschnitten.

Die Reben werden in diesen Gegenden zu Anfange des Winters nicht zu Boden gelegt, ausgenommen solche, die man im kommenden Frühjahr gruben will. Man behauptet: daß wenn man die Reben zu legen anfange, man dasselbe alle Jahr fortsetzen müsse; sie werden dadurch weichlich und erfrieren im ersten kalten Winter, wenn man es wieder unterlasse; auch faulen die Rebstickel am Boden liegend stärker, als aufrecht stehend.

Wenn das Schneiden und Gruben der Reben im Frühjahr vollendet ist, so werden die Rebschoße oder abgehauenen Zweige von Kindern zusammen gelesen und an Büscheln gebunden; dann wird das Erdreich mit einem Karst, das ein Werkzeug mit zwey 5 bis 7 Zoll langen Zanken ist, aufgehacket, d. h., man

überwälzt den Rasen, und unmittelbar darauf stoßt man die Stickel in den Boden und bindet die Reben mit Weiden an dieselben. Zu Ende des Mays oder je nachdem die Frühlingswitterung war, früher oder später, und wenn man die jungen Schoße nicht mehr zu zärtlich glaubt, so daß ihnen nicht mehr jede Berührung schadet, wird das Rebland mit Spitzhauen gefalget. — In der Mitte des Brachmonats fängt man an, die Reben zu erbrechen, jedoch muß dies nicht gerade in der höchsten Blüthezeit der Reben, entweder nach, oder — noch lieber vor derselben geschehen, indem man glaubt, daß bey nasser Witterung die Trauben an einer ausgebrochenen Rebe eher tröknen können und also weniger abreissen; jedoch kennt man Beispiele, daß Saumselige oder durch Umstände genöthigte Bauren, welche ihre Reben nicht ausbrechen konnten, eben so schöne und gesunde Trauben als die andern gehabt haben. Beim Erbrechen verfährt man, wie beim Schneiden; man läßt die 2 schönsten Schoße an einer Rebe völlig stehen, und heftet sie mit Lindenbast an die Pfähle; andere Schoße werden, wenn sie Trauben haben, etwa 2 bis 3 Gelenke vor den Trauben abgebrochen, oder, wie man sagt verzwikt, alle übrigen klein und grössern Ausschüsse hingegen hart am Stamme abgebrochen. Diese Arbeit geschieht hier durch die Weibsleute, und auf eine geschikte oder ungeschikte Erbrecherin kommt vieles an; wer gut erbrechen kann, kann sie auch gut schneiden. Im Heumonat wird aufs neue gefalgt, und im August geheftet und verzwikt, d. h., man bricht die Auswüchse aus und bindet die zwey im Erbrechen stehen gelassenen

Schoße erhöhter an den Pfahl, und diesem gleich eben oder einen halben Fuß hoch über demselben werden sie verzwikt. Zu Ende des Augusts oder zu Anfange des Herbstmonats wird das Rebland noch einmal gefalget, das man schaben nennt, und dann werden die Weinberge geschlossen, d. h., man verbietet, daß keine Arbeiter mehr in dieselben gehen dürfen, bis sie zum Wimmeln wieder geöfnet werden.

Die Kosten, welche man alljährlich auf die Bearbeitung eines Weinbergs von 100 Klaftern verwenden muß, bestehen in folgendem:

Arbeitslohn für Stickelausziehen, schneiden, Schoße auflesen, hacken, Stickel stossen, binden, das man überhaupt zusammen Aufrichten nennt	fl. 4	kr. –
Für Rebstickel, ein Jahr in das andere gerechnet	1	–
Für Band . .	–	20.
Für 2 Fuder Dünger zum Gruben	4	–
Gruberlohn . .	2	40.
Für Baufuhrlohn . .	–	48.
Für Sommerarbeit, welches alles man die Arbeit im Laub heißt	4	–
Für Lindenbast . .	–	20.
Zusammen Gulden:	17	8.

Dafür kann man dann, ein Jahr in das andere gerechnet, von 100 Klaftern 12 Viertel, d. i. 96 Churmaaß Wein einerndten.

Der Ankaufspreis von 100 Klafter guten Weinbergs bestand vorhin in 200 Gulden und von schlechtem in 100 bis 120 Gulden, gegenwärtig aber ist derselbe noch

niedriger; die ersten sind sehr wohlfeil, die leztern hingegen sind beynahe für jeden Preis zu theuer.

Man kennt hier unter den Reben nur die einzige Krankheit, die man den Roth nennt. An einigen Orten nimmt sie schon im Juny, an andern Orten erst im August ihren Anfang. Im erstern Falle werden die Blätter anfangs blaß und verlieren ihre natürliche Farbe, darauf erhalten sie rothe Flecken, die nach und nach grösser werden, und zulezt fallen sie ab; im leztern Falle hingegen werden die Blätter nicht ganz roth, sondern nur roth gefleckt. Die frühere Krankheit ist viel schädlicher, als die spätere, denn wenn sie vor der Traubenblüthe eintrift, so reissen dieselben ab, und die noch übrigbleibenden Trauben werden schlecht und sauer. Einige vermuthen, diese Krankheit entstehe, wenn die Reben im vorhergehenden Jahre durch ein Hagelwetter stark verhackt wurden, so daß sie im Frühjahr noch kränkeln, oder wenn sie vom Winterfrost stark gelitten haben, und sich nicht völlig erholen konnten. Andere haben die Beobachtung gemacht, daß wenn im Brachmonat die Witterung sehr unbeständig ist, so daß Regen und heisse Sonnenblicke in einem Tage öfters schnell mit einander abwechseln, diese Krankheit unter den Reben am allgemeinsten seye. Völlig bewährte Mittel kennt man keine dagegen. Einige unterlassen deswegen das Falgen und gestatten dem Grase und Unkraut freyen Spielraum; andere rathen die Vermischung des Erdreichs mit andern Erdarten an, wovon man aber keine andern Versuche kennt, als diejenigen mit dem oben angeführten verschiedenen Dünger.

Von den Privat- und Gemeinwaldungen.

Hin und wieder besitzen einzelne Privaten kleine eigenthümliche Waldungen, die aus Tannen- und meistens aus Buchenholz bestehen. In Warthau ist ein einziges kleines Privatwäldli von Lerchenbäumen.

Die meisten Gemeindrn dieser Gegenden haben grosse Gemeinwälder, die theils aus Weiß- und Rothtannen, theils aus Buchen und einzelnen Eichbäumen bestehen. Bauholz hat man nicht überall genug, z.B. in Sevelen, Buchs und anderswo.

In allen diesen Bezirken wird, in Ansehung der Wälder, erbärmlich gewirthschaftet, und überall ist freye Weide für Rindvieh und Ziegen in denselben; auch steht es jedem Gemeindsgenoß frey, Laub, Streu- und Farnkraut darin zu mähen, und einzusammeln.

In den meisten Gemeinden hat jeder Gemeindsgenoß genug unentgeldliches Gemeinholz für seinen Hausgebrauch. In Warthau werden keine Holztheile ausgetheilt, sondern jeder kann sich selbst nach Belieben einzelne Stämme auswählen, doch giebt es einzelne Gemeinwälder, die im Bann sind, so daß niemand kein Holz darin hauen darf.

In Warthau, Sevelen und Buchs werden die Waldungen nicht der Ordnung nach abgeholzet, sondern einige Bäume bald da, bald dort untereinander niedergehauen.

In Sevelen und Buchs kauft man viel Bauholz, das auf dem Rhein aus Bündten kommt; — auch hin und wieder kauft man ebenfalls aus Bündten lerchene Rebstickel; 50 Stück, jedes 6 1/2 bis 7 Fuß lang nennt

man

man eine Burde, und je nachdem sie lang oder kurz, und roth oder weiß sind, so kosten sie 34, 36 bis 40 Kreutzer.

Den Nutzen den man aus den verschiedenen Laubarten und von den Buchnüssen zieht, habe ich oben bey dem Wieswachs beschrieben.

Torf wird gegenwärtig noch keiner gegraben, allein hin und wieder auf sumpfigen Riedern würde man solchen auffinden können. — In künftigen Zeiten, bey unvermeidlich erfolgendem Holzmangel, wird man von dieser wohlthätigen Nachhülfe unfehlbar dankbaren Gebrauch machen.

Von der Bienenzucht.

Obschon die Bienenzucht in diesen Gegenden ziemlich beträchtlich ist, so verfährt man dabey dennoch auf die allergewöhnlichste Art. — Es giebt sehr viele Bienenliebhaber die 12, 16 bis 20 Bienenstöcke besitzen. Die Bienen werden theils in runde Strohkörbe, theils in länglichte viereckigte hölzerne Kistchen gesezt, und diese hält man den Sommer über sowohl auf Brettern aussen an den Wohnungen, als aber in eigenen freystehenden Bienenhäusern. Erst seit 4 bis 6 Jahren bedient man sich hin und wieder hölzerner Untersätze. — Wo immer möglich sezt man die Bienenstöcke an solche Orte hin, daß sie vom Nordwinde frey bleiben.

Sehr viele Bienenstöcke werden aus diesen Gegenden ins Appenzellerland und ins Toggenburg, das Stück für 7, 8, 10 bis 11 Gulden verkauft. Erstickt werden

hier keine; sondern wenn man sie nicht verkauft, begnügt man sich damit, ihnen alle Sommer eine Portion Honig zu nehmen; denjenigen, der dieses Geschäft verrichtet, nennt man den Immen, Rumer. Uebrigens wird wenig Honig aussert Lands verkauft.

Im Frühling, wenn die Bienen gefüttert werden müssen, vermischen einige den Honig mit Wein, und schieben denselben in einem Tröglein durchs Flugloch unter den Korb; andere machen den Honig und Wein unter einander warm, kehren den Korb um, und bespritzen damit den Honig.

Auch in diesen Gegenden war der Sommer des 1802 Jahrs für die Bienen ausnehmend günstig, und die ältesten Bienenliebhaber wissen sich keines ihm hierin ähnlichen Jahrgangs zu erinnern, das man den vorzüglich trockenen und warmen Juli, August und Herbstmonaten zuschreibt. — Ein erfahrner Bienenliebhaber in dieser Gegend hat auch öfters die Beobachtung gemacht, daß in Jahrgängen, in denen man viele Kirschen einsammelte, und solche auf den Dächern an der Sonne, nahe bey seinem Bienenhause dörrte, die Bienen stets arm an Honig waren; er behauptete: sie seyen alsdann auf die Kirschen geflogen, haben Kirschensaft eingesogen, den sie sehr lieben und seyen davon faul und unthätig geworden; so daß sie den edlern Blumensaft vernachläßigten.

Von dem Federvieh.

In Werdenberg und Warthau wird wirklich mit Hühnern, Enten und Gänsen, und mit diesen wie mit den Eyern von den erstern ein kleiner Handel nach Chur, ins Pfefferser Baad, nach St. Gallen und ins Glarnerland getrieben; ich muß daher denselben auch noch kürzlich erwähnen.

Die Bauren-Weiber dieser Gegenden halten wirklich sehr viele Hühner, und heißen daher nicht ohne Grund Hünder-Müttern. Im Winter füttern sie dieselben mit Kleyen und Erdapfeln, worüber jedesmahl ein wenig Türkenmehl gestreut wird, und Suppe, Buttermilch und abgerahmte Milch macht ihr Getränk aus; die Aermern, die Grüsch und Erdapfel auf andre Weise brauchen, bedienen sich der Heublumen und der Moose von den Bäumen und Steinen, die sie mit Wasser anfeuchten. Im Sommer bedörfen sie von dem ähnlichen Futter eine kleinere Portion, weil sie durch erlaubtes Finden und privilegirtes Stehlen manchen guten Bissen zu erhaschen wissen. — Als Mastungsmittel giebt man ihnen Weizen- Türken- und Heidekornmehl, Brodt, Milch u. dgl. Wenn man aber ein Huhn schnell fett machen will, so nimmt man Weizen und Heidekornmehl, benäßt dasselbe mit ein wenig Wasser, macht länglichte Kügelchen, und steckt ihnen von denselben täglich etlichemahl einige mit Butter bestrichene durch den Hals hinunter, wobey man ihnen immer hinreichendes Getränk vorstellt, und sie in einem engen Raume einschließt, so daß sie keine Bewegung haben. — Die ganz jungen aus dem Ey ausgekroche-

nen Küchlein werden mit Hirs und Türkenmehl, mit Milch angeweicht, gefüttert.

In den Gemeinden Buchs, Grabs und Wartbau hält man auch Enten und Gänse, von jeder Art in jeder Gemeinde ungefähr 50 bis 60 Stük, die man meistens jung und ungemästet nach Bündten und in das Toggenburg verkauft. — Eine junge Gans kostet 15 bis 20 Batzen.

Man füttert sie gewöhnlich mit Erdäpfeln, Rüben schlechtem Obst und Kleyen; will man sie aber fett machen, so giebt man ihnen Brey von Türken- und Kernenmehl mit Wasser und Sand vermischt.

Die Zuchtgänse werden öfters 15, 20 bis 24 Jahr alt. Sie legen ihre Eyer alle Jahr im Merz und April, und zwar 10 bis 12 Stück, die sie nach vier Wochen und zween Tagen ausbrüten; im dritten und vierten Jahre hält man sie dazu am tauglichsten. Die Jungen futtert man mit Türkenbrey oder, wie man diesen nennt, mit Ribel und Wasser.

Man rupft ihnen viermal des Jahrs den Pflaum aus, und bekommt jedesmal vom Stücke ungefähr 1/8 Pf. Die Männchen haben mehr Pflaum als die Weibchen, und die Alten mehr als die Jungen.



